This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1731
E M0122

I/II

Der

evangeliſche Proteſtantismus

in

ſeiner geſchichtlichen Entwicklung

in

einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt

von

Dr. K. R. Hagenbach,

Prof. der Theol. in Baſel, der hiſtor. theol. Geſellſchaft in Leipzig ord. Mitglied.

Erſter Theil:

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

Leipzig,

Weidmann'ſche Buchhandlung

1837.

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,

Professor in Basel.

Dritter Theil.

Leipzig,

Weidmann'sche Buchhandlung

1837.

BR 301
H3
v. 3

Druckfehler.

S. 16 Z. 18 v. u. ſt Rückſicht l. Rückhalt
— 19 Note Z. 4 ſt. Aubiqué l. Aubigné
— — — — 5 ſt. Micheles l. Michelet
— 24 Z. 12 v. u. ſt. den l. denn
— 28 — 18 v. o. ſt. entgegenſtellt l. entgegenſtellte
— 33 Note Z. 1 ſt. Schröcks l. Schröckh
— 41 Z. 17 v. o. ſt. denn l. dran
— 43 Note l. Er ſaß vorher in ꝛc.
— 51 — Z. 1 v. u. ſt. Thiercy l. Thierry
— 56 — — 2 v. u. ſt. „Huß" l. „Huſt"
— 60 Z. 7 v. o. l. die der Bauern ꝛc.
— 64 — 5 v. u. ſt. Staub l. Raub
— 83 Z. 15 v. u. ſt. würgen l. würzen
— 85 — 12 v. u. ſt. römiſchen l. römiſchkatholiſchen
— 100 Note Z. 13 v. u. ſt. Claru l. Clara
— 106 Z. 17 v. u. ſt. wird l. ward
— 110 — 14 v. o. ſt. Pleſſis-les-Sours l. Pleſſis-les-Tours
— 111 Note Z. 1 v. u. ſt. mors l. mort
— 113 — — 4 v. u. ſt. Davilo l. Davila
— 118 Z. 4 v. u. tilge „ihm" vor „die Beiſpiele"
— 122 — 3 v. o. ſt. Wort l. Werk
— 130 — 7 v. o. hinter „erinnerte" ſchalte ein: ſich
— 132 — 2 v. o. ſt. dem l. den
— 140 Note Z. 1 v. u. l. Plieninger
— 148 Z. 8 v. o. l. Antillo
— 156 — 9 v. o. l. Geiſel
— 168 — 14 v. u. ſt. muß l. mußte
— 170 — 8 v. u. ſt. ſchließen l. ſchießen
— 184 Note Z. 1 l. Biſch
— 197 Z. 3 v. u. ſt. Roceſen l. Rocheſter
— 199 — 6 v. u. ſt. Ochim l. Occhin
— 211 — 2 v. u. ſt. ſolchen l. ſolch
— 219 Note Z. 3 l. Knox
— 220 Z. 1 v. o. l. von noch nicht 24 Jahren
— 241 — 12 v. u. ſt. des Britten l. der Britten
— 245 — 9 v. o. ſt. zeigte l. zeugte
— 281 — 14 v. o. ſt. dort l. doch
— 288 — 16 v. u. l. Erfahrungsſeelenkunde

Der

evangeliſche Proteſtantismus

in

ſeiner geſchichtlichen Entwicklung

in

einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt

von

Dr. K. R. Hagenbach,

Prof. der Theol. in Baſel, der hiſtor. theol. Geſellſchaft in Leipzig ord. Mitglied.

Erſter Theil:

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

Leipzig,

Weidmann'ſche Buchhandlung

1837.

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,
Professor in Basel.

Dritter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1837.

H.

BR 301
H3
v. 3

Druckfehler.

S. 16 Z. 18 v. u. ſt Rückſicht l. Rückhalt
— 19 Note Z. 4 ſt. Aubiqué l. Aubigné
— — — — 5 ſt. Micheles l. Michelet
— 24 Z. 12 v. u. ſt. den l. denn
— 28 — 18 v. o. ſt. entgegenſtellt l. entgegenſtellte
— 33 Note Z. 1 ſt. Schröcks l. Schröckh
— 41 Z. 17 v. o. ſt. denn l. dran
— 43 Note l. Er ſaß vorher in ꝛc.
— 51 — Z. 1 v. u. ſt. Thiercy l. Thierry
— 56 — — 2 v. u. ſt. „Huß" l. „Huſt"
— 60 Z. 7 v. o. l. die der Bauern ꝛc.
— 64 — 5 v. u. ſt. Staub l. Raub
— 83 Z. 15 v. u. ſt. würgen l. würzen
— 85 — 12 v. u. ſt. römiſchen l. römiſchkatholiſchen
— 100 Note Z. 13 v. u. ſt. Claru l. Clara
— 106 Z. 17 v. u. ſt. wird l. ward
— 110 — 14 v. o. ſt. Pleſſis-les-Gours l. Pleſſis-les-Tours
— 111 Note Z. 1 v. u. ſt. mors l. mort
— 113 — — 4 v. u. ſt. Davilo l. Davila
— 118 Z. 4 v. u. tilge „ihm" vor „die Beiſpiele"
— 122 — 3 v. o. ſt. Wort l. Werk
— 130 — 7 v. o. hinter „erinnerte" ſchalte ein: ſich
— 132 — 2 v. o. ſt. dem l. den
— 140 Note Z. 1 v. u. l. Plieninger
— 148 Z. 8 v. o. l. Antillo
— 156 — 9 v. o. l. Geiſel
— 168 — 14 v. u. ſt. muß l. mußte
— 170 — 8 v. u. ſt. ſchließen l. ſchießen
— 184 Note Z. 1 l. Biſch
— 197 Z. 3 v. u. ſt. Roceſen l. Rocheſter
— 199 — 6 v. u. ſt. Ochim l. Occhin
— 211 — 2 v. u. ſt. ſolchen l. ſolch
— 219 Note Z. 3 l. Knox
— 220 Z. 1 v. o. l. von noch nicht 24 Jahren
— 241 — 12 v. u. ſt. des Britten l. der Britten
— 245 — 9 v. o. ſt. zeigte l. zeugte
— 281 — 14 v. o. ſt. dort l. doch
— 288 — 16 v. u. l. Erfahrungsſeelenkunde

S. 290 Z. 18 v. o. ſt. laute l. bunte
— 293 — 6 v. u. ſt. Deputirten l. Deputaten
— 305 — 12 v. u. l. Hogerbeets
— 326 — 4 v. u. ſt. Kloſter l. Kanton
— 349 — 9 v. u. l. willfahrten
— 427 — 4 v. u. l. 1473
— 459 — 6 v. u. l. Sendomir
— 477 — 16 v. o. l. 11000
— 513 — 3 v. o.
— — — 10 v. u. } ſt. Lehrer l. Leſer
— 539 — 8 v. o. l. geſoltert
— 542 Note Z. 1 v. u. ſt. vollendet l. vollends.

Bloße Buchſtabenfehler ſind in obigem Verzeichniſſe nicht angegeben.

Die auf pag. 3 und 4, 47 und 48, 153, 172, 221 und 222, 248, 256, 359, ſtehen gebliebenen Druckfehler ſind durch Cartons beſeitigt.

Vorwort.

Die unerwartet günstige Aufnahme, welche meine Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation bei dem deutschen und schweizerischen Publicum gefunden haben, leiht mir den Muth, auch diese Fortsetzung derselben einem weitern Kreise mitzutheilen, als dem, für welchen sie ursprünglich bestimmt war. Da das Buch in seiner nunmehrigen Gestalt durchaus kein systematisch gehaltenes Lehrbuch, sondern in der That nichts anders, als der möglichst wortgetreue Abdruck wirklich gehaltener Vorlesungen sein soll (wie man es ja auch in der Regel bei gedruckten Predigten zu halten pflegt), so werden sich auch die Ansprüche an dasselbe anders gestalten, als bei einem eigentlichen Geschichtswerke. Das Subjective, das örtlich Bedingte, das Zeitgemäße, ja sogar das Zufällige wird mehr vorwalten dürfen, als in einem nach den Grundsätzen der „Historik" abgefaßten Kunstproduct. Obwohl sich nun diese im verflossenen Winter gehaltenen Vorträge an die vor

drei Jahren mitgetheilten anschließen und auch von dem Verleger als 3ter Theil ausgegeben werden, dem, so Gott will, ein 4ter als Schluß des Ganzen in Jahresfrist nachfolgen soll, so darf man doch nach dieser mehrjährigen Unterbrechung kein so genaues Anschließen an den früher behandelten Stoff erwarten, daß dabei keine Lücken auf der einen, und keine Wiederholungen auf der andern Seite stattfänden. Der Plan dieser Vorlesungen, die wieder ein Ganzes unter sich machen, erforderte es, hie und da wieder auf die eigentliche Reformationsgeschichte zurückzugehn und einiges weiter auszuführen, was in den frühern Vorlesungen nur in flüchtigen Zügen angedeutet war. Dahin rechne ich namentlich die Reformationsgeschichte des Auslandes, die dort nur nebenbei in Betracht kam, hier aber nachgeholt werden mußte, da die Beschränkung „auf Deutschland und die Schweiz" für unsern dießmaligen Zweck wegfiel. Zu andern Ergänzungen, z. B. zu einer ausgeführtern Biographie Calvins und zu einer weitläufigern Geschichte des Schmalkaldischen Krieges, die man an den frühern Bänden vermissen könnte, fand sich hier kein Ort. Für das Erstere ist indessen durch Henry, für das Letztere durch Marheinecke im dritten Bande gesorgt worden.

So wenig als eine planmäßige Vollständigkeit, eben so wenig wird man eine Ausbeute von neu erforschten geschichtlichen Resultaten zu erwarten haben. Was mir von Quellen zugänglich war, das habe ich so gut als möglich benützt und auch hie und da zu Berichtigung von Thatsachen mitzuwirken

geſucht. Doch blieb dieß Nebenſache. Mein Hauptzweck war ein praktiſcher, und ſo glaubte ich nichts Unnützes und auch nichts meiner Stellung Unwürdiges zu unternehmen, wenn ich das, was durch die verdienſtvollen Forſchungen Anderer bereits ausgebeutet iſt, was ſich aber in vielen, den Laien oft unbekannten Büchern zerſtreut findet, zum Behufe der Letztern, namentlich der Gebildeten unter ihnen, in ein überſichtliches Ganze zuſammenſtellte und es pragmatiſch bearbeitete, wobei ich nicht unterlaſſen habe, meine Gewährsmänner zu nennen. Ihnen gebührt, wenn je etwas Gutes durch dieſe Vorträge geleiſtet worden iſt, vor allem der Dank. Das Wenige, was bei der Beurtheilung meiner geringen Leiſtung in Anſchlag kommen dürfte, wird faſt mehr vom ethiſchen und praktiſch-theologiſchen, als vom rein hiſtoriſchen Geſichtspunkt aus zu beurtheilen, und namentlich die Frage zu erörtern ſein, in wie weit die Aufgabe, durch ſolche geſchichtliche Vorträge auf die chriſtlich-proteſtantiſche Geſinnung der gebildeten Mitwelt zu wirken und das Intereſſe für kirchliche Gegenſtände zu wecken, Mißverſtändniſſe zu heben und Wahrheit in Liebe zu befördern, erreicht worden ſei? Hierüber erwarte ich gerne das Urtheil und die Zurechtweiſung der Sachverſtändigen. Nur Eines muß ich noch bemerken, daß wegen der Entfernung des Druckortes und der Beſchleunigung des Druckes ſelbſt ſich nicht allein mehrere Druckfehler, welche das Verzeichniß nennt, eingeſchlichen, ſondern auch einige Unebenheiten des Stils und Nachläſſigkeiten des Ausdrucks, an deren Wegfeilung man ge-

wöhnlich erſt bei der Correctur gemahnt wird, ſich zu meiner nicht geringen Verwunderung erhalten haben, für die ich um ſo mehr um Nachſicht bitten muß, als man allerdings das Recht hat, grade in Hinſicht der Darſtellung an derartige Vorträge einen ſtrengern Maßſtab zu legen.

Baſel, in den Sommerferien 1837.

Hagenbach.

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung. Einleitung und Plan. 1

Zweite Vorleſung. Rückblick auf die Reformationsgeſchichte. Kirchlicher und politiſcher Zuſtand Europa's von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis um die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Schickſale des Proteſtantismus in Deutſchland ſeit dem Religionsfrieden. Frankreichs Reformation bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts. 19

Dritte Vorleſung. Weitere Schickſale des Proteſtantismus in Frankreich. Annas du Bourg und andere Märtyrer. Ausbruch des Religionskriegs. Schriftſteller über dieſen Gegenſtand: Lacretelle, Schiller, Wachler. Parteien der Bourbonen und Guiſen. Verſchwörung von Amboiſe. Ueber die Benennung Hugenotten. L'Hôpital und das Triumvirat. Geſpräch von Poiſſy. Edict von St. Germain en Laye. Greuel zu Cahors und anderwärts. Blutbad in Waſſy. Schlacht von Dreux. Tod des Franz von Guiſe. Friede von Amboiſe. 40

Vierte Vorleſung. Katharina von Medicis und der Fanatismus Karls IX. Reiſe mit ihrem Sohne durch Frankreich und Zuſammenkunft in Bayonne. Zweiter Religionskrieg. Schlacht bei St. Denis. Tod des Montmorency. Kleiner und hinkender Friede von Longjumeau. Flucht von Condé und Coligny nach Rochelle. Jeanne d'Albret und Heinrich von Navarra. Der dritte Religionskrieg. Schlacht von Jarnac und Condé's Tod. Schlacht von Montcontour. Coligny's chriſtliche Geſinnung. Friede von St. Germain en Laye. Die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha. Tod der Jeanne d'Albret. Coligny's Tod und die Bluthochzeit. 65

Fünfte Vorleſung. Allgemeine Betrachtung über den Eindruck der Bartholomäusnacht in Deutſchland, England u. ſ. w. L'Hôpitals letzte Tage und Tod. Wiederausbruch des Krieges. La

wöhnlich erſt bei der Correctur gemahnt wird, ſich zu meiner nicht geringen Verwunderung erhalten haben, für die ich um ſo mehr um Nachſicht bitten muß, als man allerdings das Recht hat, grade in Hinſicht der Darſtellung an derartige Vorträge einen ſtrengern Maßſtab zu legen.

Baſel, in den Sommerferien 1837.

Hagenbach.

Seite

Polus. Verfolgungen. Ridley und Latimer. Cranmers Tod und Rückblick auf sein Leben und seine Gesinnung. Weitere Verfolgungen. Maria's Tod. Elisabeth. 190

Zehnte Vorlesung. Elisabeths Regierung. Die 39 Artikel. Schottlands Reformation. Hamilton. Cardinal Beaton. Hinrichtungen. John Knox. Walter Mill. Unruhen in Edinburg. Congregation Christi. Vorfälle in Perth. Weitere Unruhen. Entsetzung und Tod der Regentin. Edinburger Vertrag. Charakter der schottischen Reformation. Presbyterianismus. Maria Stuart. Die vormundschaftliche Regierung. Knox stirbt. . . 214

Eilfte Vorlesung. Die Spaltung der Conformisten und Nonconformisten (Puritaner) zu Elisabeths Zeiten. Parker. Die Zeiten Jacobs I. Pulververschwörung. Karl I. Erzbischof Laud. Unruhen in Edinburg. Der Covenant. Das lange Parlament. Hinrichtung Straffords. Aufruhr in Irland. Hinrichtung Lauds. Indepenbenten und Gleichmacher. Prozeß und Tod Karls I. Rückblick auf das Bisherige. 240

Zwölfte Vorlesung. Innerer Zustand der protestantischen Kirche in Deutschland. Das alte und neue Kurhaus, Jena und Wittenberg. Agricola. Amsdorf und Major. Strigel und Flacius. Osiandrischer Streit. Hartes Verfahren der Obrigkeiten. Erneuerung des Sacramentstreites in Bremen und der Pfalz. Heidelberger Katechismus. Kryptocalviniſten. Peucers Schicksale. Concordienformel. 263

Dreizehnte Vorlesung. Ueber den psychologischen Eindruck der Streittheologie jener Zeit. Stellung der baselschen Kirche zu der lutherischen und reformirten. Erzbergerscher Streit und ähnliche. Weitere Folgen der Concordienformel. Fortsetzung der kryptocalvinistischen Unruhen. Streit über Exorcismus. Prozeß und Hinrichtung Crells. Der Streit über die Gnadenwahl in den Niederlanden. Gomarus und Arminius. Dordrechter Synode. Oldenbarnevelds Tod. 287

Vierzehnte Vorlesung. Ueber das Wesen der Mystik und des Mysticismus. Rückblick auf die ältere Geschichte. Caspar Schwenkfeld. Theophrastus Paracelsus. 311

Funfzehnte Vorlesung. Valentin Weigel (Esaias Stiefel. Ezechiel Meth. Robert Fludd) und Jacob Böhm. 336

Sechszehnte Vorlesung. Noch etwas über Böhm und seine Schriften. Johann Arnd und das wahre Christenthum. . . . 360

Siebenzehnte Vorlesung. Reformatorische Wirkung der Wissenschaft. Johann Valentin Andreä und seine Schriften.

Seite

Die Rosenkreuzer. Aus dem guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes. Die Christenburg. 386

Achtzehnte Vorlesung. Franz Baco von Verulam. Johann Kepler und der Kalenderstreit nebst andern protestantisch dogmatischen Curiositäten. Hugo Grotius. 413

Neunzehnte Vorlesung. Noch ein Wort über Grotius und die arminianische Theologie. Geschichte der protestantischen Secten. Die Wiedertäufer und Mennoniten. David Joris und sein Proceß. Unitarier. Reformation in Italien. Bernhardin Ochino. Lälius Socinus und sein Neffe Faustus. Reformation in Polen. Lehrbegriff der Socinianer. 442

Zwanzigste Vorlesung. Der Katholicismus nach der Reformation. Das Concil von Trident. Neue Orden: Capuziner, Theatiner, Somasker, Priester des Oratoriums. Vincenz von Paula und die Priester der Mission (Lazaristen). Die barmherzigen Schwestern, Ursulinerinen und Visitantinen. Ignaz Loyola und der Jesuitenorden. Die Missionen der katholischen Kirche. 465

Einundzwanzigste Vorlesung. Das Papstthum und die Päpste nach der Reformation. Paul IV. Pius IV. und V. Gregor XIII. Sixtus V. Carlo Borromeo und die katholische Schweiz. Franz von Sales und die katholische Mystik. Fra Paolo Sarpi. Michael Bajus. 491

Zweiundzwanzigste Vorlesung. Recapitulation. Ueber den Einfluß des Protestantismus und Katholicismus auf Politik, Wissenschaft, Kunst, öffentlichen Cultus und Sitte. Das Kirchenlied der Lutheraner und die reformirten Psalmen. Palestrina. Die Predigtweise. Beiträge zur Sittengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Hans von Schweinichen. Dorothea Sibylla. Schlußbetrachtungen. 517

Erſte Vorleſung.

Einleitung und Plan.

Drei Jahre ſind nun dahin geſchwunden, ſeit ich an dieſer Stätte meine Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation gehalten habe. Noch iſt mir die liebende Nachſicht, die Aufmunterung, die mir von verſchiednen Seiten geworden, in erfreulichem Andenken, und ſchon dieß könnte hinreichend ſein, mir zu einer Fortſetzung des damals unternommenen Werkes Muth zu machen. Allein es iſt noch etwas anderes, das ſchon ſeit dem Schluſſe der damaligen Vorleſungen in mir gearbeitet und mich zu verſchiedenen malen gedrungen hat, den Faden wieder aufzunehmen, wo ich ihn abbrechen mußte, und nur äußere Umſtände waren die Gründe, daß ich erſt jetzt dieſe alte Schuld löſe. Es iſt nämlich die lebhafte Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit des damals Geleiſteten, die mich treibt, das Verſäumte, ſo gut es ſich nach einem ſolchen langen Zwiſchenraume thun läßt, nachzuholen und das Unvollendete, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zu vollenden. Allzuſehr fühlte ich nämlich bald nach dem Schluſſe meiner Vorleſungen das Ungenügende derſelben nicht nur in Beziehung auf das, was ſich jetzt ſchwer mehr ändern läßt, ich meine in Beziehung auf Inhalt und Form des bereits Mitgetheilten, ſondern auch in Beziehung auf den Zweck, den ſie ſich vorſetzten und den ſie wohl ſchwerlich in dem Umfang erreicht haben mögen, der dabei beabſichtigt wurde. Ich wollte, wie Sie ſich erinnern werden, ſchon damals nicht bloß Geſchichte erzählen der Unterhaltung, ſelbſt auch nicht des bloßen Wiſſens wegen, ſondern mein Zweck war ein religiös-ſittlicher, und wenn ich ſo ſagen darf, ein erbaulicher Zweck. Ich wollte an der Geſchichte der Reformation ihr Weſen anſchaulich machen, wollte, damals in einer bewegten Zeit, aus der wir aber auch jetzt noch nicht heraus ſind, zeigen, wie die Reformation zur

Revolution ſich verhalte, und wie ein kräftiges Auftreten gegen Mißbräuche, wenn es auf dem Grunde einer erleuchteten Geſinnung und auf dem Wege der Beſonnenheit und des Rechts geſchieht, himmelweit verſchieden ſei von dem ſtürmiſchen Eifer einer in ſich unklaren, mit unbefugten Waffen kämpfenden Freiheitsluſt. Dieſen Zweck glaube ich nun zwar zum Theil durch die Darlegung der Reformationsgeſchichte erreicht zu haben, und in ſo fern will ich das Alte nicht wiederholen und auch das Einzelne darin, ſo ſehr es der Verbeſſerung bedarf, nicht wieder zur Sprache bringen. Aber etwas that mir leid nicht ausführen zu können, nämlich zu zeigen, wie das Princip des evangeliſchen Proteſtantismus, das wir in der Reformationsgeſchichte kennen gelernt haben, weiter fortgewirkt habe im Laufe der Zeit und welche Früchte es gebracht habe. In meiner letzten Vorleſung habe ich zwar Andeutungen gegeben über den Einfluß der Reformation auf Religion, Sitten, Wiſſenſchaft, Kunſt, Politik u. ſ. w.; aber es blieb auch bei bloßen und flüchtigen Andeutungen, und ſchon damals äußerte ich, daß ich zur Ausführung dieſes Gegenſtandes wohl einer eignen Reihe von Vorleſungen bedürfte: dieſe Reihe eröffne ich jetzt. Es iſt zunächſt eine Fortſetzung meiner Vorleſungen über Reformationsgeſchichte, die ich Ihnen zu geben gedenke, wenn wir nämlich den Begriff der Reformationsgeſchichte nicht auf den damals abgeſteckten Zeitraum vom Jahre 1517 — 1555 beſchränken ſondern ihn in einem ausgedehntern Sinne nehmen. So wie wir nämlich ſchon damals geſehen haben, daß die Reformation, ihrem Weſen und ihrer Idee nach, ſchon früher thätig geweſen war, ehe Luther auftrat, ſo müſſen wir auch bekennen, daß ſie noch immer nicht zu Ende iſt, und ſo muß alles, was das Princip der Reformation bis auf dieſen Tag herab gewirkt, alles was ſich dieſem Princip feindlich entgegengeſtellt oder was ſich ihm Fremdartiges angeſetzt und aufgedrungen hat, genug alles was auf dieſes Princip Bezug hat, als eine Fortſetzung der Reformationsgeſchichte betrachtet werden. Mit andern Worten iſt es demnach die neuere Geſchichte ſeit der Reformation, doch mehr nach ihrer kirchlichen, ſittlichen und literariſchen, als nach ihrer politiſchen Seite hin, die ich Ihnen in dieſen Winterabenden vorzutragen gedenke. Kirchengeſchichtliche Vorleſun-

gen im ſtreng wiſſenſchaftlichen Sinne des Worts ſollen dieſe Vorträge auch dießmal nicht ſein, denn manches, was man in jenen ſuchen würde, müſſen wir hier unberührt laſſen, während wir andres mit in den Kreis unſrer Betrachtungen hereinziehen werden, das der Kirchenhiſtoriker gewöhnlich der allgemeinen oder auch der Literaturgeſchichte überläßt. Beſonders wird das Perſönliche und Individuelle in ſtärkern Zügen hervortreten, als es etwa der akademiſche Vortrag der Kirchengeſchichte geſtattet, welcher ſeiner Natur nach mehr das Ganze, als das Einzelne im Auge hat und eher fragt, was die Kirche durch die Perſonen geworden, als was die Perſonen durch die Kirche geworden ſind. Wir werden uns bei dem Leben und den Schriften einzelner ausgezeichneter Männer, in denen ſich der Geiſt des Proteſtantismus auf dieſe oder jene Weiſe ausgeprägt hat, oder auch wieder bei ſolchen, an denen das Gegentheil ſichtbar wird, länger aufhalten und ſo nicht ſelten in das Gebiet der Biographie und der Literargeſchichte hinüberſchweifen. Nicht bloß Theologen und kirchliche Männer im engern Sinne, auch ausgezeichnete Staatsmänner, Krieger, Philoſophen, Dichter, Künſtler werden in weitern oder engern Umriſſen unſerm Auge ſich darſtellen. Auch höher begabte Frauen werden nicht minder Anſpruch auf unſre Theilnahme zu machen haben. Um aber uns nicht zu ſehr ins Weite und Unbeſtimmte zu verlieren, werden wir immer den Begriff der Reformationsgeſchichte in ſo weit feſthalten, daß wir ſolche Individualitäten vorzüglich nur in der Beziehung vorführen, als ſie irgend eine reformatoriſche Wirkſamkeit wirklich geäußert haben oder haben äußern wollen. So werden wir z. B. dichteriſche und philoſophiſche Werke nicht ſowohl nach ihrem allgemeinen äſthetiſchen oder metaphyſiſchen Gehalte, nach ihrem techniſchen oder wiſſenſchaftlichen Werthe, als vielmehr nach dem Einfluß beurtheilen, den ſie auf das chriſtliche Volk, auf den Glauben und die ſittliche Lebensanſicht ihrer Zeitgenoſſen geübt haben, wobei wir freilich nicht werden umhin können, auch theilweiſe die wiſſenſchaftlichen Elemente mit hineinzuziehen, ſoweit dieſe mit der religiöſen und ſittlichen Seite in Berührung ſtehen. Ebenſo wird das Politiſche uns nur in ſo weit beſchäftigen, als es den Boden bildet, auf welchem das große Schauſpiel des geiſtigen Lebens ſich bewegt,

oder auch in ſofern es ſelbſt wieder mit bewegt und beſtimmt wurde durch die Vorgänge in der religiöſen und kirchlichen Welt. Wir werden den Proteſtantismus beſonders nach zwei Seiten hin zu betrachten haben, nach ſeiner äußerlichen nämlich und ſeiner innerlichen Seite. So werden wir alſo, uns anlehnend an die politiſche Geſchichte, fürs Erſte zu zeigen haben, wie die junge Gemeinde der Proteſtanten in Deutſchland, in Frankreich, in England, den Niederlanden, in der Schweiz unter vielfachen Bedrükkungen und Kämpfen ſich endlich ein ſelbſtſtändiges Daſein errungen und ſich die politiſche Anerkennung von Seiten der europäiſchen Mächte erworben hat. Wir ſtehen in dieſer Beziehung auf einem mit Blut getränkten Boden, der des Blutes noch nicht genug hat, und der nur nach heftigen Erſchütterungen, nach furchtbaren Entladungen des in ihm gährenden Feuerſtoffes, zur Ruhe gebracht werden konnte. Hinter uns liegen zwar ſchon die erſten Glaubenskämpfe, die noch in das Zeitalter der eigentlichen Reformationsperiode gehören, der Schmalkaldiſche Krieg in Deutſchland, der Kappeler Krieg in der Schweiz, aber vor uns liegen noch in ernſte Gewitterwolken gehüllt die Bartholomäusnächte, die blutgetränkten Schaffote der Stuarts, Alba's gräuliche Verwüſtungen in den Niederlanden, der dreißigjährige Krieg, die Dragonaden in Frankreich und die Tage von Villmergen in der Schweiz. Phyſiſche und geiſtige Kräfte, Päpſte und Concilien, Fürſten und Pöbelmaſſen, Inquiſition und Jeſuitismus erheben ihre drohenden Geſtalten gegen die junge Kirche, welche das Recht der Glaubensfreiheit mit Hinopferung aller Lebensgüter, ja des Lebens ſelbſt, geltend zu machen ſucht. Schöne, erhebende Züge des Glaubensmuthes, der Tugendſtärke, des Liebeseifers werden uns aus dem Qualm der Scheiterhaufen, aus dem Getöſe der Schlachten, aus der Nacht der Kerker, aus dem Dunkel der Verbannung entgegenleuchten; aber auch der Fanatismus wird mit ſeinem ſchauerlichen Chor über die tragiſche Bühne ſchreiten und ſeine blutige Geißel über unſern Häuptern ſchwingen. Und zwar nicht immer wird auf der Seite der alten Kirche allein das Unrecht, noch auf der der abgetrennten allein das Recht zu finden ſein; ſondern wie in allen menſchlichen Erſcheinungen Licht und Schatten ſich auf tauſendfältige Weiſe miſcht, ſo wird es auch in dieſer Zeit der alten katho-

liſchen Kirche nicht an frommen Märtyrern, der evangeliſchen nicht an tollkühnen Schwärmern fehlen: denn wie in der Reformationsgeſchichte der Bauernkrieg und ähnliche Erſcheinungen uns die Verirrungen des proteſtantiſchen Glaubenseifers darſtellten, ſo werden wir auch in dieſer Periode nicht ſelten die Fackel des politiſchen Aufruhrs und des Bürgerkrieges ſich vermiſchen ſehen mit dem reinern Lichte der evangeliſchen Freiheit. Nicht nur aber bei dieſen äußern Kämpfen wird unſer Auge verweilen; mitten durch ſie hindurch wird es dringen in das innere Heiligthum der evangeliſchen Kirche. Aber auch hier wird es leider! nicht überall angezogen werden von dem ſtillen Frieden Gottes, den der Chriſt bei dem Eintritt in das geweihte Haus des Herrn ſucht. Auch hier, im Innern der proteſtantiſchen Kirche ſtoßen wir auf feindliche Elemente, die ſich bekämpfen, und den Alleinbeſitz der gottſeligen Lehre ſich ſtreitig machen. Nicht um über das Heilige zu ſpotten, auch nicht um in ſelbſtgefälligem Dünkel über die Weisheit der Väter uns zu erheben, aber wohl um uns der Beſchränktheit der menſchlichen Erkenntniß bewußt zu werden, die auch nicht ſelten bei guter Meinung in falſchen Eifer ausartet, werden wir die unerbaulichen Zänkereien der Lutheraner und Reformirten, die ſie mit und unter einander führten, betrachten, ohne uns jedoch zu tief in die dogmatiſchen Unterſcheidungen einzulaſſen, welche allein für den Theologen von Beruf von Bedeutung ſind, und auch für dieſen oft nur von untergeordneter, hiſtoriſcher Bedeutung. Lieber und anhaltender werden wir dann bei jenen Männern Gottes verweilen, die mitten unter dem lärmenden Gezänke die Leuchte des Glaubens aufrecht erhielten und mit dem Oel der Liebe und Duldung ſie tränkten, wenn andere das Oel der Leidenſchaft in das lodernde Feuer goſſen. Selbſt die einſeitige Gefühlsrichtung, die bodenloſe Tiefe des Myſticismus, die ſanfte Liebesgluth edler Schwärmerei wird uns bei allen ihren Mängeln willkommen ſein neben der harten, froſtigen und eiſernen Conſequenz eines einſeitigen theologiſchen Verſtandes. Auch den Sonderlingen werden wir nachgehen, die unbefriedigt mit dem, was die größere Gemeinde, ſei es der Lutheraner oder der Reformirten, ihnen bot, ihren eignen Weg verſuchten und entweder im Verein mit Gleichgeſinnten ſich als beſondere Parteien und Secten conſtituirten

oder, von Allen verlaſſen, bald als Ungläubige, bald als Schwärmer und Unſinnige von der Mehrzahl verfolgt wurden. In allen dieſen Erſcheinungen werden wir das Princip des Proteſtantismus aufſuchen und wenn wir in der Regel finden werden, daß ſich daſſelbe ſtatt in ſeiner Reinheit und Ganzheit, meiſtentheils getrübt und einſeitig ſowohl in dieſen äußerlichen Erſcheinungen, als in der Kirche ſelbſt abgeſpiegelt hat, ſo wird uns dieß eine neue Aufforderung ſein, die Wahrheit, die am Irrthum iſt, aufzuſuchen und aus den aufgefundenen Bruchſtücken uns im Geiſte jenen Tempel aufzubauen, in dem der Ewige im Geiſt und in der Wahrheit verehrt wird. —

Nach zwei Seiten hin finden wir nämlich den Proteſtantismus ſich ausbilden, die endlich in zwei Pole auslaufen, welche wir wohl nicht unpaſſend einen poſitiven und einen negativen Pol nennen können. Ich will mich darüber deutlicher erklären.

Es iſt gewiß ein Mißverſtand des Proteſtantismus, wie wir dieß ſchon früher gezeigt haben, wenn man denſelben bloß in das Negative, ins Proteſtiren und Verneinen ſetzt. Gleichwohl gehört das Proteſtirende und Verneinende mit zum Proteſtantismus. Ohne dieſes kritiſche Salz, ohne dieß zweiſchneidige Schwert des Zweifels können wir uns ſeine geiſtige Macht gar nicht denken. Dieſe Richtung iſt eben das, was wir den negativen, den verneinenden Pol des Proteſtantismus nennen möchten. Und ſo finden wir denn auch, daß die Einen vorzugsweiſe in dem Widerſpruch gegen das Beſtehende verharrten und dieſen Widerſpruch zu allen Zeiten erneuerten, da wo die Stabilität im Glauben und der Verfaſſung der Kirche überhand nehmen wollte. Dieſe proteſtantiſche Oppoſition geht durch die ganze neuere Geſchichte hindurch, und zeigt ſich auf verſchiedene Weiſe, bald mehr als eine beſonnene, verſtändige, in der Form wiſſenſchaftlicher Prüfung und populärer Aufklärung, bald mehr als eine ſtürmiſche, verwegene, in der Form des Puritanismus auf der einen, in der des falſchen Rationalismus auf der andern Seite. Ihren Höhepunkt hat die negirende Seite der Reformation in der Revolution erreicht; aber eben durch dieſes Ausſchlagen in die Revolution hat ſie den urſprünglichen reformatoriſchen Charakter verläugnet und eine nothwendige Reaction hervorgerufen. Wenn aber, wie geſagt, das ver-

neinende Princip nur die eine Seite, nur der negative Pol des Proteſtantismus iſt, ſo fragt ſich, worin denn das Poſitive, das Bejahende und Aufbauende deſſelben ſich zeige. Einzig, antworten wir, in der Feſtſtellung des religiöſen, des chriſtlichen Princips, in der Aufrechterhaltung des Wortes Gottes. Durch dieſes und nicht durch bloßes Verneinen, hat die Reformation geſiegt, und nur in der Bewahrung dieſes poſitiven Elementes wird ihr ferner ihr Sieg zu allen Zeiten geſichert bleiben. Das haben denn auch die Nachkommen Luthers wohl gefühlt und während die Einen fortwährend im Niederreißen ihren proteſtantiſchen Geiſt beurkunden wollten, fehlte es nicht an ſolchen, welchen das Erhalten des einmal Errungenen, die Sicherung der reinen Lehre, als das Wichtigere, ja als das einzig Nothwendige erſchien. Freilich zeigte ſich dann auch wieder auf dieſer Seite Mißverſtand und Einſeitigkeit. Unter dem Worte Gottes, auf dem allein die Kraft der proteſtantiſchen Kirche als auf einem ſichern Grundſtein ruhen ſollte, verſtanden Viele den bloßen Buchſtaben der Lehre, wie ihn Luther und ſeine Genoſſen für die Bedürfniſſe ihrer Zeit feſt geſtellt hatten in den Bekenntnißſchriften, und ſie glaubten ſich vorzüglich dadurch verdient zu machen, daß ſie dieſen Buchſtaben wo möglich in noch engere Grenzen faßten und jeder weitern Prüfung den Weg verſperrten. Ueber dem Halten am Poſitiven vergaßen ſie dann allerdings, daß der Proteſtantismus auch mit ein negatives und kritiſches Element in ſich ſchließt. Sie führten zur Stabilität einer todten Orthodoxie zurück, und gaben mit der Freiheit der Unterſuchung die Freiheit des proteſtantiſchen Glaubens auf. Nur wenige erleuchtete Männer, wie ein Philipp Jacob Spener zu ſeiner Zeit, wußten den wahren und tiefern Glaubensgrund zu unterſcheiden von dem, was grübelnde Menſchenweisheit darüberhin gebaut hatte, und lenkten wieder zum einfachen Bibelchriſtenthum, zur reinen und geſunden poſitiven Lehre zurück. Und ſo fing der wahre evangeliſche Proteſtantismus an ſich wieder Bahn zu brechen durch die hölzernen Schranken des Lutherthums und Calvinismus hindurch. Aber auch hier zeigte ſich bald wieder eine neue Einſeitigkeit, die zwar an einem beſſern und lebendigern Glaubensgrund feſthielt, als die Orthodoxie des neuen Scholaſticismus war, die aber bald in ihrer

Aengſtlichkeit ſich allen Einflüſſen der Wiſſenſchaft entzog, von der Berührung mit der Welt ſich abſonderte und ſo in der Geſtalt des ſogenannten Pietismus zwar die gläubige Herzensfrömmigkeit Luthers und auch in vielen Stücken ſeine dogmatiſche Sprache und Denkweiſe feſthielt, dabei aber jene Munterkeit und Friſche des Geiſtes, jene kecke Unterſuchungskraft und jenen offnen Sinn für freie Wiſſenſchaft vermiſſen ließ, durch welche Luther und die Reformatoren ſich ſo herrlich ausgezeichnet hatten. So griff denn in der Folge der Zeiten jeder ein Stück auf von dem, was einſt ganz und verbunden in jenen großen Männern gelebt hatte, der Eine mehr ihren durchdringenden Verſtand und ihre Forſchbegierde, der Andere mehr ihre zähe Feſtigkeit im Halten auf dem Errungenen, ein Dritter mehr ihre gemüthliche Gläubigkeit, ihren kindlich frommen Sinn. — Laſſen Sie uns dieß aber nicht irre machen, verehrteſte Freunde! Gerade dieſes Brechen des Lichtes in verſchiedene Strahlen iſt es ja, was Leben und Mannigfaltigkeit in die Geſchichte bringt; genug, wenn wir nur die verſchiedenen Nüancen und Schattirungen auf die eine Urſache zurückzuführen bemüht ſind, und uns durch Leidenſchaft und Vorurtheil nicht den Blick zum Voraus einnehmen laſſen.

Nicht nur aber innerhalb der proteſtantiſchen Kirche werden wir die mannigfaltigſten Geiſtesrichtungen kennen lernen und an ihnen eben ſowohl das Gute aufſuchen, als wir das Mangelhaftige und Einſeitige an ihnen nicht verdecken wollen; ſondern auch in der katholiſchen Kirche, die ſich unſrer bunten Mannigfaltigkeit gegenüber ihrer Gleichförmigkeit rühmt, werden wir den Geiſt des Proteſtantismus und der Reform unter verſchiedenen Geſtalten und Verhüllungen ſein Recht behaupten ſehen. Wenn wir ſie auf der einen Seite mit neuen Kräften ausgerüſtet, namentlich mit der geiſtigen Macht des Jeſuitismus umgeben, unſrer Kirchenpartei gegenüber in feindlicher Stellung erblicken, auf der andern wieder ſie bemüht ſehen, den alten Frieden herzuſtellen; wenn wir Einzelne aus ihrer Gemeinſchaft in die unſrige und umgekehrt aus der unſrigen in die ihrige werden übergehen ſehen, ſo wird uns doch nicht dieſes gegneriſche Verhältniß ausſchließlich beſchäftigen. Mit der Unbefangenheit, welche die Geſchichte fordert, werden wir auch der innern Entwickelung der

katholiſchen Kirche nachgehen und mit Freuden es erkennen, wie auch in dieſer Kirche, wenn auch nicht ſelten unter dem unbewußten Einfluß des Proteſtantismus, ſich mitten in betrübten Zeiten ein ſchönes religiöſes Leben entwickelt hat; wie auch hier Männer und ganze Geſellſchaften thätig, beſonnen und mit edler Uneigennützigkeit gewirkt haben zur Einführung eines beſſern Unterrichtes, zur Linderung und Verminderung des menſchlichen Elendes, zur Pflege der höchſten geiſtigen Güter. — Von dem gewonnenen freiern Standpunkte aus werden wir dann auch über die Parteiintereſſen der einzelnen Confeſſionen und Secten hinaus den Blick erheben auf die großen Intereſſen der geſammten Kirche, der Chriſtenheit überhaupt, indem wir ſehen, wie in der Verbreitung des Chriſtenthums unter nicht chriſtlichen Völkern, in dem chriſtlichen Miſſionswerke, die Thätigkeiten der verſchieden Kirchenkörper bald einander ſtörend, bald aber auch wieder in höherer Eintracht verbunden ſich begegneten. Wir werden ſehen, wie auch unabhängig von den beſtimmtern Formen des Kirchenthums, das Chriſtenthum ſich unter den verſchiednen Lebensverhältniſſen beurkundet hat, obwohl wir auch hier den Einfluß des Confeſſionellen nie ganz verkennen werden. Aus dem ſtillen Kreiſe des häuslichen Lebens und der häuslichen Sitte, wie aus dem Hofleben und dem Feldlager, aus den Raths- und Kanzleiſtuben, aus dem Schulweſen und dem bürgerlichen Leben werden wir uns Beiſpiele zu ſammeln ſuchen, an denen wir ſehen können, wie weit dem chriſtlichen Geiſte ein Einfluß geſtattet war auf dieſe Verhältniſſe, oder wie weit eine gegebene Zeit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben ſei. Endlich werden auch die Angriffe auf das Chriſtenthum von Seiten der Wiſſenſchaft aus und die Art, es zu vertheidigen, uns nicht fremd bleiben dürfen. So haben wir, dieſer kurzen Andeutung nach, einen reichen mannigfaltigen Stoff vor uns, wobei uns nur bange werden kann, ob die uns ſo kurz zugemeſſene Zeit auch ausreichen werde, das Verheißene zu erfüllen. Wir werden darum wohl thun, unſre Aufgabe chronologiſch zu theilen und uns die Grenzſteine abzuſtecken, an denen der Weg uns vorüber führen wird. Der Zeitraum von dem Schluſſe der Reformation bis auf unſre Zeit läßt ſich in drei kleinere Perioden zerlegen, an welche wir uns zu halten gedenken, ohne jedoch uns

ſclaviſch an dieſelben zu binden, wenn der Zuſammenhang der Begebenheiten: ein Rück — oder Vorwärtsſchreiten in dieſer Hinſicht gebietet. Eine natürliche Grenze für unſere erſte Periode bildet der dreißigjährige Krieg, auf welchen hin alles arbeitet und von welchem aus ſich eine neue Art des Lebens in manchen Beziehungen entfaltet. Die erſte unſerer Perioden wird demnach gehen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, deſſen Schluß bekanntlich der weſtphäliſche Frieden iſt, (1648)*). Bei dieſer erſten Periode, die uns vor der Hand ſchon hinlänglich beſchäftigen wird, werden wir genöthigt ſein, hie und da in die Zeit der Reformation ſelbſt wieder hinauf zu ſteigen, namentlich werden wir die Reformationsgeſchichte der Länder nachzuholen haben, die ich in meinen frühern Vorträgen entweder gar nicht oder nur flüchtig berührt habe, vor allem die Reformation in Frankreich, in England und den Niederlanden, ſo wie auch theilweiſe in andern Gegenden, woran ſich dann leicht die weitern Begebenheiten anreihen laſſen, welche den äußern Kampf um die politiſche Exiſtenz des Proteſtantismus betreffen.

Mit Rückſicht auf dieſe vorherrſchende Richtung können wir dieſe 1. Periode als die Periode der Verfolgungen und Religionskriege bezeichnen, wenn gleich die letzteren auch in den folgenden Jahren noch nicht aufgehört haben. Aber auch innerlich macht ſich während dieſer Periode der Kampf der Syſteme auf eine gewaltſame Weiſe geltend; denn nicht nur dauert der Zwieſpalt zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus in der alten Weiſe fort, ſondern auch die Spannung zwiſchen Lutheranern und Reformirten wird aufs Höchſte getrieben. Dieſe Periode iſt es denn auch zugleich, in welcher die drei großen Hauptbekenntniſſe der Chriſtenheit ihren förmlichen Abſchluß erhalten: das lutheriſche durch die Concordienformel, das römiſch-katholiſche durch das Concil von Trident, das reformirte durch die helvetiſche Confeſſion, den Heidelberger Katechismus und die Synode von Dordrecht; —

*) Bei der Ausführung wurde ich genöthigt, ſchon den Anfang des dreißigjährigen Krieges als Schluß der Periode anzunehmen, um mit der Geſchichte deſſelben die zweite zu eröffnen. Dieß hielt mich indeſſen nicht ab, einzelne Erſcheinungen, die mit der Kriegsgeſchichte ſelbſt weniger zuſammenhängen, dennoch bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts zu verfolgen.

ſo daß wir ſagen können, die ganze Periode bilde zunächſt die Fortſetzung der Reformationsgeſchichte ſelbſt, wenn auch nicht immer von ihrer Lichtſeite.

Die 2. Periode iſt als Uebergangsperiode in die neuere Zeit zu betrachten. Sie erſtreckt ſich von den Zeiten des dreißigjährigen Krieges oder, genauer gefaßt, vom Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens 1648 bis nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts, etwa bis zur Zeit, wo die engliſchen Deiſten und franzöſiſchen Encyklopädiſten ihren ſchädlichen Einfluß zu üben begannen, oder auch bis auf die Erſcheinung der Brüdergemeinde und des Methodismus, gleichzeitig mit den Wirkungen, welche von einer andern Seite die Leibnitziſche und Wolfiſche Philoſophie auf die Theologie hatte. Dieſe Periode ſchließt ſich in ihren Erſcheinungen theils an die vorige Periode an, indem auch in ihr noch Verfolgungen und Religionskriege, doch mehr nur theilweiſe, ſtattfinden, und auch im Innern der Kampf zum Theil noch mit denſelben Waffen einer kirchlichen Scholaſtik fortgeführt wird; doch leuchtet in dieſer Zeit der mildere Geiſt der Spenerſchen Schule und des ſogenannten Pietismus in die proteſtantiſche Kirche hinein und verheißt ihr eine kräftige Wiedergeburt, während in der katholiſchen Kirche der dem Pietismus verwandte Janſenismus, in der engliſchen Kirche der Puritanismus *) und die Lehre der Quäker die Geiſter in Aufregung erhalten und vor Erſtarrung in Formen ſichern. Es iſt nicht mehr der einſeitige Kampf zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, auch nicht mehr der allein zwiſchen Lutheranern und Reformirten, der die Zeit bewegt; ſondern innerhalb dieſer großen Kirchenparteien machen ſich neue Beſtrebungen geltend, der Pietismus in der lutheriſchen, der Janſenismus in der katholiſchen, der ſtrengere Puritanismus und der mildere Arminianismus in der reformirten Kirche. Ueber die Schranken der kirchlichen Confeſſionen hinaus reichen ſich bereits in dieſer Zeit Gleichgeſinnte die Hände, und begegnen ſich in dem allgemeinen Bekenntniß, daß es überhaupt anders werden müſſe mit der Kirche und daß an die Stelle todter Formen treten müſſe der lebendig machende Geiſt des apoſtoliſchen Chriſtenthums. Spener in Deutſchland, Fe-

*) Dieſer freilich ſchon etwas früher.

nelon in Frankreich ſind bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit die keuſchen Prieſter dieſer unſichtbaren Kirche. Aber auch die kleinern Religionsgeſellſchaften erhalten mehrfachen Zuwachs, das Unklare miſcht ſich dem Reinern bei, und namentlich tauchen unter Cromwells Protectorat in England eine Unzahl von Secten auf, die zum Theil wieder an die frühern Wiedertäuferiſchen Bewegungen im Reformations-Zeitalter erinnern. — Alle dieſe verſchiedenen Richtungen aber kommen darin überein, daß ſie das Chriſtenthum fortwährend als die Religion des Heils, als die einzige wahre Religion betrachten; alle von ihnen, ſelbſt die verſchrieenen Socinianer, wollen Chriſten ſein, nur jeder auf ſeine Weiſe.

Nun aber beginnt etwa mit dem dritten Jahrzehend des 18. Jahrhunderts die 3. Periode, die uns aus den kirchlichen Streitigkeiten hinaus mitten auf den großen Kampfplatz der Geiſter ſtellt auf dem weiten Gebiete menſchlicher Philoſophie. Mit dem Einfluſſe, den die Deiſten in England, die ſogenannten Encyklopädiſten in Frankreich, die beſonnenern philoſophiſchen Syſteme in Deutſchland auf die religiöſe Denkweiſe des Volkes ſowohl, als auf die theologiſche Wiſſenſchaft zu gewinnen anfangen, beginnt die neuere, die moderne Zeit im engern Sinne des Wortes. Sie iſt ſchwer mit einem Namen zu bezeichnen oder in ein Bild zu faſſen, weil die verſchiedenartigſten Elemente ſich in ihr durchkreuzen, weil wir ſelbſt, noch zu ſehr in den Kampf dieſer Elemente verflochten, den Standpunct noch nicht gewonnen haben, um in richtiger Perſpective das Bild der nächſten Vergangenheit aufzufaſſen. Wollten wir ſagen, es ſei der Geiſt der bloßen Verneinung, der Freigeiſterei, des Antichriſtenthums, ſo würden wir damit höchſtens das eine bittere Ingrediens bezeichnen, mit dem die Arznei gemiſcht iſt; wir würden aber über dem übeln Beigeſchmack die heilſamen Reagentien verkennen, welche die höhere Hand, die unſere Schickſale leitet, mit Bedacht erwogen und in den Kelch der Prüfung gelegt hat. Ja, wir würden vergeſſen müſſen, daß neben den verneinenden Erſcheinungen dieſer Zeit ſich ja auch wieder poſitive Elemente gefunden haben, und daß es mitten unter den Neuerungen nie an entſchiedenen Anhängern des einmal Erprobten, ja ſelbſt nicht an übertriebnen Vertheidigern

des Veralteten gefehlt hat. Wollten wir umgekehrt mit Andern dieſe moderne Zeit preiſen als den Höhepunct der menſchlichen Bildung, als das Zeitalter der Humanität, der vorurtheilsfreien Prüfung, der ungeſchmälerten Menſchenrechte, als das non plus ultra der Weisheit und der Thatkraft, ſo würden wir nicht nur ungerecht werden gegen die frühern Zeiten, ſondern wir müßten blind ſein gegen die Zerrbilder, welche zu unſrer Demüthigung neben den edlern Geſtalten des letzten Jahrhunderts und des gegenwärtigen, in dem Spiegel der Geſchichte ſich reflectiren; wir müßten unſer Gefühl abgeſtumpft haben gegen die ſchmerzlichen Erfahrungen, die unſre Väter und wir mitten in den geprieſenſten Epochen der Aufklärung gemacht haben. Laſſen wir es alſo einſtweilen bei dem unbeſtimmten Namen der neuen Zeit bewenden, wohl wiſſend, daß damit ſich nur eine äußerſt unbeſtimmte Vorſtellung verbinden läßt, indem ja dieſes Neue ſelbſt wieder ſich in ein Aelteres, in ein Neueres und Neueſtes theilt, ſo daß das, was am Anfange als das Vorherrſchende des Zeitalters erſcheint, am Ende ſchon wieder in ſeinem Verſchwinden begriffen iſt. Vielleicht, daß die weitere Ausführung dieſer Periode ſeiner Zeit uns einige Puncte an die Hand geben dürfte, von denen aus wir in dem vielfach verſchlungenen Irrgarten uns beſſer zurechtfinden können, als es uns jetzt noch im Anfange möglich wird. Indem wir nun aber ſo den vorhandenen Stoff in die drei genannten Perioden zerlegen werden, ſo wird es auch wieder nöthig ſein, in den einzelnen Perioden denſelben gruppenweiſe zu ordnen, damit die Bilder ſich nicht verwirren. Wir werden am ungehindertſten fortſchreiten, wenn wir, wenigſtens bei den beiden erſten Perioden, in welchen der Kampf zwiſchen den großen Kirchenparteien noch ein äußerlich bewegter iſt, dieſen Kampf voranſtellen und alſo mit der Ausbreitung des Proteſtantismus und der Beſchränkung, die er durch die Verfolgungen erlitten, beginnen; dann die innere Geſtaltung, ſowohl der lutheriſchen als der reformirten, Kirche folgen laſſen und bei den einzelnen ausgezeichneten Männern derſelben, ſo wie auch bei den einzelnen Secten und Parteien länger verweilen; und endlich auch einen Blick auf die gleichzeitigen Erſcheinungen in der römiſchkatholiſchen, auch wohl in der griechiſchorientaliſchen Kirche werfen, ſowie auf die große Kirche Chriſti überhaupt.

Doch werden wir auch hier uns nicht ängſtlich an das einmal aufgeſtellte Fachwerk binden. Auch in der äußern Geſchichte der Verfolgungen ſpiegelt ſich ja wieder das Innere ab; hier mußte ſich ja die Ueberzeugung ausſprechen, hier die Geſinnung bewähren, und ebenſo war auch wieder die innere Entwickelung der Kirche in Lehre und Leben von äußern Bedingungen abhängig, weßhalb wir abſichtlich auch ſchon in der äußern Geſchichte das Innere werden hervortreten laſſen, und umgekehrt auch bei der Darſtellung der inneren Verhältniſſe auf Aeußeres zurückkommen werden, jenachdem es der Gegenſtand erfordert. Es handelt ſich ja überhaupt in dieſen Vorleſungen nicht ſowohl um eine gelehrte und ſchulgerechte, als um eine belebende und anregende Behandlung des geſchichtlichen Stoffes. So weit es daher die Natur dieſes Gegenſtandes nur immer erlaubt, werde ich es auch dießmal verſuchen, wenn auch nicht in jeder, doch in den meiſten Vorleſungen wo möglich ein kleineres Ganze Ihnen darzuſtellen, das beſtimmt ſein ſoll, neben den vielen einzelnen Eindrücken irgend einen Haupteindruck zurückzulaſſen, ſo jedoch, daß dieſe verſchiedenen Ganzen unter ſich wieder ein größeres Ganze bilden. Um indeſſen auch denen in etwas zu genügen, deren Muße es erlaubt oder deren Beruf es fordert, ſich auch außer dieſem Kreiſe mit geſchichtlichen Studien zu beſchäftigen, werde ich mir's zur Pflicht machen, ſolche Schriften, aus denen ich ſelbſt geſchöpft habe und deren Leſung ich anempfehlen kann, namhaft zu machen und bisweilen auch mit einer kurzen Beurtheilung zu begleiten.

Daß ich endlich über dem allgemeinen welthiſtoriſchen Standpuncte auch den beſondern nicht vergeſſen, daß ich, wie früherhin in der Reformationsgeſchichte, ſo auch hier bei der Geſchichte unſrer ſchweizeriſchen, ja bei der ſpeciellen Geſchichte unſrer Basler Kirche hie und da mit größrer Vorliebe verweilen werde, wird, denk' ich, Ihre Billigung finden. Zwar wird dieſe Rückſicht auf das Vaterländiſche und Vaterſtädtiſche in dieſen Vorträgen mehr zurücktreten müſſen, als in denen über die Reformationsgeſchichte, weil die Bedeutung, welche die Schweiz und unſer Baſel für das Allgemeine hatten, in dieſen ſpätern Zeiten nicht mehr ſo groß iſt, als in den Zeiten der Reformation, und weil der Stoff ohne dieß ſchon ein ſehr reicher und mannigfaltiger iſt. Aber auch nur

in einem beſcheidenen Maße wird die Erinnerung an Männer, die unter unſern Vorfahren im Segen gewirkt, die den gemeinen Nutzen unſrer Stadt und unſeres Landes, das Wohl unſrer Kirche, den Flor der höhern und niedern Schulen erhalten und begründen halfen, nicht ohne heilſame Folgen ſein. Ueberdieß haben ja auch die ſchweizeriſchen Kirchen von Zürich, Baſel und Genf, von Bern und Schafhauſen fortwährend einen regen Antheil an dem kirchlichen Leben der Zeit genommen, und wenn auch nicht alles rühmlich iſt, was in der Geſchichte jener Zeiten uns auf dem vaterländiſchen Boden begegnet, ſo iſt doch auch manches würdig, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Namentlich hat Baſel durch ſeine Lage nach außen und durch ſeine innere Beſchaffenheit in den Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts eine eigenthümliche Stellung behauptet. Bei jenen unerbaulichen Kämpfen zwiſchen dem ſtarren Lutherthum und dem eben ſo ſtarren Calvinismus hat die Basler Kirche in ihren Einrichtungen manche Modificationen erlitten, die bis auf dieſen Tag beſtehen, und von Baſel aus gingen ſpäter die erſten Verſuche, die Feſſeln der hemmenden Formula Consensus zu ſprengen. In Baſel haben verſchiedene Glaubensrichtungen, die anderswo verfolgt oder verſpottet wurden, ihre Zuflucht gefunden. Den franzöſiſchen und andern Glaubens-Flüchlingen öffnete es zu verſchiedenenmalen ſeine Arme, mehrere ausgezeichnete Männer der zu beginnenden Periode haben auch hier gelebt, theils gelernt, theils gelehrt, und in den Zeiten, wo dem poſitiven Chriſtenthum ſo manche Gefahr drohte, ließen ſich hier kleinere Religionsgeſellſchaften nieder, die bis auf dieſen Tag in Frieden unter uns wohnen. Und wenn wir auf die großen Zwecke des praktiſchen Chriſtenthums ſehen, ſo haben ſich ja hier ſo manche chriſtliche Vereine gebildet, die noch immer unter Gottes väterlichem Schutze im Segen wirken. Milde Stiftungen im Geiſte des Chriſtenthums ſind in eben den Zeiten entſtanden, welche ſonſt ſo häufig in andrer Beziehung der Engherzigkeit beſchuldigt werden. Ja, hat nicht beſonders in der neuern Zeit Baſel dadurch eine kirchenhiſtoriſche Bedeutung erhalten, daß hier die Miſſions- und Bibelgeſellſchaften zuerſt auf dem europäiſchen Continent Fuß gefaßt haben?

Mag es auch ſein, daß in gewiſſen Zeiten auch gewiſſe Anſichten und Beſtrebungen vor andern begünſtigt worden wären, und

daß zu andern Zeiten unſer kirchliches und wiſſenſchaftliches Leben manches zu wünſchen übrig ließ, ſo iſt doch auch die Einſeitigkeit in ſolchen Dingen beſſer, als der Mangel an jeglichem geiſtigen Intereſſe. Die Unkirchlichkeit des Zeitalters, über die ſo viele bald gerechte, bald übertriebene Klagen erſchienen ſind, hat bei uns nie in dem Grad überhand genommen, daß ſie den Ton angegeben hätte, und da wo auch verſchiedene Richtungen ſich geltend machten, haben dieſe doch nie zu ärgerlichen Spaltungen, zu andauernden Streitigkeiten Anlaß gegeben. Geſetzt aber auch, wir ſollten bei einer unbefangenen Betrachtung unſeres Kirchenweſens, wie es hiſtoriſch vor uns liegt, auf dieß oder jenes ſtoßen, das der Verbeſſerung bedarf, geſetzt, es ſollte ſich für uns das Reſultat herausſtellen, daß unſerm kirchlichen Leben zu deſſen voller Kraft und Geſundheit noch das Eine oder Andere mangle, ſollte da nicht gerade eine Gelegenheit uns willkommen ſein, den Zuſtand unſers religiöſen Gemeinweſens auf hiſtoriſchem Wege kennen zu lernen und nach einer unparteiiſchen Prüfung, die wir damit verbinden, das Gute zu behalten und das weniger Probehaltige als ein Unweſentliches ſinken zu laſſen?

Laſſen Sie uns hier offen und ohne Rückſicht reden, und uns noch vor Ablaufe dieſer Stunde über einen Hauptzweck dieſer Vorträge in Einfalt und Liebe miteinander verſtändigen.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Anſichten von den göttlichen Dingen vielfach auseinander gehen, und auch in unſrer Stadt macht ſich dieſe Verſchiedenheit der Anſichten in Schule und Kirche, im geſelligen und im Familienleben in dem Maße geltend, als auch wir immer mehr über den Geſichtskreis unſrer nächſten Umgebungen uns erheben und mit hineingezogen werden in die große Bewegung des jetzigen Zeitalters. Auch für uns iſt die Zeit vorüber, wo ein und daſſelbe äußere Bekenntniß nach allen Seiten hin allen gleichmäßig genügte, wo die Autorität geachteter Religionslehrer jedem Zweifel des Laien ein Ende machte. Jeder ſucht ſich im Gewirre der Meinungen, das bei der großen Oeffentlichkeit der Gedankenmittheilung immer größer wird, ſein eigenes Urtheil zu bilden, und was Zweifel Erregendes, Streitbares und Schwieriges auf dem großen Gebiete der Wiſſenſchaft vorkommt, das dringt auch hinab in die Kreiſe des gewöhnli-

chen Lebens. Ob dieser Zustand ein besserer sei, als der frühere, will ich nicht entscheiden; aber genug, wir können uns demselben nicht eigenmächtig entziehen, sondern müssen sehen, wie wir durchkommen. Ich schmeichle mir nun keineswegs damit, vermittelst dieser Vorträge die christliche Erkenntniß so weit zu fördern, daß ihr die Zweifel und die obwaltenden Mißverständnisse nichts mehr anhaben können. Wie sollte ich dieß? Ja ich verhehle mir auch nicht, daß manche meiner verehrten Zuhörer über die wichtigsten Angelegenheiten in vielen Punkten anders denken mögen, als ich, vielleicht aber auch nur anders zu denken meinen, während sie in der Hauptsache mit mir übereinstimmen. Nur eines bitte ich, daß niemand glaube, ich wolle irgend jemand durch diese Vorträge meine theologische Ansicht aufdringen, ihm die seinige verdächtigen oder die meinige empfehlen. Meine Vorträge sollen nicht dogmatischer, sondern historischer Art sein und auch da, wo sie eine lehrhafte und reflectirende Gestalt annehmen, soll sich dieß an das Geschichtliche anlehnen und seinem Verständniß dienen. Aber wenn es denn eben die Aufgabe der Geschichte ist, die verschiedenen Geistesrichtungen in ihrem allmäligen Werden und Verschwinden darzustellen, sie auf ihre Anfänge zurückzuführen, sich in sie mit möglichster Selbstverläugnung hineinzuversetzen und einer jeden Erscheinung die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß man sie an ihrem eignen Maßstabe und an dem ihrer Zeit mißt, so denke ich mir, daß auch diese Vorträge etwas für alle verschiednen Parteien Verständigendes und Versöhnliches mit sich führen werden, das leicht die Gemüther einander näher bringen könnte, als das bloße hin und her Disputiren aus der persönlichen Stimmung und der Ansicht der Schule heraus. Die Geschichte ist die große Vermittlerin aller Gegensätze. Ich meine dieß nicht so, als ob mit Hintansetzung des eignen Forschens und Denkens sich alles auf geschichtlichem Wege beseitigen lasse, als ob der Gedanke: „Andere haben auch so gedacht und zu allen Zeiten hat es viel Köpfe viel Sinne gegeben" uns hinlängliche Beruhigung geben könnte, wo es sich um die eigene Glaubensansicht, um das kostbarste Kleinod unsrer Ueberzeugung handelt; denn es liegt ja eben in dem menschlichen Geiste ein Streben, die Wahrheit selbstständig zu erkennen und mit eignen Augen zu sehen, ohne sich durch

das Anſehn andrer Menſchen, andrer Völker und Zeiten in dieſem Streben aufhalten oder irre machen zu laſſen. Es iſt ja dieß gerade das Eigenthümliche des Proteſtantismus, daß er keine verjährten Meinungsrechte anerkennt, ſondern mit friſchem Vertrauen immer wieder aufs Neue untertaucht in den reinen Urquell der Wahrheit, ob auch Andere Anderes gefunden. Immerhin aber hat das Gefühl der hiſtoriſchen Gemeinſchaft, das Gefühl des hiſtoriſchen Zuſammenhanges unſrer Denkweiſe mit der Denkweiſe früherer Zeiten etwas ungemein Erhebendes und Stärkendes, und die Beobachtung, daß auch entgegengeſetzte Beſtrebungen eine gleiche tiefe hiſtoriſche Wurzel haben, führt eine nothwendige und heilſame Scheu mit ſich, leichtfertig über dieſelben abzuſprechen. Wir werden wenigſtens immer billiger und beſonnener ſein in der Beurtheilung einer Anſicht, die ſich Jahrhunderte durch unter verſchiednen Formen erhalten hat und immer wieder zum Vorſchein gekommen iſt, wenn man ſie ſchon beſiegt glaubte, als wir es gegen bloße Einfälle von Einzelnen, gegen bloße Privatmeinungen zu ſein pflegen. Wenn auch das Alter einer Meinung keinen Anſpruch auf unbedingte Anerkennung giebt, ſo giebt es ihr doch allerdings ein Recht auf Achtung und gehörige Würdigung.

Wie nun, wenn es ſich auch in dieſen Vorträgen zeigen ſollte, daß manches, was wir bisher allzuflüchtig beurtheilten, und worüber wir entweder unſerm Eifer auf der einen oder unſerm Spott auf der andern Seite einen zu freien Lauf gelaſſen haben, ſich uns darſtellt als eine nothwendig mitwirkende Kraft im großen Ganzen, als ein heilſames Gegengift gegen andere, nicht minder einſeitige Beſtrebungen? Werden wir da nicht die Hand auf den Mund legen und lieber einſtweilen unſer Urtheil zurückhalten, als an der Geſchichte der Menſchheit uns verſündigen?

Wenn wir alſo auch gleich die noch zur Zeit obwaltenden Gegenſätze der Meinungen und Anſichten in dieſen Vorträgen nicht auszugleichen vermögen und es auch gar nicht darauf abſehen, ſo wollen wir dagegen um ſo mehr uns befleißen, jeder Geiſtesrichtung, die ſich uns in der Geſchichte aufthun wird, ſofern ſie nur eine ernſte iſt und eine mit gewiſſenhafter Wahrheitsliebe gehegte, mit Achtung und Wohlwollen zu begegnen und uns dadurch zu ähnlicher duldſamer Geſinnung gewöhnen, wo es gilt die Gegenwart zu beurtheilen.

Daß dieſer Geiſt der gegenſeitigen Duldung und Liebe, getragen vom Geiſte der Wahrheit, durch dieſe Vorträge möge gefördert und ſo der Sinn und die Begeiſterung für das reine Chriſtenthum möge belebt und geweckt werden, das iſt, verehrteſte Zuhörer! der innigſte Wunſch, womit ich dieſe der Einleitung geweihte Stunde ſchließen und die Reihe der künftigen beginnen möchte.

Zweite Vorleſung.

Rückblick auf die Reformationsgeſchichte. — Kirchlicher und politiſcher Zuſtand Europa's von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis um die Zeit des dreißigjährigen Krieges. — Schickſale des Proteſtantismus in Deutſchland ſeit dem Religionsfrieden. — Frankreichs Reformation bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Nachdem ich in unſrer erſten Zuſammenkunft den Zweck dieſer Vorträge weitläufiger auseinandergeſetzt und den Plan angegeben habe, nach welchem ich zu verfahren gedenke, wird es jetzt nöthig ſein, ehe wir unſre 1. Periode beginnen, einerſeits einen Rückblick zu werfen auf die bereits hinter uns liegende Geſchichte der Reformation ſelbſt, andrerſeits als hiſtoriſche Einleitung ein Gemälde zu geben von dem äußern Zuſtande und von der Lage der Dinge um die Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hin.

In der Löſung der erſten Aufgabe kann ich um ſo kürzer ſein, als der größere Theil meiner Zuhörer meinen Vorträgen über Reformationsgeſchichte ſeiner Zeit ausführlich gefolgt iſt, und auch für die, welche das Verſäumte nachholen möchten, hinlänglich anderweitige Mittel vorhanden ſind *). Um jedoch einen Anknüpfungs-

*) Auf folgende Schriften, die ſeit der Herausgabe meiner erſten Vorleſungen erſchienen ſind, mache ich die Leſer vorzüglich aufmerkſam: Marheinecke: Reformationsgeſchichte, 4r. Band. Pfizer: Leben Luthers. Henry: Leben Calvins. Merle d'Aubigné: Histoire de la réformation du 16. siècle. Micheles: Mémoires de Luther. (Die lügenhafte und elende Parteiſchrift von Haller, Geſchichte der kirchlichen Revolution oder proteſtantiſchen Reform des Kanton Bern, verdient keine Berückſichtigung.)

punkt zu gewinnen, mag es genügen, daran zu erinnern, wie ſich in einem Zeitraume von nicht viel mehr als dreißig Jahren eine mächtige Umgeſtaltung der Verhältniſſe in der abendländiſchen Kirche bereitet hatte. Dieſe Umgeſtaltung einzig auf die Perſon Luthers zurückzuführen, würde eben ſo einſeitig ſein, als den mächtigen perſönlichen Einfluß dieſes einen Geiſtes verkennen zu wollen. Luther war es allerdings geweſen, der zuerſt, nachdem Andere vor ihm Aehnliches gewagt hatten, den großen Wurf that, von dem die Entſcheidung des Looſes abhing. An ſeiner Perſon hängt unſtreitig die Geſchichte der ganzen deutſchen Reformation. Von dem kühnen Anſchlag der Theſen gegen den Ablaß bis zu ſeinem Auftritt vor dem Reichstage zu Worms und ſeinem Aufenthalt auf der Wartburg iſt und bleibt er, wenn auch unbewußt in Vielem, der Träger einer neuen Ordnung der Dinge. Bis dahin iſt die Geſchichte Luthers und die Geſchichte der deutſchen Reformation ein und dieſelbe. Nur wenige hiſtoriſche Perſönlichkeiten ſcheinen berufen, den Gang der Weltgeſchichte eine Zeitlang in ihrem Buſen zu tragen, bis dann die Zeit ſich der neuen Geburt bemächtigt, und das in ein Gemeingut verwandelt, was der Einzelne auf ſeine Gefahr hin gewagt und erſtritten hatte. Luther gehörte zu dieſen ſeltenen Genien. Aber auch Luther erlebte es, daß andere, von ihm nicht geahnete Gewalten in den Gang der Ereigniſſe mit eingriffen und daß ein großes Drama vor ſeinen Augen ſich aufthat, deſſen Verwicklungen ſich ſeinem Blicke entzogen und in dem er am Ende nur eine minder bedeutende Rolle zu ſpielen ſich genöthigt ſah. Nicht nur unterſtützten ihn in ſeinem Werke gleichgeſinnte Geiſter, wie der eines Melanchthon u. a., zu denen er bei aller Verſchiedenheit der Gaben und Charakteren doch immer in dem Verhältniß der geiſtigen Ueberlegenheit blieb; ſondern auch feindliche Gewalten ſuchten den Kranz ihm aus den Händen zu winden und ihn in den Staub unheiliger Leidenſchaft und ſelbſtſüchtiger Beſtrebungen darniederzutreten. Mitten unter dem Ringen nach geiſtiger Freiheit hatte ſich zugleich der unſaubere Geiſt weltlicher Empörung mit emporgerungen aus den Feſſeln der Zucht und des Gehorſams, und die wilde Schwärmerei der Wiedertäufer warf einen verheerenden Brand in die Kirche, der ſtatt die Luft von den böſen Dünſten zu reinigen-

ſie mit düſterem Qualme verpeſtete. Wenn Luther, dieſen Störenfrieden gegenüber das Recht der Fürſten und Obrigkeiten vertheidigte und jedem Aufruhr gegen dieſelben mit allem Nachdruck ſeines Anſehens begegnete, ſo konnte er dagegen nicht verhindern, daß auch eben dieſe Fürſten und Obrigkeiten von ihrer Seite das im Geiſte Begonnene im Fleiſche zu vollenden ſich gelüſten ließen. Mochte er noch ſo laut predigen, „das Wort müſſe alles ausrichten in Sachen des Glaubens und nicht das Schwert," dennoch konnte er bei den wachſenden Verwicklungen des Kampfes die unheilbringende Vermengung der politiſchen und der kirchlichen Intereſſen nicht abwehren; noch ſollte er, ehe er ſein müdes Auge ſchloß, den Krieg in Deutſchland entbrennen ſehen, deſſen ſchmählicher Ausgang die Sache des Proteſtantismus nur auf zweideutige Weiſe gefördert hat.

Noch von einer andern Seite ward das im Glauben begonnene Werk Luthers getrübt und der Kampf vervielfältigt. Zwingli hatte in der Schweiz, unabhängig von Luthern die Mißbräuche der Kirche angegriffen: die Reformation ging hier ihren eignen Gang, weniger gebunden an Zwingli's oder eines Andren Perſönlichkeit, ſondern ſicherer getragen vom Geiſte des Volkes und zum Theil der Regierungen. Aber Zwingli hatte zugleich in der Lehre vom Abendmahl andere Anſichten, als Luther geäußert, und ein Meinungskampf hatte ſich zwiſchen den beiden Reformatoren entſponnen, der immer mehr zu einem Kampf der Parteien wurde innerhalb der jungen Kirche. An ein gemeinſames Wirken war nicht zu denken, und der Zwieſpalt der Parteien vervielfältigte ſich in dem Grade, als die Gemüther ſich erhitzten und erbitterten. Der Kampf um Dogmen, um Lehrmeinungen und Lehrſätze, den man mit dem anfänglichen Kampf um die Reinheit des evangeliſchen Glaubens in unſeliger Verblendung verwechſelte, wurde immer mehr zur Hauptſache, und das Buchſtabengezänke kam an die Tagesordnung. Der einmal angenommene Grundſatz einer freien Glaubensprüfung auf der Grundlage der heiligen Schrift wurde auf der einen Seite durch ſophiſtiſche Deutungen gemißbraucht, auf der andern durch einen engherzigen Dogmatismus beſchränkt. Nicht genug, daß die ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren ſich gegenſeitig befehdeten; es waren noch zu Luthers Zeiten man-

cherlei Zänkereien unter den Theologen seiner Partei ausgebrochen, und dadurch die Einheit des Ganzen sowohl als der stille Friede Einzelner, wie der des sanften Melanchthon, auf eine betrübende Weise gefährdet.

Eben um die Zeit, als Luthers Gestirn sich zum Untergang neigte, ging am westlichen Himmel des Reformationsschauplatzes ein neues auf in der Person Johann Calvins. Es zeigt sich uns hier ein umgekehrtes Verhältniß zwischen dem Entwicklungsgange der sogenannten lutherischen und dem der reformirten Kirche. Während dort eine kräftige Persönlichkeit im Vordergrunde steht, die aber allmälig hinter den Kampf der verschiedenartigen Elemente zurücktritt, so sehen wir dagegen in der reformirten Kirche, unter dem Einfluß republicanischer Formen erst ein stückweises Zusammentreten einzelner kleiner Kantonalkirchen und Stadtgemeinden, ohne daß diese durch den überwiegenden Einfluß eines Mannes noch durch den Buchstaben einer Confession sämmtlich wären zusammengehalten worden. Nach Zwinglis Tod auf dem Kappelerfelde und dem bald darauf erfolgten Hinschied Oekolampads schien von den vorhandenen Schweizertheologen keiner der Aufgabe gewachsen, die zerstreute Heerde in Eins zu sammeln. Da ward Genf nach vielfachen Gährungen der Mittelpunkt der reformirten Kirche. Von ihr gingen nicht nur eine in vielen Stücken veränderte Lehrnorm und die Grundzüge zu einer freiern Kirchenverfassung aus, als sie in der lutherischen Kirche sich bei den damaligen Verhältnissen gestalten konnte; sondern Genf ward recht eigentlich die Mutterkirche für die Gemeinden des Auslandes, und während das Bekenntniß von Augsburg außer in Deutschland nur noch im höheren Norden und in den östlichen Gegenden Europa's neue Anhänger um sich sammelte, wurde die durch Calvin modificirte Glaubensform der Schweizer nun auch die der protestantischen Partei in Frankreich, England, Schottland und dem größern Theil der Niederlande, bis endlich sogar auch manche Gegenden in Deutschland und den verwandten Ländern die bisherige lutherische Form gegen die reformirte vertauschten. Freilich war auch mit der calvinischen Lehre ein neuer dogmatischer Zankapfel in die Kirche geworfen, und nicht minder als der Abendmahlsstreit trug der Streit über die Gnadenwahl dazu bei, den theologischen Disputirgeist zu

nähren und die Vereinigung der Protestanten auf ein gemeinsames Bekenntniß zu erschweren.

So finden wir also mit dem Abschlusse der eigentlichen Reformationsgeschichte einen Zustand der Dinge herbeigeführt, der sich seinem ersten Eindrucke nach gar sehr unterscheidet von dem, wie er sich vor dem Auftreten Luthers dem Blicke des Zuschauers darstellt, und es wird daher jetzt unsre zweite Aufgabe eintreten, das Gemälde dieses Zustandes selbst etwas genauer zu entwerfen.

Wenn schon vor dem Ausbruche der Reformation die Christenheit in zwei große Hälften sich theilte, in die der abendländischen und morgenländischen Kirche, doch so, daß die erstere, dem Papst unterthan, sich vor der letztern durch großartigere Institute, durch einen regern wissenschaftlichen Geist, aber auch durch mannigfachere Irrthümer und vielfältigere Mißbräuche auszeichnete, — so sehen wir jetzt diese abendländische Kirche abermals in zwei große Hälften zerfallen, die als zwei besondere Kirchenparteien einander gegenübertreten. Indessen ist die Trennung noch nicht in dem Grade vollendet, wie sie jetzt, durch die Macht der Gewohnheit zur stehenden Form verhärtet, unserm Auge sich darstellt; denn noch immer trug sich die alte Kirche mit der Hoffnung, die Abtrünnigen, sei es mit Gewalt oder durch Güte, mit sich zu vereinigen, während umgekehrt der Protestantismus noch immer weiter über seine Grenzen sich auszubreiten strebte. Ja selbst die ausschließende Benennung Katholiken und Protestanten, an die wir uns gewöhnt haben, ist noch nicht eine geläufige und allgemein verständliche geworden in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Nie hatten sich ja eigentlich die Anhänger Luthers und Zwinglis von der wahren katholischen, d. h. der allgemeinen Kirche trennen wollen; vielmehr behaupteten sie im Zusammenhange mit ihr geblieben zu sein und sie nur von Wust gereinigt zu haben, weßhalb denn auch jetzt hie und da der Ausdruck „katholische Kirche" in dem Sinne gebraucht wurde, in welchem beide Parteien zu ihr gehören wollten.*) Weit häufiger war, um die Gegner der Reformation zu bezeichnen, die Benennung Papisten, während die deutschen Protestanten, die ihren Namen bekanntlich auf dem Reichstag zu Speier (1529) erhalten hatten,

*) Siehe Menzel Bd. V. S. 15.

auch eben ſo oft als Lutheraner, in der Leidenſchaft als Ketzer, in der gemäßigten und diplomatiſchen Sprache aber als die Anhänger des Augsburgiſchen Bekenntniſſes bezeichnet wurden. Von dieſen letztern wurden dann wieder ſtreng unterſchieden die Anhänger Zwinglis und Calvins, die erſt ſpäter zum Unterſchiede von den Lutheranern den ausſchließlichen Namen der Reformirten erhielten *). Beide, Lutheraner und Reformirte, werden wir zwar in der Folge, wenn es gilt die beiden größern nichtkatholiſchen Hauptparteien unter einen gemeinſamen Namen zu bringen, der Kürze wegen Proteſtanten nennen; aber dieſer uns jetzt geläufige Sprachgebrauch darf uns nicht zu der Anſicht verleiten, als ob damals Lutheraner und Reformirte im Geringſten eine Einheit unter ſich gebildet hätten, den Römiſchkatholiſchen gegenüber. Vielmehr ſtanden zu verſchiedenen Zeiten die beiden Parteien noch ſchroffer einander gegenüber, als eine jede derſelben den Katholiken gegenüberſtand, und wir haben ſomit ſtatt zwei, drei Hauptparteien der abendländiſchen Chriſtenheit zu unterſcheiden.

Wenn wir es nun unternehmen ſollen, einen ſtatiſtiſchen Ueberblick von dem Verhältniß der damaligen Katholiken zu den Proteſtanten zu geben und uns die Sache geographiſch zu vergegenwärtigen, ſo dürfen wir auch hier nur mit wenig Ausnahmen an rein katholiſche und an rein proteſtantiſche Länder denken, im neuern Sinne; den auch in mehrern Gegenden, welche im Ganzen zu dem gereinigten evangeliſchen Glauben ſich bekannten, fehlte es nicht an mannigfaltigen Reactionsverſuchen, während wir umgekehrt kein Land im chriſtlichen Europa finden, in welchem nicht um dieſe Zeit der Proteſtantismus verſucht hätte, auch mitten unter den Verfolgungen, neue Wurzeln zu ſchlagen. Das ſinnreiche und künſtliche Gewebe der Hierarchie, welches ſich im Mittelalter von Rom aus nach allen Enden hin verbreitet hatte, es hatte durch die Reformation mächtige Riſſe erhalten; aber noch liefen ſeine Fäden nach allen Richtungen der Welt, und tauſend Hände waren geſchäftigt, das Abgeriſſne wieder anzuknüpfen und die Lücken auszuſtopfen. Es kann ſomit nur im Durchſchnitte und auch da

*) In Frankreich nannte man ſie zuerſt und zwar ſpottweiſe les prétendu réformés. In der Schweiz hießen längere Zeit die katholiſchen Geiſtlichen Meßprieſter, die reformirten Prädicanten.

kaum behauptet werden, daß der Norden Europa's, wie man gewöhnlich annimmt, ſchon damals vorzugsweiſe dem Proteſtantismus, der Süden dem Katholicismus ergeben geweſen ſei. Allerdings hatte ſich von Wittenberg aus die lutheriſche Reformation bis nach Schweden und Dänemark hin verbreitet, und die meiſten weltlichen Fürſten und Städte des nördlichen Deutſchlands huldigten dem reformatoriſchen Princip. Aber noch immer wußte auch in dieſen Gegenden die alte Kirche durch die geiſtlichen Fürſten, deren Beſitzthümer durch die neuen Religionsverträge geſichert waren, ſo wie durch die Jeſuiten, die in alle Gegenden der Welt ſich verbreiteten, ihre Anſprüche geltend zu machen. Am Niederrhein, in Polen, in Schleſien, in Scandinavien und Belgien fehlte es Rom nicht an mächtigen Stützen, und in England und Schottland war es noch nicht zu einem feſten Zuſtande der kirchlichen Dinge gekommen. Umgekehrt war mitten im Kampfe der Proteſtantismus auch bis in den Süden Europa's hinabgedrungen, und wenn auch in Spanien und Italien die einzelnen Bekenner der neuen Lehre mehr nur als ſporadiſche Secten behandelt werden oder auch (namentlich in Italien) das proteſtantiſche Princip ſich unter andern Formen verſteckt, ſo finden wir dagegen namentlich im ſüdlichen Frankreich eine kräftig aufſchießende Wurzel des Proteſtantismus. So ſind auch in Deutſchland zwar Oeſtreich und Baiern die mächtigſten Bewahrer des Katholicismus; aber in beiden Ländern wimmelte es noch damals von Bekennern der neuen Lehre, in Wien ertönte ſie von den Kanzeln, und tief nach Ungarn und Siebenbürgen hinein war ihr Strahl gedrungen. Auch die ältern Religionsparteien, die der Reformation vorangegangen waren, die Utraquiſten in Böhmen, die Waldenſer in den Thälern von Piemont traten häufig als die Glaubens- und Leidensgenoſſen der verfolgten Proteſtanten auf. — Es iſt ſomit in dieſer Hinſicht noch eine bewegte und kampfreiche Zeit, in welche wir eintreten, die zugleich aber auch durch die politiſchen Verhältniſſe überaus wichtig iſt. In der politiſchen Welt nämlich ſehen wir gleichzeitig mit der Periode, die wir beginnen, bedeutende Veränderungen vorgehn, welche auf die Schickſale der Reformation von nicht geringem Einfluß waren. Laſſen ſie uns auf dieſen politiſchen Zuſtand Europas von der Mitte des 16. Jahrhunderts

bis gegen die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs hin einen flüchtigen Blick werfen.

Karl V., der das Zeitalter der Reformation mit seinem Namen und seiner Macht beherrschte, tritt fast gleichzeitig mit dem Abschlusse der deutschen Reformationsgeschichte vom Schauplatz der Geschichte ab. Im Jahre 1556, das Jahr nach dem Augsburger Religionsfrieden, in seinem 56. Lebensjahre, legte dieser von den politischen und religiösen Parteien sehr verschieden beurtheilte Fürst seine sämmtlichen Kronen nieder und begab sich in das Kloster S. Just, in den schöngelegenen Gefilden von Estremadura, wo er auch nach einem kurzen Aufenthalt von zwei Jahren sein thatenreiches Leben unter Büßungen beschloß. „Noch niemals hat," sagt Herr von Raumer, (in seiner Geschichte Europa's) „ein Vater freiwillig und bei seinem Leben Reiche solchen Umfangs abgetreten, wie Karl V. seinem Sohne Philipp." — Spanien, Mailand, Neapel und Sicilien, die Niederlande, sowie das reiche Mexico und Peru (unlängst durch Cortez und Pizarro gewonnen) fielen dem Erben zu, der in der Person Philipps II. einen neuen Zeitraum eröffnet. Die östreichischen Erblande gehorchten Karls Bruder, Ferdinand I., König von Böhmen und Ungarn, auf den auch die deutsche Kaiserkrone überging.

Das deutsche Reich war durch die Reformation zum Theil erschüttert, aber nicht zertrümmert worden. Im Gegentheil waren es die Lutheraner (mehr als die Reformirten), welche während unsrer Periode seine Formen aufrecht zu erhalten suchten. Sowohl Ferdinand als sein Nachfolger Maximilian II. zeichneten sich durch weise Duldung aus; aber unter Rudolph II., dem der Vorwurf gemacht wird, über astronomischen und alchimistischen Forschungen die Sorge für das Reich vernachlässigt zu haben, gerieth dasselbe in Verwirrung und es erhoben sich mancherlei Klagen wider ihn. Ungarn und Böhmen mußte er schon bei Lebzeiten an seinen Bruder Matthias abtreten, der ihm im Jahre 1612. folgte. Unter diesem brach der dreißigjährige Krieg aus. Bis zu diesem Zeitpunkte finden wir Deutschland, mit Ausnahme der Türkenkriege und einiger Streitigkeiten der Fürstenhäuser untereinander, in einem gewissen Zustand der Ruhe, und selbst die Religionsangelegenheiten wurden namentlich unter Maximilian mit vieler Milde behandelt,

wenigſtens im Vergleich mit dem, was wir um dieſelbe Zeit in andern Ländern vorgehn ſehn.

So bietet namentlich uns Frankreich in dieſer Zeit einen traurigen Anblick dar.

Wenn das unter Ludwig XI. Carl VIII. und Ludwig XII. erſtarkte Reich zur Zeit der Reformation unter Franz I. ein mächtiges Gegengewicht gegen Karls V. ehrgeizige Unternehmungen gebildet hatte, ſo trat nun bald darauf für das Haus Valois eine traurige Kataſtrophe ein. Schon Heinrich II. ſtand unter fremdem Einfluß einiger Großen ſeines Reichs, und als dann auf die ſchwache Regierung Franz II. das vormundſchaftliche Regiment der Katharina von Medicis über Karl IX. eintrat, ging die Würde der königlichen Macht vollends verloren; denn auch nach der eingetretenen Mündigkeit ihres Sohnes, ſowie auch unter Heinrich III. führte ſie faſt ununterbrochen das Zepter fort, bis endlich mit dem Tode dieſes letztern, mitten unter den größten Verwirrungen, in welche das Reich geſtürzt worden war, das Haus der Valois erloſch, und mit Heinrich von Navarra in der Perſon Heinrichs IV. das Haus der Bourbonen auf den Thron der Capetinger ſich ſchwang. Ich will durch eine weitere Schilderung der Lage dieſes Reichs der Erzählung nicht vorgreifen. Da die politiſchen Streitigkeiten der feindlichen Häuſer Bourbon und Guiſe, die deſpotiſche Macht der Ligue u. ſ. w. aufs Innigſte zuſammenhängen mit den Religionsverfolgungen und Religionskriegen, ſo werden wir erſt dort auch den politiſchen Zuſtand Frankreichs näher kennen lernen.

In England war auf Eduards VI. Tod und nach der unglücklichen Wendung, welche das Schickſal der proteſtantiſchen Johanna Gray genommen, die katholiſche Maria gefolgt, die älteſte Tochter Heinrichs VIII. (1553) Durch ihre Vermählung mit Philipp II. von Spanien ſchien England ſowohl in die politiſche Abhängigkeit dieſer weſtlichen Macht, als auch in die noch drückendern religiöſen Feſſeln des ſpaniſchen Inquiſitionsſyſtems zu gerathen. Aber mit der jüngern Tochter Heinrichs, der Königin Eliſabeth beginnt 1558 die Glanzperiode der engliſchen Geſchichte. Welchen mächtigen Contraſt bildet dieſe Regierung zu der gleichzeitigen Philipps II. in Spanien. Da finden wir die Intereſſen des Proteſtantismus und Katholicismus ſich geltend

machend als bedeutende Gewichte in der Wage des politiſchen Staatenſyſtems. An dem feſten Willen einer Frau ſcheitert die Staatskunſt eines Regenten der halben Welt, und der Sieg über die unüberwindliche Armada iſt uns gleichſam auch ein Symbol der geiſtigen Ueberlegenheit des Proteſtantismus, wie er in dem Bilde dieſer Fürſtin ſich darſtellt, über den mächtigen Coloß der Barbarei, der die Länder Europa's Jahrhunderte lang unter die Füße trat.

Aber auch in England bleibt es nicht der geiſtigen Macht allein vorbehalten, dem Proteſtantismus den Sieg zu verſchaffen. Sowohl hier als in der damit ſo eng verbundenen Geſchichte Schottlands fehlt es nicht an blutigen Kämpfen, und an die Religionskriege in Frankreich und den Niederlanden reihen ſich zu Ende unſrer Periode die nicht minder blutigen unter der unglücklichen Regierung der Stuarts.

Groß und bedeutungsvoll tritt im politiſchen Gemälde dieſer Zeit der Kampf der Niederlande mit der ſpaniſchen Macht hervor, der in der innigſten Verbindung ſteht mit der Kraft welche England auf der andern Seite dieſer Macht entgegenſtellt. Aber auch dieſer Kampf hängt zu genau mit den religiöſen Kämpfen ſelbſt zuſammen, die wir noch zu betrachten haben, als daß wir ſchon hier in Einzelnes eingehen könnten.

Zu einem vollſtändigen Ueberblick der politiſchen Zuſtände um dieſe Zeit würde auch noch ein Blick auf das zerriſſene Italien, ſo wie ein Blick auf die pyrenäiſche Halbinſel gehören, und ebenſo dürfte auch der höhere Norden Europa's, der ſeit Guſtav Waſa für die proteſtantiſche Geſchichte von Bedeutung wird, und dann unter Guſtav Adolph im dreißigjährigen Kriege den Ausſchlag giebt, unſre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Aber wir wollen uns jetzt für den Anfang nicht zu ſehr zerſtreuen und das Gemälde nicht zu groß anlegen. Es iſt hier nicht unſre Abſicht, die Weltgeſchichte vorzutragen, ſondern bloß den Boden zu bezeichnen, auf dem die religiöſe Geſchichte unſrer Periode ſich vorzugsweiſe bewegt, und da mag es denn vor der Hand genügen, wenn wir außer Deutſchland beſonders Frankreich, England und die Niederlande einſtweilen in's Auge faſſen und die großen Perſönlichkeiten, an welchen die Geſchichte hängt, in den Vordergrund treten laſſen. Nicht leicht bietet eine Zeit ſo großartige Begeben-

heiten und — ich möchte ſagen — eine ſolche dramatiſche Entwicklung dar, als eben die, welche wir nun bald näher betrachten ſollen; weßhalb auch nicht zu verwundern iſt, daß unſre größten Dichter den Stoff zu ihren Bearbeitungen größtentheils aus dieſer reichen Quelle geſchöpft, aber auch manche Hiſtoriker eben dieſe Zeiten zum beſondern Gegenſtand ihrer Darſtellungen gewählt haben.

Von den Geſchichtswerken, welche uns zu einer genauern Kenntniß dieſer Zeit verhelfen, werde ich einige erſt an ihrem Orte anführen. Einſtweilen mache ich nur auf allgemeinere Darſtellungen aufmerkſam. Dahin gehört vor allem als Leidfaden durch die ganze Zeit hindurch, die wir zu betrachten haben, Friedrich von Raumer: Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Während die beiden erſten Bände dieſes Werkes, die Zeiten vor und während der Reformation behandeln, umfaßt der dritte Band eben dieſelbe Periode, die wir als unſre erſte bezeichnet haben, nämlich von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum weſtphäliſchen Frieden. — Mit dieſer Geſchichte Europa's, die einen gedrungenen Ueberblick über dieſen höchſt wichtigen Zeitabſchnitt gewährt, ſind dann noch des Verfaſſers Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts zu verbinden, (2 Bände), ſo wie die unlängſt erſchienenen Beiträge zur neuern Geſchichte, in Briefen aus London.

In dieſen Briefen aus Paris und aus London theilt nämlich der Verfaſſer eine Menge intereſſanter Notizen mit, die er aus neu durchforſchten Quellen geſchöpft hat und die auf einzelne Begebenheiten manches Licht werfen.

Ein anderes Werk, das ich hier ſchon nennen will, obſchon es zunächſt nur die Geſchichte von Deutſchland betrifft, iſt das von Karl Adolf Menzel: Neuere Geſchichte der Deutſchen, vom 4. Bande an. Beide Werke, von Raumer und von Menzel, zeichnen ſich durch Gründlichkeit der Forſchung und lichtvolle Darſtellung aus, und wir werden in der Folge öfter auf ſie zurückkommen.

Wir wenden uns jetzt ſogleich zu unſrer erſten und nächſten Aufgabe, die äußern Schickſale des Proteſtantismus in den genannten Ländern genauer zu betrachten.

Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß Deutſchland im Verhältniß zu den übrigen Ländern, namentlich zu Frankreich, England und den Niederlanden, einen ziemlich ruhigen Anblick gewährt bis auf den dreißigjährigen Krieg hin. Deutſchland ſteht gewiſſermaßen ſchon am Ende ſeines Religionskrieges, während derſelbe in den genannten Ländern erſt beginnt. Die deutſche Reformationsgeſchichte ſchließt ſich mit dem ſogenannten Religionsfrieden, welcher nach dem ſchmalkaldiſchen Kriege zu Augsburg 1555 geſchloſſen wurde. Die Begebenheiten dieſes Krieges ſelbſt hier nachzuholen, würde uns zu weit in das frühere Zeitalter zurückführen*). Wir begnügen uns, den Inhalt jenes Friedensbedingungen, der die Grundlage der äußeren Ruhe bildet, welche die Proteſtanten in Deutſchland während dieſer Zeit genoſſen, etwas genauer darzulegen.

Man würde ſich eine falſche Vorſtellung von dem Inhalt des Augsburger Religionsfriedens machen, wenn man glauben wollte, es ſei durch dieſen Frieden der Grundſatz einer vollkommenen Gleichſtellung der Religionen in der Weiſe anerkannt worden, wie wir etwa jetzt in paritätiſchen Ländern beide Religionsformen nebeneinander beſtehen ſehen. So war es nicht. Es wurde zwar feſtgeſetzt, daß jeder Reichsſtand, er möge katholiſch oder proteſtantiſch ſein, bei ſeinem Glauben, ſeinen Ceremonien, bei Hab' und Gut, bei Land, Leuten und Rechten, ruhig und friedlich gelaſſen werde und daß kein Stand den andern mit Gewalt zu ſeiner Religion drängen ſollte. Allein ſo frei dieß auf den erſten Augenblick klingen mag, ſo traten doch mancherlei Beſchränkungen ein, welche den Zuſtand der Proteſtanten noch immer zu einem ſehr prekären Zuſtand machten. Vorerſt darf nicht vergeſſen werden, daß der Friede nicht allen Proteſtanten, d. h. nicht allen denen, welche ſeit den erwachten Glaubenskämpfen von der römiſchen Kirche ſich getrennt hatten, galt; ſondern nur den ſogenannten Augsburgiſchen Religionsverwandten, d. h. allen denen, die ſich zur Augsburger Confeſſion hielten, den Lutheranern, während Alle die von den Vortheilen des Friedens ausgeſchloſſen waren, welche

*) Ich habe zwar den ganzen ſchmalkaldiſchen Krieg in den Vorleſungen über Reformationsgeſchichte ſehr kurz abthun müſſen, was mir leid that. Ihn aber in dieſe Reihe von Vorträgen wieder aufzunehmen, hätte eine zu große Störung in unſern Plan gebracht. Ich verweiſe deßhalb beſonders auf den 4. Band von Marheinecke und auf Menzel.

der Zwingliſchen Vorſtellung vom Abendmahl beiſtimmten oder auch nur von ferne ſich näherten. Die Uneinigkeit, welche in dieſer Beziehung unter den Bekennern des reinen Evangeliums herrſchte, konnte den Gegnern nicht unbemerkt bleiben, und dieſe wurde nun gern benutzt, um die Macht der Proteſtanten zu ſchwächen und zu theilen. Der Haß, welchen die meiſten Lutheraner damals gegen die Reformirten hegten, mochte es ſelbſt gern ſehen, daß die letztern vom Frieden ausgeſchloſſen waren, ohne zu bedenken, daß eben dadurch der Friede ſelbſt nur ein halber ſei. Indem ferner der Friede nur den Bekennern der Augsburger Confeſſion gelten ſollte, ſo wurden damit dieſen Bekennern ſelbſt für alle Zukunft die Hände gebunden, indem die geringſte Abweichung von der Confeſſion ihnen das Recht nahm, ſich auf den Frieden zu berufen. Wir werden in der Folge ſehen, wie dieſe einſchränkende Bedingung mit ein Grund war des ängſtlichen Haltens am einmal gegebenen Buchſtaben der Lehre. Jedes weitere Hinausſchreiten über denſelben konnte als Friedensbruch gedeutet werden, und ſomit war unter dem ſcheinbaren Vortheil des Friedens dem Proteſtantismus ſeine Wurzel abgeſchnitten und ſein innerer Bildungstrieb gehemmt. Endlich war auch dafür geſorgt, daß der bisherige Proteſtantismus, den man ſo weit duldete, als er ſich ſtreng an die Augsburger Confeſſion hielt, nicht weiter um ſich greifen ſollte, indem man ihm nicht nur die innere Lebenswurzel, ſondern auch die äußern Subſiſtenzmittel abſchnitt. Dieß geſchah durch den ſogenannten geiſtlichen Vorbehalt. Dieſer Vorbehalt beſtand darin, daß eine jede Partei in dem Beſitze der Kirchengüter bleiben ſollte, die ſie vor dem Abſchluß des Friedens *) beſeſſen hatte, ſo daß alſo, wenn in Zukunft ein katholiſcher Fürſt ſich bewogen fand, zur proteſtantiſchen Partei überzugehn, er es zwar für ſeine Perſon thun konnte, aber darum nicht berechtigt war, auch die Kirchengüter zu den Bedürfniſſen des proteſtantiſchen Cultus zu verwenden; ſondern er mußte dieſe der katholiſchen Kirche zurücklaſſen. Damit wurde beſonders der Uebertritt der geiſtlichen Reichsfürſten erſchwert, welche natürlich nicht gern ihre reichen Pfründen verließen, um als proteſtantiſche Pre-

*) d. h. des Paſſauer Vertrags.

diger eine dürftige Anstellung zu suchen. Diesen Vorbehalt wollten sich die Protestanten aus natürlichen Gründen nicht gefallen lassen, und auch bei dem Friedensabschluß konnte man sich gerade über diesen wichtigen Punkt nicht verständigen, so daß es auch in der Folge nicht an mannigfachen Reibungen fehlte. Diese einzelnen Reibungen und Neckereien, welche den alten Kriegszustand hier und da wieder hervorzurufen schienen, bis endlich der dreißigjährige Krieg in Deutschland ausbrach, sind jedoch für das große Ganze zu unbedeutend, als daß wir hier länger bei ihnen verweilen sollten.

Wir überlassen also Deutschland seinem schwankenden Friedenszustande, dessen Unterbrechungen und Störungen wir am besten unmittelbar mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges seiner Zeit in Verbindung bringen werden, und wenden uns jetzt den Ländern zu, in welchen der Religionskampf nicht mit den rostigen Waffen einer schon veralteten Fehde, sondern mit den frischen Waffen einer neuen leidenschaftlichen Aufregung geführt wird.

Indem wir hier zuerst auf Frankreich unsre Blicke werfen, müssen wir zu den Anfängen zurückgehen, welche die Reformation in diesem Lande nahm zu einer Zeit, als in Deutschland der Kampf seine Höhe erreicht hatte.

Wir wissen bereits aus der Reformationsgeschichte, daß die Schwester Franz I., die Königin Margaretha von Navarra eine große Gönnerin der durch Luther gereinigten Lehre war. An ihrem Hofe fanden schon bald nach dem Ausbruch der Religionsstreitigkeiten in Deutschland die um ihres Glaubens willen Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte, und schon ums Jahr 1521 gab es in mehrern Städten Frankreichs kleine Gemeinden von Evangelischen, z. B. in Meaux in der Nähe von Paris, wo der dortige Bischof Briçonnet die Reformation beförderte. Auch zu Grenoble wurde erst von Amadeus Maigret, und dann von Peter Sebevilla ums Jahr 1523 das Evangelium nach gereinigten Grundsätzen geprediget. Diese französischen Reformatoren standen meist mit den Schweizern in Verbindung, und so munterte denn auch Zwingli den Peter Sebevilla in einem Briefe zur Standhaftigkeit in seinem Berufe auf*). Auch Franz Lambert aus Avignon gehört zu

*) Vgl. Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation, Bd. II. S. 219. Gerdes IV. p. 21. Scult. Annal. p. 157.

denen, welche den erſten Samen der Reformation in Frankreich ausſtreuten. Er hatte, aufmerkſam gemacht durch Luthers Schriften, dem Kloſterleben entſagt, dem er ſich als ein Mitglied des Franziscanerordens ergeben hatte, war dann 1522 nach einem kürzern Aufenthalt in Lauſanne nach Deutſchland gegangen und hatte ſich um Luthers Bekanntſchaft und eine Lehrſtelle beworben. Mit einer Wittenbergerin verheirathet begab er ſich 1524 nach Metz und trat in dieſer Stadt als Reformator auf. Von da vertrieben, kam er nach Straßburg, und wandte ſich in der Folge dem heſſiſchen Lande zu, wo er als Profeſſor der Theologie zu Marburg im Jahr 1530 ſtarb.

In Paris erregte der Pfarrer Peter Caroli in den Jahren 1524 und 1525 nicht geringes Aufſehn, als er nach der damals ſo genannten neuen Art zu predigen, den Brief an die Römer auf der Kanzel erklärte, und ſich in manchen Beziehungen dem MarienDienſte und dem Bilderweſen widerſetzte. Das Lehren wurde ihm darauf von der Sorbonne verboten. Er begab ſich nach Genf, wo er jedoch mit Calvin in Streit gerieth und in der Folge ſogar zur katholiſchen Partei zurückkehrte. Ein geborner Deutſcher, Wolfgang Schuch*), predigte in dem lothringiſchen Städtchen St. Hippolyte gegen den Bilderdienſt, das Faſten und andre Mißbräuche. Die Theſen, welche er über dieſe und verwandte Gegenſtände niederſchrieb, wurden von der Sorbonne verdammt und ihr Urheber der Läſterung gegen den heiligen Geiſt bezüchtigt. Als der Herzog Anton von Lothringen drohte, die Stadt St. Hippolyte dem Raub der Flammen preis zu geben, ſo lang ſie dieſen Ketzer bei ſich dulde, ſtellte ſich Wolfgang, um das angedrohte Unglück von ſeiner Gemeinde abzuwenden, freiwillig in Nancy, der damaligen Hauptſtadt von Lothringen, eingedenk des Grundſatzes, daß der treue Hirte ſich hingebe für die Schafe, und daß niemand größere Liebe habe, als der für ſeine Freunde zu ſterben weiß. In Nancy wurde er feſtgenommen und nach einjähriger Gefangenſchaft zum Flammentode verurtheilt. Er empfing ſein Urtheil, in die Worte des Pſalmiſten ausbrechend: (Pſ. 122). „Ich freue mich deß, das mir geredet iſt, daß wir werden ins

*) Vgl. Gerdes. 44. Schröcks. a. a. O. und Histoire des Martyrs. p. 89.

Haus des Herrn gehen.“ Ehe man ihn ſelbſt auf den Scheiterhaufen führte, wurden ſeine Bücher vor ſeinen Augen verbrannt, und er gefragt, ob er widerrufen wolle? Als er dieß verneinte, wurde ihm daſſelbe Schickſal, wie ſeinen Büchern bereitet. Unter dem Gepraſſel der Flammen tröſtete er ſich mit den Worten des 51. Pſalms: „Gott! Sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!“ So ſtarb dieſer Deutſche als einer der erſten proteſtantiſchen Märtyrer Frankreichs den 19. Auguſt 1525.

Als Franz I. im Jahr 1526 aus ſeiner Gefangenſchaft nach Frankreich zurückgekehrt war, war eins ſeiner erſten Geſchäfte die Ausrottung der Ketzerei in ſeinem Lande. Der Erzbiſchof von Sens, der zugleich Kanzler war, hielt in den Jahren 1527 und 28 eine Synode zu Paris, die gewöhnlich die Synode von Sens heißt, welche zwar mancherlei Verbeſſerungen innerhalb der Kirche vorſchlug, aber auch ſtrenge Geſetze gegen die Anhänger der lutheriſchen Lehre erließ. Aehnliches that der Erzbiſchoff von Bourges, Franz Tournon 1528. Alle dieſe Geſetze konnten jedoch nicht hindern, daß nicht Luthers Lehre (noch ehe Calvin auftrat) in Frankreich mehr und mehr Anhang gewann. Unter den Freunden dieſer Lehre befand ſich auch der königliche Rath Louis Berquin, ein Edelmann aus Artois, der trotz der Warnungen des ihm befreundeten Erasmus es nicht unterließ, die Irrthümer der Kirche zu beſtreiten, und gleichfalls von der Sorbonne verfolgt, im Jahr 1529 den Tod durch Henkershand ſtarb.

Die Dreißigerjahre des 16. Jahrhunderts waren für die Proteſtanten in Frankreich Jahre harter und mannigfacher Prüfung. Der junge Calvin, vielfach in dieſelben verflochten, war erſt Augenzeuge davon, bis er den Verfolgungen ausweichend ſich nach Baſel flüchtete, und von hier aus eine ſchöne und kräftige Zuſchrift an Franz I. erließ, worin er ihn aufforderte, die Verfolgungen der Schuldloſen einzuſtellen und der Sache Gottes freien Lauf zu laſſen. Aber vergebens! Immer mehr Opfer wurden geſchlachtet. Beſonders zeichnete ſich das Jahr 1535 durch vielfache Hinrichtungen aus *). Der König ließ den 29. Januar eine ſogenannte

*) Vgl. Henry, Leben Calvins S. 74. ff. und Histoire des Martyrs. p. 106.

Luſtration vornehmen, ein Verſöhnungsfeſt für den Staat. Das Bild der heiligen Genoveva, als der Schutzheiligen von Paris, an die man ſich in den größten Nöthen zu wenden pflegte, wurde in feierlicher Proceſſion umhergetragen. Der König wohnte mit ſeinen drei Kindern, zu Fuß und mit entblößtem Haupte, der Feierlichkeit bei. Alle trugen weiße Kerzen, und während des Umganges wurden ſechs Menſchen auf die grauſamſte Weiſe auf den Hauptplätzen der Stadt lebendig verbrannt, wobei das Volk ſo unſinnig tobte, daß die Henker die ihnen verfallenen Opfer kaum vor dem Zerreißen beſchützen konnten. — Aus dieſer Verfolgung werden uns mehrere Märtyrer namhaft gemacht, von denen einiges anzuführen nicht außer unſerm Zwecke liegen dürfte. Ein Schuhmacher zu Paris, Barthelemy Milo, hatte ſich früher durch natürliche Geiſtesgaben und Witz ausgezeichnet, welchen letztern er jedoch mißbrauchte, die Religion zu verſpotten. Der Unglückliche war in Folge ſeiner Ausſchweifungen an allen Gliedern, außer der Zunge und den Armen gelähmt. Als er einſt in dieſem betrübten Zuſtande vor ſeiner Bude ſaß, ging ein Evangeliſcher vorüber, den er verſpottete. Dieſer aber reichte ihm ein N. T. — Milo fing an, in dem Buche zu leſen, las ſich immer tiefer hinein, wurde immer ernſter und nachdenkender und endlich ein Anhänger der verfolgten Secte. Von nun an änderte er ſeine ganze Lebensart. Seine Krankheit trug er mit der größten Geduld und Ergebenheit, er unterrichtete Kinder im Schreiben, und beſchäftigte ſich mit Goldarbeit und Graviren. Was er verdiente, wandte er den Armen zu. Sein Zimmer war eine Schule, in der das Evangelium verkündet wurde. Schon war er einmal in Verhaft geweſen. Jetzt ſtürzte einer der Blutrichter, Morin, zu ihm herein und fuhr ihn mit den Worten an: „Milo! aufgeſtanden!—“ Der Lahme erwiderte in dem ſanften Tone wehmüthiger Ironie: „Ach Herr, es würde eines größern Meiſters bedürfen, als ihr ſeid, um mich aufzurichten.“ Da ward er ergriffen, hinweggetragen und verurtheilt, auf dem Grèveplatz langſam verbrannt zu werden. Nicolas Valeton, ein Einnehmer von Nantes, wurde bloß darum, weil er Bücher auf die Seite geſchafft hatte, die bei ihm geſucht wurden, gleicher Weiſe als Ketzer hingerichtet. — Ein ähnliches Schickſal hatten Johann du Bourg und Etienne de

la Forge, Kaufleute zu Paris, von denen der erſtere auf dem Platze les Halles, der letztere auf dem Kirchhofe St. Jean zu Paris verbrannt wurden; desgleichen Henri Poille, ein armer Maurer u. a. m.

Doch nicht bei einzelnen, wenn auch zahlreichen Hinrichtungen ſollte es bleiben. Den Heerd der religiöſen Unruhen wollte man ausrotten, und dieſen ſuchte man in den Thälern von Piemont und den angrenzenden Provinzen Frankreichs, in welchen Gegenden die Secte der Waldenſer eine kümmerliche Zuflucht gefunden hatte. Wir wiſſen, wie dieſe Vorläufer der Reformation längere Zeit in Frankreich aufs Blutigſte verfolgt wurden. Aber Ludwig XII., der ſich von dem ſtillen und frommen Lebenswandel dieſer Thalleute überzeugt hatte, hatte auch ſeiner Zeit die wider dieſelben gerichteten Zumuthungen der römiſchen Curie mit den merkwürdigen Worten abgelehnt: „Laßt ſie gehen, ſie ſind beſſere Chriſten, als wir"; er hatte die Prozeſſe gegen ſie niedergeſchlagen, die Acten in die Rohne werfen laſſen und ihnen den Schutz der Geſetze gewährt. Unter dieſem Schutze bewohnten die Waldenſer die kleine Stadt Cabrière in der Provence, und beſonders blühend erhob ſich der Flecken Merindol mitten unter einer Anzahl größrer und kleinerer Dörfer, die von dieſer Secte bewohnt waren. Da erwachte aufs Neue der Haß gegen die harmloſen Waldenſer ums Jahr 1540. An der Spitze derer, welche den König Franz I. zu Verfolgungen aufforderten, ſtand Johann Meynier, Baron von Oppède, der die Stelle des Oberhauptes vom Parlament zu Aix mit der eines militäriſchen Statthalters der Provence vereinigte. Erſt erließ das Parlament von Aix ein hartes Geſetz gegen die Waldenſer (1540), wonach der Flecken Merindol zerſtört und auch die Gegend umher verwüſtet werden ſollte. Fünf Jahre nachher wurde zur gewaltſamen Ausführung dieſes Edicts geſchritten. Oppède begab ſich an der Spitze einer bewaffneten Macht in die Provence. Wehrloſe Greiſe, Kinder und Frauen flüchteten ſich vor den Eindringenden in die piemonteſiſchen Gebirge. Merindol ward verwüſtet und die ganze fruchtbare Gegend umher in eine traurige Einöde verwandelt. Im Städtchen Cabrière waren bloß dreißig Männer und ſechzig Frauen zurückgeblieben. Auf die Bedingung eines freien Abzugs hin

öffneten ſie die Thore, aber gegen das gegebene Verſprechen wurden die Bewohner niedergemacht. Acht und zwanzig Dörfer umher wurden in Aſche gelegt und an viertauſend Waldenſer kamen dabei ums Lebens. Siebenhundert der Stärkſten vertheilte man als Ruderknechte auf die Galeeren. Baron Oppède rühmte ſich dieſer Gewaltthat; allein die Strafe ſeines Frevels ſollte nicht ausbleiben. Er ward angeklagt, ſeine Vollmacht überſchritten zu haben. Der König wollte ihn nicht vor Augen ſehen, und in ſeinen letzten Augenblicken noch befahl dieſer ſeinem Sohn, die an den Waldenſern verübten Greuel zu rächen. Zwar wurde der Baron von dem Gerichte freigeſprochen, aber bald nachher ſtarb er an einer ſchmerzhaften Krankheit, welche die damaligen Geſchichtſchreiber nicht unterlaſſen konnten, als die wohlverdiente Strafe des Himmels zu bezeichnen.

Die bisherigen Anhänger der Reformation waren meiſt entweder als Genoſſen der frühern Waldenſer oder auch als Lutheraner betrachtet worden, da allerdings die erſten Anregungen zur Reformation in Frankreich von den Schriften des deutſchen Reformators und mehrerer Deutſchen ausgegangen waren. Allmälig aber gewann Calvin auch vom Auslande aus Einfluß auf die immer mehr ſich häufenden proteſtantiſchen Gemeinden Frankreichs. *) Mehrere Mitglieder der Gemeinde zu Meaux brachten die kirchlichen Einrichtungen, welche Calvin in Straßburg getroffen, auch in ihre Vaterſtadt zurück. Ein Wollenkämmer, Peter le Clerc, verwaltete zu Meaux das Amt eines Aelteſten; die Verſammlungen fanden in einem Privathaus ſtatt und erhielten von einigen Meilen weit her Zulauf. Eines Tages aber im Jahr 1546 wurde eine ſolche Verſammlung plötzlich überfallen, ihrer ſechzig an der Zahl gefangen genommen und nach Paris geführt. Das Parlament verurtheilte vierzehn unter ihnen, erſt auf die Folter geworfen und dann lebendig verbrant zu werden. Andern wurden die ſchwerſten Leibesſtrafen und Landesverweiſung zuerkannt. Nicht nur in Paris allein, ſondern auch in andern Städten, zu Sens, Angers u. ſ. w. fanden ähnliche Hinrichtungen ſtatt.

Keine beſſere Ausſichten öffneten ſich unter Heinrich II., der im Jahr 1547 ſeinem Vater folgte. Vier Perſonen waren es

*) Schröckh II. S. 238.

vorzüglich, die ſich den größten Einfluß auf die Geſinnungen des Königs und auf ſein Verfahren gegen die Proteſtanten zu verſchaffen wußten: der Connêtable Annas von Montmorency, ein angeſehener Krieger, aber entſchiedener Feind aller Neuerungen in Religionsſachen, die Geliebte des Königs, die buhleriſche Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois; der Cardinal Carl Guiſe von Lothringen, der (nach Beza's Ausdruck) das Gewiſſen des Königs in ſeinem Ermel hatte; und der Marſchal von St. André. Als der König im Jahr 1549 ſeinen feierlichen Einzug in Paris hielt, da ſollte es neben den üblichen Turnieren und neben einer Menge der wollüſtigſten Ergötzlichkeiten*) auch nicht an Scheiterhaufen für die Ketzer fehlen. Auf mehrern Plätzen der Hauptſtadt wurden Menſchen um ihres Glaubens willen verbrannt, und der König ſcheute ſich nicht, näher an die Holzſtöße heranzutreten, um ſeine Augen an den Qualen der Hingerichteten zuweiden. Unter dieſen erblickte er ſogar einen ſeiner ehemaligen Diener.

Um erfolgreicher gegen die Proteſtanten wirken zu können, wurde im Jahr 1551 das ſogenannte Edict von Chateaubriant gegen ſie erlaſſen, laut welchem die der Ketzerei Angeklagten ſowohl der weltlichen Gerichtsbarkeit des Parlaments, als der geiſtlichen der Inquiſition verfallen erklärt wurden. An der Spitze der letztern ſtand erſt der Dominicaner Matthäus Orri. Späterhin wurde dieſelbe noch weiter organiſirt, indem die Cardinäle von Lothringen, von Bourbon und Chatillon zu Großinquiſitoren des Reichs ernannt wurden, mit der Vollmacht, alle zu verhaften, zu verhören und zu beſtrafen, welche der Ketzerei verdächtig wären.*) Dem Edict von Chateaubriant zufolge war auch allen Schriften, die in Deutſchland oder England herauskamen, der Eintritt in Frankreich verwehrt. Die Güter der Geflüchteten wurden eingezogen. Es fehlte nicht an häufigen Anklagen, da die Kläger ſtets ein offenes Ohr, ja reiche Belohnung fanden. Aehnliche verläumderiſche Gerüchte, wie man ſie gegen die erſten Chriſten ausſtreute, wurden über die Verſammlungen der Proteſtanten ausgeſprengt, als ob unſittliche Dinge unter dem Scheine der Frömmigkeit verübt, Verſchwörungen gegen den Staat angezettelt, Götzendienſt getrieben

*) Vgl. Lacretelle I. p. 81. ff.

**) Lacret. I. p. 275.

würde und dergleichen mehr. So kam es nicht nur in der Hauptstadt häufig zu stürmischen Auftritten, sondern auch in andern Städten Frankreichs, in Dijon, Orleans, Bourges, Lyon u. s. w. fanden Verfolgungen und Hinrichtungen statt. Und dieß alles zu einer Zeit, während Frankreich zu einem Kriege sich rüstete, der den Lutheranern in Deutschland, d. h. dem schmalkaldischen Bunde zum Siege verhelfen sollte. Im Innern des Landes dieselben Grundsätze mit Feuer und Schwert zu verfolgen, die man außerhalb aus politischen Absichten begünstigte, das galt schon damals für ein Meisterstück der Staatsweisheit, das zu verschiedenen Zeiten wiederholt ward.

So weit mußte ich die Geschichte der französischen Reformation nachholen bis auf den Zeitpunkt, von welchem aus unsre Geschichtserzählung ausgeht, d. h. bis auf die Mitte des 16. Jahrhunderts. Das Weitere schließt sich genau an diesen blutigen Anfang an, und durch mehrere Stunden hindurch werden wir nun fortgeführt werden von einer Stätte des Grauens zur andern. Ich darf Ihnen aber den Anblick derselben nicht verhüllen und die schmerzhaften Eindrücke Ihnen nicht ersparen. —

Wissen soll es unsere Zeit und unser verweichlichtes Geschlecht, was es sich die Väter haben kosten lassen, das Panier der Wahrheit unter uns aufzurichten, und aus den Opfern, die gefallen, soll des Apostels Wort uns entgegenstrahlen: Ihr seit theuer erkauft; darum so preiset Gott an euerm Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.

Dritte Vorleſung.

Weitere Schickſale des Proteſtantismus in Frankreich. Anna du Bourg und andere Märtyrer. Ausbruch des Religionskriegs. Schriftſteller über dieſen Gegenſtand: Lacretelle, Schiller, Wachler. Parteien der Bourbonen und Guiſen. Verſchwörung von Amboiſe. Ueber die Benennung Hugenotten. L'Hôpital und das Triumvirat. Geſpräch von Poiſſy. Edict von St. Germain en Laye. Greuel zu Cahors und anderwärts. Blutbad in Waſſy. Schlacht von Dreux. Tod des Franz von Guiſe. Friede von Amboiſe.

Wenn Chriſtus ſagte, er ſei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert, ſo darf dieß wohl nie ſo verſtanden werden, als ob er der Ausbreitung ſeiner Lehre je habe mit der Schärfe des Schwertes Bahn machen oder zu gewaltſamen Mitteln habe auffordern wollen, um ſeine Lehre zu verbreiten. Die Worte ſind vielmehr auf eine ähnliche Weiſe zu faſſen, wie die, daß Aergerniſſe kommen müſſen; weh aber dem Menſchen, durch den ſie kommen. Er konnte es vorausſehen, daß ſeine Religion, die allerdings ein zweiſchneidiges Schwert iſt ihrer innern Kraft und Bedeutung nach, vielen Widerſtand finden werde in der Welt und daß ſie ſomit auch in die Leidenſchaften der Menſchen, in die ſie einen heilenden Balſam zu gießen berufen war, einen Brand werfen werde, der vermiſcht mit den unreinen Elementen der Welt, ein Feuer anrichten müſſe, von dem er ſelbſt wünſchte, daß es ſchon brennte, damit es um ſo ſchneller das Unreine und Ungöttliche verzehre.*)

Unſre letzte Stunde hat uns nach einem allgemeinen Ueberblick über die Zuſtände der europäiſchen Welt nach Frankreich geführt, wo wir die Bekenner des Evangeliums in verſchiedne Häuflein ſich ſammeln ſahen, während die vereinte geiſtliche und weltliche Macht ſie mit Feuer und Schwert zu zerſtreuen und zu vertilgen ſuchte. Wir haben uns wieder hineinverſetzt gefunden in jene erſten Zeiten des Chriſtenthums, wo die um ihres Glaubens

*) Luc. 12, 49.

willen geſchmähten Galiläer Gott und den Erlöſer prieſen mitten unter den Martern und Qualen, womit die aufgeregte Leidenſchaft, die blinde Wuth des Pöbels und der leidige Haß der Prieſter ſie verfolgten. Auch die heutige Stunde wird uns ähnliche Bilder vorführen. Aber nicht bei einzelnen Blutgerichten wird es ſein Bewenden haben. Die Flamme des Krieges entzündet ſich an den Flammen der Scheiterhaufen und die politiſchen Elemente liefern eben ſo vielen Brandſtoff als die kirlichen. Das reine Feuer himmliſcher Begeiſterung wird getrübt von irdiſcher Beimiſchung, aber auch in dieſer Geſtalt wird es zum Läuterungsfeuer, damit das reine Gold von den Schlacken ſich ſondere, und endlich das Kleinod des Glaubens gewonnen werde und hinübergerettet als ein bleibendes Vermächtniß für die kommenden Jahrhunderte.

Die alte Erfahrung, die ſich zu allen Zeiten beſtätigt hat, daß Verfolgungen einer Glaubensanſicht nur dazu dienen, dieſelbe noch mehr zu befeſtigen, bewährte ſich auch hier. Das Edict von Chateaubriant und was ſich ferner denn anſchloß, konnte das Wachsthum der proteſtantiſchen Gemeinde nicht aufhalten. Jeder neue Scheiterhaufen war das Feuerzeichen für die noch Schlummernden und Halb-Entſchiedenen. Weit entfernt, daß auf ſolche gewaltſame Hinrichtungen hin die Glaubensgenoſſen ſich ſcheu verkrochen hätten, in die entfernteſten Schlupfwinkel der Erde, traten ſie vielmehr offen hervor und boten freiwillig ihre Leiber dar; wie ja auch in den erſten Zeiten des Chriſtenthums gegen einen, der ſich ſcheu zurückzog, neun wieder hervortraten und ſich dem Märtyrertode preisgaben. Ja, wie dort oft Zuſchauer und ſogar Vollſtrecker der grauſamen Hinrichtung durch den Anblick einer außerordentlichen Standhaftigkeit gewonnen und zur Nachahmung gereizt wurden, ſo wiederholte es ſich auch hier bei verſchiedenen Gelegenheiten.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Zeitpunkt, mit dem wir unſere eigentliche Geſchichtserzählung beginnen, finden wir ſchon proteſtantiſche Gemeinden in Paris, in Meaux, in Poitiers, Angers, Bourges, Blois, Tours und Orleans. In der letztern Stadt zählte man ſchon fünf bis ſechs reformirte Kirchen, im Allgemeinen aber in ganz Frankreich an 1200 theils größere, theils kleinere, zum Theil wohlhabende proteſtantiſche Gemeinden, oder über eine

Million Menſchen, die zur evangeliſchen Lehre ſich bekannten. So wenig wurde das Bekenntniß geheim gehalten, daß ſchon im Jahr 1559 in Paris eine Art von Synode der proteſtantiſchen Abgeordneten ſtattfand, auf welcher ein Glaubensbekenntniß und Vorſchriften für die evangeliſche Kirchenzucht verfaßt wurden. *)

Wie bei den Verfolgungen der erſten Chriſten unter den römiſchen Kaiſern allmälig auch höhere Staatsbeamte, ja Mitglieder der kaiſerlichen Familie dem verachteten Häuflein beitraten, ſo ſah man auch jetzt königliche Perſonen und Parlamentsglieder auf der Seite der gehaßten und verfolgten Proteſtanten. — Anton von Navarra und ſeine Gemalin, die berühmte Jeanne d'Albret, ſowie der Bruder Antons Prinz Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, auch der Schweſterſohn des Connétable von Montmorency, Franz von Coligny, Herr von Andelot, Bruder des nachmals ſo berühmten Admirals Coligny, ſtanden an der Spitze derſelben. **) Der Letztere, (d'Andelot) zog ſich durch ſein freimüthiges Bekenntniß, das er in Gegenwart des Königs ablegte, eine längere Gefangenſchaft zu; er ſaß im Kerker zu Meaux, und konnte endlich nur dadurch ſeine Freiheit ſich erkaufen, daß er auf Zureden des Cardinals von Lothringen und einiger Andern eine Meſſe im Innern des Kerkers leſen ließ, und dieſer ſelbſt beiwohnte, ein Schritt, den er nachher freilich bereute. —

Solche augenblickliche Rückfälle, welche der menſchlichen Schwäche nur zu ſehr angemeſſen ſind, gab es auch damals, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums. Aber auch manche, welche die Schwachheit des Fleiſches übereilen wollte, richteten ſich wieder auf an der höheren Kraft, die in den Schwachen mächtig iſt.

Ein ſchönes Beiſpiel davon iſt die Geſchichte des Parlamentsrathes Annas du Bourg, die wohl verdient, daß wir ihr unſre Aufmerkſamkeit ſchenken. Sie erinnern ſich aus der vorigen Stunde, daß dem Edict von Chateaubriant zufolge die Glaubensſachen nicht nur bei den geiſtlichen, ſondern auch bei den weltlichen Ge-

*) Auszüge daraus bei Schröckh. II. S. 246. ff. Weber. S. 58. nach Beza II. 173 — 190.

**) Ueberhaupt waren es unter den Vornehmen die Familien Bourbon und Chatillon, welche den Calviniſten Aufmerkſamkeit zeigten. Die Coligny's gehörten der letztern an vgl. Weber S. 55.

richten anhängig gemacht werden konnten, und daß ſomit auch das Parlament mit der Verfolgung der Ketzer beauftragt war. Aber nicht alle Glieder des Parlaments zeigten ſich dazu willfährig und längere Zeit verbreitete ſich das Gerücht, daß das Parlament ſich gar zu lau in der Sache benehme und im Geheim die Geſinnungen der Proteſtanten begünſtige. Unter den verdächtigen Gliedern deſſelben war auch Annas dú Bourg.

Er ſtammte aus einem anſehnlichen Hauſe in Auvergne, war Neffe des Kanzlers und hatte ſich auf der damals berühmten Rechtsſchule zu Orleans zu einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten gebildet. Eines Tages erſchien der König im Parlament, um einen ſogenannten lit de justice zu halten. Die Parlamentsglieder wurden aufgefordert, ihre Anſichten über die Religionsſachen zu eröffnen. Als die Reihe an dú Bourg kam, konnte derſelbe ſich nicht enthalten, ſeine Anſicht frei und offen dahin abzugeben, daß es ihm unrecht ſcheine, Menſchen um ihres Glaubens willen dem Scheiterhaufen zu übergeben, die ſich doch angelegen ſein ließen, für den König zu beten, während man die ſchamloſeſte Sittenloſigkeit am Hofe, Meineid, Ausſchweifungen und Ehebruch gewähren laſſe. Dieſe rückſichtsloſe Freimüthigkeit ſollte ihm theuer zu ſtehen kommen. Aufgemuntert durch den Cardinal von Lothringen und andere ſeiner Umgebungen, gab der König ſogleich den Befehl, den kühnen Redner nebſt noch andern fünf Parlamentsgliedern zu greifen und in die Gefangenſchaft abzuführen. Vergeblich appellirte dú Bourg an das Parlament und an die Erzbiſchöfe von Sens und Lyon. Er wurde in die Baſtille geſetzt, und zwar in einen engen, einem Käfigt ähnlichen, Gewahrſam, auf Waſſer und Brod *). Standhaft erduldete er dieſe Prüfung. Wie einſt Luther in den Stunden der Anfechtung, ſo ſang auch er Pſalmen zur Laute, und ſtärkte ſich im Gebet. Dann ſetzte er ein weitläuftiges Glaubensbekenntniß auf, das er dem Parlament mit dem Endſchluſſe zuſandte, auf dieſen Glauben ſterben und ihn zur Ehre des Sohnes Gottes mit ſeinem Blute beſtätigen zu wollen. Seine Freunde aber ſuchten ihn zu retten, indem ſie ihm, (ähnlich wie einſt Huſſens Freunde dieſem Märtyrer), die Zumuthung machten,

*) Er ſaß in der Conciergerie.

ſein Bekenntniß zu widerrufen. Wirklich ließ ſich du Bourg für den Augenblick verleiten, eine andere Schrift aufzuſetzen, welche, wenn ſie auch keinen Widerruf enthielt, doch in einer zweideutigen Sprache abgefaßt und ſo weit gemildert war, daß er ſeine Befreiung hoffen durfte *). Allein als dieſe Schrift in die Hände der reformirten Glaubensgenoſſen kam, glaubten dieſe mehr um das ewige Heil ihres gefangenen Bruders, als um deſſen leibliche Rettung beſorgt ſein zu müſſen. Durch einen ihrer Prediger, Auguſtin Marlorat, ließen ſie ihn auffordern; Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben und in offenen, unumwundenen Ausdrücken ſeinen Glauben zu bekennen. Du Bourg, dem das eigene Gewiſſen ſchon Vorwürfe gemacht hatte, trat nun wieder auf die ſchon verlaſſene Bahn des Märtyrers. Nachdem er Gott um Verzeihung gebeten, ſetzte er abermals eine Schrift auf, in der er jenes zweideutige Bekenntniß widerrief und ſich wieder mit der alten Entſchiedenheit zu den früher ausgeſprochenen Grundſätzen bekannte.

Heinrich II., der bei der Gefangennehmung des frommen Mannes die boshafte Freude geäußert hatte, bald der Hinrichtung deſſelben beiwohnen zu können, war unter der Zeit durch eine höhere Hand vom Schauplatze dieſer Welt abgerufen worden, indem er an einer Lanzenwunde ſtarb, die ihm der Garf Montgomery bei einem Turnier ins Auge beigebracht hatte. Sein Nachfolger Franz II. ſchien erſt zu milderem Verfahren geneigt. Dennoch wußte es der Cardinal von Lothringen dahin zu bringen, daß das Todesurtheil den 20. December 1559 über du Bourg gefällt wurde. Als man ihm das Todesurtheil vorlas, dankte er Gott und hielt eine Rede an die Umſtehenden, in der er die gerechte Sache der Verfolgten bezeugte. Mehrere der Richter wurden zu Thränen gerührt. Er aber verabſchiedete ſich von ihnen mit den Worten: „So lebet dann, Senatoren! und denket ernſtlich darüber nach: ich aber, ich gehe in den Tod.“— Darauf wurde er gebunden auf einem Karren nach dem Grèveplatz geführt, be-

*) Die Histoire des Martyrs erwähnt dieſes Rückfalls nicht, ſo umſtändlich ſie ſonſt alle Vorgänge erzählt. Woher Wenz, dem ich es nacherzähle, die Sache hat, weiß ich nicht; ſiehe deſſen Schrift: Des Glaubens Kraft u. ſ. w. Bonn 1834.

gleitet von vier bis fünfhundert Mann Bewaffneten. Die ruhige Faſſung, die ſich auf ſeinem Geſichte abſpiegelte, verließ ihn auch nicht in dem entſcheidenden Augenblicke. „Meine Freunde," ſo redete er zum Volke, „Gott weiß, daß ich nicht ſterbe als Dieb oder Mörder, ſondern um des Evangeliums willen." Er entkleidete ſich ſelbſt. Als ihn die Henker hinaufzogen, rief er mehreremal aus: „Mein Gott verlaß mich nicht, damit auch ich dich nicht verlaſſe." Ein Geſchichtſchreiber *) von etwas ſpätrer Zeit, als dieſer Vorfall, ſagt, daß der Tod dieſes Parlamentsrathes die Gemüther der Menſchen mehr eingenommen habe, als hundert Prediger mit ihren Predigten. Gegen zwei, die man hinrichtete, (bezeugt derſelbe) entſtanden alsbald hundert andre Bekenner.

Wie in den erſten Jahrhunderten der Kirche häufig auch Frauen, eine Blandina, eine Perpetua und Felicitas durch einen bewundernswürdigen chriſtlichen Heroismus ſich auszeichneten, ſo fehlte es auch damals dem ſchwächern Geſchlechte nicht an ähnlichen Beiſpielen.

Margaretha Le Riche aus Paris, die Frau des Buchhändlers Anton Ricaut, gehört dahin. Sie hatte zuerſt von ihrem Manne vernommen, was alles gegen den Aberglauben der Kirche gelehrt und gepredigt werde und war ſomit an ihrem bisherigen Glauben irre geworden. Daran genügte ihr aber nicht, daß ihr ein Altes entriſſen worden, ſie ſuchte nun auch das Neue nicht bloß in ſeiner verneinenden Geſtalt, ſondern auch nach ſeinem poſitiven Werthe kennen zu lernen, denn ihr Herz begehrte einen Erſatz für das Entriſſene, und ſie fand ihn in der Religion des Evangeliums. Sie wurde nun eine eifrige Anhängerin der ſogenannten Secte, und legte dieſe Umwandlung ihres innern Menſchen auch durch ihr äußeres Benehmen an den Tag. Sie wohnte den Verſammlungen der Proteſtanten bei und konnte ſich nicht mehr entſchließen, in die Meſſe zu gehen.

So lange ſie bloß den Aberglauben der Kirche verlacht, im Uebrigen aber ſich an die Formen derſelben äußerlich angeſchloſſen hätte, wäre es ihrem Manne recht geweſen, der mehr zu jenen verneinenden Geiſtern gehörte, welche wohl die Mißbräuche ver-

*) Mézeray, T. VI. (b. Lacretelle).

ſpotten, aber das Wahre nicht mit allem Ernſte ſuchen mögen, noch den Muth haben, es zu behaupten. Er warf ſeiner Gattin ihr Benehmen mit harten Worten vor und brachte es durch ſeine Mißhandlungen endlich ſo weit, daß ſie ſein Haus verließ; doch bald bereute ſie dieſen Schritt als übereilt. Sie überzeugte ſich von der Pflicht mit dem Gatten auszuhalten, mit dem Gott ſie verbunden habe. Kaum aber war ſie wieder in das Haus ihres Ehegatten zurückgekehrt, als ſie verhaftet wurde. Man brachte ſie in die Conciergerie. Vergebens ſuchten die Doctoren der Sorbonne ſie eines Andern zu belehren. Die Weisheit der Theologen ſcheiterte an dem feſten Glaubensgrunde einer beherzten Frau. Selbſt die Martern der Folter konnten ſie zu keinem Rücktritt bewegen. Während ihrer Gefangenſchaft gereichte ſie allen Mitgefangenen zum Troſte. An ihrem frommen Geſange, der die dumpfen Kerkermauern zu einem Tempel weihte, richtete ſich der geſunkene Muth Vieler wieder auf. Sie war es, welche auch beſonders den genannten Parlamentsrath du Bourg (der auch eine Zeitlang in der Conciergerie gefangen war, ehe er in die Baſtille kam) durch Worte und Zeichen, die ſie ihm durch eine Fenſteröffnung zukommen ließ, in ſeinem Vorſatz beſtätigte, dem Evangelium getreu zu bleiben. Er ſelbſt geſtand es, eine Frau habe ihm erſt den rechten Weg gezeigt, den er betreten müſſe. — Mit einem heitern Geſichte ging Margaretha Le Riche zum Tode. Damit ſie nicht zum Volke reden könnte, welches in ungewöhnlicher Menge herbeiſtrömte, um die ſeltene Heldin zu ſchauen, wurde ihr ein Knebel in den Mund gelegt, (ein Mittel, das faſt bei allen angewandt wurde, die man des Glaubens wegen zum Tode führte). Aber ihr gen Himmel gerichteter Blick ſprach deutlich genug zu Allen, und als ſie noch einmal gefragt wurde, ob ſie nicht widerrufen und den Gebräuchen der Kirche ſich fügen wolle, verneinte ſie es, und begann von ſelbſt ſich zu entkleiden. Abermals gefragt, nachdem ſie ſchon hinaufgezogen war, weigerte ſie ſich abermals, und ſo ſtarb ſie in den Flammen den Tod einer Glaubensheldin.

Kein Geſchlecht, kein Alter, kein Stand blieb verſchont in jenen Zeiten. Aus der Regierungszeit Heinrich II. will ich noch einige Beiſpiele nachholen, die uns in den alten Märtyreracten

aufbewahrt ſind. Fünf junge Studirende*), welche Frankreich verlaſſen hatten, um in Lauſanne ſich der Gottesgelahrtheit zu widmen, kehrten nach Vollendung ihrer Studien in ihr Vaterland zurück, um die dort erhaltene chriſtliche Ueberzeugung, in der ſie perſönlich von Calvin waren beſtärkt worden, weiter auszubreiten. Aber ſchon in Lyon wurden ſie als Ketzer verrathen und verhaftet. Ihre Gefangenſchaft war hart und qualvoll; ſie dauerte vom 1. Mai 1552 bis 16. Mai 1558. Sämmtlich ſtarben ſie den Tod auf dem Scheiterhaufen. Ihr Ende war ſo lehrreich und erbaulich für die Zuſchauer, daß man in den Scharfrichter drang, die Hinrichtung zu beſchleunigen, damit nicht die Umſtehenden durch den ergreifenden Eindruck zur Ketzerei verführt würden.

Nicht nur aber Parlamentsglieder, gebildete Frauen und ſtudirende Jünglinge, ſondern auch Leute geringen Standes zeigten damals, wie in den erſten Zeiten der Chriſtenheit, einen entſchiedenen Muth im Bekenntniß der Wahrheit und zugleich eine feſte, in der Schrift gegründete Ueberzeugung. In den Acten der Hingerichteten werden uns Schuſter, Schneider, Tiſchler, Maurer, Schloſſer, Buchdrucker und eine Menge Handarbeiter genannt unter der Zahl der Blutzeugen**).

Als einſt Heinrich II. ſich den unwürdigen Scherz erlaubte, einen um des Glaubens willen gefangenen Schneider von dem Cardinal von Lothringen prüfen zu laſſen, in der Hoffnung, daß dieſer durch ſeine einfältigen Antworten ihm und dem Hofgeſinde Stoff zum Lachen geben werde, wurde er durch die Antworten dieſes einfachen Mannes nicht weniger beſchämt, als ſeine Maitreſſe, die Herzogin von Valentinois, welche von dem ſtrengen Sittenprediger in Gegenwart des Hofs eine Strafpredigt über ihre ſchlechte Aufführung anhören mußte. Freilich bezahlte der Unglückliche ſeine Kühnheit mit dem Feuertode und der König hatte die Freude, ihn brennen zu ſehn. Aber unverwandt richtete das Opfer während der Hinrichtung die Augen auf den König, ſo daß dieſer das Bild des Märtyrers nachher nicht mehr los wurde und es ihn Tag und Nacht wie ein Geſpenſt verfolgte***). — Eine

*) Wenz, S. 43. und Histoire des Martyrs.
**) Vgl. Histoire des Martyrs vom Jahr 1559.
***) Siehe Wenz S. 31.

neue Maßregel gegen die Ketzer ergriff der erfinderiſche Cardinal von Lothringen in der Errichtung einer eignen Kammer im Parlament, die ſich einzig und allein mit der Beſtrafung der Ketzer befaſſen ſollte und die den Namen der Chambre ardente erhielt. Ein Inquiſitor, Namens Mouchy*), hatte unter ſeinem Befehl ein ganzes Heer von Spähern, die Tag und Nacht beſchäftigt waren, der Inquiſition neue Opfer zuzuführen. Strafloſigkeit und ein Theil des confiscirten Vermögens war den Anklägern zugeſichert. Da ſah man treuloſe Dienſtboten gegen ihre Herrſchaften, Frauen gegen ihre Männer aufſtehen und ſie dem Blutgericht überliefern. In der Vorſtadt St. Germain, welche der vielen Proteſtanten wegen, die darin wohnten, das kleine Genf hieß, kam es zu blutigen Auftritten zwiſchen den Bürgern und den Schergen der Inquiſition. Wie man einſt in den erſten Zeiten des Chriſtenthums die Chriſten nöthigte, den Götzen zu opfern oder den Bildern der Kaiſer Weihrauch zu ſtreuen, ſo wurde auch jetzt Aehnliches verſucht. Auf den Straßen wurden von dem pariſer Pöbel Kreuze und Heiligenbilder errichtet und Wachskerzen davor aufgeſtellt. Die Vorübergehenden wurden mit Gewalt genöthigt, niederzuknieen und zur Unterhaltung dieſes Bilderdienſtes etwas beizuſteuern. Wer ſich weigerte, der ward als todeswürdiger Ketzer behandelt. Derſelbe Pöbel war es, der (wie Lacretelle**) bemerkt) zwei Jahrhunderte nachher, von einem Fanatismus andrer Art getrieben, wieder dieſelben Kreuze und Bilder zerſtörte, die er hier errichtet hatte. Alle dieſe einzelnen Auftritte können wir jedoch nur als Vorſpiele zu dem großen allgemeinen bürgerlichen Religionskriege betrachten, der, vielfach in die politiſchen Intereſſen Frankreichs verflochten, erfordert, daß wir nun auch dieſen unſre Aufmerkſamkeit zuwenden. Ich will jedoch zuvor die Schriften nennen, welche uns hierüber Licht geben. Was die eigentlichen Quellen betrifft, ſo haben wir Berichte von beiden Seiten, von der Seite der römiſch-katholiſchen, wie von der der proteſtantiſchen Zeitgenoſſen, von Franzoſen und Ausländern, die in den Hauptſachen übereinſtimmen, in manchen Nebendingen abweichen, vorzüglich aber da auseinander gehen, wo es ſich um die Motive

*) Lacretelle I. p. 339.
**) p. 341.

handelt, aus welchen die Begebenheiten hervorgingen, und um die Beurtheilung der Schritte, welche von der einen oder andern Seite, nicht immer ohne Leidenschaft, geschehen sind. In eine nähere Prüfung dieser Quellen uns einzulassen, gehört nicht hieher *). Von neuern Bearbeitungen dagegen finde ich mich veranlaßt, Sie auf drei derselben aufmerksam zu machen, auf zwei deutsche Schriften und ein französisches Werk.

Das französische ist das von Charles Lacretelle, dem jüngern Bruder des eben so berühmten Pierre Louis Lacretelle. Es führt den Titel: Histoire de France pendant les guerres de religion. Der Verfasser gab es als Professor der Geschichte an der pariser Academie in den Jahren 1814 und den folgenden in 4 Bänden heraus. Als katholischer Schriftsteller, seiner Confession nach, weiß er sich zwar wohl über den Standpunkt einer im römischen Kirchenglauben befangenen Ansicht zu erheben und redet der Religionsfreiheit durchgängig das Wort. Gleichwohl betrachtet er die Protestanten nicht selten als eine schwärmerische, rebellische Secte und vermag sich nicht mit dem gehörigen Ernste in ihre Glaubenseigenthümlichkeit hinein zu versetzen. Daß das Buch zugleich mit Vorliebe für den französischen Nationalcharakter geschrieben, und daß ihm an der Makellosigkeit dieses Nationalcharakters mehr zu liegen scheint, als an der Makellosigkeit des christlichen Namens und der über alle Volkseigenthümlichkeiten hinausliegenden Menschenwürde, mögen wir der Zeitbildung zu gut halten, die auf die Ansicht des geistreichen Verfassers und seine Darstellung einwirkte. Bei allen diesen Mängeln aber ist eine edle, freimüthige Gesinnung an diesem Werke nicht zu verkennen, und der belebte, blühende Stil, der nur bisweilen zu sehr dem durch sich selbst redenden Stoffe nachhilft, macht das Buch neben der ihm eigenen Klarheit und lichten Anordnung zu einem Lesebuch, dessen sich jeder Gebildete mit Nutzen bedienen wird. Von den beiden deutschen Schriften, die hier (neben allgemeinern Geschichtswerken) in Betracht kommen, ist die eine eine Abhandlung von Schiller: „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der

*) Eine sorgfältige Prüfung derselben findet sich bei Wachler. S. 4—7. Nur Weniges habe ich selbst vergleichen können.

Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. *). Schillers hinreißende, lebendige Darstellung, auch da wo er die Geschichte beschreibt, ist zu bekannt, als daß in dieser Hinsicht zu seiner Empfehlung etwas hinzugefügt zu werden brauchte. Bei der Gedrängtheit seiner Erzählung, der es nicht an rhetorischen Abschweifungen fehlt, läßt sich jedoch jene leichte Uebersichtlichkeit über den verwickelten Stoff nicht so leicht gewinnen, wie bei Lacretelle. Obwohl Protestant, theilt Schiller doch auch mit dem genannten Schriftsteller den Fehler, daß er nicht bloß die Schattenseiten der Protestanten eben so sehr heraushebt, als die der Katholiken (was ganz in der Ordnung ist), sondern daß er den tiefern Grund der religiösen Bewegungen, auch selbst der religiösen Verirrungen zu wenig würdiget und sich zu sehr auf dem damals beliebten Standpunkte des historischen Indifferentismus hält; dennoch hat er vor Lacretelle den tiefern psychologischen Blick und den universellern Geist voraus. Weniger Ansprüche auf eine glänzende Darstellung macht die kleine Schrift von Ludwig Wachler: Die pariser Bluthochzeit. Leipzig 1826 **), die aber ihrer Genauigkeit und Gründlichkeit wegen am ersten den Mangel des eignen Quellenstudiums ersetzen oder in dasselbe hineinführen kann. Es herrscht in dem kleinen Büchlein ein ruhiger, sittlicher Ernst und eine Biederkeit der Gesinnung, die, ohne dem Urtheil des Lesers vorzugreifen, ihn mit wenigen Andeutungen von selbst in die Tiefen der psychologischen Betrachtung hineinleitet. Indem ich also auf die genannten Schriften hinweise, begnüge ich mich, die Verhältnisse kurz anzudeuten, unter welchen die Bürgerkriege Frankreichs emporwuchsen.

Heinrichs II. Gemahlin, die berüchtigte Katharina von Medicis, hatte während der Regierung ihres Gemahles, der, wie

*) In der Sammlung seiner historischen Abhandlungen, im 7. Bande der sämmtlichen Werke.

**) Weder die französische Schrift von Capefigue: La reforme, la ligue et le règne de Henri IV., noch die deutsche von Herrmann: Französische Religions- und Bürgerkriege im 16. Jahrhundert. Leipzig 1828. war mir bei der Hand. Auch die neueste Schrift von Weber: Geschichtliche Darstellungen des Calvinismus im Verhältniß zum Staat (Heidelberg 1836), auf die ich bei der Durcharbeitung zum Druck die nöthige Rücksicht genommen habe, war mir noch nicht zu Gesicht gekommen, als ich die Vorlesungen selbst hielt.

ſchon früher bemerkt, ſich ganz von der Diana von Poitiers leiten ließ, mancherlei Zurückſetzungen erlitten, wofür ſie ſich jetzt unter der Regierung ihres Sohnes Franz II. zu entſchädigen ſuchte. Katharina war die Tochter des Herzogs Lorenzo von Urbino, Nichte des Papſtes Clemens VII. Sie wird uns geſchildert als eine Frau von ſeltner Schönheit, von außerordentlichen Geiſtesgaben, einer weitgetriebenen Verſtellungskunſt und einem unbegrenzten Ehrgeiz. Damals ſtanden ſich zwei Parteien im Reiche entgegen, die Partei der Guiſen und der Bourbonen. Das Haus Guiſe war eine Nebenlinie des herzoglich-lothringiſchen Stammes.*) — Claude von Guiſe, der zweite Sohn des Herzogs Renatus von Lothringen, hatte ſich ums Jahr 1508 in Frankreich niedergelaſſen und ſich am Hofe und im Felde Verdienſte erworben. Deßhalb ward ſeine Grafſchaft, die er in Frankreich beſaß, im Jahr 1527 zum Herzogthum erhoben. Von ſechs Söhnen, die er hinterließ, zeichneten ſich beſonders zwei aus, die auch in unſerer Geſchichte eine bedeutende Rolle ſpielen: Herzog Franz von Guiſe, durch viele Waffenthaten ausgezeichnet,**) und ſein Bruder Carl, der als Cardinal von Lothringen uns bereits als der eifrigſte Verfolger der Proteſtanten bekannt geworden iſt. Alle nun, die es mit dem Hauſe Guiſe hielten, waren auch zugleich die entſchiedenſten Gegner der neuen Lehre. Dieſe Partei war es geweſen, welche beſonders auch in der Perſon der Diana von Poitiers, des Connétable von Montmorency und des Marſchals von St. André bei Heinrichs Lebzeiten auf ihn gewirkt hatte. In der Vermählung des nunmehrigen Königs Franz II. mit Maria Stuart von Schottland, einer Nichte der Guiſen, ſchien dieſe Partei eine neue kräftige Stütze zu erhalten. — Dagegen gehörten jene Großen Frankreichs, die ſich von Anfang an der proteſtantiſchen Partei günſtig gezeigt hatten, Anton von Navarra, ſeine Gemahlin Jeanne d'Albret und ſein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, zu den Bourbonen. Das Haus Bourbon hatte durch ſeine Abſtammung von Robert, Graf

*) Wachler. S. 12.

**) Von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, führte er den Namen le Balafré. — Denſelben Namen ſcheint jedoch ſpäter auch ſein Sohn Heinrich geführt zu haben von einer Wunde, die er bei Chateau-Thierry erhalten hatte. S. Weber S. 139.

von Clermont, dem Sohne Ludwigs des Heiligen, gegründete Ansprüche auf die Königskrone. —

Katharina von Medicis schwankte erst lange zwischen beiden Parteien. Erst war sie gegen die Guisen feindlich gesinnt, bis ihr endlich die Politik rieth, sich an dieselben anzuschließen, um mit ihnen an der Beseitigung der Bourbonen und an der Vernichtung des Protestantismus zu arbeiten. Den Ausbruch zu den öffentlichen Mißhelligkeiten gab die Verschwörung von Amboise, die in ihrer Natur rein politischer Art war, bald aber den Protestanten, als solchen, zur Last gelegt wurde und somit das Signal zu neuen Verfolgungen gab. — Johann de Barry, Seigneur de la Renaudie aus Perigord, hatte, nachdem er, wie Viele behaupten, unschuldig als ein Betrüger durch die Gerichte war verurtheilt worden, sich nach Genf zurückgezogen und dort die Bekanntschaft Calvins gemacht. Voll Begeisterung für die Lehre dieses Reformators kehrte er nach Frankreich zurück, und suchte überall für die Verbreitung protestantischer Grundsätze zu wirken. In diesen religiösen Eifer mischte sich aber auch ein politischer Factionsgeist, der der guten Sache offenbar mehr schadete, als nützte, und jene unheilbringende Vermengung der geistlichen und weltlichen Interessen zur Folge hatte, die, wo sie nur immer vorkommt, stets einen düstern Schatten auf die Geschichte des Protestantismus wirft. La Renaudie drang auf Vereinung aller politisch Gleichgesinnten oder, wie er sich ausdrückte, aller guten Franzosen.*) Die Stadt Nantes wurde zum Orte der Zusammenkunft bestimmt. Die Vereinigung fand im Februar 1560 statt. Es erschienen an fünfhundert Edelleute aus allen Theilen des Reichs. In Blois, wohin der Hof der Gesundheit des Königs wegen sich begeben hatte, sollte ein entscheidender Schlag gegen die Guisen ausgeführt werden; aber durch einen Protestanten selbst, den Advokaten d'Avenelles, dem de Barry das Vorhaben mitgetheilt hatte und der solche Umtriebe mißbilligte, weil sie wider das Gewissen streiten**), wurde das Complot verrathen. Jetzt zog sich der Hof in das feste Schloß Amboise zurück, während die Verschworenen unter der Anführung von Ca-

*) Lacretelle I. p. 346.
**) Auch Calvin mißbilligte es, sowie jeden Widerstand mit Waffengewalt, siehe Weber. S. 61.

ſtelnau ſich des Schloſſes Noizai bemächtigten. Es kam zu einem Gefecht, in welchem der Anſtifter des Complotes, de Barry de la Renaudie ums Leben kam. Sein Leichnam ward über den Schloßmauern aufgehangen; vergebens wurde den Uebrigen Amneſtie angeboten, wenn ſie die Waffen ſtreckten. Mit dieſen in der Hand zu ſterben, ſchien ihnen rühmlicher. Allein ſie wurden beſiegt, an zwölfhundert derſelben gefangen und hingerichtet; die einen an den Schloßmauern aufgehangen, die andern in der Loire ertränkt. Die Königin Maria Stuart ſowie Katharina von Medicis und die Prinzen des königlichen Hauſes ſahen vom Balcon herab *) dem gräßlichen Schauſpiel zu. Durch die Folter wurde von Mehrern das Geſtändniß erpreßt, als ob der Prinz Condé mit um die Verſchwörung gewußt habe; obwohl von Andern **) das Gegentheil beſtimmt behauptet wird. Condé zog ſich indeſſen in die ſüdliche Landſchaft des Bearn zurück, und trat dort erſt offen zum proteſtantiſchen Glauben über. ***) — Um dieſe Zeit erhielt der vielfach bedrohte Staat eine mächtige Stütze an dem neu erwählten Kanzler Michael de l'Hôpital, welcher dem verſtorbenen Kanzler Olivier in ſeiner Würde folgte. An das Haus der Bourbonen ſchien Michael de l'Hôpital äußerlich durch den Umſtand geknüpft, daß ſein Vater, ein Arzt, dem Connêtable Carl von Bourbon in die Verbannung gefolgt war †) und ſeine treue Anhänglichkeit ihm eben dadurch erwieſen hatte. Michael de l'Hôpital war geiſtreich und gelehrt. Die ſeltene Gewandtheit ſeines Geiſtes ließ ihn in verſchiedenen Bahnen ſich verſuchen; er trat als Dichter und Redner, als Rechtsgelehrter und Staatsmann auf. Ehr- und Vaterlandsliebe hatten den Jüngling wieder nach Frankreich zurückgeführt, und der Vorwurf der Neider, daß er der Sohn eines Geächteten ſei, mußte bald vor dem Ruhme verſtummen, den ſich ſeine ausgezeichneten Talente erwarben. Schon unter Franz I. wurde der ſeltene Jüngling hervorgezogen und ins Parlament gerufen. Hier trat er mit edler Freiſinnigkeit dem blinden Eifer gegen die Proteſtanten entgegen, und widerſetzte ſich manchen

*) Lacretelle I. p. 363.
**) Brantôme bei Lacretelle.
***) Wachler S. 22.
*) Lacretelle I. p. 371.

Mißbräuchen und Willkürlichkeiten in der innern Verwaltung des Staates. Nachdem er drauf unter Heinrich II. noch andere Stellen, die eines Präſidenten der Oberrechnungskammer und eines Staatsraths bekleidet hatte, trat er als Kanzler an Olivier's Stelle, deſſen Liebling er geweſen war. Sowohl Katharina, die damals noch der Partei der Guiſen gegenüber ſtand, als dieſe Partei ſelbſt, namentlich der Cardinal von Lothringen, hofften auf ihn. Aber l'Hôpital fragte nicht, was er Katharinen, noch was er den Guiſen, noch was er den Bourbonen, ſondern was er den Geſetzen und dem Vaterlande ſchuldig ſei. Ohne ſich ſelbſt zu der Religion der Proteſtanten zu bekennen, ſuchte er mit weiſer Mäßigung und nur allmälig eine ſchönere Zeit der chriſtlichen Duldung herbeizuführen. „Denn nicht mit Gewalt, — das war ſein Grundſatz, den er durchs ganze Leben feſthielt, — laſſen die Meinungen ſich ändern; ſondern nur durch Gebet und Vernunft.“*) Das von ihm vorgeſchlagene Edict von Romorantin, welches im Mai 1560 erlaſſen wurde, hatte den Zweck, die ſogenannten Ketzer der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und ihre Beurtheilung bloß den Biſchöfen zuzuweiſen, während bisher, ſeit dem Edict von Chateaubriant, geiſtliche und weltliche Macht vereint zu ihrer Ausrottung gewirkt hatten. Einen weitern Schritt ging er auf der Verſammlung der Großen des Reichs zu Fontainebleau (den 21. Aug.), auf welcher die Verhältniſſe der Calviniſten beſprochen wurden. Zu ihren Gunſten äußerten ſich jetzt entſchieden der Admiral Coligny, und ſelbſt zwei Biſchöfe, Jean de Montluc von Valence**) und Charles de Marillac, Erzbiſchof von Vienne, ſprachen ſich, indem ſie die Verfolgungen der Proteſtanten höchſt mißbilligten, für die Nothwendigkeit einer Reformation aus, und drangen auf die Zuſammenberufung einer franzöſiſchen Kirchenverſammlung, der ſich aber der Cardinal von Lothringen aufs Nachdrücklichſte widerſetzte. Die gemäßigten Plane l'Hôpitals wurden jedoch durch die Dazwiſchenkunft eines ſtörenden Vorfalls vereitelt. Der Prinz Condé, der, wie ſchon bemerkt, ſich bisher im Bearn verborgen gehalten, hatte einen Angriff auf Lyon gewagt, welcher mißlang. Man

*) Vgl. Villemain: Mélanges T. II. p. 95.

**) Der Bruder des Feldherrn, der nachmals die Proteſtanten verfolgte.

ſuchte ihn nebſt ſeinem Bruder Anton von Navarra auf den Reichstag zu locken, der ſich in Orleans verſammelte. Beide erſchienen. Condé wurde verhaftet und als Meutrer vor ein Gericht geſtellt. Er ward zum Tode verurtheilt. Allein noch ehe das Urtheil vollzogen werden konnte, führte der Tod Franz II. (den 5. December 1560) die Befreiung Condés und mit ihr auch neue Verwicklungen herbei. —

Der natürliche Thronerbe, der Bruder des verſtorbenen Königs, Carl IX. war erſt 11 Jahre alt, und ſo trat die Nothwendigkeit einer vormundſchaftlichen Regierung ein. Die Regentſchaft fiel bei der Unentſchiedenheit Antons von Navarra in Katharinens Hände. Dieſe Zeit der weiblichen Regentſchaft führte für die Proteſtanten oder Hugenotten (wie ſie auch genannt wurden) eine neue und zwar ſo gewaltige Periode des Kampfes herbei, daß ſie an blutigen Auftritten ihres Gleichen ſucht.

Es dürfte vielleicht hier am Platz ſein, ehe wir weiter gehen, über den Namen „Hugenotten" die Vermuthungen vorzutragen, die über deſſen Ableitung gemacht worden ſind.

Auf den König Hugo Capet, als den gemeinſamen Stammhalter der Häuſer Valois und Bourbon könnte die Benennung am leichteſten zurückgeführt werden, wenn nicht der Name eher als ein Spottname zu betrachten wäre, den die Gegenpartei erfand; daher denken Andere lieber an einen fabelhaften König Hugo, von dem die Sage ging, daß er Nachts als Geſpenſt umherwandle. Indem nämlich die Proteſtanten in frühern Zeiten ihre Verſammlungen im Verborgenen und bei Nacht hielten, wurden ſie von ihren Feinden gleichſam als die unheimlichen Nachtgeſpenſter betrachtet; worein ſich auch noch die Nebenidee miſchen mochte, daß ſolcher Geiſterſpuk in Verbindung gedacht wurde mit dem Fürſten der Finſterniß, den man ſo gern als den Anſtifter aller Ketzereien betrachtete. Weniger Beachtung dürften die Ableitungen verdienen, welche das Wort Huguenot auf eine verdorbene franzöſiſche Ausſprache zurückführen. Nach den Einen ſoll es entſtanden ſein aus dem deutſchen Worte Eidgenoſſen (eitgenos, hügenot), indem in den Streitigkeiten der Genfer mit dem Biſchof von Savoyen die Feinde des letztern wegen ihrer Verbindung mit den Schweizern dieſen

Parteinamen erhielten. *) Nach einer andern Deutung entſtand der Name der Hugenotten erſt bei der Verſchwörung von Amboiſe. Einer der Gefangenen, ein junger deutſcher Adliger, wollte ſich vor dem Cardinal von Lothringen in einer lateiniſchen Rede rechtfertigen. Die Rede begann mit den Worten: Huc nos advenimus; der Redner ſtockte aber, und wußte nur die Anfangsworte Huc nos herauszubringen. Nach der franzöſiſchen Ausſprache des Lateiniſchen lauten die Worte allerdings huguenot; aber der Umſtand, daß der Redner grade ein Deutſcher geweſen ſein ſoll, macht die Ableitung mehr als verdächtig. Endlich ſoll auch noch der Name Huß in dem Worte Hugenot ſtecken, und ſo wäre die Benennung gleichbedeutend mit Huſſiten; und wieder nach Andern **) ſoll der Name von einem Orte herkommen, wo die Hugenotten ihre Zuſammenkünfte hielten.

Wir laſſen dieſe Ableitungen auf ſich beruhen ***), da es weniger auf die Grundbedeutung und den Urſprung ſolcher Parteinamen ankommt, als auf den Klang, den ſie im Munde des Volkes erhalten haben. Die Geſchichte aller Zeiten lehrt übrigens, daß wo einmal ſolche Namen vorhanden ſind, die Leidenſchaft immer neue Nahrung aus ihnen zu ziehen weiß, und dieß um ſo mehr, je unbeſtimmter und fabelhafter der Name iſt und je weniger eine klare Idee ſich damit verbindet †). Es war daher eine gute Meinung des Kanzler l'Hôpital, als er in der Rede, die er an die verſammelten Stände in Orleans hielt, den Antrag machte, ſolche gehäſſige Namen, wie die der Hugenotten, Lutheraner, Papiſten abzuſchaffen und ſich allein des chriſtlichen Namens zu rühmen. Hatte doch Luther Aehnliches geſagt, aber auch tauben

*) Die Gegner des Biſchofs, zugleich Anhänger der Reformation, hießen Eidgenoſſen, die Freunde deſſelben Mameluken. Wahrſcheinlicher iſt indeſſen, wenn der Name wirklich aus Genf kommt, die Zurückführung des Namens auf Besançon Hugues, den Anführer der eidgenöſſiſchen Partei. Vgl. Weber, Geſchichte des Calvinismus. S. 44.

**) z. B. nach dem Converſationslexicon.

***) Vgl. das weitere bei Henry, Leben Calvins. S. 48. nach Pasquier, Beza u. a.

†) Man denke nur an die Namen Momier, Mucker und dergleichen in unſrer Zeit. Späterhin, als der Name „Hugenot" ſeine verletzende Spitze verloren hatte, erfand man in Frankreich neue Necknamen. Man rief ihnen das Wort „Huß" nach (wie zu unſern Zeiten „Hep! Hep!" den Juden) oder nannte ſie Parpaillots. vgl. Weber. S. 243.

Ohren gepredigt! Dieſem Grundſatz gemäß ſuchte der weiſe Kanzler, anfänglich von der Regentin unterſtützt, alles anzuwenden, um den Proteſtanten eine größere Freiheit zu verſchaffen. Aber noch hatte er viele Schwierigkeiten zu überwinden.

Eine Erſcheinung, welche dem Proteſtantismus neue Gefahr drohte, war die Bildung des ſogenannten Triumvirates. Der Connêtable von Montmorency und der Herzog Franz Guiſe, früher perſönliche Feinde, verſöhnten ſich durch Vermittlung des Marſchal von St. André am heiligen Oſterfeſte des Jahres 1561 durch den gemeinſchaftlichen Genuß der Communion. Beide Männer mit ſammt ihrem Vermittler ſchloſſen nun einen engen Bund zur Aufrechthaltung des allein ſeligmachenden katholiſchen Glaubens und der bisherigen Verfaſſung der Monarchie. Das geheime Oberhaupt des Bundes war aber König Philipp II. von Spanien, dem die Anarchie in Frankreich eben ſo willkommen war, als der Sieg des Katholicismus. L'Hôpital ſteuerte indeſſen unerſchrocken auf ſein Ziel los. Im Julius des Jahres 1561 wirkte er ein königliches Edict aus, (das Juli-Edict), welches zwar den Proteſtanten alle Zuſammenkünfte verbot; allein gleich dem früheren Edict von Romorantin die Religionsproceſſe bloß auf die geiſtliche Gerichtsbarkeit, und was noch mehr war, die über die Ketzer zu verhängende Strafe auf bloße Landesverweiſung beſchränkte. Von Hinrichtungen und Scheiterhaufen war jetzt nicht mehr die Rede. Ein milderer Weg ſollte verſucht werden, den Religionsirrungen ein Ende zu machen, ein Weg, der auch in der deutſchen und ſchweizeriſchen Reformation zu verſchiednen Malen eingeſchlagen worden, ohne daß er jedoch in der Regel zu bedeutenten Reſultaten geführt hätte, nämlich die Anſtellung eines öffentlichen Religionsgeſprächs, welches im September des Jahres 1561 in der Abtei Poiſſy in der Nähe von Paris gehalten wurde. Zwei der berühmteſten reformirten Theologen, Peter Martyr, mit dem Beinamen Vermilio, und Theodor Beza, der Schüler Calvins *), wurden von der Königin von Navarra eingeladen, auf dieſem Geſpräch zu erſcheinen.

*) Ueber beide Männer iſt Schloſſers treffliche Schrift: Leben des Theodor Beza und Peter Martyr u. ſ. w. Heidelberg 1809, zu vergleichen, worin ſich auch S. 105 ff. eine weitre Beſchreibung des Geſprächs findet.

Der Kanzler l'Hôpital eröffnete die Verſammlung mit einer Rede, in der er noch dringender, als er es bei frühern Gelegenheiten gethan hatte, auf die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform drang, und auch jetzt wieder ſprach er der Duldung das Wort, indem er drauf hinwies, wie der Chriſtenname beiden ſtreitenten Parteien gemeinſam ſei, und wie ſie ſuchen ſollten durch jene Bruderliebe, die Chriſtus gelehrt habe, ſeinem Namen Ehre zu machen.

Nun fiel Theodor Beza auf ſeine Kniee, und bat Gott um Beiſtand zu dem wichtigen Geſchäfte. Dieſes Gebet, womit er ſeinen Vortrag begann, und der ganze fromme Ausdruck des Betenden äußerten eine tiefe Wirkung auf die Verſammlung. Mit Kraft und Wahrheit ſchilderte er die bisherigen Verfolgungen, die auf dem falſchen Wahne beruhten, als ob die Proteſtanten vom wahren Glauben abgefallen ſeien; vielmehr ſuchte er die herrſchende Kirche des Irrthums zu überweiſen, indem er die ſtreitigen Punkte beider Parteien mit Klarheit auseinanderſetzte, und namentlich die Lehre von der Meſſe beſtritt. Ihm gegenüber ließ nun der Cardinal von Lothringen ſeine blendende Gelehrſamkeit glänzen, die jedoch größtentheils in ſcholaſtiſchen Beweiſen ſich herumdrehte. Auch andere katholiſche Theologen miſchten ſich in das Geſpräch, das endlich, wie ſo viele, damit ſchloß, daß jede Partei ſich den Sieg zuſchrieb. An Leidenſchaftlichkeit fehlte es von beiden Seiten nicht. Beza hatte ſich in ſeinem Eifer gegen die Verehrung der Hoſtie im Abendmahl ſo weit hinreißen laſſen, daß er behauptete, Chriſtus ſei vom Brode eben ſo weit entfernt, als der Himmel von der Erde (eine Behauptung, die ſein Lehrer Calvin ſchwerlich würde gebilligt haben). Dagegen fielen aber auch die Katholiken mit aller Wuth über ihn her, und der Jeſuite Lainéz nannte die Proteſtanten Affen, Füchſe und Ungethüme. Das Merkwürdigſte war jedoch, daß, während bald nach dem Geſpräch der charakterloſe König Anton von Navarra zur katholiſchen Kirche zurücktrat, die Regentin dagegen eine günſtigere Geſinnung für die Calviniſten an den Tag legte. Bei einem Charakter wie dem ihrigen, darf der Grund zu dieſer Veränderung weniger in einer gründlichen religiöſen Ueberzeugung, die ſie durch das Geſpräch erlangt haben ſollte, er muß vielmehr in einer klugen Berechnung der vorhande-

nen Streitkräfte geſucht werden. Jedenfalls ging daraus eine für den Augenblick vortheilhaftere Lage der Proteſtanten hervor, indem ihnen nun durch das unterm 17. Januar 1562 erlaſſene Edict von St. Germain en Laye zuerſt das Recht eines öffentlichen Gottesdienſtes zugeſichert wurde; freilich nur ein ſehr beſchränktes Recht, da ſich die Erlaubniß nur auf die Vorſtädte bezog und noch andere hemmende Verfügungen mit ſich führte; aber doch immer ein Recht, das ihnen bisher (auch in dieſem geringen Umfange), noch nie war zugeſtanden worden. Lange weigerte ſich das Parlament, dieſes Edict, das auch unter dem Namen des Januaredictes bekannt iſt, in das Geſetzbuch einzutragen; doch mußte es nachgeben. So weit war beſonders durch die Verwendungen des edeln l'Hôpital die Sache der Proteſtanten gediehen, nachdem ſchon während vierzig Jahren viel Blut war vergoſſen, ſchon viel Unrecht war verübt worden. Die Folge des Edicts war, daß nun auch diejenigen, welche bisher nur aus Furcht in der alten Kirche geblieben waren, offen zur neuen übertraten. Dabei konnte indeſſen nicht vermieden werden, daß auch viel Neugierige zu den Verſammlungen ſich hinzudrängten, und damit wurde leicht der Zunder zu neuen Zänkereien gelegt, der beim geringſten Anlaß Feuer fing.

Unter anderm war in dem Edict den Proteſtanten verboten, ſich bewaffnet auf ihren Verſammlungsplätzen einzufinden. Die Angriffe des Pöbels, denen ſie ſich ausſetzten, mochten ſie indeſſen nöthigen, das Verbot zu überſchreiten, und ſo konnte es nicht fehlen, daß die mit unſanften Reden begonnenen Wortwechſel hie und da in Thätlichkeiten ausarteten, und da die Katholiken die Mehrzahl waren, ſo fielen ſie meiſt zum Unglück der Proteſtanten aus. — In der Stadt Cahors in der Guyenne rottete ſich auf den Schall der Sturmglocke das Volk zuſammen und umzingelte das Bethaus, in welchem die Hugenotten verſammelt waren; dann wurde das Haus in Brand geſteckt und die Verſammlung zur Flucht genöthigt. Aber die Fliehenden wurden an den Kirchthüren überfallen und mit Dolchen und Spießen, mit Karſten und Hacken niedergemacht. — Nicht immer bewahrten in ſolchen Fällen die Proteſtanten den Geiſt der Verſöhnlichkeit und der Feindesliebe, den ihnen das reine Evangelium empfahl. Es fehlte nicht an blutiger Wie-

dervergeltung. So waren es hugenottiſche Landleute, welche, um die Greuel von Cahors zu rächen, ihren Gutsherrn, den Baron von Fumel, auf eine grauſame Weiſe ums Leben brachten. Es ſchienen ſich dieſelben Scenen zu wiederholen, die im deutſchen Bauernkriege ein ſo trübes Licht auf das Reformationswerk warfen. Wie aber damals die Grauſamkeit derer, welche die Exceſſe beſtrafen ſollten, noch die Bauern übertraf, ſo war es auch hier. Die Königin beauftragte den Marſchal Blaiſe Montluc mit der Vollziehung der Strafe, welche das Geſetz über die Frevler verhängte. Montluc entledigte ſich dieſes Auftrags mit der ausgeſuchteſten Schadenfreude. Mit eignen Händen erwürgte er die Angeklagten, ohne ſie zu verhören oder er übergab ſie den Scharfrichtern, die ihn begleiteten, und die er ſcherzweiſe ſeine Lakaien nannte, und mit einer eigenen Art von Stolz rühmte er ſich noch ſeiner Greuelthaten in den von ihm verfaßten Memoiren. Bald darauf erneuerten ſich die blutigen Auftritte von Cahors auch in andern Städten, in Toulouſe, Tours, Amiens, Sens und anderwärts. So wurde das Jenneredict factiſch mit Füßen getreten und der Zuſtand der Proteſtanten war wieder bedenklicher, als je. Dazu kam noch Folgendes. Die Partei der Guiſen, welche nur mit Aerger das Emporkommen der Condéſchen Partei betrachtete, drang in den Herzog Franz von Guiſe, der ſich in Lothringen aufhielt, ſelbſt nach Paris zu kommen, wo ſeine Gegenwart erforderlich ſei; und auch die Regentin munterte ihn dazu auf. Der Herzog machte ſich auf den Weg. In Waſſy, einer kleinen Stadt der Champagne, durch welche ihn ſein Weg führte, machte er Halt, um eine Meſſe zu hören. Auf dem Weg zur Kirche vernahm er von der Vorſtadt her das Geläute der Proteſtanten und machte ſeinem Aerger in Worten Luft. Viele von ſeinem Gefolge begaben ſich nun ſogleich bewaffnet in die Vorſtadt und ſtellten ſich vor der Scheune auf, in welcher die Proteſtanten ihren Gottesdienſt hielten, an welchem etwa ſieben bis achthundert Perſonen theilnahmen, ſo daß ein Theil derſelben vor den Thüren des Bethauſes ſtehen mußte. Hier kam es erſt zu gegenſeitigen Beſchimpfungen zwiſchen den Hugenotten und den Leuten des Herzogs, und dann zum Handgemenge. Es fielen Flinten- und Piſtolenſchüſſe von Seiten der letztern; die Hugenotten griffen zu Steinen, um ſich zu wehren.

Nun aber ſprengten die Herzoglichen die Thore der Scheune und drangen wüthend in das ärmliche Gotteshaus ein. Ein allgemeines Gemetzel begann. Weder Greiſe, noch Weiber, noch Kinder wurden verſchont. Jetzt erſt erhielt der Herzog, der von der Meſſe zurückkehrte, Kunde von dem Vorfall. Mit entblößtem Degen drang er in die Verſammlung. Als er im Getümmel zufällig an der Wange verwundet wurde, ſo gab dies einen neuen Grund, mit Wuth über die vermeintlichen Thäter herzufallen.*) An ſechzig Hugenotten ſollen bei dieſem Vorfalle getödtet, an zweihundert verwundet worden ſein. Wie die Proteſtanten behaupten, war es ſogar die in der Nähe von Vaſſy wohnende Mutter des Herzogs, die ihn aufgefordert hatte, dem Scandal des proteſtantiſchen Gottesdienſtes ein Ende zu machen. Wenn aber auch der Herzog nicht mit Sicherheit als der geheime Anſtifter des Aufruhres bezeichnet werden kann, ſo legte er doch nachher deutlich genug ſeine Geſinnung an den Tag. Er ließ den Commandant von Vaſſy vor ſich fordern und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er proteſtantiſche Verſammlungen geſtatte. Der Commandant berief ſich auf das Jenneredict, welches die Verſammlungen in den Vorſtädten erlaubte. „Verwünſchtes Edict!“ rief der Herzog, und die Hand an den Degen legend, fügte er hinzu: „Mit dieſem will ich ein Loch drein machen.“ In Paris wurde der Herzog als ein Held der Kirche, als ein Vorfechter des allerheiligſten Glaubens empfangen. Die Katholiken nannten ihn den neuen Maccabäus, während die Proteſtanten ihn dem Herodes verglichen. In Paris brachen neue Verfolgungen aus. Man legte Feuer unter die Kanzeln und die Kirchenbänke, um die Verſammlungen auseinander zu treiben. Vergebens trat Theodor Beza im Namen ſeiner Glaubensbrüder als Kläger auf gegen ſolche Gewaltthaten. Weder der ſchwache Anton von Navarra, noch die heuchleriſche Katharina, die der Gewalt des Herzogs ſich fügte, und bald darauf mit ihrem Sohne als Gefangene behandelt wurde, wußten ihm Troſt zu geben. Der

*) Proteſtantiſche Schriftſteller beſchuldigen ihn, ſeine Leute aufgemuntert zu haben, während katholiſche das Gegentheil bezeugen. So viel iſt gewiß, daß ſeine Gegenwart dem allgemeinen Blutbade nur wenig Einhalt that.

einzige Kanzler l'Hôpital ſtand aufrecht, während die Uebrigen dem Sturme ſich beugten.

Condé war unterdeſſen nicht unthätig geblieben. Von der Guiſenpartei aus Paris vertrieben, ſammelte er im Süden Frankreichs ſeine Streitkräfte, und bewarb ſich um Hülfe aus Deutſchland und England. Den 2. April 1562 beſetzte er Orleans. Von hier erließ er ein Manifeſt, in welchem er ſich als den Vertheidiger der proteſtantiſchen Religionsfreiheit und der rechtmäßigen königlichen Gewalt ankündigte. Ein großer Theil der franzöſiſchen Städte und des Adels trat unter ſeine Fahne. Eliſabeth von England ſandte Hülfe. Von den Deutſchen nahmen nur die Heſſen am Kampfe Theil, weil die Uebrigen als ſtrenge Lutheraner keine gemeinſame Sache mit den Reformirten machen wollten. Eine allgemeine Begeiſterung zeigte ſich im Heere der Hugenotten. Man ſtärkte ſich durch das Leſen der Pſalmen, in welchen der Gott Israels ſein Volk zur Rache auffordert gegen die Götzendiener. Paris erſchien als die große Babylon, deren Sturz beſchloſſen ſei, und in das feierliche „Amen" der Gebete miſchte ſich das ſchauerliche Geklirre der Waffen.*)

Aber auch im Heere der Guiſen, das von Spanien ſowohl als von den Schweizern aus den kleinen Kantonen unterſtützt war, waltete der Geiſt des religiöſen Eifers. Der Anblick der von den Proteſtanten zerſtörten Kirchen, der von ihnen entweihten heiligen Gefäße ſchien zu einem gerechten Kampfe für Altar und Heerd aufzufordern. Von beiden Seiten kam es zu grauſamen Auftritten, zu Ausbrüchen unreiner Leidenſchaft. Als nach langer Belagerung der Herzog von Guiſe Rouen erobert hatte, wurde der Sieg durch zahlreiche Hinrichtungen gefeiert. König Anton von Navarra, der zur katholiſchen Partei zurückgetreten war, ſtarb an den Folgen ſeiner während der Belagerung erhaltenen Wunden. Ob er, wie Einige behaupten, vor ſeinem Hinſchied ſich wieder dem Proteſtantismus zugewandt habe? — dieſe Frage kann bei der Characterloſigkeit, die der Mann während ſeines Lebens gezeigt, nur von geringem Belang ſein.

Endlich kam es zwiſchen beiden Parteien zu Dreux in der Normandie den 18. Dec. zu einer Schlacht. Das Glück ſchien

*) Lacretelle. II. p. 113.

anfangs unentſchieden, doch neigte es ſich am Ende dem Herzog von Guiſe zu. Von der einen Seite gerieth der Connétable von Montmorency, von der andern der Prinz Condé in die Gefangenſchaft. Beide wurden mit Anſtand, im Sinne alter Ritterlichkeit behandelt; eine rühmliche Ausnahme mitten in der Erbitterung des Kampfes! Der Marſchal St. André verlor in der Schlacht das Leben. Das Triumvirat war zerſtört. Achttauſend Todte von dreißigtauſend Kämpfenden bedeckten das Schlachtfeld, viele waren verwundet und gefangen.

Katharina von Medicis zeigte bei dieſer Gelegenheit recht wieder ihren leichtfertigen, bloß dem Intereſſe des Augenblicks ſich zuwendenden Sinn. Als ihr erſt die falſche Nachricht vom Siege der Proteſtanten gebracht wurde, antwortete ſie, als ob es ſich um den Wechſel einer Mode handelte: Wohlan! wir werden uns bequemen müſſen, den lieben Gott franzöſiſch anzurufen *). Sowie aber der Sieg des Herzogs ſich beſtätigte, ſo zeigte ſie ſich wieder ganz als Katholikin und ließ es nicht an äußerm Pomp und Glanz fehlen, den Sieg zu verherrlichen. Mit Glockengeläute und Illumination, mit Proceſſionen auf der einen, mit Maskeraden auf der andern Seite wurde die Sinnlichkeit des Pöbels aufgeregt und durch Reden und Thaten das Gefühl der Rache genährt. Allein auch in dieſer Siegesfeier zeigte ſich Katharina als Heuchlerin; denn in dem Sieger von Dreux haßte ſie heimlich ihren längſt gefürchteten Nebenbuhler, deſſen ſie ſich gerne auf alle Weiſe entledigt hätte. Geſchah es auf ihre eigene geheime Anſtiftung oder kam ihr wirklich der falſche Eifer eines hugenottiſchen Schwärmers zuvor, daß Franz von Guiſe, als er eben auf dem Gipfel ſeiner Macht ſich befand, von einer mörderiſchen Hand aus dem Wege geräumt ward? — Die Sache verhielt ſich ſo. Bald nach dem Siege von Dreux warf ſich der Herzog, wider den Willen der Regentin, vor Orleans, welche Stadt von d'Andelot vertheidigt ward. Schon war er nahe daran, die Stadt zu berennen, als ihn den Vorabend vor dem Sturme ein Bote ins Lager rief, wo die Herzogin ſeiner warte. Der Herzog ritt in Begleitung dreier Edelleute dahin. Unter dieſen befand ſich ein

*) Eh bien, nous prierons Dieu en français. Lacret. II. p. 122. 23.

Proteſtant, Namens Poltrot de Mérey, der unter der Maske eines Ueberläufers ſich ſeit wenigen Tagen in das Zutrauen des Herzogs eingeſchmeichelt hatte. Dieſer ſprengte unter dem Vorwande, die Herzogin von der Ankunft ihres Gemahls benachrichtigen zu wollen, eine Strecke voran, lauerte aber dann hinter einem Gebüſche ſeinem Herrn auf, und erreichte ihn mit einer vergifteten Kugel, welche die Schulter des Herzogs traf und bald drauf ſeinem Leben ein Ende machte. Franz von Guiſe ſtarb den 24. Februar 1563 in einem Alter von 44 Jahren. Einige harte Züge in ſeinem Benehmen gegen die Proteſtanten, namentlich ſein Benehmen in Waſſy, abgerechnet, kann ihm die unparteiſche Geſchichte den Ruhm eines ehrenwerthen Kriegers und eines Mannes von höhern, als gewöhnlichen Geſinnungen nicht verweigern. Auch iſt ſein Leben nicht leer von manchen Zügen des Edelmuths und der Menſchlichkeit. Noch vor ſeinem Ende beſchwor er die Regentin, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Sein Mörder wurde bald ergriffen. Der Elende half ſich mit der Lüge, er ſei vom Admiral Coligny und Theodor Beza gedungen. Die Nichtigkeit dieſer Ausſage erwies ſich bald.

Abermals kam es zu einem Friedensſchluſſe, der von dem Hofe in Amboiſe den 19. März 1563 beſtätigt wurde, woher er den Namen des Friedens von Amboiſe hat. Den Proteſtanten ſollte Vergeſſenheit des Vergangenen und die Gültigkeit der frühern Duldungsedicte zugeſichert werden. Doch auch dieſer Friede war nur ein vorübergehender, wie die Folge uns zeigen wird.

Die Zeit gebietet uns, für dießmal hier abzubrechen, ohne daß es mir möglich geworden wäre, ein vollſtändiges Bild des langen und verwickelten Kampfes in dieſer einen Stunde zu geben. Von dem Bilde einzelner, der beſſern Ueberzeugung ſich muthig dahin opfernder Märtyrer iſt unſer Blick abgewendet und in das Gewühl der Schlachten hineingezogen worden. Dort feierte die fromme Ergebung ihren ſtillen Sieg, den Sieg des Geiſtes, während der Leib, ein Staub der Flammen dahin ſank, und das Auge konnte ruhig auf dem Dulder und der Dulderin verweilen, ohne durch fremdartige Eindrücke ſich ſtören zu laſſen; hier wird es nun ſchon ſchwerer, aus dem Drange der aufeinander einſtürmenden Gewalten einen ſichern, das Gemüth erhebenden und erbauenden Eindruck

mitzunehmen, und es ist uns, als ob wir plötzlich von dem Heiligenbilde, das wir in seiner stillen Glorie bewunderten, hingeführt würden vor ein großes Schlachtgemälde, in dem wir Mühe haben uns zurechtzufinden. Aber auch aus diesem verworrenen Gemälde sind uns schon in dieser Stunde einzelne große Bilder, wie das eines l'Hôpital, eines Beza, eines Coligny, entgegengetreten, und so hoffe ich, daß es mir auch in den folgenden Stunden gelingen soll, Ihren Blick auf solche Gestalten hinzurichten, wenn ich Ihnen auch nicht die Einsicht in das bunte Gewirre ersparen darf, aus dem sich diese Gestalten wie leuchtende Sterne aus schwarzen Gewitterwolken herausheben.

Vierte Vorlesung.

Katharina von Medicis und der Fanatismus Karls IX. Reise mit ihrem Sohne durch Frankreich und Zusammenkunft in Bayonne. Zweiter Religionskrieg. Schlacht bei St. Denis. Tod des Montmorency. Kleiner und hinkender Friede von Longjumeau. Flucht von Condé und Coligny nach Rochelle. Jeanne d'Albret und Heinrich von Navarra. Der dritte Religionskrieg. Schlacht von Jarnac und Condés Tod. Schlacht von Moncontour. Colignys christliche Gesinnung. Friede von St. Germain en Laye. Die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha. Tod der Jeanne d'Albret. Colignys Tod und die Bluthochzeit.

Wir haben in der letzten Stunde bereits die Geschichte der französischen Religionskriege begonnen und die des ersten derselben mit dem Frieden von Amboise beendet. Aber wir stehen noch nicht am Ende selbst. Vielmehr entwickelt sich jetzt vor uns erst recht das Gewebe der menschlichen Leidenschaften, zu welchem die Glaubensirrungen gleichsam nur den Einschlag bilden, während der Zettel aus andern Stoffen genommen ist, die ihre gröbere, irdische Natur nicht verläugnen können. Das künstliche Gewebe ist größtentheils das Werk einer Frau, die mit Gewandheit die Fäden zu schlingen und zu verwirren versteht, wo es ihrem Zwecke dient, und

die, wenn es an einem Orte gerissen, wieder Neues anzuspinnen weiß in dunkler Stunde.

Katharina von Medicis war eine Frau nicht ohne geistige Bildung und Sinn für Wissenschaft. Aber auch darin zeigte sie sich als eine Mediceerin, daß sie, ähnlich wie einst Leo X., Künste und Wissenschaften mehr aus Eitelkeit schätzte denn aus dem reinen innern Triebe zum Schönen, der ja nie getrennt sein kann vom Sinn für das Gute und Wahre. Aber eben diese beiden mit dem wahren Schönheitssinne eng verschwisterten Grundanlagen der menschlichen Seele, der Trieb für das Gute und für das Wahre, der in der Religion des Evangeliums seine sicherste Anleitung, seinen mächtigsten Hebel und seine reinste Befriedigung findet, traten in ihr zurück und verloren sich in dem finstern Hintergrunde einer alles nur auf ihren Vortheil berechnenden Selbstsucht. So war ihr denn das, was allen Völkern, wie dem einzelnen Menschen das Heiligste ist, die Religion, zum Spielball geworden, den sie je nach ihrer Laune bald dieser Partei, bald jener als Zankapfel zuwarf, während sie selbst die berechnende Zuschauerin machte, und, je nachdem das blutige Spiel ausfiel, dem Sieger mit lächelndem Munde die Hand bot und dem Besiegten den Rücken kehrte.

Wir würden diese Frau falsch beurtheilen, wenn wir sie für eine im Religionshaß erglühende, finstere Schwärmerin hielten. Wir würden dadurch ihrem Verstande Unrecht thun, vielleicht aber zugleich ihrem Herzen damit noch ein besseres Zeugniß geben, als wir der Wahrheit gemäß es vermögen.

Wohl ist der religiöse Fanatismus eine bedauerliche Verirrung der menschlichen Natur, wenn über einzelne Formen und Ausdrucksweisen des Glaubens die Liebe vergessen wird, und Haß an die Selle der Milde und Versöhnlichkeit tritt. Aber immerhin ist die Leidenschaft für irgend eine Religion noch ehrenwerther, als jene eisige, herzlose Kälte, die am Ende keinen andern Fanatismus kennt, als den Fanatismus des berechnenden Eigennutzes, der Selbstsucht. Dieser ist von allen der ärgste und schrecklichste, denn er dient dem furchtbarsten aller Abgötter, dem sich selbst vergötternden Ich. Auch sind die Verheerungen, die er anrichtet, unberechenbar, weil er bald diesem, bald jenem System sich an-

ſchließt und keine andere Conſequenz kennt, als die der Willkür. Dieſem Fanatismus hatte ſich Katharina von Medicis in die Arme geworfen, nachdem ſie lange zwiſchen den Parteien hin und her geſchwankt, und dieſen Fanatismus hatte ſie auch in ihrem Sohne genährt, Karl IX., mit deſſen blutiger Regierung wir unſre heutige Stunde beginnen. In einem Alter von noch nicht vierzehn Jahren wurde Karl IX. von dem Parlament zu Rouen (den 17. Auguſt 1563) für mündig erklärt. Frühzeitig in den Verſtellungskünſten ſeiner Mutter geübt, hatte ſein Herz nur haſſen aber nicht lieben gelernt. Boshafte Schadenfreude, die auch in den Qualen der Thiere ihre Befriedigung fand, miſchte ſich ſchon in die Spiele mit ſeinen Altersgenoſſen, und ein finſtrer Argwohn gegen ſeine Umgebungen wurde frühe in ihm genährt. Nie wurde er getadelt, wenn er Böſes that, wohl aber wenn er es mit Ungeſchick that oder es verabſäumte, der böſen That einen guten Anſtrich zu geben. Selbſt die Lobredner ſeiner Jugend*) wiſſen ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie die von ihm verübten ſchlechten Streiche für Zeichen eines frühen Genies ausgeben. So zum Heuchler, zum Menſchenhaſſer, zum Tyrann erzogen, gelangte er, ein unreifer Jüngling, auf den Thron von Frankreich. Der Haß gegen die Ketzer war ihm frühe eingepflanzt worden; und mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß, als er bald nach ſeiner Thronerhebung mit ſeiner Mutter einen großen Theil von Frankreich bereiſte, der oft wiederkehrende Anblick verwüſteter Kirchen und Klöſter und verödeter Landesſtriche einen tiefen Eindruck auf ſein zur Düſterheit geneigtes Gemüth machten und den Haß in ihm erhöhten gegen eine Secte, der man dieſe Verwüſtungen ſchuld gab. Ein Jahr nach ſeiner Thronerhebung, den 9. Auguſt 1564 erſchien aus Rouſſillon eine Verfügung, nach welcher die Religionsfreiheit der Proteſtanten bedeutend beſchränkt wurde**). Es wurde ihnen verboten, Schulen anzulegen; ihre Prediger ſollten an keinem andern Orte wohnen dürfen, als wo ſie ihr Amt zu verrichten hatten; die Anſtellung von Synoden und Collecten wurde unterſagt, und die Edelleute, denen freie Religionsübung erlaubt

*) Brantôme bei Lacretelle II. S. 141. ff.
**) Schröckh II. S. 296.

war, ſollten bei hoher Strafe niemand anders als ihre Unterthanen zu den Verſammlungen hinzulaſſen.

Allein mit dieſen Beſchränkungen begnügte ſich der Hof nicht. Ein Hauptſchlag ſollte gegen die Ketzer ausgeführt werden, und zwar in geheimer Verbindung mit jener unheimlichen Macht, von der, ſo zu ſagen, alle Ketzerverfolgungen des Jahrhunderts ausgingen. An der Grenze Spaniens, in Bayonne traten den 9. Juni 1565 Karl und ſeine Mutter Katharina zuſammen mit Philipps II. dritter Gemahlin, Eliſabeth, (Iſabelle, Katharinens älteſter Tochter) und mit dem allgefürchteten Herzog Alba. In nächtlicher Stunde fand die wichtige Unterredung ſtatt; durch eine geheime Treppe wurde Alba in das Zimmer gelaſſen, in der ſich Katharina mit ihrem Sohne befand. Die Verſchworenen glaubten ſich unbehorcht. Vertilgung der Ketzer vom Erdboden war das große Thema des geheimen Complotes. Der Papſt, Spanien, Frankreich und der Kaiſer ſollten zu dieſem großen Werke ſich die Hand bieten, von dem man allein die Beruhigung Europa's erwartete. Mit gewohnter Kälte rieth Alba, vor allen der Großen ſich zu bemächtigen, an welchen die proteſtantiſche Partei den meiſten Halt habe. „Der Kopf eines einzigen Lachſes wiegt 10,000 Fröſche in den Sümpfen auf.“ Das war das ekelhafte Bild, womit er ſeine Maxime zu verdeutlichen ſuchte *). Und das Bild verfehlte ſeine Wirkung nicht. Es haftete tief in der verdorbenen Einbildungskraft des jungen Königs, der nicht ſatt werden konnte, das gräßliche Witzwort auf der ganzen Reiſe, in Gegenwart ſeiner Mutter, zu wiederholen.

Wie aber einſt durch einen Knaben die Mordnacht in Luzern verrathen worden, ſo ſoll es auch hier ein Knabe geweſen ſein, der jenes Complot verrieth. Der junge zwölfjährige Heinrich von Navarra, der wahrſcheinlich als unverdächtiger Ohrenzeuge war geduldet worden, theilte (wie Einige erzählen) alles wieder ſeiner Mutter, der eifrigen Proteſtantin, Jeanne d'Albret mit, und von nun an begannen neue Entwürfe zur Abwehr des Uebels.

Von beiden Seiten wurden die Kriegsrüſtungen mit Eifer betrieben. Die Proteſtanten hielten im Jahr 1567 Verſammlun-

*) Wachler S. 36. und Lacretelle II. 165. nach Mézeray.

gen zu Valéry und Chatillon. Condé faßte den gewagten Entschluß, den königlichen Hof aufzuheben, der sich im Schlosse Monceau befand; aber der Hof, gewarnt, zog sich nach Meaux und von da nach Paris zurück. Sechstausend Schweizer welche, der Oberst Pfyfer von Luzern anführte, bildeten die Leibwache des Königs. Jetzt bemächtigte sich Condé der Stadt St. Denis und wagte von da Ausfälle in die Vorstädte der Hauptstadt. Den 10. November kam es zu einer Schlacht. Gegen achtzehntausend des königlichen Heeres kämpften gegen eine Anzahl von nicht gar dreitausend Begeisterten, denen es noch obendrein an grobem Geschütz fehlte. Unter religiösen Feierlichkeiten und dem Absingen geistlicher Lieder begann der Kampf. Der Anführer der katholischen Partei, der greise Connêtable von Montmorency fiel, mit Blut bedeckt, verwundet zur Erde. Ein protestantischer Officier, Robert Stuart,*) stürzte auf ihn los und schoß sein Pistol auf ihn ab. Er traf ihn in die linke Schulter. Aber Montmorency raffte seine letzte Kraft zusammen und streckte seinen Gegner zu Boden, ohne ihn jedoch zu tödten. Er aber hauchte bald darauf seine Seele aus. Dem Geistlichen, der den Connêtable in dem letzten Augenblicke zur Buße erwecken wollte, antwortete dieser mit Stolz. „Laßt mich, guter Vater! Es wäre schmählich, wenn ich nach einem Leben von 80 Jahren nicht eine Viertelstunde zu sterben wüßte.“ So war es also wohl bei ihm nicht die begeisterte Anhänglichkeit für den alten Glauben der römischen Kirche gewesen, die seinen bewaffneten Arm leitete. Vielmehr scheint eine gewisse religiöse Gleichgültigkeit bei einem selbstgerechten Bewußtsein bürgerlicher Tugend und militärisch-politischer Verdienste, der Grundzug seines schroffen Charakters gewesen zu sein, eine der stoischen vergleichbare Gesinnung, die wir in jener Zeit bei vielen großen Männern der römischen Kirche wiederfinden.**)

Der Sieg neigte sich zwar auf die Seite der Katholiken; aber es war ein trauriger Sieg. „Weder die Katholiken, noch die Protestanten, sagte einer der Marschälle***), haben die Schlacht

*) Derselbe war bald nach der Verschwörung von Amboise als angeblicher Mörder des Präsidenten Ménard verhaftet worden.

**) Das Weitere über seinen Charakter s. bei Lacretelle II. p. 190 nach den Stellen aus Brantôme.

***) Vielleville (bei Lacretelle).

gewonnen; ſonndern der König von Spanien.“ Daß die Hugenotten mit der äußerſten Anſtrengung gefochten, dieſen Ruhm mußten ihnen auch die Gegner laſſen. — An die Stelle des gefallenen Connêtable von Montmorency trat nun der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, (der nachmalige Heinrich III.) in einem Alter von ſiebzehn Jahren. Dagegen führte der Prinz Johann Caſimir, Sohn des Kurfürſten Friedrichs III. von der Palz, dem Prinzen Condé an zehntauſend Mann deutſcher Hülfstruppen zu. Mitten unter dieſen neuen Rüſtungen aber ward den 27. März 1568 der Friede von Longjumeau abgeſchloſſen, der jedoch wegen der Kürze ſeiner Dauer der kleine Friede heißt. In der That war der Friede nur ein kleiner oder, wie man ihn auch nannte, ein hinkender Friede;*) denn die blutigſten Verfolgungen der Proteſtanten folgten ihm auf dem Fuße nach. In Rouen, Orleans, Amiens wurden eine Menge Hugenotten niedergemacht. An vielen Orten rottete ſich das von den Geiſtlichen aufgeregte Landvolk zuſammen und lauerte aus Hinterhalten den in größern Geſellſchaften reiſenden Proteſtanten auf. — Ketzergerichte wurden aus dem Volke niedergeſetzt und die Richter waren die Scharfrichter zugleich. Wenn auch die Zahl von zehntauſend gefallenen Schlachtopfern übertrieben ſein mag, welche die proteſtantiſchen Schriftſteller angeben, ſo kam doch die Menge derſelben mitten in dem ſogenannten Frieden den Opfern eines verheerenden Krieges gleich. Dazu kamen noch andere feindſelige Handlungen von Seiten des Hofes. Der Admiral Coligny und der Prinz Condé hatten ſich, der eine nach Chatillon, der andere nach Noyers in Auxerrois, zurückgezogen. Auf die Gefangennehmung dieſer beiden Männer hatte es Katharina abgeſehen, dem Rathe Alba's gemäß, den ſie in Bayonne erhalten; aber ihr Anſchlag wurde vereitelt. Der ſonſt durch ſeinen Ketzerhaß ausgezeichnete Feldherr Tavannes ſchien ſeiner Geſinnung nach ganz dazu geeignet, die Königin in ihrem Plane zu unterſtützen, indem er den Auftrag erhielt, ſich der beiden Prinzen zu bemächtigen. Aber ſein ritterliches Ehrgefühl ſchien ſich gegen das ihm übertragene Schergenamt

*) Man nannte ihn ſo mit Anſpielung auf den hinkenden Herzog von Biron, der denſelben in Verbindung mit dem Staatsrath Malaſſiſe im Namen des Königs abgeſchloſſen hatte; daher auch la paix boiteuse et malassise.

zu sträuben, oder eine augenblickliche Anwandlung von Großmuth machte die Ausführung des Plans zu nichte. Genug, Tavannes gab den Verfolgten einen Wink und ließ sie mit ihren Familien entwischen. Sie flohen beide nach Rochelle. Eine gefahrvolle Reise von hundert und zwanzig Stunden legten sie mitten durch die feindlichen Posten und auf Umwegen zurück. Da die Brücken der Loire überall besetzt waren, so mußten sie froh sein, bei Saumur eine Furt zu treffen, über die sie setzen konnten. Condé trug seinen zweijährigen Knaben in den Armen über den Fluß. Kaum hatten die Fliehenden das jenseitige Ufer erreicht, als ein feindlicher Reitertrupp im Galop auf sie ansprengte. Aber wie durch ein Wunder häufte sich die Fluth, als die nachsetzenden Reiter dem Strome sich näherten; die Verfolgten entkamen glücklich der Gefahr, und langten endlich nach vielen Mühsalen den 15. September 1568 in Rochelle an.

Eine andere feindselige Handlung des Hofes war die Entfernung des Kanzlers l'Hôpital. Obwohl derselbe, wie schon früher bemerkt, äußerlich mit den Formen der Staats-Kirche im Zusammenhange blieb, so konnte er durch sein gemäßigtes Betragen dem Vorwurf nicht entgehen, er halte es heimlich mit den Hugenotten. Sein Katholicismus war so verdächtig geworden, daß es zum Sprüchwort ward in Frankreich, „Gott bewahre uns vor der Messe des Kanzlers." Immer weiter aber gingen die Verdächtigungen. Er, der allein auf das Gemüth des jungen Königs noch einen segensreichen Einfluß hätte üben können, ward seinem Herzen mehr und mehr entfremdet, und endlich von seiner Stelle verdrängt. Nach seiner Abberufung zog er sich mit seiner Familie auf den stillen Landsitz von Vignay zurück. Ihm folgte Johann Morvilliers im Amte mit dem Titel eines Großsiegelbewahrers.

Die Festung Rochelle mit ihrem wohlgelegenen Hafen am atlantischen Meere wurde jetzt ein Sammelplatz der bedrängten Häupter des Protestantismus. Da sie das alte Vorrecht besaß,*) keine königliche Besatzung anders als mit Zustimmung der Bürgerschaft in sich aufnehmen zu müssen, diese Bürgerschaft aber im hohen Grade protestantisch gesinnt war, so eignete sie sich zu einer

*) s. Wachler. S. 39.

festen Burg, zu einem Bollwerk der hugenottischen Macht. Jetzt kam dahin auch noch eine Frau, die für diese Macht von großer Bedeutung war. — Jeanne d'Albret, die Wittwe des verstorbenen Königs Anton von Navarra, kam mit ihren Kindern, mit ihrem funfzehnjährigen Sohne Heinrich, dem Prinzen von Bearn, und ihrer dreizehnjährigen Tochter Catharina im Geleite von dreitausend Mann nach Rochelle. Diese außerordentliche Frau und ihr schon damals hoffnungsvoller Sohn verdienen es, daß wir einen Augenblick etwas länger bei ihnen verweilen.*) Bilden sie doch ein erfreuliches Gegenstück zu Katharina und ihrem Sohn Karl IX.

Jeanne d'Albret, die Tochter Heinrichs II. von Albret und jener Margaretha von Valois, welche wir schon früher als eine Gönnerin der Protestanten kennen gelernt haben, war geboren 1531. Schon in sehr früher Jugend wurde sie wider ihren Willen aus bloßer Politik Franz des I. an den Herzog Wilhelm III. von Cleve verheirathet; später aber wurde die Ehe als aufgelöst erklärt und sie heirathete Anton, König von Navarra, im Jahr 1548. Dem Reize weltlicher Vergnügungen hingegeben schien die junge Königin erst wenig Lust zu bezeigen, dem düstern und freudenleeren Protestantismus (wie er ihr vorkommen mußte), ihr jugendliches Leben zum Opfer zu bringen, noch viel weniger sich Entbehrungen und Gefahren der Religion wegen auszusetzen. Später aber gewann sie eine Religion aus Ueberzeugung lieb, der ihr Gatte mit allem Eifer zugethan schien. Ja, sie beschämte diesen in der Folge durch ihre größere Standhaftigkeit und treuere Anhänglichkeit an das einmal aus Ueberzeugung Ergriffene; denn nachdem Anton, in Folge des Gesprächs von Poissy, wieder zum Katholicismus zurückgekehrt war, (wie die letzte Stunde uns gezeigt hat) blieb sie nicht nur der Sache des Evangeliums getreu, sondern wankte auch dann nicht, als sie ebendeßhalb manche Kränkungen und die empfindlichsten Zurücksetzungen von ihrem Gatten zu erleiden hatte. Nach dem Tode desselben wurde sie die Seele

*) Ausführlich ist die Geschichte der Erstern beschrieben von Madame Vauvilliers, histoire de Ieanne d'Albret, reine de Navarre, in drei Bänden. Paris 818. kürzer in dem Musée des Protestans célèbres. Paris 821.

der Hugenotten. Mit einer großartigen, das Liebſte opfernden Geſinnung verband ſie, wie ſo manche edle Frauen jener Zeit, eine tiefere Einſicht in die theologiſchen Wiſſenſchaften und Kenntniß der alten Sprachen. Als eine Schülerin Calvins vertheidigte ſie deſſen Grundſätze mit allen Waffen der Dialektik gegen die römiſche Curie. In ihrem Gebiete ſchaffte ſie die Meſſe ab, und hielt ſtandhaft die Stürme aus, die ſich wider ſie erhoben. Ein von mehrern Landesbiſchöfen gemachter Verſuch, ſie nebſt ihrem Sohn Heinrich im Bearn zu überfallen und ſie den Händen der Inquiſition zu überliefern, ſchlug fehl, indem Eliſabeth, die Gemahlin Philipps II., den Anſchlag verrieth. In Rochelle angelangt, war Johanna bereit, alle ihre Schätze und Kleinodien hinzugeben, um die Macht der Proteſtanten aus eignen Kräften zu unterſtützen. Aber der größte Schatz, den ſie bieten konnte, war ihr Sohn Heinrich, der Prinz von Bearn. Dieſer, jetzt ein funfzehnjähriger Jüngling, hatte eine dem männlichen Geiſte ſeine Mutter angemeſſene Erziehung erhalten. Ferne von aller Verweichlichung einer höfiſchen Lebensart hatte er in den Bergen ſeines Geburtslandes baarfuß auf den Felſen mit den jungen Hirten um die Wette geklettert und ihre ländliche Nahrung mit ihnen getheilt. Aber auch in den Wiſſenſchaften, die einen König zieren, war er nicht vernachläſſigt worden, damit im geſunden Leib auch eine geſunde, gekräftigte Seele wohne. In den Schriften der Griechen und Römer war er wohl unterrichtet*), und die Lebensbeſchreibungen des Plutarch hatten in ſeiner jugendlichen Seele einen tiefen Eindruck zurückgelaſſen. So ſtand er, ein lebenskräftiger Knabe an den Stufen des Jünglingsalters, und auf dieſen ſchnell zum Manne reifenden Jüngling, den Sohn einer ſo trefflichen Mutter, ſetzten die Proteſtanten ihre Hoffnung, ſo weit ſie auf Menſchen bauten.

Im Jahr 1568 brach der dritte Bürgerkrieg in Frankreich aus, der grauſamſte und blutigſte von allen. Von beiden Seiten hatte ſich der Haß aufs Höchſte geſteigert, von beiden wurden die Anſtrengungen aufs Aeußerſte getrieben. Das katholiſche Heer hatte ſich bis auf 26000 Mann verſtärkt, das proteſtantiſche zählte nur noch 15000, als es den 16. März 1569 zur entſcheidenden

*) Hatte er ſich doch in einer Ueberſetzung des Cäſar (de bello gallico) verſucht, welche von den Gelehrten der Zeit gelobt wurde.

Schlacht von Jarnac an den Ufern der Charente kam. Condé, ſchon ſchwer verwundet, ſtürzte ſich in die dichteſten Reihen der Feinde mit den Worten: „Süß iſt die Gefahr für Chriſtus und das Vaterland!“ Sein Pferd ſank unter ihm, das Heer gerieth in Unordnung, er ſelbſt in Gefangenſchaft. Aber als er eben gefangen und verwundet in einiger Entfernung vom Schlachtgetümmel unter einem Baume lag, rannte ein Hauptmann der Anjou'ſchen Leibwache, Montesquiou auf ihn heran und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf; denn alſo war es befohlen, daß man keinen der Hugenottenanführer ſollte am Leben laſſen. So ſtarb Condé im 39.*) Jahr ſeines Lebens. Sein Tod war ein unerſetzlicher Verluſt für die proteſtantiſche Partei in Frankreich; aber um eine ſo größere Freude verbreitete die Nachricht deſſelben im Heere des von Anjou. Dieſer, in ſeinem übermüthigen Siegesrauſche, benahm ſich auf eine wahrhaft empörende Weiſe. Er ließ den Leichnam des großen Feldherrn an den Schweif einer alten Eſelin binden und dem Geſpött der Soldaten und des Pöbels preisgeben. Erſt auf die Vorſtellungen der beſſer Geſinnten hin ward der entſeelten Hülle ein anſtändiges Begräbniß geſtattet.**) Zur Verherrlichung des Sieges von Jarnac ordnete Karl IX. jährliche Prozeſſionen an, und auch der Pabſt und der König von Spanien ließen ihren Triumph laut werden. Den geſunkenen Muth der Proteſtanten richtete aber die Königin von Navarra Jeanne d'Albret wieder auf. Im Einverſtändniß mit Coligny, erſchien ſie vor dem verſammelten Heere, an der einen Hand ihren Sohn Heinrich, an der andern den jungen Prinzen Condé führend. Hier, meine Freunde, ſagte ſie, giebt euch Gott zwei neue Führer und zwei Waiſen, die ich euch mit Vertrauen übergebe. Nun ſchwor das ganze Heer Treue ſeinen jungen Führern und Schutz den Waiſen. Coligny ſtellte ſich als ihren gemeinſamen Vater dar, und führte von nun an in ihrem Namen den Oberbefehl, während die Prinzen ſelbſt ſich in den Waffen übten und auf ihren hohen Beruf ſich vorbereiteten. Das Heer der Proteſtanten erhielt neue Verſtärkung durch den Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der ſich im Juni

*) Nach andern im 32. Lebensjahre.

**) Sie wurde zu Vendôme beigeſetzt, wo auch die Ahnen Condès ruhten.

1569 mit 13000 Mann an der Vienne einfand und ſich mit Coligny vereinigte. Der Herzog ſelbſt ſtarb bald nach ſeiner Ankunft in Folge der Kriegsbeſchwerden. Der Bruder Coligny's, Dandelot, ſtarb gleichfalls plötzlich, und wie man vermuthet, an Gift. So blieb Coligny allein an der Spitze des Heeres. Er benutzte aber geſchickt die Uneinigkeiten, die auf der Seite der Gegner ausgebrochen waren, um ſich in den Beſitz der Städte im Süden und Weſten zu ſetzen. Neue Hoffnung des Sieges beſeelte die hugenottiſchen Krieger; aber in ihren Eifer miſchte ſich auch das Gefühl der Rache gegen die Sieger von Jarnac. Ohne Barmherzigkeit wurden „die Knechte des Antichriſts" niedergemacht. So hießen des Papſtes Söldner und die Truppen des Königs. — Coligny's Streben ging nun dahin, ſich den Weg nach Paris zu öffnen. Er warf ſich vor Poitiers, welches Heinrich von Guiſe, der Sohn des verſtorbenen Herzogs von Guiſe, vertheidigte. Dieſer, welcher in Coligny noch immer den Mörder ſeines Vaters zu ſehn glaubte,*) wehrte ſich gegen den perſönlichen Feind mit aller Leidenſchaft eines Rache fordernden Sohnes. Coligny ſah ſich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Nun aber wich auch zu derſelben Zeit die alte Begeiſterung aus dem Heere der verbündeten Proteſtanten. Die deutſchen Hülfstruppen forderten mit Ungeſtüm den Sold, der ihnen mehrere Monate nicht bezahlt worden war. Der Mangel an Zucht nahm mehr und mehr überhand, und ſo ſah ſich Coligny genöthigt, um einem Aufſtand im eigenen Heere zuvorzukommen, daſſelbe in offene Feldſchlacht zu führen. Dieſe wurde in den Ebenen von Moncontour geſchlagen; aber auch dieſes Treffen fiel, wie die frühern Schlachten von Dreux, St. Denis und Jarnac unglücklich für die Proteſtanten aus. Es iſt, als ob die Geſchichte den Worten Luthers mit blutigem Griffel hätte wollen allen Nachdruck geben, daß das Schwert es nicht ausrichten dürfe in Sachen des Glaubens, ſondern einzig und allein das Wort. — Faſt alle Schlachten in den Religionskriegen — das iſt eine Bemerkung, die ſich uns unwillkürlich aufdringt — fielen unglücklich für die Proteſtanten aus. Man denke an die kappeler Schlacht in der Schweiz, an die unglückliche Schlacht bei Mühl-

*) Lacretelle. p. 237.

berg im ſchmalkaldiſchen Kriege und an die eben genannten in den franzöſiſchen Religionskriegen; und auch die Folge wird uns noch andere Beiſpiele vorhalten. Leicht mag da die römiſche Kirche dieſen Umſtand benutzen, um ſich und Andere zu überreden, wie der Gott der alten Kirche mit ſeinen Schaaren ſei, wie er ihr Banner führe u. dgl. m. Wir wollen ihr dieſe Sprache gönnen und uns wohl hüten, eine ähnliche da zu führen, wo wir zur Seltenheit das Glück der Waffen auch den Proteſtanten ſich werden zuwenden ſehen. Allerdings ſteht auch das Waffenglück in Gottes Hand, und ihm gebührt der Dank, wenn er der gerechten Sache den Sieg verleiht. Aber ſein Wille iſt es nicht, daß des Fleiſches Arm entſcheide in Sachen des Geiſtes und der höhern Ueberzeugung; und wenn auch einſt die Israeliten auf dem Standpunkt des alten Bundes Jehovah kennen lernten als den Herrn der Heerſchaaren, der die Glaubensfeinde vertilgend dem Heere der Gläubigen voranzieht, ſo iſt eine ſolche Anſicht, (die ſich freilich auch wieder in den Kreuzzügen des Mittelalters wiederholte), der reinern chriſtlichen und ſomit der wahrhaft proteſtantiſchen Anſicht fremd. Dieſe weiß, daß Gott ſeine Sache wunderbar hinausführt und daß wir durch Leiden und Trübſale mehr als durch rauſchende Triumphzüge in das Reich Gottes müſſen. Darum haben auch von je die Märtyrer, die der Gewalt unterlagen, größere Siege davon getragen und der guten Sache mehr genützt, als die, welche im Namen Gottes Städte eroberten und dabei auch nicht ſelten einen Theil der Beute für ſich nahmen; und wenn die alte, heidniſche Weisheit ſchon von einem Cato zu rühmen weiß, daß, während den Göttern die ſiegreiche Sache gefiel, er die beſiegte Sache vorgezogen, ſo unterſcheidet ſich eben dadurch der Chriſten Gott vor den alten Weltgöttern, daß auch er nicht ſelten an der beſiegten Sache ſein Wohlgefallen hat. — Nicht darum mache ich die Bemerkung, um das Andenken der Helden, die in jenen Kriegen ſich ausgezeichnet haben, das Andenken eines Condé, Coligny, La Noue u. a. zu verdunkeln. Ihr Lorbeer möge ihnen bleiben als wackern Feldherrn. Aber ihren chriſtlichen Werth, ihre Bedeutung, die ſie für die Geſchichte des Proteſtantismus haben, (und ſie haben eine ſolche Bedeutung in der That) dürfen wir nicht meſſen nach der Menge der gewonnenen Schlachten und

nach dem Glücke ihrer Waffen. Höher ſteht uns in dieſer Beziehung ihr Character, ihre Geſinnung, die ſie unter dem Wechſel des Kriegsglücks zu bewahren wußten, und die auch in den weniger glänzenden Momenten ihres äußern Lebens ſich an den Tag legte. In dieſer Beziehung iſt beſonders der edle Coligny ausgezeichnet, und ſo mag denn hier noch ein ſchöner Zug ſeines gottergebenen Sinnes Platz finden, den uns die Geſchichte des eben genannten Treffens von Moncontour aufbewahrt hat. —*) Coligny wurde in demſelben ſchwer verwundet. Man trug ihn beiſeits in einer Sänfte. In einiger Entfernung davon wurde gleichfalls in einer Sänfte der alte Krieger l'Eſtrange verwundet vorbeigetragen. Dieſer ließ ſich zu der Sänfte des Admirals hinzutragen und reichte ihm durch den Schlag hindurch die Hand mit den Worten: „Unſer Gott iſt doch ein guter Gott.“ Mehr konnte er nicht ſagen. Ein ſtummes Lebewohl trennte beide Verwundete von einander. Aber Coligny äußerte ſich in der Folge gegen ſeine Vertrauten, daß dieſes Freundeswort in trüber Stunde ihn mächtig aufgerichtet und ihm als Stern auf ſeiner Bahn geleuchtet habe.

So ungünſtig jedoch das Kriegsglück den Proteſtanten bisher geweſen war, ſo ſchien es ſich nun doch wieder denſelben zuwenden zu wollen. Ich übergehe die einzelnen Vorfälle, und bemerke nur, daß Coligny, der durch kein Mißgeſchick ſich entmuthigen ließ, endlich durch ſeine glücklichen Operationen dahin gelangte, Paris in Schrecken zu ſetzen und die königliche Partei zu einem den Proteſtanten günſtigen Frieden zu nöthigen. Dieß iſt der Friede von St. Germain en Laye, welcher den 15. Auguſt 1570 zu Stande kam. Dieſem Frieden zufolge wurde den Proteſtanten vollkommene Amneſtie und Gewiſſensfreiheit zugeſichert. Sie wurden ämterfähig erklärt und ihre Beſitzungen ſollten ihnen zurückgegeben werden. Zu den öffentlichen Schulen und den Anſtalten der Wohlthätigkeit ſollten Katholiken und Proteſtanten, ohne Rückſicht auf Religion, gleichen Zutritt erhalten. Alle frühern gegen die Hugenotten erlaſſenen Edicte ſollen aufgehoben ſein. Eine große Anzahl von Städten wurde den Proteſtanten angewieſen, um ihren Gottesdienſt darin zu halten; beſonders aber wurden die vier wichtigen Fe-

*) Bei Lacretelle. S. 240. nach Tavannes.

ſtungen des ſüdlichen Frankreichs la Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité den Proteſtanten als Sicherheitsplätze übergeben, und noch manches andere in Beziehung auf Kriegskoſten, Auslöſung der Gefangenen u. ſ. w. wurde auf eine für die letztern vortheilhafte Weiſe ins Reine gebracht. — Von beiden Seiten ſchien man des langen verheerenden Krieges müde, und Coligny, der ſo manche traurige Erfahrung in demſelben gemacht hatte, äußerte ſich unter anderm, daß er lieber wollte ſich blutend durch die Straßen von Paris ſchleppen laſſen, als wieder einen Bürgerkrieg zu beginnen.*) So ſchien der wackere Krieger am Ende ſeiner Thaten zu derſelben Einſicht gelangt zu ſein, die wir ſo eben als die chriſtliche, die wahrhaft proteſtantiſche bezeichnet haben.

Wenn irgend ein heller Himmel nach vielen Stürmen den Proteſtanten zu leuchten ſchien, ſo war es jetzt. Aber wie oft am Saume eines ſcheinbar heitern Himmels ſchon die ſchwarzen Gewitterwolken nur um ſo ernſter ſich ſammeln, um in nächtlicher Stunde ihre furchtbare Zerſtörungskraft zu entladen, und der Angſtruf des Wächters, das Heulen der Sturmglocke plötzlich die Schlummernden weckt, um ihnen den Himmel in der Gluth der eben entſtandenen Feuersbrunſt zu zeigen, ſo barg ſich hinter die ſorgloſen Träume eines ſüßen Friedens und die in dieſem Frieden geſchloſſenen Pläne menſchlicher Glückſeligkeit die ſchwarze, blutige Schreckensgeſtalt einer alles verſchlingenden Mordnacht.

An dem ſcheinbar hellen Himmel ſollte dem verwirrten Reiche ein freundlicher Stern aufgehn in einer Verbindung, welche den bisherigen Wirren auf immer ein Ende zu machen ſchien. Man trug ſich längere Zeit mit dem Gedanken, daß eine Verbindung der jüngſten Schweſter des Königs Margarethe mit dem Sohne der Jeanne d'Albret, mit Heinrich, dem Prinzen von Bearn, zur Bekräftigung des politiſchen und kirchlichen Friedens nicht wenig beitragen dürfte. Eine ſolche Verbindung zwiſchen einem in den proteſtantiſchen Grundſätzen erzogenen Prinzen und einer Tochter der Katharina von Medicis hatte freilich etwas Auffallendes; doch wenn man weiß, wie die letztere die Religion immer nur zum Deckmantel ihrer perſönlichen Abſichten machte, ſo wird ein ſolches

*) Lacretelle. S. 153. Anm. nach den Mémoires von La Noue.

friedliches Entgegenkommen von ihrer Seite eben ſo erklärlich, als ihre frühere Wuth, mit der ſie die Proteſtanten verfolgte. Anders freilich, ſollte man denken, hätte Jeanne d'Albret die Sache beurtheilen ſollen; und wirklich finden wir, daß ihr der Schritt ſehr ſchwer fiel. Daß ſie ſich wenig von den Geſinnungen der künftigen Schwiegermutter, der Katharina von Medicis verſprach, geht aus einem Briefe an ihren Sohn hervor, den ſie ihm kurz vor der Hochzeit ſchrieb,*) in welchem ſie ſich über ihr hochfahrendes Weſen, über ihre Intriguen, über den Hohn beklagt, mit dem ſie ihr am Hof begegnete. Von der jungen Braut aber, die Heinrich noch nicht geſehn hatte, macht ſie ihm folgende Schilderung: „Sie iſt hübſch, wohl unterrichtet und von gutem Benehmen; aber freilich in den verruchteſten Umgebungen auferzogen, die man ſich denken kann. Eben deßhalb," ſetzt ſie bedeutungsvoll hinzu, „wünſche ich Dich mit ihr zu verheirathen, damit Du und Deine künftige Frau euch bei Zeiten aus dieſer Verderbniß retten könnt; denn ſo groß ich mir dieſelbe dachte, ſo fand ich ſie doch noch viel ärger. Du würdeſt ohne beſondere Gnade Gottes hier nicht durchkommen." — Der ganze Brief athmet überhaupt eine tiefe mütterliche Beſorgniß und iſt voll ſchwerer, ſchmerzlicher Ahnungen. „Schon aus meinen erſten Reden haſt Du wahrnehmen können, mein Sohn! ſagt ſie unter anderm, daß man alles darauf anlegt, Dich Gott und Deiner Mutter abtrünnig zu machen. Du wirſt dieß noch mehr aus dieſem Briefe abnehmen und der Bekümmerniß, die ich Deinetwillen leide."

Ein politiſcher Grund mag denn freilich auch noch mitgewirkt haben, die Königin von Navarra in ihrem Entſchluſſe zu beſtimmen. Es wurde ihr Hoffnung gemacht, ihr altes Königreich wieder zu gewinnen, das Spanien inne hatte, und das ihr Sohn mit den Waffen erobern ſollte, im Dienſte Frankreichs. Der argloſe Coligny, den man aus ſeinem Zufluchtsorte la Rochelle an den Hof gelockt und mit Freundſchaftsbezeugungen überhäuft hatte, ließ ſich ſowohl für ſeine eigene Perſon durch dergleichen Vorſpieglungen bethören als er auch andere mit ſich fortriß. Er rieth zur Heirath. Aber auch mitten unter den Vorbereitungen zur Vermählungsfeier konnte das mütterliche Herz Johannens nicht froh werden, und

*) Abgedruckt bei Lacretelle S. 306.

nur mit einem halben Vertrauen, ja mit bangem Zagen und Schrecken ſah ſie dem Tage der Hochzeit entgegen. Ihre Beſorgniß entging aber dem alles durchſpähenden Auge Katharinens nicht, und wie denn immer die Falſchheit und Tücke mit Argwohn gepaart iſt gegen die, welche nur von weitem ihre Pläne zu errathen ſcheinen, ſo ſah man auch hier in der beſorgten Mutter eine gefährliche Feindin, der man ſich entledigen müſſe. Kurz vor der Hochzeit wurde Johanna von einer Unpäßlichkeit überfallen, die nach fünf Tagen ihrem Leben ein Ende machte. An demſelben Tage, an dem ſie erkrankte, hatte ihr ein Italiener ein Paar wohlriechende Handſchuhe verkauft, die, aus ſeiner eignen, ſpätern Ausſage zu ſchließen, vergiftet waren. Zwar hat man nicht mit völliger Gewißheit eine ſtattgefundene Vergiftung beweiſen können. Nach allem dem aber, was ſich in der Folge ereignete, läßt ſich dieſelbe mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit behaupten. Johanna ſtarb mit großer Ergebung. Noch auf dem Todesbette befahl ſie ihrem Sohne Heinrich die Sache der Reformation, ſie warnte ihn vor Schmeichlern und ermahnte ihn, treu zu bleiben dem Glauben an das Evangelium. „Jeanne d'Albret, ſagt Lacretelle,*) iſt faſt die einzige Frau, welche die Geſchichte dieſes gräulichen Zeitraums mit Ehren nennt. Sie erhob ſich über ihr Geſchlecht durch die Stärke ihrer Seele und ihres Geiſtes. Selbſt die Schriftſteller, welche am Leidenſchaftlichſten gegen die Ketzer eingenommen ſind, wiſſen ihr nichts vorzuwerfen, als daß es ihr an verſöhnlichem Sinne und an Menſchlichkeit gefehlt habe; aber auch abgeſehen davon, daß ſie dieſe ſchwere Beſchuldigung auf keine Thatſache gründen, wie ſollte man zweifeln, daß in der Erzieherin Heinrich IV. ein reicher Schatz von Herzensgüte gewohnt habe?" Wir möchten hinzuſetzen daß eben jener Mangel an Geſchmeidigkeit und Nachgiebigkeit, den die Feinde ihr als Unmenſchlichkeit auslegten, der deutlichſte Beweis ihres durchdringenden, die Verhältniſſe durchſchauenden Verſtandes und ihres männlichen, wahrhaft proteſtantiſchen Characters war. Wie edel erſcheint grade dieſe Feſtigkeit gegenüber der Characterloſigkeit einer Medicis!

Mit Johanna hatten die Proteſtanten ihre mächtigſte Stütze verloren, da der Kanzler l'Hôpital, trotz der freundlichen Zuge-

*) a. a. O. S. 312.

ſtändniſſe des Hofes, noch immer in ſeiner Verbannung blieb, Coligny aber, der bereits im Netze gefangen war, das die Argliſt über ihn ausgeſpannt hatte, bald darauf als ein ferneres Opfer fiel. Heinrich, der nun nach dem Tode ſeiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra führte, war über dieſen Tod tief betrübt. Die Vermählungsfeier ward aufgeſchoben und fand erſt den 18. Auguſt ſtatt. Die Feſtlichkeiten dauerten nach damaliger Sitte mehrere Tage und Nächte hindurch.*)

Es war in der Nacht auf den 24. Auguſt, als dem Tage des heiligen Bartholomäus, um die zwölfte Stunde, als plötzlich ein Piſtolenſchuß in der Nähe des Louvre und das Geläute der Glocken von St. Germain l'Auxerrois das fürchterliche Signal gaben, vor welchem die Verſchworenen zuerſt, wie vor ihrem eigenen Schatten erblaßten. Bald ertönten die übrigen Sturmglocken der Stadt, ein wildes Geſchrei wälzte ſich durch die Straßen, und wohin das Auge blickte, ſah es Mord und Frevel. Die Straßen waren durch Ketten geſchloſſen und mit Pechfackeln erleuchtet, und die Wachen unter Tavanne's Befehl ſetzten ſich jedem Fliehenden entgegen. Richten wir zuerſt unſern Blick nach dem Louvre. Von dort zieht eine Schaar, an ihrer Spitze der Herzog Heinrich von Guiſe, nach Cologny's Wohnung, die ſich in der Nähe befand. Schon vor dem Ausbruch dieſer ſchrecklichen Nacht war Coligny durch zwei aufeinander folgende Schüſſe an der rechten Hand und an der linken Schulter verwundet worden. Die Piſtolenſchüſſe kamen aus einem Hauſe der Guiſen, aber als man nachſuchen wollte, war der Thäter ſchon entflohen. Karl IX. hatte dem verwundeten Admiral alles Mitleid bezeugt, und eine glänzende Genugthuung verſprochen, während er im Herzen das Mißlingen der That nur bedauern konnte. Nun ſollte das Verbrechen in ſeiner ganzen ſchrecklichen Größe auftreten. Ein Blutrath wurde niedergeſetzt, in welchem Katharina den Vorſitz führte, der Tod des Admirals ſollte zugleich der Tod der ganzen Partei werden; „es ſollte," ſo hatte Karl IX. geſchworen, „keiner übrig bleiben, der die begonnene Frevelthat ihm vorwerfen könnte." So nahten alſo

*) Eine weitläufigere Beſchreibung derſelben giebt de Thou, und nach ihm Lacretelle a. a. O.

die Mörder dem Hauſe des Admirals. — „Woher dieſer Lärm?“ fragt Coligny.*) „Mein Herr: Gott iſt es, der euch abfordert,“ antwortet ihm einer ſeiner Leute, der eben hereintritt. — „Ich verſtehe dich,“ erwiderte der Admiral; „Freunde! flieht. Ich aber, ich bin längſt auf den Tod bereitet; ich befehle mich der Barmherzigkeit Gottes.“ Die Diener flohen insgeſammt. Nun ward die Thüre von den Eindringenden geſprengt, mit den Worten: Im Namen des Königs! und die Wache niedergeſtoßen. Guiſe blieb unten im Hofe und wartete bis das Schreckliche geſchehen war. Aber ins Schlafgemach des Admirals bringen die Mörder, Bême,**) ein deutſcher Adliger an ihrer Spitze. „Biſt du Coligny?“ brüllte dieſer dem frommen Held entgegen, der ſich betend an die Wand gelehnt hatte. „Ich bin es,“ erwiderte Coligny. „Jüngling! du ſollteſt Achtung haben vor meinen grauen Haaren, aber thue, wie du willſt.“ — Da ſtieß ihm Bême den Dolch in die Bruſt und gab ihm noch einige Kreuzhiebe über's Geſicht. Die Schandthat voll zu machen warf man die Leiche zum Fenſter hinaus den unten Harrenden vor die Füße. Guiſe wiſchte das Blut aus des Ermordeten Angeſicht und überzeugte ſich, daß Bême den Rechten getroffen. Das Haupt ward vom Rumpfe getrennt und, wie Einige ſagen, den Anſtiftern des Blutbades überreicht.***) Noch an dem Rumpfe übte der Pöbel ſeine ſchändliche Luſt. —

Nun aber ward das Morden allgemein. Alle Hugenotten wurden aus ihren Häuſern, aus ihren Betten aufgeſchreckt; viele flohen auf die Dächer, auch dahin folgten ihnen die Mörder. Kein Alter und kein Geſchlecht ward verſchont. Kinder würgten ihre Geſpielen, die Hugenottenkinder. Barmherzigkeit gegen Ketzer galt ſelbſt für Ketzerei, und wenn im Dunkel der Nacht, im allgemeinen Getümmel auch ein Unſchuldiger, d. h. ein guter Katho-

*) Er ſoll gerade um dieſe Zeit den Commentar Calvins über den Hiob geleſen haben. Vgl. Weber S. 86. nach Varillas, histoire de Charles IX. III. 9. p. 425.

**) Oder Beſma, Böhm, angeblich ein Würtemberger; nach Andern war er ein Böhme von Geburt und hieß eigentlich Dianowicz. Vgl. Baile Dictionnaire u. d. W. Bême und Wachler S. 73.

***) Nach Einigen der Katharina, nach Andern dem Papſte, nach Mézeray iſt es eine Fabel der Proteſtanten.

lik ermordet ward, ſo tröſtete man ſich damit, daß man einem Gerechten um ſo ſchneller in den Himmel geholfen. Mitten unter dem wilden Gebrülle der Mörder, unter dem Angſtgeſchrei der Fliehenden, unter dem Seufzen der Verwundeten und Sterbenden erſchollen heilige Litaneien zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Der Privathaß der Einzelnen deckte ſich mit dem ſchauerlichen Mantel des Fanatismus und übte ungeſtraft Rache an frühern Beleidigern, an Nebenbuhlern, an Gläubigern, an Verwandten und Berufsgenoſſen. Selbſt wiſſenſchaftliche Streitigkeiten ſuchten jetzt ihre Ausgleichung durch Gewaltthat. So wurde unter andern der berühmte Gelehrte Peter Ramus von Meuchelmördern, die ſein Gegner Charpentier gedungen hatte, in einem Keller erſchlagen, in den er ſich geflüchtet hatte, und von rohen Schülern noch als Leiche mißhandelt. Die Raubluſt geſellte ſich zur Mordgier, und die ſchändlichſten Begierden fanden ihren freien Lauf. Manch werthes Haupt fiel unter den Händen der Wüthenden und nur wenigen, wie dem edlen Sully, gelang es, ſich durch Flucht zu retten *). Mit eigner königlicher Hand ſoll Karl IX. auf die flüchtigen Opfer geſchoſſen haben. — Das Aergſte war noch der grinſende Spott, der das Verbrechen würgen half. Mit bluttriefenden Händen ſtürmte der fürchterliche Tavannes durch die tobende Menge und munterte ſie mit den Worten auf: „Nur friſch zu mit der Aderläſſe! Die Aerzte ſagen, daß ſie im Auguſt ſo geſund ſei, als im Monat Mai!“ Ein Goldſchmidt, Namens Crucé **), rühmte ſich, mehr als 500 Hugenotten erwürgt zu haben, und ward bald drauf Einſiedler zur Ehre Gottes. Aber auch als ſolcher noch übte er das Mordhandwerk. Und jener Tavannes verband mit dem gräßlichen Spotte zugleich einen ſolchen fanatiſchen Wahnglauben, daß er bei ſeiner letzten Beichte in der Todesſtunde ſich auf die Heldenthaten in der Bartholomäusnacht berief als auf ein Verdienſt, das ihm in den Himmel helfe. Der ganze folgende Tag wurde noch mit dem Erſchlagen der Hugenotten zugebracht, und als die Mordluſt ſich gekühlt hatte, da zeigte ſich erſt recht die Grauſamkeit in den rohen Freveln, die an den Lei-

*) Er erzählt dieß ſelbſt in ſeinen Memoiren.

**) Siehe Lacretelle a. a. O. S. 345.

chen verübt wurden. Nicht der niedere Pöbel war es allein, der an dieſer mehr als thieriſchen Luſt ſich ergötzte. Auch edle Hofdamen verläugneten jedes zartere Gefühl ihres Geſchlechts und ſanken unter die roheſten Henkersknechte hinab. Und als die Barbaren den verſtümmelten und mißhandelten Leichnam Coligny's endlich an den Galgen gehangen hatten, weidete ſich das königliche Auge an dem ſcheuslichen Anblick und ſuchte mit gräßlichem Witze die grauſame Neugierde zu beſchönigen.

Nicht länger will ich Ihre Phantaſie mit dieſen verabſcheuenswerthen Bildern erfüllen. Laſſen Sie uns mitten unter den Leichen der Erſchlagenen die Trümmer der proteſtantiſchen Partei aufſuchen, die vom allgemeinen Untergang gerettet wurden; und da fällt unſer Auge auf den jungen König Heinrich von Navarra, deſſen Hochzeit es war, die den Namen der Bluthochzeit in der Geſchichte erhalten hat.

Dieſer wurde mit dem jungen Prinzen Condé vor den König gerufen, mitten unter dem allgemeinen Blutbade, das in unaufhaltſamen Strömen bis in das Innere des Louvre ſich fortgewälzt hatte. Hier wurde den Jünglingen die Wahl gelaſſen zwiſchen Meſſe, Baſtille und Tod. — Condé zeigte ſich erſt beherzter, als ſein junger Freund Heinrich. Aber beiden ward endlich das Verſprechen abgenöthigt, in den Schooß der römiſchkatholiſchen Kirche zurückzukehren, und nur unter dieſer Bedingung entgingen ſie dem Schickſal ihrer unglücklichen Glaubensbrüder. Von dieſen gelang es einigen aus dem Lande zu entkommen. Sie wandten ſich nach Deutſchland, nach England und dem nachbarlichen Genf. Auch Baſel nahm mehrere Geflüchtete auf. Die Söhne des ermordeten Coligny, auch Andelot's Sohn, Graf Laval und andere Edle Frankreichs wohnten ein Jahr lang unter uns, und bald darauf bildete ſich hier der erſte Kern der franzöſiſchen Gemeinde, die erſt in einem Privathauſe, dann in einem Zimmer des obern Collegiums ſich verſammelte, bis ihnen endlich 1614 die Predigerkirche eingeräumt ward, die noch jetzt unſre franzöſiſche Kirche iſt.*) Auch ein basler Prediger, auf den wir ſpäter zurückkommen werden, Heinrich Erzberger, Helfer bei St. Petri, der ſich grade

*) Siehe Ochs, Geſchichte von Baſel. Band VI. S. 264.

damals in Paris befand, wurde durch einen Lieſtaler von der Schweizergarde, Namens Johannes Pfaff gerettet. Doch wir kehren zur weitern Geſchichte der Begebenheiten in Paris und Frankreich zurück. Den zweiten Tag nach der entſetzlichen Nacht hatte ſich die Mordluſt etwas gelegt, obwohl keineswegs vollkommen geſtillt. Da ſchürte der Aberglaube die ſchon verglimmende Gluth aufs Neue an. Auf dem Gottesacker der unſchuldigen Kinlein ſah man einen Weißdorn blühen. Dieſe Naturerſcheinung Ende Auguſts wurde als ein Wunder betrachtet und als ein Wunder gedeutet. Was anders erkannte man darin als ein ſicheres Zeichen des göttlichen Wohlgefallens am Tode der Ketzer? Wie der Weißdorn, ſo ſollte die reine Kirche Gottes wieder neue Blüthen treiben. Alſobald fand eine feierliche Prozeſſion des Königs, der Königin Mutter und des ganzen Hofes zu dem wunderbaren Weißdorn ſtatt. Man ſchnitt ſich heilige Zweige davon als Reliquien ab, und vertheilte ſie als Siegeszeichen unter die, welche ſich am meiſten ausgezeichnet hatten beim Morde der Proteſtanten.

Als endlich das Blutbad in Paris zu fließen aufhörte, da ergoß es ſich ſtromweiſe in die Provinzen. In Meaux, Orléans Angers, Bourges, Lyon, Rouen, Bourdeaux, Toulouſe fielen die meiſten Schlachtopfer, doch fehlte es auch mitten unter den ekelhafteſten Ausbrüchen des Fanatismus nicht an ſchönen und würdigen Zügen der Menſchlichkeit. Nicht nur weltlichen Beamten, wie dem Vicomte von Orthez, ſelbſt einzelnen römiſchen Biſchöfen*) muß es zu ihrer Ehre nachgeſagt werden, daß ſie ſich den Blutbefehlen widerſetzten. — „Meine Herren!“ ſo redete der Gouverneur von Dieppe die Bürgerverſammlung, unter der ſich ſowohl Proteſtanten als Katholiken befanden, an: „Die königliche Verordnung kann nur den Calviniſten gelten, die ſich durch Aufruhr ſtrafbar machen. Gott ſei Dank haben wir deren keine unter uns. Wir leſen im Evangelium, daß die Liebe Gottes und des Nächſten das vornehmſte Gebot ſei für den Chriſten und daß an ihm das Geſetz und die Propheten hangen. Laßt uns dieſe ſchöne Lehre wohl zu Herzen nehmen, die uns von Jeſus Chriſtus ſelbſt gegeben iſt. Kinder eines Gottes laßt uns als Brüder leben und gegenſeitig

*) Lacretelle nennt Jean Hennuyer, évêque de Lisieux. II. p. 361.

an einander die Barmherzigkeit des Samariters üben. Das ſind meine Gefühle; ich hoffe, daß ihr ſie theilt, und dieſen Gefühlen zufolge kann ich nicht finden, daß einer unter uns ſei, der das Leben verwirkt habe." — Sogar der Scharfrichter Charles von Troyes wies den Befehl, die gefangenen Proteſtanten zu würgen, mit der Erklärung zurück, ſeine Hände ſeien nur gewohnt, im Dienſte der Gerechtigkeit zu arbeiten.*)

Es iſt ſchwer, die Zahl der Opfer zu beſtimmen, die während der Bluthochzeit gefallen ſind, ſo wie es überhaupt ſchwer iſt, die Richtigkeit jeder einzelnen Ueberlieferung über allen Zweifel zu erheben. Schriftſteller die nicht beſchuldigt werden können, aus Parteieifer das Gräßliche übertrieben zu haben, geben die Zahl auf vierzig bis funfzigtauſend an.**) Doch, was thut die größere oder geringere Zahl zur Sache? Gleich groß bleibt das Verbrechen, und die Schuld gleich groß.

Aber weſſen iſt denn die Schuld? Darüber iſt viel geſtritten worden. Der König ſelbſt ſuchte die Schuld erſt auf die Guiſen zu werfen. Nachher aber erklärte er in dem Parlamente, das er den 26. Auguſt halten ließ, ausdrücklich, daß alles auf ſeinen Befehl geſchehen ſei, wie denn auch die weitern Mordbefehle für die Provinzen von ihm ausgingen. Ob aber der König ſchon längere Zeit zuvor, die allgemeine Ermordung der Proteſtanten mit kaltem Blut vorausbeſtimmt, ob er namentlich die Vermählung Heinrichs von Navarra mit ſeiner Schweſter eben dazu angeordnet habe, um die Bluthochzeit herbeizuführen, oder ob er ſich erſt aus einer Art von Verzweiflung in die Greuel derſelben geſtürzt habe? darüber ſind ſchon die frühern Geſchichtſchreiber uneins***), und auch neuere Schriftſteller haben darüber verſchiedene Anſichten. Wir, die wir uns hier nicht berufen glauben, die Geſchichte als Weltgericht zu üben, können dieſen Streit auf ſich beruhen laſſen.

*) Siehe Wachler S. 78.

**) Lacretelle II. 359. Die übrigen ſehr abweichenden Angaben, die zwiſchen tauſend und hunderttauſend (!) ſchwanken, ſiehe Wachler S. 79. „Die königlich geſinnten Schriftſteller vermindern die Zahl, um das Gehäßige zu mildern, die Proteſtanten vermehren ſie, um den empörenden Eindruck zu verſtärken.

***) De Thou behauptet das Letztere, die Proteſtanten und viele Italiener das Erſtere, vgl. beſonders Wachler S. 85. ff. und Weber. S. 81.

(obwohl allerdings das Meiſte gegen Karl und ſeine blutgierige Mutter ſpricht.) Auch daß König Philipp II. von Spanien den Tag der Bluthochzeit als einen der wenigen glücklichen Tage ſeines Lebens pries; daß Papſt Gregor XIII. vor Freude die Kanonen löſen, ein Te Deum anſtimmen und eine Denkmünze prägen ließ, worin er die Ermordung Coligny's mit ſeinem hohenprieſterlichen Anſehen billigte, ſoll nicht darum herausgehoben werden, damit dieſer oder jener Einzelne noch ſchwärzer erſcheine in ſeiner Leidenſchaft; ſondern faſſen wir noch einmal das ganze Gemälde zuſammen, ſo erblicken wir darin ein Gemälde der menſchlichen Leidenſchaft, wozu ſich die einzelnen Züge und Farben in jedem unbewachten Menſchenherzen, in jeder von Gott entfremdeten Bruſt finden, die aber aufgetragen auf dem dunkeln Grunde einer ſtürmiſch bewegten Zeit, erſt die volle Wirkung des Abſcheus und des Entſetzens hervorbringen. Hat ſich doch Aehnliches unter demſelben Volke zu andern Zeiten und aus ganz andern, als aus religiöſen Motiven wiederholt, und wer ſteht uns dafür, daß nichts Aehnliches ſich wiederholen könne, wo alle Bande, die den Menſchen an den Himmel ketten, mit frechen Händen zerriſſen werden? Es iſt auch nicht die katholiſche Religion als ſolche, der dieſe Früchte zur Laſt fallen. Es iſt ſelbſt nicht der Aberglaube, es iſt nicht die Schwärmerei, die allein dahin führen konnte, wenn ſie auch als mächtige Hebel dazu halfen; ſondern es iſt, wie ich zu Anfang bemerkte, die in dem Menſchen wohnende Selbſtſucht, die Macht der Leidenſchaft, die Macht der Sünde, die Macht des Unglaubens, der den Aberglauben nur zu ſeinem Diener gebraucht, wo er ihm bequem iſt, und ihn aber mit ſammt dem ächten Glauben wieder von ſich ſtößt, wo er unbequem zu werden droht. Wollen wir daher die Bartholomäusnacht ſowie alle ähnliche Verfolgungen, welche von der katholiſchen Kirche gegen die Proteſtanten ausgingen, unſrer Aufgabe zufolge aus dem Geſichtspuncte des evangeliſchen Proteſtantismus betrachten und beurtheilen, ſo müſſen wir uns vor allem hüten, die Sache ſo darzuſtellen, als ob ſchon der äußere Zuſammenhang mit der katholiſchen Kirche einerſeits zum Fanatismus, der äußere Zuſammenhang aber mit der proteſtantiſchen Kirche zur ächten Duldung führe. Ich habe ſo eben Beiſpiele einer milden chriſtlichen Geſinnung aus dem Munde katho-

liſcher Beamten angeführt. Leicht ließen ſich auch Beiſpiele eines wilden Fanatismus von einzelnen Hugenotten erzählen. So prangte doch Einer der letztern mit einem Siegeskranze, den er ſich in einer der Schlachten gegen die Katholiken von lauter abgehauenen Mönchsohren zurecht gemacht hatte!*) abgerechnet den vielen Unfug, welchen die Hugenotten in den Kirchen und Klöſtern verübten. Und auch die ſpätere Geſchichte des Bilderſturms in den Niederlanden ſowie der Puritaner in England und Schottland wird uns zeigen, wie die proteſtantiſche Kirche von ähnlichen Exceſſen der tollſten Schwärmerei nicht frei blieb. Das aber dürfen wir behaupten, daß der wahre evangeliſche Proteſtantismus, der ſich ſelbſt verſteht niemals zu dieſen Verirrungen kommen kann, und daß in ihm eine größere Gewähr liegt gegen jede Ausartung ins Fanatiſche, als im katholiſchen Syſteme. Der Grund liegt darin, daß kein blinder Gehorſam gegen irgend eine menſchliche Macht in Sachen des Glaubens dem Gewiſſen des Proteſtanten eine ſchiefe Richtung geben kann, ſondern daß er allein gewieſen iſt an das Wort Gottes, welches, nach der Regel des Evangeliums Jeſu Chriſti ausgelegt,**) jede Gewaltthat verſchmäht. Dieſe Gewähr liegt ferner darin, daß der Proteſtantismus nicht auf die bloße Menge ſeiner Bekenner ſieht, und daß er es ſeinen Grundſätzen zufolge für etwas ſchlechterdings Unmögliches halten muß, jemand zum Glauben zu zwingen. Wo alſo immer die Intoleranz in der proteſtantiſchen Kirche Platz gegriffen, da iſt es Mißverſtand, ja es iſt die grelle Umkehrung des proteſtantiſchen Princips, während hingegen der Fanatismus in der katholiſchen Kirche nicht als eigentlicher Mißverſtand und Verkehrung des Katholicismus, ſondern höchſtens als deſſen Uebertreibung, als eine zu weit getriebene Conſequenz deſſelben betrachtet werden muß. Leichter kann ſich die römiſch katholiſche Lehre bei der Maſſe zum Deckmantel des Verbrechens mißbrauchen laſſen, als die evangeliſche. Das müſſen wir nach unbefangener Prüfung geſtehen, wenn wir auch gleich nicht läugnen

*) Schiller führt das Beiſpiel an; woher? weiß ich nicht.

**) Dieß iſt nicht zu überſehen; denn wer das Verfahren der Iſraeliten gegen die Anhänger fremder Culte zur Norm ſeines Handelns und Denkens machen wollte, der würde freilich auch mit dem Wort Gottes in der Hand einen Beweis für das Gegentheil führen können.

wollen, daß auch das letztere geſchehen könne, noch behaupten wollen, daß das erſtere nothwendig geſchehen müſſe.

Und ſo möge denn die Betrachtung der heutigen Stunde, die uns das Abſcheulichſte vor Augen geſtellt hat, was die Menſchheit in ihrer Entartung aufweiſen kann, uns vor allem mit dem Abſcheu vor jenem innern Feinde unſrer Seele erfüllen, der unter allen Geſtalten, unter allen Vorwänden, unter allen Religionsformen, zu allen Zeiten ſich aller, der Gebildeten, wie der Ungebildeten, der Höchſten wie der Niedrigſten bemächtigen kann, wenn die Stimme Gottes überhört wird, die durch das von der geſchichtlichen Offenbarung erleuchtete Gewiſſen allezeit deutlich zu uns redet. Dieſe Betrachtung möge uns ferner mit Dank gegen Gott erfüllen, daß er uns in einer Kirche hat laſſen geboren und auferzogen werden, die, weit entfernt, ſolche Greuel zur Ehre Gottes zu empfehlen, ſie vielmehr aufs Lebhafteſte verabſcheut. Aber eben deßhalb möge ſie auch in uns nähren den Geiſt der Liebe und der Duldung, der auch die Genoſſen andrer Religionsgeſellſchaften als Brüder anerkennt, und der weit entfernt iſt, ihrem Glauben Verbrechen aufzubürden, vor denen die Beſſern unter ihnen, gleich uns, zurückſchaudern. — Ob je ſolche Zeiten wieder kommen werden? das laßt uns nicht fragen. Nicht vorlaut laßt uns triumphiren, daß der beſſere Zeitgeiſt dergleichen überwunden habe. Der Geiſt der Welt iſt ſich zu allen Zeiten gleich. Das menſchliche Herz iſt ein trotziges und verzagtes Ding, wer will es ergründen? Wer ſeinen Bruder haſſet, der iſt ein Todſchläger, und ob er ihn auch haſſete um Gottes und des Glaubens willen. Aber der geſagt hat, ich habe die Welt überwunden, der iſt es, der ſie noch immer überwindet mit der Kraft ſeines Geiſtes. Sein Reich komme, das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens.

Fünfte Vorleſung.

Allgemeine Betrachtung über den Eindruck der Bartholomäusnacht in Deutſchland, England u. ſ. w. L'Hôpitals letzte Tage und Tod. Wiederausbruch des Krieges. La Rochelle und Sancerre. Die Politiker. Karls IX. Tod und Nachträgliches aus ſeinem Leben. Heinrich III. Neuer Friede und Friedensbruch. Die Ligue. Die Ständeverſammlung zu Blois. Krieg der drei Heinriche. Schlacht von Coutras. Heinrichs von Navarra Demüthigung vor dem Heere. Sechzehnerherrſchaft in Paris. Die Barricaden. Der Tod der Guiſen und der Katharina von Medicis. Haß gegen Heinrich und Ermordung deſſelben. Schlacht bei Ivry. Belagerung von Paris. Allgemeine Aufregung. Hungersnoth. Ständeverſammlung von Paris. Anerkennung Heinrichs IV. unter der Bedingung des Uebertritts.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß, wie das Große und und Erhabene der Geſchichte unſre Blicke mit wundervollem Zauber an die hohen und edeln Geſtalten feſſelt, in welchen es ſich abſpiegelt, auch das Schreckliche und Entſetzliche unſre Phantaſie mit ungewöhnlicher Stärke ergreift und ſie anreizt, immer tiefer in den Abgrund hineinzuſchauen, aus welchem die dämoniſchen Mächte ihr furchtbares Haupt erheben.

Dieſer Reiz, auch dem menſchlichen Verbrechen bis in ſeine Tiefe zu folgen, und auch die gräßlichſten Thaten, die man ſich eher verhüllen ſollte, in ein tragiſches Gemälde zuſammenzuſtellen, darf, wie mich dünkt, nicht allein auf das in uns wohnende Böſe, auf eine verderbte Neigung der Einbildungskraft oder gar auf eine geheime Luſt am Verbrechen zurückgeführt werden; ſondern ſie hat auch einen tiefern und beſſern Grund.

Allerdings bemächtigt ſich die Rohheit einer mißleiteten, vom göttlichen Geiſte verlaſſenen Phantaſie mit Vorliebe des Gräßlichen und Schauerlichen, und ſchon in der Jugend ſpricht ſich dieſe Vorliebe für Mord- und Räubergeſchichten auf eine gefährliche Weiſe aus, und ein Zeichen von Rohheit bleibt es auch immerhin, wenn

ein Chroniſt aus der Geſchichte ſeines Landes uns nichts anderes zu berichten weiß, als nur die Verheerungen, welche bald die Natur, bald des Menſchen eigener Wille in Gottes Haushalt angerichtet haben.*)

Aber da nun einmal das Böſe in der Welt iſt, ſo iſt es auch für uns da, und wenn die einſeitige Vorliebe für die Geſchichte des Verbrechens auf Rohheit deutet, ſo iſt das künſtliche Verhüllen deſſelben, das ſcheue Abwenden des Angeſichtes von dem gähnenden Abgrunde der menſchlichen Leidenſchaften eben ſo ſehr ein Zeichen von Verweichlichung des Sinnes und von einer falſchen Sentimentalität, welche ſich überreden möchte, es ſei Friede, wo kein Friede iſt.

Nein, wir ſollen von Zeit zu Zeit hineinſchauen in den ſchwarzen Sündenpfuhl, in welchem die Verſchuldungen der Menſchheit von den Tagen Adams her ſich gehäuft haben bis auf dieſen Tag, damit wir auch das Weſen der Sünde, mit dem wir es oft ſo leicht nehmen, in ſeinen vollen, gräßlichen Wirkungen erkennen. Auch die heilige Geſchichte ſtellt uns ja nicht bloß das reine, unbefleckte Bild des Erlöſers dar zur ſtillen Erbauung, ſondern ſie führt uns hinein mitten in den Blutrath, welchen die Verblendeten wider den Menſchenſohn gehalten haben und ſtellt uns in Judas Iſcharioth das Bild der Verzweiflung auf. Aber nicht ſollen wir einzig den Blick auf das Böſe in der Welt richten; nicht troſtlos hineinſtarren in die Tiefe, noch weniger das Auge weiden an den blutigen Wunden, welche die Menſchheit in raſender Verwirrung ſich ſelber ſchlägt. Wir ſollen den Blick auch wieder erheben aus der Tiefe zu dem reinen, ewig klaren Himmelszelte, das nach jedem Ungewitter ſich wieder mit neuer Milde über uns aufthut und ſeine Strahlen auch über die bluttriefende Erde verbreitet. Mit andern Worten, und in beſtimmter, chriſtlicher Faſſung geſprochen: Die Sünde mit allen ihren Folgen und ihren Wehen, ſie hat für den Chriſten nur Bedeutung im Zuſammenhange mit der Erlöſung. Das ſichere und ſiegreiche Gefühl, daß das Böſe bereits überwunden iſt durch die Erſcheinung Jeſu Chriſti im Fleiſche, daß dem göttlichen Geiſte eine bleibende Wohnung bereitet iſt in der Menſchheit, und daß alle Ausbrüche des Böſen

*) Auch die Richtung der heutigen, beſonders franzöſiſchen Litteratur deutet eben nicht gerade auf einen befriedigenden ſittlichen Zuſtand.

nur vorübergehende Krisen sind in dem großen organischen Körper derselben, soll uns aufrecht erhalten beim Blick in die verhängnißvollen Tiefen und uns vor dem Schwindel bewahren, der die Seele mit hinabzieht in den schauerlichen Abgrund.

Diese Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu sollen, ehe wir den Faden der Geschichte wieder aufnehmen, den wir bei der gräulichen Bartholomäusnacht haben fallen lassen. Wir haben uns die Unmenschlichkeit nicht verhehlt, welche diese in der Geschichte mit dem Namen der Bluthochzeit gebrandmarkte Katastrophe mit sich geführt hat, und vielleicht haben sich manchem zartern Gemüth unter Ihnen die Schreckensbilder also festgesetzt in seinem Innern, daß der Zweifel in Ihnen entstehen könnte: ist das Religionsgeschichte? — So wenig das Verbrechen Religion ist, so wenig freilich ist die Geschichte des Verbrechens die Geschichte der Religion; aber so gewiß die Sünde mit ihren Folgen mitgehört in den Kreis unsrer religiösen Vorstellungen, so gewiß gehört auch ihre Geschichte mit in die Geschichte der Religion. Ich hoffe, bald auch die sanftern und gefälligern Bilder Ihnen zur Erbauung vorhalten zu können und freue mich darauf; aber jetzt muß ich noch für diese und die folgenden Stunden ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, um mir ferner zu folgen, wenn ich Ihnen die Kämpfe der Protestanten in Frankreich und dann ähnliche Begebnisse aus andern Ländern zu berichten habe.

Wir haben schon bemerkt, daß Karl IX., nachdem er erst vergeblich versucht hatte, die Schuld von sich abzuwälzen, sie endlich über sich nahm und den Gewaltstreich ausführte, das Andenken des edeln Coligny und seiner Genossen mit ewiger Schmach zu bedecken.*) Wir haben bereits erzählt, daß die beiden Jünglinge, der König Heinrich von Navarra und der Prinz Condé genöthigt wurden, ihren Glauben abzuschwören, und wir fügen nun noch hinzu, daß den 3. November 1572 eine Verordnung erlassen wurde, kraft welcher alle frühern Duldungsedicte aufgehoben und somit die Protestanten als außer dem Gesetz erklärt wurden. Wenn außer den genannten Prinzen noch Andere aus Furcht in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten, so war doch der Ein-

*) Siehe S. 86. vgl. S. 95.

druck, den die Bluthochzeit auf die Gemüther machte, bei Andern umgekehrt. Sie fühlten ſich bewogen, eine Kirche zu verlaſſen, die ſolche Ungeheuer in ihrem Schooße berge, und wurden Proteſtanten. Aber auch nicht alle katholiſchen Mächte der Chriſtenheit bezeugten die Freude welche Philipp II. und der Papſt äußerten. Selbſt der Letztere ſoll *) mitten unter dem Dankfeſt, das er zur Verherrlichung der Greuelthat anordnete, die Thränen nicht haben verbergen, und die Frage nicht haben unterdrücken können: Wer weiß, ob nicht auch viele Unſchuldige mit umgekommen ſind? — Kaiſer Maximilian II. **) nannte die Bluthochzeit einen unauslöſchlichen Flecken in der Regierung ſeines Eidams, Karls IX. (Karl hatte nämlich die Tochter des deutſchen Kaiſers, Eliſabeth zur Ehe). Welchen Eindruck aber die Nachrichten von der Mordnacht in proteſtantiſchen Ländern und an proteſtantiſchen Höfen hervorbrachte, läßt ſich denken. Die Königin Eliſabeth ***) legte Trauer an mit ihrem ganzen Hofe, als der franzöſiſche Geſandte, Lamothe Fénelon die Botſchaft nach England brachte; der Audienzſaal war mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen und eine von keinem Gruß begleitete feierliche Todtenſtille, die zur Erde geſenkten Blicke gaben dem Geſandten den Abſcheu vor einer That zu erkennen, die er ſelbſt mißbilligte. Vielfach mußte aber beſonders Heinrich von Anjou, als er durch Deutſchland nach Polen reiſte, um dort von der Krone Beſitz zu nehmen, die man ihm angeboten hatte, die Mißſtimmung der deutſchen Höfe erfahren. Churfürſt Friedrich III. von der Pfalz bereitete ihm unter andern eine empfindliche Demüthigung. Er empfing zwar den königlichen Gaſt mit aller Ehrfurcht, die ſeinem Rang gebürte. Aber nach der Mahlzeit führte er ihn in den Bilderſaal und ſtellte ihm das wohlgetroffene Bildniß Coligny's unter die Augen. Heinrich wandte den Blick ab; aber der Pfalzgraf fuhr fort: indem er das Bild mit ſichtbarer Rührung betrachtete, „Das war ein großer Mann; nie war ein Franzoſe mit reinerm Eifer für ſein Vaterland beſeelt, wie dieſer. In ihm hat Frankreich alles verloren.“ Vergebens

*) Nach Lacretelle II. 363.
**) Wachler. S. 80.
***) Sie vergoß bittere Thränen und äußerte, ſie wollte 300,000 Thaler geben, wenn dieſes Unglück nicht eingetreten wäre. Siehe Raumer, Beiträge zur neuern Geſchichte I. S. 598.

ſuchte Heinrich in dem mit dem Churfürſten gehaltenen Geſpräch *), ſich über den Mord Coligny's zu rechtfertigen. Von Gewiſſensangſt gefoltert legte er in Krakau ſeinem Leibarzte Miron ein Bekenntniß ſeiner Schuld ab. —

Billig ſehen wir uns mitten in den Verwüſtungen des allgemeinen Sturmes nach einem Manne um, der ſo lange vergebens dieſen Sturm zu beſchwichtigen geſucht und der, als er deſſen Ausbruch nicht mehr verhindern konnte, das Ruder des wankenden Schiffes mit ſeltner Klugheit und Mäßigung geführt hatte, bis er endlich, gleichſam auf ein Eiland verſchlagen, nur von weitem das Fahrzeug ſehen konnte, wie es den Trümmern entgegen eilte.

Michael de l'Hôpital lebte noch immer in ländlicher Verborgenheit auf ſeinen Gütern zu Vignay, unweit Etampes in Isle de France. Aehnlich den großen Vorbildern des Alterthums, welche vom Undank ihrer Mitbürger verfolgt, in die ländliche Einſamkeit ſich zurückgezogen hatten, theilte er ſeine Zeit zwiſchen dem Landbau und den edlern Beſchäftigungen des Geiſtes. Sein ehrwürdiges Aeußere, ein ſchneeweißer Bart, über dem ein ernſtes, bleiches Geſicht mit freudlich wohlwollendem Blicke hervorragte, gab ihm das Anſehn eines alten Weiſen oder eines heiligen Kirchenvaters **). Er lebte ſeinem Gott, ſeiner Familie und den Wiſſenſchaften. In den lateiniſchen Gedichten, die er verfertigte, legte er den reichen Schatz ſeiner Erfahrungen und ſeiner Menſchenkenntniß nieder, und in frommer Betrachtung der göttlichen Dinge ſtärkte er ſeinen Glauben an Gott und die Menſchheit und ſeine reine Liebe zu beiden. Der Unterricht ſeiner kleinern Kinder war ihm ſeine ſüßeſte Erholung, und darüber vergaß er den Undank der Welt. Oefter hatten zwar die einſichtsvollern Freunde des Vaterlandes ſeine Rückkehr gewünſcht, aber vergebens. Auch zu den Zeiten des erheuchelten Friedens hatte man ihn abſichtlich nicht zurückberufen; aber weniger ſchmerzte ihn die perſönliche Zurückſetzung und ſogar der Mangel, dem man ihn preis gab, als die gemeinſame Noth des Vaterlandes.

---

*) Siehe Anhang 2. zu Wachler. — Ueber die Schritte, welche Frankreich zu ſeiner Rechtfertigung that und über die darin erlaſſenen Schriften ſiehe Weber. S. 88.

**) Brentôme vergleicht ihn mit dem heiligen Hieronymus.

Bei dem allgemeinen Blutſtrom, der ſich nach der Bartholomäusnacht durch die Gefilde Frankreichs wälzte, blieb das einſame Schloß, auf das ſich der Weiſe zurückgezogen hatte, nicht unerſchüttert. Eines Tages nahte ſich eine wüthende Schaar dem ſtillen Zufluchtsorte. Die Pachtersleute wurden gefangen und geknebelt. Mit Gewalt ſuchten die Mörder in des Kanzlers Wohnung einzudringen. Als man l'Hôpital von der Gefahr benachrichtigte, in der ſein Leben ſchwebe, antwortete er: „Laßt ſie nur immer herein, und wenn die kleine Thüre zu eng iſt, ſo macht das große Thor auf!“ Schon lange hatte er ſeine Rechnung mit dem Himmel abgeſchloſſen, und war auf ſein Ende gefaßt. Die Gefahr ging indeſſen vorüber. Eine Reiterſchaar, die herbeigeſprengt kam, gab ſich als eine Schutzwache der Katharina von Medicis zu erkennen, und er mußte ſich dazu verſtehen, dieſelbe in ſein Haus aufzunehmen. So ehrte ſelbſt die Frau, der ſonſt nichts heilig war, die grauen Haare des Mannes, der ihr in frühern Zeiten ſo viel gegolten hatte. Eben ſo wurde auch die Herzogin von Guiſe die Retterin ſeiner Tochter. Dieſe war während der Schreckenstage der Bluthochzeit in Paris. Welche Angſt der beſorgte, kaum der eignen Gefahr entronnene Vater für ſie ausſtand, läßt ſich denken. Sie kehrte indeſſen wohlbehalten in die Arme ihres Vaters zurück, indem die kranke Herzogin freundſchaftlich für ſie geſorgt und ſie den Nachſtellungen der Mörder entzogen hatte; doch wurde ſie genöthigt, der Meſſe beizuwohnen. Die im Hauſe wohnende Schutzwache machte indeſſen je länger je mehr des Kanzlers Wohnung zu ſeinem eignen Gefängniß, und die Leiden des Vaterlandes drückten den Gebeugten vollends zu Boden. Wie tief mußte es ihn ſchmerzen, als er vernahm, daß ſein bisheriger Freund, der Präſident de Thou, der Vater des großen Geſchichtſchreibers, aus Menſchenfurcht die Ermordung Coligny's gebilligt und den Prozeß gegen ſeine Familie geleitet habe! — Und wenn er dann die Tage der Gegenwart verglich mit den frühern Zeiten, die er erlebt hatte, dann pries er Gott für die Erfahrungen, in denen er ihn ergrauen ließ.

Nur ſechs Monate überlebte l'Hôpital die Bartholomäusnacht, und wenn er auch nicht unter den zahlreichen Opfern genannt werden kann, welche dem Beil des Henkers und den grimmigen

Zähnen einer entfesselten Tigerheerde verfallen waren, so darf man doch ohne den Vorwurf allzugroßer Kühnheit zu verdienen, behaupten, daß eben jene schauerliche Nacht auch ihm den Todesstoß gegeben habe. Er starb in einem Alter von 68 Jahren, den 16. März 1573. Er wurde bei Nacht, und in der Stille beerdigt.

Noch kurz vor seinem Ende hatte er einen Brief an den König gerichtet, worin er ihm unter anderm schreibt*): „Sire, ich bitte Gott, Euch gnädiglich in allen Angelegenheiten an seiner Hand zu führen, und daß Ihr das große und schöne Königreich, welches er Euch übergeben hat, in aller Milde und Sanfmuth gegen Eure Unterthanen regieren möget, Ihn nachahmend, der da gut ist, geduldig unsre Beleidigungen erträgt und unsre Fehler erläßt und verzeiht." —

Wenn es zu unsrer Aufgabe gehört, die Männer besonders zu bezeichnen, in welchen der protestantische Character sich auf die eine oder andere Weise ausgeprägt hat, so dürfen wir gewiß nicht anstehn, das Bild l'Hôpitals mit als eines der ersten in dieser Gallerie vorzüglicher Männer aufzuführen. L'Hôpital war zwar Katholik und blieb bis an sein Ende der Religion seiner Väter zugethan, und wir haben auch keinen Grund zu zweifeln, daß er es mit Ueberzeugung war. Die schroffen Formen, in welchen sich der calvinische Protestantismus der Hugenotten hie und da darstellte, machten leicht etwas Abstoßendes für ihn haben; zudem mochte er als redlicher Staatsmann auch die Aufrechterhaltung der wahren Staatsreligion, wie sie in den Formen der freiern gallicanischen Kirche sich darstellte, für eine würdige Aufgabe halten. Aber indem er dieß nur auf dem Wege der ruhigen Ueberzeugung, „auf dem Wege des Gebets und der Vernunft", wie er sich ausdrückte, und nicht auf dem der Gewalt erstreben wollte, indem er sich den Verfolgungen der Andersdenkenden mit allem Nachdruck widersetzte, so huldigte er in dieser praktischen Beziehung dennoch dem protestantischen Princip. Auch war, wie sein geistreicher Biograph, Villemain **) bemerkt, seine Duldsamkeit nicht eine Frucht des Unglaubens und der Gleichgültigkeit, sondern eine Frucht

*) Siehe Raumers Briefe aus Paris I. S. 301. und Villemain, Mélanges II. p. 169.

**) Mélanges T. II. p. 161.

des wahren Glaubens, der wahren Religiosität, und mit Recht steht er darin höher, als manche andere, die zwar auch gleich ihm die Mißbräuche der katholischen Kirche erkannten, ohne sich von ihr zu trennen, die es aber aus minder edlern Beweggründen thaten. Was Erasmus zu seiner Zeit war aus menschlicher Klugheit, aus Feinheit und Berechnung, das war l'Hôpital in einem weit edlern Sinne, aus Grundsatz und Ueberzeugung.

Der fromme Wunsch, den l'Hôpital in seinem letzten Briefe an den König ausgesprochen, ging indessen nicht sobald in Erfüllung. Aus der blutigen Saat konnte nur eine neue blutige Erndte reifen. Sechs und zwanzig Jahre des Unglücks und des Entsetzens waren, nach Sullys Ausdrucke,*) erforderlich, um dem zürnenden Himmel die Blutschuld abzutragen, die Frankreich auf sich gehäuft hatte.

Der Krieg brach von Neuem und mit erhöhter Erbitterung aus. Die wenigen der im Lande zurückgebliebenen Protestanten sammelten sich in ihren festen Plätzen. Die Bollwerke der Protestanten, Rochelle und Sancerre leisteten kräftigen Widerstand. Selbst Frauen und Kinder sah man auf den Wällen. Als die Bewohner von Sancerre durch den Hunger aufs Aeußerste getrieben wurden, wiederholten sich ähnliche Scenen, wie man sie in den Tagen der Belagerung von Jerusalem sah. An 40,000 Katholiken sollen bloß vor dieser Veste ihr Leben gelassen haben. Erst nach vielem Blutvergießen wurde ein neuer Friede geschlossen und die zurückgenommenen Duldungsedicte wieder bestätigt.**)

Inzwischen drohten der Regierung noch von andern Seiten her Gefahren. Wenn vom Anfang der Bürgerkriege an die Politik mit verschlungen gewesen war in die religiösen Händel, so fingen jetzt die politisch Unzufriedenen an, sich als eine besondere Klasse geltend zu machen, die abgesehen von den Religionsirrungen

*) Mémoires de Sully. I. 62.

**) La Rochelle, Montauban und Nimes erhielten sogar die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes und eine republikanische Verfassung. Das tapfere Sancerre dagegen ward in den Vertrag nicht eingeschlossen. Noch zwei Monate hielt es die Belagerung aus. „Wie ein sterbender Löwe beugte es sich endlich vor der Uebermacht; es verlor seine städtischen Einrichtungen und wurde in allem einem Dorfe gleichgestellt, seine Mauern wurden niedergerissen, seine Glocken abgenommen und der alte Glaube in seine vorigen Rechte wieder eingesetzt.“ Weber S. 93.

ihre Unzufriedenheit mit der Regierung an den Tag legten. *) Dieſe nannten ſich ſchlechtweg die Politiker. Sie waren äußerlich Katholiken, im Uebrigen religiöſe Indifferentiſten, aber entſchiedne Gegner der damaligen Regierung. An ihrer Spitze ſtand nächſt Wilhelm von Thoré, dem jüngſten Bruder der Montmorency, ſogar der jüngſte Bruder des Königs, Franz, Herzog von Alençon, der ſich mit dem König von Navarra und Condé wider die Guiſen verband. Als der ältere Bruder, der Herzog von Anjou, die Krone von Polen angenommen und nach dieſem Lande abgereiſt war, um von ihr Beſitz zu nehmen, da ging d'Alençon mit dem Gedanken um, durch Anſchluß an die Niederländer ſeine Macht zu erhöhen und aus der allgemeinen Verwirrung Vortheil zu ziehen. Aber ſein Plan mißlang. Er und der König von Navarra wurden gefangen geſetzt. Condé entfloh nach Deutſchland. —

Karl IX. ſtarb an einem Blutfluſſe den 30. Mai des Jahres 1574 in einem Alter von 24 Jahren, nachdem er 13½ Jahr den Namen eines Königs getragen. Es wird erzählt, daß ſeit der Mordnacht des 24. Auguſts 1572 das aufgeſchreckte Gewiſſen ihm keine Ruhe mehr ließ. Ueberall glaubte er ſich von den Manen der Erſchlagenen verfolgt, oft fuhr er zuſammengeſchreckt aus dem Schlaf auf, die Ruhe war von ihm gewichen nach Leib und Seele. Seine Amme, eine Proteſtantin, welche dem Blutbade der Bartholomäusnacht entronnen war, war Zeuge ſeiner Seelenqualen. Vergebens ſuchte ſie ihn aufzurichten und ihn auf die Barmherzigkeit Gottes hinzuweiſen, welche, wie ſie ſich ausdrückte, „mit dem Mantel der Gerechtigkeit Chriſti ſeine Sünden bedecken werde, wenn er ſie bereue**)". Er hatte kein Ohr mehr für dieſen Troſt, nur Thränen, womit er das Tuch voll weinte, das ihm die Amme darbot. Und doch haben niedere Schmeichler behauptet, er ſei wie Sokrates, ja wie ein Märtyrer Chriſti geſtorben ***).

---

*) Ueber die in dieſer Hinſicht erſchienenen Schriften ſiehe Weber S. 94.

**) Vgl. über dieſe ganze Unterredung Chateaubriand, Etudes et discours historiques T. IV. p. 81.

***) Vgl. Archives curieuses ou l'histoire de France par Cimber et Daujou T. VII. im Semeur vom 23. Nov. 1836.

In den letzten Zeiten ſeiner Regierung hatte ſich Karl noch mit ſeiner Mutter entzweit, die von jeher ſeinem Bruder, ihrem Schooßkinde, den Vorzug gegeben hatte. Aus den Worten, die ſie zu dem letztern ſprach, als er nach Polen abreiſte: „Gehe hin, mein Sohn! Du wirſt nicht lange dort bleiben" — haben Viele geſchloſſen, daß Katharina zu den vielen Verbrechen auch noch den Sohnes- und Königsmord gehäuft, daß ſie Karl IX. vergiftet habe, damit er ſeinem Bruder Heinrich Platz mache. Karl ſelbſt warf in trüben Stunden dieſen Argwohn auf ſeine Mutter. Wir wollen dieß nicht entſcheiden. Ein Mord fällt ihr gewiß zur Laſt in Betreff ihres Sohnes, der Seelenmord, durch den ſie von früher Jugend an alles Beſſere in ihm erſtickt und ihm zu dem erzogen hatte, was er war. — Ohne indeſſen weder ſie, noch ihn zu richten, wollen wir bloß; ehe wir dieſen unglücklichen Fürſten verlaſſen, noch Einiges über ſeine Perſönlichkeit nachholen, das entweder über ſeine Handlungsweiſe Licht geben oder uns das Bild des Ganzen vervollſtändigen wird.*)

Karl IX. war ſeiner Leibesbeſchaffenheit nach groß, aber von ſchwachen, zu ſeiner Geſtalt nicht paſſenden Beinen; er war mager, hatte einen ſchiefen Hals und ging gekrümmt; ſein Angeſicht war bleich, ſeine Naſe gebogen, finſter und wild ſeine Augen, und doch fehlte es nicht an Schmeichlern, welche ſogar ſein Aeußeres liebenswürdig fanden und ſeine braunen Haare den Haaren des Heilands verglichen.**) Er war von Natur übereilt, ungeduldig und zornmüthig; doch wird ſeine Freigebigkeit gelobt. Er ſagte oft: „Ein König muß beim Geben leicht ſein; denn die Völker gleichen Flüſſen, welche ihr Waſſer unabläſſig dem Ocean, d. h. dem Fiscus zuſenden.***) Er hatte ein ſicheres Gedächtniß und war Meiſter in der Verſtellungskunſt. Als Kind hatte er ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt; ſobald er aber König ward, unterließ er alle Studien als eines Herrſchers unwürdig; doch liebte er Geſang

*) Vgl. Raumer in ſeinen Briefen aus Paris Bd. I. S. 281 ff. und 283. (nach Berichten von Zeitgenoſſen) Wachler S. 51. und 52. und die angeführten Archives, auszüglich im Semeur mitgetheilt.

**) So der Prediger Sorbin. Siehe Semeur p. 371.

***) Dieſe Freigebigkeit verſchaffte ihm bei denen, welchen ſie zu gut kam, den Namen Karls des Gütigen (Charles le débonnaire). Siehe Semeur a. a. O.

und Dichtkunſt und machte ſelbſt Gedichte in franzöſiſcher Sprache. Wenn ihm die Dichter ihre Werke vorlaſen, hörte er aufmerkſam zu und gab ihnen Geſchenke, jedoch keine großen, damit ſie aus Geldmangel bald wiederkehren und etwas Neues mitbringen möchten. „Die Dichter," ſagte er, „ſind edeln Pferden ähnlich, die man ernähren, aber nicht mäſten muß." *) Er aß mäßig, trank meiſt nur Waſſer oder gemiſchten Wein und ſchlief wenig; der Wolluſt war er nicht mehr ergeben, als die meiſten Fürſten und Großen ſeiner Zeit. Ueber alles leidenſchaftlich liebte er die Leibesbewegungen. Dieſe beſtanden in Springen, Ball Schlagen, Pferde Zureiten und Fahren, welches er, ſelbſt mit vier Pferden, ſehr wohl verſtand. Außerdem ſchmiedete er Waffen, goß Kanonen, fiſchte und jagte. **) Insbeſondere war er der Jagd von Kindesbeinen an bis zum Wahnſinn ergeben. Tag und Nacht ſchweifte er in den Wäldern umher, uneingedenk der Nahrung und des Schlafs, ſofern er nur dieſer Leidenſchaft nachhängen konnte. ***) Dieſes tägliche Verfolgen der Thiere (und das iſt merkwürdig zur Beurtheilung ſeines Characters) machte ihn grauſam gegen dieſelben und

*) Unter den Dichtern, die er beglückte, war beſonders Ronſard, der auch ſeinen Tod in einem Sonnett feierte, worin er ihn als den Ueberwinder der Hölle darſtellte. (Siehe Semeur a. a. O. und Wachler S. 51.)

**) Auch im Falſchmünzen ſoll er ſich geübt haben. Siehe Wachler S. 52. nach Brantôme.

***) Ueber die Jagdgeräthe, den Aufenthalt und die Schlupfwinkel der Thiere, ſowie über jede Art, ſie zu fangen, hat er ſogar ein Buch geſchrieben. (Raumer) — Eine zwar fingirte, aber in ihren Hauptzügen nach dem Leben gezeichnete Jagdſcene, in welcher der König mit eignen Händen einen Hirſch erlegt, auf den er zugleich den Haß gegen die Hugenotten überträgt mit den Worten: „Tiens, Parpaillot!" (indem er ihm den Fang giebt) findet ſich in der chronique du règne de Charles IX. par l'auteur du théatre de Clara Gazul (Mérimée) Paris 832. p. 155 ff. Derſelbe Autor ſchildert Karl IX. S. 135 ff. folgendermaßen: Figurez vous un jeune homme assez bien fait, la tête un peu enfoncée dans les épaules; il tend le cou et présente gauchement le front en avant; le nez est un peu gros, il a les lêvres minces, longues et la supérieure très avancée; son teint est blafard et ses gros yeux verts ne regardent jamais la personne avec laquelle il s'entretient. Au reste on ne lit pas écrit dans ses yeux: SAINT BARTHÉLEMI, ni rien de semblable. Point: seulement son expression est plûtot stupide et inquiète, que dure et farouche u. s. w. Ueberhaupt enthält das Buch manches Characteriſtiſche, wenngleich mehr im Tone des Romans, als der Geſchichte gehalten, und nicht überall an den Ernſt der Begebenheiten hinanreichend.

nicht minder gegen die Menſchen. Pferde tödtete er mit eigner Hand, und wenn er Eſeln begegnete, ſchlug er ihnen oft den Kopf herunter und zahlte ihren Eigenthümern den Kaufpreis. In Gegenwart der Hofleute ſchlachtete er Schweine und wühlte mit blutigen Händen in den Eingeweiden wie ein gemeiner Metzgerknecht.

So fanatiſch Karl IX. die Proteſtanten verfolgte, ſo war er übrigens keineswegs ein gehorſamer Sohn der Kirche. Wir haben es an den Hugenotten getadelt, wenn ſie im Drang ihres religiöſen Eifers die heiligen Gefäſſe der Kirche entweihten. Was aber dieſe aus religiöſem Eifer thaten, das that Karl IX. mit dem kälteſten Blute aus purem Eigennutz und wider ſein Gewiſſen. Er ließ aus heiligen Gefäſſen Münzen prägen, und die kirchlichen Würden gab er, wie frühere nichtswürdige Könige gethan hatten, an Soldaten, Kinder und Weiber. Er entwendete der Kirche das Ihre, und verkaufte für zwei Millionen geiſtliche Güter. Auf ſeine Neigungen und Handlungen hatte ein Italiäner Albert de Gondy, der Marſchall von Retz, den größten Einfluß, ein Menſch, den die Zeitgenoſſen als ein wahres ſittliches Ungeheuer beſchreiben, und der die böſen Anlagen des Königs zur Virtuoſität ausbildete. So lebte und regierte und ſtarb Karl IX. von Frankreich. — Ohne alles Gepränge ward er in St. Denis beigeſetzt. Er hinterließ keinen Leibeserben; ja, er freute ſich in ſeinen trüben Stunden, keinen Sohn zu haben, damit dieſer nicht in gleiches Unglück wie er ſich ſtürze. Und ſo fiel die Krone an ſeinen Bruder Heinrich, den neuen König der Polen.

Heinrich eilte nach dem Tode ſeines Bruders nach Frankreich und trat als König Heinrich III. die Regierung des furchtbar zerrütteten Landes an *). Aber auch unter ihm dauerte der Einfluß der Mutter fort. In allen Laſtern auferzogen, an Geiſt und Gemüth eben ſo ſehr verkrüpelt, als ſein verſtorbener Bruder, und noch mehr der Wolluſt ergeben, als dieſer, ward er bei dem Wechſel von Trotz und Verzagtheit ſeines Benehmens ein Spielball der Parteien und ein Sclave der laſterhafteſten Menſchen, ſeiner Lieblinge, die unter dem Namen der Mignons bekannt ſind.

*) Eine neue Partei der Gemäßigten, verſchieden wieder von den Politikern, hatte ſich in dem Tiers parti aufgethan.

Von verſchiednen Seiten hatte man Heinrich gerathen, den Frieden mit den Hugenotten zu beſchleunigen, aber noch kam es zu keinem ſichern Reſultat. Vorerſt nöthigten ihm d'Alençon, der ſeiner Haft entflohen war, und Condé, der ſich bei dem Pfalzgrafen Johann Caſimir um neue Kriegsvölker beworben, einen Waffenſtillſtand und bald darauf (im Mai 1576) einen Frieden ab, worin den Proteſtanten oder den ſogeheißnen Reformirten (den prétendu reformés) freie Religionsübung im ganzen Reich, ohne alle Einſchränkung eingeräumt werden ſollte. Bloß vier Meilen um Paris ſollte kein reformirter Gottesdienſt ſtattfinden. Auch zu Aemtern und Staatsdienſten ſollten die Proteſtanten wieder zuläßlich ſein u. a. m.*). Alle frühere Verordnungen gegen die Proteſtanten wurden als aufgehoben erklärt, und über die Vorfälle in der Bartholomäusnacht drückte der König ſeinen Schmerz aus. — Colignys Andenken ward der Schmach entriſſen.

Aber wie oft haben wir ſchon in der traurigen Geſchichte dieſer Religionskriege Frieden ſchließen und Frieden brechen ſehen? Wie oft hat der Verrath eben dieſen Frieden benutzt, um hinter dem Rücken der ſich ſicher glaubenden Proteſtanten ihnen eine neue Falle zu bereiten? Was Wunder alſo, wenn die noch immer mächtige Partei der Guiſen jeden Anlaß benutzte, ihren politiſchen Einfluß, den ſie durch das beſtehende Königthum beſchränkt ſah, mit Liſt und Gewalt durchzuſetzen.

Die Charakterloſigkeit Heinrichs bot dazu die beſten Vorwände. Der Friede, den er den Proteſtanten bewilligt hatte, wurde ihm als Schwäche, als falſche Nachgiebigkeit gedeutet. Man müſſe, hieß es, durch kräftiges Zuſammentreten den Schaden abzuwenden ſuchen, den des Königs Nachgiebigkeit für das Reich und die katholiſche Kirche herbeiführe. Dazu ward von den Helden der Bartholomäusnacht ein geheimer Bund geſchloſſen, der meiſt aus Adligen und hohen Geiſtlichen Frankreichs beſtand, und der in der Geſchichte dieſes Landes den Namen der Ligue führt. An der Spitze dieſes Bündniſſes ſtand der Mörder Colignys, Heinrich von Guiſe, im Hintergrunde der Papſt und Philipp II.

*) Die weitern Beſtimmungen dieſes Friedens, der zu Beaulieu bei Loches in Touraine geſchloſſen wurde, ſiehe bei Weber S. 101. u. b. Schröckh II. S. 313.

Auf dem im Jahr 1576 gehaltnen Reichstage zu Blois wurde, ganz im Geiſte der Ligue, der Beſchluß gefaßt, alle Unterthanen zur Einigkeit in der katholiſchen Religion mit Gewalt zurückzuführen. Scheinbar machte ſich zwar die Ligue auch die Aufrecherhaltung des Königthums zur Pflicht; allein mit dem letztern Puncte nahm man es weniger genau, und Heinrich III. hatte alle Urſache, vor der Ligue ebenſo ſehr zu zittern, als er die Proteſtanten haßte.

An der Spitze dieſer letztern ſtand nun der zum Manne gereifte Heinrich von Navarra, ſo daß der König ſich von nun an in einer gefährlichen Klemme befand. Konnte er es auch ohne großes Leidweſen für ſeine Perſon geſchehen laſſen, daß auf Antrieb der Ligue der von ihm den Proteſtanten bewilligte und 1577 zu Poitiers *) erneuerte Friede abermals gebrochen und die Verfolgung aller Orten wieder erneuert wurde; ſo war es ihm doch nicht recht, daß eben dieſes Organ der Ligue es war, durch welches die Proteſtanten im Schach gehalten wurden. Wir haben ſofort außer den kleinern Nebenparteien vorzugsweiſe drei Parteien zu unterſcheiden, deren Intereſſen ſich vielfach durchkreuzten, und an der Spitze jeder dieſer Partei ſteht einer der genannten Heinriche. Heinrich von Guiſe nämlich an der Spitze der Ligue, Heinrich von Navarra an der Spitze der Proteſtanten und Heinrich III. an der Spitze des erſchütterten Königsreiches und von beiden Seiten bedrängt. Nicht unpaſſend iſt der Krieg, der daraus ſich entwickelte, der Krieg der drei Heinriche genannt worden. — Der alte Streit zwiſchen dem Haus der Guiſen und der Bourbonen wurde indeß zu neuer Gluth angefacht, und erhielt eine um ſo wichtigere Bedeutung, da es ſich jetzt, weil Heinrich III. keine Kinder hatte und ſein jüngrer Bruder, der Herzog d'Alençon **) im Jahr 1584 geſtorben war, um die unmittelbare Thronfolge handelte bei dem Erlöſchen des Hauſes Valois. An dem Sieg der einen oder andern politiſchen Partei hing aber auch nach allem Anſcheine der Sieg der einen oder andern Religionspartei im

*) Die Bedingungen waren ungefähr dieſelben, wie die von St. Germain im Jahre 1570. Ueber deſſen Inhalt, ſowie über das ähnliche Edict von Fleix ſiehe Weber S. 107. ff.

**) Später führte er den Titel Herzog von Anjou.

Reiche. Mit den Bourbonen schien der Protestantismus, mit den Guisen der Katholicismus für immer seine Stütze an dem Throne Frankreichs zu erhalten. Zwar hatte Heinrich von Navarra mit seinem Vetter, dem Prinzen Condé, in der Bartholomäusnacht den Protestantismus abschwören müssen, wie die letzte Stunde uns gezeigt hat. Man hatte auch nichts unversucht gelassen, dem Jüngling über dem üppigen Hofleben die höhern Angelegenheiten der Religion und des Vaterlandes vergessen zu lassen und ihn in jene Gleichgültigkeit hineinzuwiegen, die, (wie wir gesehn haben) noch ein ärgerer Feind des aufkeimenden evangelischen Glaubens war, als der Fanatismus der Priester und des Volkes. Aber Heinrich, von seinen Freunden gewarnt und ermuntert, hatte 1576 eine Jagdpartie benutzt, vom Hofe zu entfliehn, und war in Tours öffentlich wieder zur protestantischen Kirche zurückgekehrt. Von da an blieb er ihr Schutz und ihre Hoffnung für Frankreich.

Ich übergehe die vielen einzelnen Verbrechen und Unthaten, welche diese Zeit der äußersten Zerrüttung, die Zeit der Ligue, mit sich führte, und die vielen Züge der Ruchlosigkeit und Schändlichkeit, durch welche Heinrichs III. Regierung auch im Privatleben sich auszeichnete. Es war, als ob die einmal entfesselte Blutgierde sich auch an der Bluthochzeit selbst noch nicht satt getrunken hätte, als ob der ungestillte Durst der aufgeregten Fieberhitze nach immer neuen Opfern lechzte. — Vergiftungen, Erdolchungen waren an der Tagesordnung, das Mordhandwerk ein förmlicher Beruf geworden, zu dem feile Menschen sich ohne Weiteres dingen ließen. In wilder bachantischer Lust verbanden sich die furchtbarsten Excesse der Grausamkeit mit denen der schamlosesten Frechheit. Dieselben Hände, welche das Blut der Protestanten vergossen, befleckten sich mit Kirchenraub, und heuchlerische Büßungen, Aufzüge von Geißelbrüdern, an deren Spitze der König voranzog, sollten die Frevel wieder gut machen, womit die Gesetze der Sittlichkeit zu Boden getreten wurden; aber doppelt wurde dadurch das Heilige verhöhnt. Das waren die Nachwehen der Blüthochzeit.

Ich übergehe ferner die ränkevollen Künste, welche von den Liguisten angewandt wurden, um ihrer Partei den Sieg zu verschaffen, und die politischen Berechnungen, auf die sie gegründet waren. Die Rücksicht auf unsre Aufgabe gebietet, nur die Haupt-

momente herauszuheben, an welche die fernern Schickſale des Proteſtantismus in Frankreich geknüpft waren. Es genüge alſo zu bemerken, daß durch die immer entſchiedenere Theilnahme Roms und Spaniens an der Ligue dieſelbe mehr und mehr erſtarkte, und daß dem König endlich nichts mehr übrig blieb, als auf den Rath ſeiner Mutter hin den Guiſen neue Freundſchaft zu heucheln und dem Bunde ſich anzuſchließen, um deſto erfolgreicher die proteſtantiſche Partei zu bekämpfen. Dieſe ſtand jetzt auf ſich allein verwieſen, und Heinrich von Navarra hatte der vereinten Macht des Königs und der Ligue Trotz zu bieten. In der Schlacht von Coutras in Guyenne im October des Jahres 1587 ſollte ſich das Schickſal der Parteien entſcheiden. Dieſe Schlacht iſt merkwürdig durch manche einzelne Züge, die uns aus ihr aufbewahrt ſind *). Einen will ich mittheilen, weil er uns zugleich einen Blick thun läßt in den religioſen Geiſt, der das Heer der Proteſtanten beſeelte. Aehnlich unſern ſchweizeriſchen Vorfahren, fielen auch die Hugenotten vor jedem Kampfe auf die Kniee zum Gebet. Es iſt dieß eine ſchöne, rührende Sitte, aber ich würde ihrer nicht gedenken, wenn ſie als bloße Form gegolten hätte. Aber eben das, daß dieſe religiöſe Weihe nicht als eine bloße Form gelten ſollte, ja, daß es an dieſem Tage laut bekannt wurde, wie es nicht gethan ſei mit dem bloßen Niederknieen, ſondern wie es vor allem ankomme auf die Reinheit des Herzens und Wandels, wenn unſer Gebet Gott wohlgefällig ſein ſoll, das ſcheint mir einer beſondern Beachtung werth. — Heinrich von Navarra hatte in Rochelle Ausſchweifungen begangen, wie ſie in der damaligen Zeit von den Großen gar leicht genommen zu werden pflegten, und nun wollte auch er, der Anführer, mitknieen und ſeine Hände zu Gott emporheben. Da traten ihm mit hohem Ernſte der edle du Pleßis Mornay und mit ihm zugleich der evangeliſche Prediger Chaudieu **) entgegen, hielten ihm ſeine Sünden vor und hießen ihm im Ange-

*) Ausführlich hat Lacretelle die Schlacht beſchrieben III. S. 210 — 222.

**) Den erſtern nennt Chateaubriand a. a. O. S. 352. doch weiß ich nicht, auf welche Quelle geſtützt. Lacretelle nennt bloß den letztern, und auch Schröckh II. S. 325. ſpricht bloß von Einem Prediger. Es iſt leicht möglich, daß Chateaubriand ſich geirrt hat; zur Sache thut es nichts. Einſtweilen habe ich die Nachrichten zu vereinigen geſucht.

ſicht des ganzen Heeres Buße thun, ehe er das heilige Werk angreife. Und Heinrich unterwarf ſich willig der Buße; und als einige Höflinge dieſe Demüthigung ihm erſparen wollten, ſprach er: „Man kann ſich nie genug vor Gott demüthigen, nie genug aber den Menſchen die Stirne bieten.“*) Nun erſt begann das gemeinſame Gebet. — Joyeuſe, der Anführer der Feinde, hielt das Niederknieen der Proteſtanten für ein Zeichen der Furcht, aber ein andrer Feldoberſter, Lavardin, bemerkte ihm, daß er die Proteſtanten nie furchtbarer geſehn habe im Kampfe, als wenn ſie ſich vom Gebet erhoben hätten. Unter Anſtimmung eines Pſalmes: „Dieß iſt der Tag des Heils, wo Gott ſeine Auserwählten krönt!“ ſtürzten ſie ſich in die Reihen der Feinde. Auch die Geiſtlichen legten jetzt ihr geiſtliches Gewand ab, und zogen die Rüſtung des Krieges an. Die Erinnerungen an die glorreichen Siege des Volkes Iſrael über die abgöttiſchen Völker traten mit aller Macht der Einbildungskraft vor die Seele der gottergebenen, gottbegeiſterten Streiter. „Ergebt euch, ihr Philiſter!“ erſcholl das von Heinrich angeſtimmte Loſungswort durch die Schlachtreihen. Lange ſchwankte der Kampf; aber endlich wird der Sieg den Proteſtanten zu Theil, und mit denſelben Worten des Pſalmes, womit der Kampf begonnen ward, begrüßte jetzt der Prediger Chaudieu die ſchwer erkämpfte Siegesſtunde: „Dieß iſt der Tag des Heils, wo Gott ſeine Auserwählten krönt.“

Ich habe in der vorigen Stunde die Bemerkung gemacht, daß es nicht im Sinne des Proteſtantismus liegen könne, die Wahrheit des Glaubens vom äußern Glück der Waffen abhängig zu machen, und ich habe auf die Niederlagen hingewieſen, welche die Proteſtanten häufig zu ihrer Demüthigung erfuhren. Iſt dieſe Bemerkung richtig, ſo dürfen wir auch auf den Sieg von Coutras nicht jenen einſeitigen Nachdruck legen, welchen die katholiſche Kirche auf ihre Siege zu legen pflegt. Aber daß, wo nun einmal der äußere Kampf nothwendig geworden iſt, ſich in demſelben auch eine wahrhaft fromme Geſinnung offenbaren könne, und daß durch dieſe allein der Sieg, den Gott giebt, auf eine chriſtliche Weiſe verherrlicht werde, das haben wir gleichfalls anerkannt; und das

*) „On ne peut trop s'humilier devant Dieu, ni trop braver les hommes. Chateaubriand a. a. O.

müſſen wir auch jetzt anerkennen bei der Schlacht von Coutras. Von dem hohen religiöſen Ernſte, der die Krieger beſeelte, haben wir zuvor geſprochen. Beſonders wird ſich aber auch die chriſtliche Geſinnung in der Milde zeigen gegen die überwundenen Feinde, im Gegenſatz gegen jene unchriſtliche Barbarei, die in dem Niedermachen der Wehrloſen Gott einen Dienſt zu leiſten glaubt. Daß auch die Proteſtanten in den Religionskriegen nicht immer dieſe Mäßigung bewieſen haben, welche das Evangelium, zu dem ſie ſich bekannten, von ihnen forderte, mußten wir gleichfalls bei frühern Anläßen zugeſtehen; aber eben der Sieg von Coutras iſt es, der in dieſer Beziehung den Proteſtanten zum Ruhme gereicht. Während die Feinde ſich durch einen förmlichen Eid verſchworen hatten, kein Quartier zu geben, ſondern alles niederzumachen, was ihnen in die Hände falle, zeigten ſich die proteſtantiſchen Sieger und namentlich Heinrich von Navarra von einer viel menſchlichern Seite. Im Anblick der erſchlagenen Feldherrn, die auf der Seite der Katholiſchen gefallen waren, (auch Joyeuſes Leiche lag unter ihnen) ſprach Heinrich: „Das iſt ein Anblick der Thränen, auch für die Sieger.“ *)

Die Liguiſten ließen ſich durch die Niederlage von Coutras nicht entmuthigen; vielmehr boten ſie alles auf, den König von Navarra an dem Verfolge ſeines Siegs zu hindern. Aber auch des ſchwachen und wankelmüthigen Königs von Frankreich los zu werden, war jetzt ihr geheimes, bald aber offener an den Tag tretendes Beſtreben. Ein Ausſchuß von Sechszehn leitete die Geſchäfte, und unterhielt in den ſechzehn Quartieren der Hauptſtadt fortwährend den Zunder der Empörung. — Geiſtliche ſuchten auf den Kanzeln das Volk wider den König aufzuwiegeln, der jetzt immer offener als ein geheimer Verbündeter der Hugenotten geſcholten ward. Lange wurde der König vergebens auf die drohende Gefahr aufmerkſam gemacht. Als er ſich endlich ermannen und mit Waffengewalt einſchreiten wollte, ſiehe da war es zu ſpät. Der königlichen Schweizergarde, welche der König nach Paris zog, war ein furchtbarer Empfang bereitet durch die Barricaden.

*) Die erbeuteten Fahnen ſoll der galante Sieger zu den Füßen ſeiner Geliebten, der Gräfin von Grammont, niedergelegt haben. Weber S. 122. (nach d'Aubigné.)

welche dem entſcheidenden Tage des 12. Mai 1588 ſeinen Namen in der Geſchichte gegeben haben, (journée des barricades) — Eine gewaltige Bewegung zu Gunſten der heiligen Ligue und des katholiſchen Volkes theilte ſich in wenigen Stunden der Einwohnerſchaft von Paris mit. Der Ton der Sturmglocken ſchien eine Nachfeier der Bartholomäusnacht zu verkünden. Alles war auf den Beinen, die Stadt vor dem Einſchritte der königlichen Macht zu ſichern. — Mönche, Weiber, Kinder, Perſonen aller Stände ſah man ihre Kräfte anſtrengen, um Fäſſer und Balken und alle die Gegenſtände heranzuwälzen und aufzuthürmen, aus denen das Bollwerk der Noth erbaut ward. Frauen ſah man an den Fenſtern mit glühenden Kohlpfannen, die ſie auf die Truppen des Königs auszuſchütten bereit waren. Vergebens ſuchten dieſe die Barricaden zu ſtürmen. Auch den Fliehenden wurde nachgeſetzt, und ohne Schonung, ohne Rückſicht auf ihren Glauben wurden auch die Katholiken niedergemacht, ſobald erwieſen war, daß ſie für den König die Waffen erhoben. Den Schweizern ging es beſonders übel. Vergebens ſtreckten dieſe Söldlinge des Königs ihren Verfolgern die Roſenkränze entgegen mit dem Rufe: „Wir ſind gute Katholiken.“ Sechzig bis achtzig derſelben erlagen den Streichen ihrer Mörder. Ueberall, wo der Herzog von Guiſe, der einfach mit einem Stabe bewaffnet umherging, ſich zeigte, ward er mit lautem Frohlocken empfangen. „Sonſt waren wir nur Fliegen,“ rief ihm einer aus der Menge zu; „durch Eure Gegenwart ſind wir Löwen.“*) Ein Prediger ſagte von der Kanzel herab, ſo wie die Juden ein Feſt der Laubhütten hätten, ſo müſſe Frankreich hinfüro ein Feſt der Barricaden feiern.**) Und in der That wiederholte ſich das Barricadenfeſt drittehalb Jahrhundert nachher in der franzöſiſchen Geſchichte, doch in einem anderen Sinne, als der Mönch es gemeint hatte. So wechſelten die Zeiten und die Launen des Volkes. — Auch damals trieben die Barricaden den König aus Paris. Er wurde erſt im Louvre gefangen gehalten; ſpäter gelang es ihm aber verkleidet nach Chartres zu entfliehen. Auf Zureden ſeiner Mutter ließ er ſich dann endlich in einen Vergleich mit der Ligue ein und bewilligte ihre Forderungen,

*) Siehe Raumers Briefe I. S. 321.
**) Ebendaſ.

unter welche besonders auch eine nachdrücklichere Verfolgung der Protestanten gehörte.*) Aber auch dieß war nur ein Heuchelfriede. Auf dem zweiten Reichstage zu Blois, gegen Ende des Jahres 1588, da brach endlich das gräßliche Geschwür auf, das den König schon lange gedrückt hatte. Er machte sich mit dem Dolche Luft durch die Ermordung der Guisen. Heinrich von Guise, der Mörder Colignys, sank, ein Opfer der Nemesis, wie einst sein edlerer Vater Franz von Guise, unter den Händen eines Mörders. Bald darauf ward auch sein Bruder, der Cardinal von Guise, Ludwig aus dem Wege geräumt. Aber mit dem Blute der Guisen hatte der unglückliche König sein eignes Todesurtheil unterzeichnet. Der Tod derselben ward das Signal und der Freibrief zum Königsmorde. Als heilige Märtyrer der guten Sache schienen ihre Schatten die gerechte Rache herbeizuwinken. Katharina von Medicis starb mitten in der fürchterlichen Katastrophe. Aber niemand kümmerte sich um ihren Tod. Alle Gemüther waren nur erfüllt mit dem Verluste der Guisen, und der allgemeine Haß entlud sich in furchtbaren Verwünschungen auf Heinrichs III. Haupt. Ein Fürst, der seine Macht mißbrauchte, die heiligen Säulen der Kirche aus dem Wege zu räumen, sollte der noch Anspruch haben auf die fromme Scheu des Volkes, der das Leben des Königs heilig ist? Das Verbrechen, das, so lang es gegen die Protestanten wüthete, das Verdienst der Könige in den Augen des Pöbels zu erhöhen schien, ward jetzt in seiner ganzen Gräßlichkeit als Verbrechen erkannt, da es sich wider die Häupter der katholischen Faction entladen hatte. Heinrich war von nun an ein Kind der Hölle, dem Satan und seinen finstern Mächten verfallen, und an ihm des Himmels Rache zu vollziehen, war Verdienst. Offen gab sich dieser Abscheu gegen den König**) in den Kirchen und selbst auf den Altären zu erkennen. Man stellte Wachsfiguren auf das Heiligthum, den König darstellend im Gefolge von Teufeln und stach mit Nadeln nach diesen Figuren.***) Eine Procession von Kindern zog mit brennenden Kerzen umher, die sie unter ihren Füßen auslöschten, be-

*) Edict der Union. Weber S. 131.

**) In Orleans erhob man zuerst die Fahne der Empörung, Chartres folgte dem Beispiel Orleans, und dann der größte Theil Frankreichs dem Beispiel von Paris, siehe Weber S. 134. ff.

***) Lacretelle III. 313.

gleitet von dem Fluche der Prieſter, daß alſo erlöſchen möge der Glanz des Hauſes Valois. *) —

Mit dem Tode der beiden Guiſen war die Ligue keineswegs geſprengt. An die Stelle der Ermordeten trat der dritte Bruder, der Herzog Karl von Mayenne, den die Ligue als Reichsſtatthalter anerkannte. Von der Kirche gebannt, von ſeinem Volke verlaſſen, von allen gehaßt und verachtet, wußte der König in ſeiner Noth ſich nicht mehr anders zu helfen, als daß er ſich nun dem erklärten Feinde der Guiſen, dem König Heinrich von Navarra in die Arme warf, und von nun an die Sache der Proteſtanten wenigſtens ſcheinbar mit verfechten half, die er als Herzog von Anjou in der Bartholomäusnacht vom Erdboden zu vertilgen geſucht hatte. — Die Zuſammenkunft der beiden Heinriche geſchah im Schloße Pleſſis-les-Sours, im April 1589. Beide verbündete Fürſten zogen jetzt vor Paris. Katholiken und Proteſtanten ſah man jetzt ſeit langer Zeit wieder in demſelben Heere vereinigt, einen gemeinſamen Feind zu bekämpfen. Noch war die Stadt in der heftigſten Aufregung. Sechs Monate waren ſeit dem Tod der beiden Guiſen verfloſſen, aber dieſelbe Entrüſtung der Gemüther herrſchte gegen den König, wie am erſten Tage. Die Kirchen waren ſämmtlich ſchwarz ausgeſchlagen. Proceſſionen von Büßenden durchzogen die Straßen. Alle Sünden wurden vergeben, wenn nur dem König geflucht ward. Ja, die heiligen Stätten ſelbſt wurden mißbraucht, um von ihnen herab den Königsmord als eine heilige Pflicht darzuſtellen und zur Erfüllung derſelben zu ermuntern. Beſonders zeichneten ſich in dieſer Hinſicht die Prediger Boucher und Lineſtre, ein geborner Schotte, aus. „Soll ich heute das tägliche Evangelium euch verkündigen?“ fragte der letztere ſeine Gemeinde. „Ich denke wohl nicht,“ fuhr er fort, „jeder von euch kennt es hinlänglich. Aber was nicht jeder genug kennt, das iſt die ſchlechte Aufführung Heinrichs von Valois, dieſes neuen Herodes.“ Und nun begann er eine Schilderung derſelben, worin er nichts verſchwieg, was der Leidenſchaft des Pöbels neue Nahrung geben konnte. Einſt warf der nämliche

*) Chateaubriand p. 328. Nach Lacretelle wurde die Ceremonie von den Prieſtern ſelbſt vergenommen. Die Sorbonne vorordnete den Namen des Königs aus dem Meßkanon zu ſtreichen. S. Weber 138.

Geiſtliche geradezu die Frage auf, ob es erlaubt ſei, Heinrich von Valois zu ermorden. „Was mich betrifft," erklärte er dann, „ſo bin ich jeden Augenblick dazu bereit, die Tage ausgenommen, wo ich den Leib des Herrn weihe."

Eine Frau war es auch hier, welche, unterſtützt von dem Fanatismus der Prieſter, auf ähnliche Weiſe jede zartere Tugend ihres Geſchlechts verläugnete, wie einſt Katharina von Medicis. Es war dieß die Tochter des Franz von Guiſe, die Herzogin von Montpenſier. Sie wird beſchuldigt, den Mörder gedungen zu haben, der endlich dem elenden Leben König Heinrichs III. ein Ende machte.

Jacob Clement, ein Jakobiner- oder Dominicanermönch, war das Werkzeug, deſſen ſie ſich bediente. Eigene Schwärmerei, die in der allgemeinen Stimmung hinlängliche Nahrung erhielt, hatte dieſen Mönch auf den Gedanken gebracht, daß ihn der Himmel dazu auserſehen habe, Frankreich von ſeinem unwürdigen König zu befreien. Er erzählte ſeine Viſionen der Herzogin von Montpenſier, die ihn in ſeinen Gedanken beſtärkte. Es war den 1. Auguſt des Jahres 1589, als dieſer Mönch in St. Cloud königliche Audienz begehrte. Er wurde vorgelaſſen, überreichte dann dem König ein Schreiben und ſtieß ihm in demſelben Augenblick ein Meſſer in den Unterleib. Auf das Geſchrei des Königs eilten ſeine Leute herbei nnd tödteten den Verbrecher, ſtatt ihn zu verhaften.*) Die Wunde des Königs ward erſt nicht für gefährlich gehalten; aber es zeigte ſich, daß das Meſſer vergiftet war. Noch denſelben Abend gab Heinrich III. ſeinen Geiſt auf. Welche Kette von Mordthaten,**) von denen nicht ſelten die eine vergeltend auf die andere folgt, ſchlingt ſich durch die finſtere Geſchichte des Religions- und Bürgerkrieges, und welche Ausbrüche des

*) „Nur ein Mönch," ſagt de Thou, „konnte den mißtrauiſchen König tödten: denn Mönche waren ihm ans Herz gewachſen". Weber S. 140.

**) Den höchſt tragiſchen Stoff, den dieſer ganze Abſchnitt der franzöſiſchen Geſchichte darbietet, hat L. Vitet aufgegriffen und in einer hiſtoriſch dramatiſchen Trilogie durchgeführt:

1) les Barricades, scènes historiques en Mai 1588. Paris 826. —
2) Les Etats de Blois ou la mort de Mr. de Guise, scène historique ib. 1827.
3) La mors de Henri III. Août 1589. ib. 829.

Fanatismus wiederholen ſich bei einem Volke, das, nachdem es am Ketzerblute ſich erſättigt, nun auch am Königsblute ſich erfreute! Clement wurde als ein Heiliger verehrt, und ſelbſt der aufgeklärte Papſt Sixtus V. erhob ihn zum Range der Judith und der Maccabäer. Sein Bildniß ward von der jubelnden Volksmenge in die Hauptkirche getragen, und die Fürbitte des neuen Heiligen erfleht. Auch der Mutter des Mörders, einer armen Bäuerin, ward alle Ehre erwieſen, und aus dem Munde der Prieſter erhoben ſich Stimmen, welche auf läſterliche Weiſe die Worte der Schrift auf ſie anwandten: „Selig iſt der Leib, der dich getragen und die Brüſte, die dich geſäugt haben.“

Mit Heinrichs III. Tode war die Linie der Valeſier erloſchen, und ſomit jener fürchterliche Bannfluch der liguiſtiſchen Prieſter in Erfüllung gegangen. Die Krone fiel nun an das Haus Bourbon, und Heinrich von Navarra ward von den Freunden dieſes Hauſes, ja von Heinrich III. ſelbſt noch in der Todesſtunde als rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Nicht ſo aber von der Ligue. Dieſe wandte nun alles auf zu vermeiden, daß ein Ketzer, ein Hugenotte den Thron der Capetinger beflecke.

Ein Gegenkönig ward gewählt in der Perſon des Cardinals Carl von Bourbon, der ſich Carl X. nannte. Heinrich ſah ſich genöthigt, mit den Waffen in der Hand ſich den Weg zum Throne zu bahnen. Er ſchritt ſiegreich vorwärts und war glücklich in mehrern Treffen.*) Entſcheidend war die Schlacht von Ivry den 14. März 1590. Die Armee der Ligue, unterſtützt von ſpaniſchen Hülfstruppen, beſtand aus 13000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern; Heinrich dem IV. (ſo nennen wir ihn nun als König von Frankreich) ſtanden nur 8000 Mann zu Fuß und 2000 Pferde zu Gebot, und nur ſchwach war ſein Geſchütz bedient. Aber groß war die Begeiſterung in ſeinem Heere, und des Königs eigner Muth leuchtete Allen voran. Mit dem Ruf: „Es lebe der König!“ ward jeder Angriff begleitet; der Feind ward geworfen, und eine Menge von Fahnen und Gepäck blieb in den Händen der Sieger. Aber viele Opfer hatte der Sieg gekoſtet, und noch war Heinrich nicht in Paris. Vielmehr bot

*) So beim Flecken Arques im September 1589.

dieſe Stadt, oder (wenn wir lieber wollen) der Ausſchuß der Sechszehner*), der die Stadt regierte, alles auf, dem König den Eingang zu verſperren. Durch die anweſenden Geſandten von Spanien und Rom, durch eine Menge fremder und einheimiſcher Geiſtlichen ward der Fanatismus der Hohen und Niedern rege erhalten. Von den Kirchen begab man ſich auf die Wälle, und von den Wällen wieder in die Kirchen. Proceſſionen wurden wie früher gehalten, und der heilige Clement, der Mörder Heinrichs III., um ſeinen Schutz angefleht. Waren die religiöſen Feierlichkeiten vorüber, dann warfen die Mönche den Panzer über die Kutten und übten ſich in den Waffen, und die lächerlichſten Aufzüge**) wechſelten mit den Scenen des Jammers, welche die immer weiter um ſich greifende Hungersnoth hervorrief. Man trieb an 3 bis 4000 Menſchen aus der Stadt, damit der Verzehrenden weniger würden, und dieſe ſuchten ihr Brot im Lager des Königs. Es war um die Zeit der Erndte. Die Felder ſtanden voll Korn, aber Niemand konnte hinaus, um zu ſchneiden. Dafür ward das Gras, welches in den Straßen der Vorſtadt wuchs, mit Gier verſchlungen***). Vergebens ſuchte der ſpaniſche Geſandte, wenn ſein Wagen durch die öden Straßen rollte, die Menge durch Geld zu beſchwichtigen, das er in reichem Maße unter ſie werfen ließ. „Gebt uns Brot!“ war die Antwort der Verzweifelnden. Nun verbreitete ſich das Gerücht, daß in den Klöſtern noch genug Lebensmittel vorhanden ſeien, und als man nachforſchte, fand man die Vermuthung beſtätigt. Die Jeſuiten hatten noch auf ein Jahr Vorrath und auch die Capuziner waren noch reichlich verſehen. Man theilte den Ueberfluß an das Volk aus. Aber dieſes ſah nun gar zu wohl ein, wie ernſt es die meinten, die es durch ihre Predigten zu Opfern aufforderten, während ſie ſelbſt keine zu bringen vermöchten. Als nun auch die Vorräthe der Klöſter nicht mehr hinreichten, da wurden die heiligen Gefäße eingeſchmolzen, um den Kriegern wenigſtens den Sold zu bezahlen, wenn man

*) Außer dieſem hatte ſich noch ein Rath der Vierzig gebildet, der in der Folge den Sechzehnern das Gegengewicht hielt.

**) Siehe die Stelle aus Davilo bei Weber S. 145.

***) Aber auch dieſes Troſtes wurden die Einwohner beraubt, als das königliche Heer den 25. Juli die Vorſtädte eroberte und die Belagerungslinien noch enger zuſammenzog. Weber. a. a. O.

ihnen auch kein Brot ſchaffen konnte. Bald reichte auch das Pferdefleiſch nicht mehr hin, und das Fleiſch der Hunde und Katzen blieb den Tafeln der Reichen vorbehalten. Selbſt die Leichen wurden ausgegraben und ihre Gebeine zu Knochenmehl verarbeitet; aber dieſes Experiment brachte mehreren Tauſenden den Tod*). Und wehe dem, der mitten unter dieſen Drangſalen den Seufzer nach Frieden über ſeine Lippen ließ. Der Tod durch den Henker war ſein ſichrer Lohn. Da jammerte Heinrich IV. ſeines Volkes. Er hatte ſich bereits der Vorſtädte bemächtigt; er bot dem Herzog von Nemours Unterhandlungen an, und als dieſer ſie mit Stolz zurückwies, ließ er dennoch den Pariſern einige Nahrungsmittel zufließen, indem er einige Milderung in die Strenge der Sperre eintreten ließ. Er wollte ſich ſeinem Volk nicht als feindlicher Eroberer, er wollte ſich ihm als Vater zeigen. — Die Annäherung des Herzogs von Parma bewog ihn endlich, die Belagerung von Paris aufzuheben**). Die Nachricht von dem Entſatze von Paris brachte neues Frohlocken in die Gemüther der Niedergeſchlagenen. Aber die politiſchen Factionen ließen die Stadt nicht zur Ruhe kommen. Der Cardinal von Bourbon, den man Karl X. nannte, war während der Belagerung geſtorben, und mit ſeinem Tode trat eine völlige Anarchie ein. Während bald dieſer, bald jener Anſpruch machte an die Krone, wollten andere eine Republik. Immer bedenklicher wurde der Einfluß der ſpaniſchen Politik auf die Angelegenheiten des zerrütteten Reichs. Noch faſt drei Jahre dauerte der Krieg und die innere Verwirrung fort***). Endlich ſchrieb die Ligue im Januar 1593 eine Generalverſammlung der Stände nach Paris aus, deren Aufgabe ſein ſollte, Frankreich wieder einen König zu geben; und ſiehe, die Unterhandlungen fielen endlich dahin aus, daß Heinrich von Navarra unter dem Namen Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt wurde.

Aber eine Bedingung war es, unter welcher allein dieſe

---

*) Lacretelle III. p. 384. nennt 15000!

**) Derſelbe Feldherr entſetzte auch ſpäter Rouen, als es der König belagerte.

***) Ein characteriſtiſches Gemälde derſelben giebt die menippeiſche Satire (Satyre Ménippée), über deren Verfaſſer die Meinungen ſehr verſchieden ſind.

Anerkennung ſtattfinden ſollte, die abermalige Rückkehr des Königs in die römiſchkatholiſche Kirche. Dieſer Schritt, welchen der große Herrſcher dem Frieden und ſeinem Volke zu Liebe thun zu müſſen glaubte, bedarf jedoch einer nähern Beleuchtung, die wir unſrer nächſten Stunde vorbehalten müſſen.

Sechſte Vorleſung.

Einige Gedanken über den Uebertritt Heinrichs IV. zur katholiſchen Kirche. Du Pleſſis Mornay. Sein und Sully's Urtheil über Heinrichs Uebertritt. Abſchwörung in St. Denis. Johann Chatel und die Jeſuiten. Heinrichs Abſolution durch den Pabſt. Friede von Vervins. Edict von Nantes. Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche von Frankreich um dieſe Zeit. Heinrichs IV. Tod. Die Zeiten Ludwigs XIII. Mornays Tod und Glaube.

Der entſcheidende Wendepunkt des franzöſiſchen Religions- und Bürgerkrieges, den wir am Schluſſe der letzten Vorleſung angedeutet haben, nämlich der Rücktritt Heinrichs IV. in den Schooß der römiſchkatholiſchen Kirche, iſt für den Zweck unſrer Vorleſungen, welche die Geſchichte des Proteſtantismus vor allem ins Auge faſſen ſollen, von ſolcher Wichtigkeit, daß wir nicht ſo ſchnell darüber weggehn dürfen, als die meiſten Hiſtoriker es thun, die mehr den politiſchen als den kirchlichen Geſichtspunct ins Auge faſſen *). Denn ſo gut wir die Beweggründe des Krieges nach der feſtſtehenden Norm der chriſtlichen Lehre gemeſſen und beurtheilt haben, eben ſo gut müſſen wir auch die Beweggründe des Friedens nach dieſer Regel beurtheilen.

Wir haben ſeiner Zeit gefunden, daß Religionskriege dem Geiſte des Proteſtantismus in ſo weit zuwider ſind, als die Sache des Evangeliums ſich nicht mit dem Schwerte, nicht mit äußerer Gewalt vertheidigen läßt, und ſo könnten wir denn auch geneigt

*) So ſchlüpft namentlich Lacretelle ſchnell drüber hin.

ſein zu glauben, es ſei der beſſere Genius geweſen, der mildere Geiſt des Evangeliums, welcher Heinrich von Bourbon die Worte zurief: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“ Und in der That, wen ſollte es nicht freuen, dem ſchauderhaften Bürgerkriege endlich ein Ende gemacht zu ſehen? Wirklich haben auch die meiſten Schriftſteller beider Parteien das Auskunftsmittel, welches Heinrich traf, um die Gemüther der Franzoſen mit ſich ſelbſt und unter einander zu verſöhnen, als eine Nothwendigkeit betrachtet, zu der er habe ſeine Zuflucht nehmen müſſen; ſie haben die Klugheit, mit der er den Umſtänden nachzugeben, mit der er ſeine Privatüberzeugung dem herrſchenden Glauben ſeines Volkes unterzuordnen wußte, gelobt und es auch wohl ausgeſprochen, daß Heinrich in dieſer Beziehung hoch über ſeiner Zeit geſtanden habe, indem er ſich nicht kehrte an die äußere Form, ſondern dieſe dem Weſentlichen preisgab, welches Weſentliche doch eben der Friede ſei. Auch wir ſind weit entfernt, in Heinrich einen treuloſen Apoſtaten, einen Menſchen ohne Gewiſſen, ohne Glauben zu ſehen und ſeine Handlung gradewegs zu verdammen. Ein jeder lege die Hand auf die Bruſt, und frage ſich, ob er in ähnlichem Falle vielleicht nicht ähnlich gehandelt, oder wenigſtens die Verſuchung gehabt hätte, es zu thun? Man vergegenwärtige ſich noch einmal die Reihe von Schlachten und Treffen, aber was noch mehr iſt, die Reihe von geheimen Verbrechen, von Vergiftungen und Erdolchungen; man vergegenwärtige ſich lebhaft wieder die Bartholomäusnacht, die Tage der Barricaden und die Schreckensherrſchaft der Ligue, die Hungersnoth und die Anarchie in Paris; man bedenke, wie es nahe dran war, daß das blutdürſtige Spanien endlich ſeine Hand über das ſchöne Frankreich ausſtreckte, um es mit hineinzureißen in die Dumpfheit des Geiſtes, die allein einem Philipp und ſeinen Geiſtesverwandten genügen konnte; man vergleiche damit ferner die edle Duldung, welche Heinrich den Proteſtanten auch nach ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Religion angedeihen ließ; ja man denke, wie er ſelbſt höchſt wahrſcheinlich als Märtyrer dieſer Duldung fiel, und man wird ſich hüten, über einen ſolchen Mann und ſein Benehmen den Stab zu brechen. Wir ſind ja überhaupt nicht hier, um über Menſchen zu richten. Jeder ſteht und fällt ſeinem eignen Herrn. Und ſo mögen wir

denn alles das gern vernehmen, was Heinrich zu entſchuldigen oder wenigſtens ſeine Schuld in den Augen jedes Billigen bis auf einen gewiſſen Grad verzeihlich zu machen vermag.

Gleichwohl dürfen wir nicht, wenn wir mild gegen die Perſon ſind, (eingedenk unſrer eignen Schwäche), uns aus dem einzelnen Fall einen leichten und allzu milden Grundſatz bilden, wo es gilt, einen ſolchen Grundſatz als den höchſten, als den für alle Zeiten und Umſtände gültigen darzuſtellen.

Das Wort, welches Luther zu Worms ſprach, es ſei nicht gut, etwas wider das Gewiſſen zu thun, welches ganz gleichlautet mit dem Worte des Apoſtels: Was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde — wird die Norm bleiben, nach der wir alle ähnliche Handlungen zu betrachten und zu beurtheilen haben, ſo lange das Evangelium ſelbſt unſre höchſte Norm bleibt.

So wenig das wohlverſtandene Chriſtenthum den Krieg will, wo es ſich um die innere Ueberzeugung handelt, ſo wenig will es den Frieden auf Koſten dieſer Ueberzeugung erkaufen. In dieſer Beziehung gilt das Wort des Herrn, das ich ſchon bei einer frühern Gelegenheit angeführt habe, er ſei nicht gekommen zu bringen den Frieden, ſondern das Schwert; oder es gilt das Wort des Apoſtels: Wir dürfen nie Uebels thun, damit Gutes daraus komme. Der äußere Erfolg kann niemals eine Handlung gut machen, und auch die ſogenannte gute Abſicht entſchuldigt nicht, wenn die innerſte Geſinnung nicht damit übereinſtimmt.

Es bleibt ſomit in der Handlungsweiſe Heinrichs, wenn wir ſie auf das Mildeſte beurtheilen, immer etwas zurück, was wir nicht mit den ſtrengen Grundſätzen des Evangeliums reimen, was wir nicht mit gutem Gewiſſen als Norm für andere aufſtellen und zur Nachahmung in ähnlichen Fällen empfehlen dürfen. Freilich, wenn wir bloß die Verknüpfung der äußern Umſtände betrachten, und uns fragen, wie es denn gekommen wäre, wenn Heinrich auf ſeinem proteſtantiſchen Bekenntniß beharrt hätte, ſo zeigt ſich unſerm kurzſichtigen Blicke nicht viel anderes, als Verwirrung und vielleicht noch ärgeres Blutvergießen, und wenn wir ſomit die Erwägung dieſer Umſtände und die kluge Wendung, die ihnen der menſchliche Verſtand giebt, Politik nennen wollen, ſo werden wir allerdings ſagen müſſen, die Politik rieth zu dieſem

Schritte; und das iſt auch der gewöhnliche Ausdruck, womit man das Benehmen Heinrichs zu rechtfertigen ſucht. Aber wir fragen: Dürfen Politik und Moral, Politik und Religion je in Zwieſpalt gerathen? oder dürfen wir ſagen, die Religion der Politik ſei eine andere, als die Religion des Privatmannes, die öffentliche Moral des Staats eine andere, als die des Bürgers? Es iſt dieß ſchon oft behauptet worden und wird beſonders in unſern Tagen häufig behauptet; aber ob mit Recht, iſt eine andere Frage. Wenigſtens ſcheint ein ſolcher Unterſchied von öffentlicher und Privatmoral dem Geiſte des Chriſtenthums nicht ganz angemeſſen, am wenigſten dem offnen Geiſte des Proteſtantismus. Auch das hat man wohl ſchon behauptet, es gebe Zeiten, in denen auch der Tugendhafteſte nicht durchkommen könne, ohne ſeinen Tribut der menſchlichen Schwäche zu entrichten, ohne ſelbſt einen Theil der Pflicht dem allgemeinen Verderben zum Opfer zu bringen. Wenn es je eine ſolche Zeit gab, ſo war es die, in welche Heinrichs IV. Uebertritt fällt. Aber ich zweifle auch hier an der Richtigkeit jenes Grundſatzes. Wie? ſollte je ein ſolcher Streit der Pflichten ſtattfinden? Nur eins kann unſre Pflicht ſein im gegebnen Falle, und dieſe dürfen wir nie zum Opfer bringen, wenn wir auch alles andre opfern. Etwas anderes, was das Benehmen Heinrichs uns erklärlich machen kann, und ihn ſelbſt, wie mich dünkt, am meiſten entſchuldigt, iſt die Frage nach dem Grade der Erkenntniß, den er ſelbſt bei ſeinem Uebertritt hatte. Es fragt ſich, ob ſeine Einſicht in das Weſen des Proteſtantismus ſo klar war, daß er ſich den Rücktritt wirklich für Sünde anrechnete. Heinrichs Charakter ſcheint mir, ſo viel ich ihn kenne, mehr dem Practiſchen zugewendet, als dem innerlichen Leben. Er beurtheilte das Weſen des Proteſtantismus nach den äußern moraliſchen Erſcheinungen deſſelben, und da mußte er, aufgewachſen in der Religion der Proteſtanten, allerdings die Ueberzeugung haben, daß die proteſtantiſche Religion eine gute, eine ſittlich-brauchbare, ja mehr als dieß, eine höchſt treffliche und ſichere Führerin zur wahren Tugend ſei, während ihm die Beiſpiele, welche er früher am Hofe der Katharina von Medicis und Karls IX. ſah, ihm keine gute Meinung von den Katholiken beibringen konnte. Aber wenn er dann auch wieder in der katholiſchen Kirche Männer kennen lernte, die ihm Ach-

tung abnöthigten (und deren gab es auch, er durfte ſich ja nur an l'Hôpital erinnern!) ſo konnte er ſich von ſeinem mehr practiſchen Standpuncte aus leicht mit dem Satze abfinden, es komme nicht ſowohl auf die Form des Glaubens an, als auf das rechtſchaffene Handeln, und ſein von Natur zur Milde geneigtes Herz gab dann leicht den Ausſchlag. Nur darf man nicht vergeſſen, daß es ſich nicht ſowohl darum handelte, in einer Kirche zu bleiben (wie Thuß bei l'Hôpital der Fall war), als vielmehr in eine andere überzutreten und durch dieſen Uebertritt doch gewiſſermaßen die frühere Religionsgeſellſchaft, der man angehörte, zu verwerfen. Dieſes letztere iſt es, was am meiſten Ueberwindung koſten mußte und am wenigſten ſich rechtfertigen ließ. Ueberdieß aber dürfen wir bei aller Achtung der guten Eigenſchaften Heinrichs uns nicht verhehlen, daß neben der edlern, wenn auch mißverſtandenen Friedensliebe, ſich noch andere weniger edle Beweggründe geltend machen konnten. Die ihm zugeſchriebene Aeußerung: „Paris ſei wohl noch einer Meſſe werth" läßt wenigſtens auf einen augenblicklichen Leichtſinn und auf weltliche Berechnung ſchließen, und auch Gabriele d'Etrelles, ſeine Geliebte, ſoll nicht ohne Einfluß auf ſeine Willensbeſtimmung geblieben ſein.

Beſonders aber waren es zwei Männer, die ſich gleichſam in die Herrſchaft des königlichen Gewiſſens theilten, und wovon der Eine den Uebertritt ihm zu erleichtern, der andere ihn zu erſchweren, wo möglich zu verhindern trachtete. Beides waren Proteſtanten, beides Männer, welche das Zutrauen Heinrichs in hohem Grade beſaßen und deren Andenken in der Geſchichte noch immer gefeiert iſt; der eine war der Marquis von Rosny, der nachmals unter dem berühmten Namen des Herzogs von Sully die Regentenzeit Heinrichs durch ſeine weiſe Staatsverwaltung verherrlichen half; der andere du Pleſſis Mornay, ein Mann, der aus der Fluth des allgemeinen Verderbens ſich in jener Zeit heraushebt, wie ein Fels im Meere, an den die Wellen anſtürmen, ohne ihn zu erſchüttern, und der, wenn er auch in mancher Beziehung hinter dem gewandtern Sully zurückſtand, doch gerade ſeines ausgezeichneten proteſtantiſchen Charakters wegen verdient, daß wir ihm eine genauere Aufmerſamkeit ſchenken.

Ehe wir daher das Geſchichtliche von Heinrichs Uebertritt

weiter verfolgen, wollen wir das Bild des Mannes näher betrachten, der als ein wahrer Schutzengel dem jungen König bis dahin zur Seite geſtanden, ihn im Guten beſtärkt, vor zweideutigen Schritten ihn gewarnt und da, wo er ſtrauchelte, ihm mit dem ſtrafenden Eifer eines Apoſtels und Propheten entgegengetreten war.

Philipp Mornay, (Herr von Pleſſis*) iſt geboren auf dem Schloſſe Buhi im Vexin français (einem Theil der Normandie) den 5. November 1549. Sein Vater war Katholik, die Mutter aber hing der proteſtantiſchen Lehre an. Mornay wurde in der Religion ſeines Vaters erzogen, aber frühe trieb ihn die eigne Neigung des Geiſtes und Herzens zum ſelbſtſtändigen Forſchen in der Schrift, worin ſeine Lehrer bereits einen gefährlichen Weg erkannten. Er ſollte ſich dem geiſtlichen Stande widmen und ſein Oheim, der Biſchof von Nantes, hätte ihm zu guten Stellen behülflich ſein können, wenn Mornay es über ſich hätte bringen können, der katholiſchen Kirche ſeine Dienſte zu weihen. Aber was den Mann von Anfang ſeiner Laufbahn an auszeichnete und ihn bis ans Ende derſelben begleitete, war eine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit und eine Uneigennützigkeit, die ihm jede glänzende Lage, ja das Nothwendigſte entbehrlich machte, wenn nur ſein Gewiſſen rein blieb. Die Prüfungen, welche die Gemeinden der Proteſtanten in Frankreich zu beſtehen hatten, fielen in Mornay's Jugendzeit. Er nahm lebhaften Antheil an ihnen und trat ſelbſt, nachdem er ſich freiwillig zu ihrer Religion bekannt hatte, mit in die Reihen der hugenottiſchen Kämpfer. Er diente in Condés Armee; ein Fall vom Pferde brach ihm das Bein. Die Zeit der Heilung brachte er mit Büchern zu, aus denen er ſeinen Wiſſensdurſt befriedigte und ſeine Glaubensanſichten berichtigte. Aber nicht aus Büchern allein lernte er das Leben kennen. Mehrfache Reiſen brachten ihn in Verbindung mit den ausgezeichnetſten Proteſtanten der verſchiedenſten Länder. Er ſah Genf, Italien und Deutſchland; England und die Niederlande, Ungarn und Böhmen, und kehrte mit vielfachen Kenntniſſen bereichert kurz vor der Bartholomäusnacht nach Paris zurück. In dieſer ward er gerettet, und

*) Siehe die Biographie von Matter im Musée des Protestans célébres. Paris 824. Bd. 5. S. 39. ff. und Biographie universelle.

begab ſich abermals nach England. Vergebens bot ihm der neue König von Polen ſeine Dienſte an. „Nie werde er, das war ſeine Antwort, in die Dienſte derer treten, die das Blut ſeiner Brüder vergoſſen.“ Aber ſo feſt auch Mornay bei ſeinen proteſtantiſchen Geſinnungen verharrte, ſo ſehr mißfiel ihm von Anfang an die falſche Verbindung der Religion mit der Politik, und als nun gar jener Bund der Politiker ſich unter dem Herzog von Alençon gebildet hatte, an welchem Heinrich von Navarra und Condé theilnahmen, verhehlte er nicht ſein Mißfallen an der Sache. Mornay begab ſich nach Sédan, wohin ſich viele Proteſtanten an den dortigen kleinen Hof des Grafen von Bouillon zurückgezogen hatten. Hier lebte er den Studien, und hier verband er ſich mit ſeiner Gattin, der Tochter einer geflüchteten Proteſtantin. Bald nach dieſer Zeit trat Mornay in die Dienſte des jungen Königs von Navarra, und machte ſich demſelben bald ſo unentbehrlich als ſein Gewand *). Er wurde von ihm zu einer wichtigen Geſandtſchaft nach England gebraucht, und in den Niederlanden bediente ſich der Prinz von Oranien ſeines Raths. Aber mitten in allen dieſen vielen Geſchäften verſäumte Mornay nicht, das Wohl ſeiner Glaubensgenoſſen aus eignem Antrieb zu fördern. Er diente der Sache der Proteſtanten mit der Feder eben ſowohl als mit dem Schwerte, und legte in theologiſchen Schriften (wie ſie damals öfter auch von Staatsmännern verfaßt wurden) den Grund zu einer weitern Ausbildung der reformirten Lehre. Sein Werk über die Wahrheit der chriſtlichen Religion, das er um dieſe Zeit verfaßte, begleitete er mit einer Zueignungsſchrift an Heinrich IV., damals noch König von Navarra. Er legt in derſelben den Hauptinhalt ſeines Glaubens und der Gründe auseinander, worauf dieſer Glaube ſich ſtützt, und ſpricht dann die Hoffnungen aus, die er in dieſer Beziehung auf ſeinen königlichen Freund ſetzt. Hören wir ihn darüber ſelbſt **).

„In dieſen betrübten Zeiten, Sire! in welchen die Gottloſigkeit, die ſonſt nur zwiſchen den Zähnen murmelte, es gewagt

*) Wörtlich als ſein Hemde (sa chemise) nach Heinrichs eignem Ausdrucke.

**) Wir theilen den Brief mit aus den Archives du Christianisme. Liv. 50. am 6. Mai 1823; doch haben wir uns einige Abkürzungen erlaubt.

hat, ſich auf den Lehrſtuhl zu ſetzen und ſich in Läſterungen gegen Gott und ſein Evangelium zu ergießen, unternehme ich ein Wort, das zwar nach dem Urtheil der Meiſten von großer Schwierigkeit iſt, aber worin ich mächtige Helfer habe, die mich unterſtützen: dieſe Helfer ſind die Welt, der Menſch und der Schauplatz aller Jahrhunderte; mit einem Worte, es iſt Gott ſelbſt, wie er ſich in der Schöpfung und Regierung des Weltalls offenbart. Die Welt iſt ja ein Schatten vom Abglanze Gottes, und der Menſch iſt Gottes Ebenbild, und wenn es wahr iſt, was ſchon die Philoſophen lehren, daß dieſe Welt für den Menſchen geſchaffen ſei, was iſt dann unſre Verpflichtung gegen den Schöpfer? Worin beſteht dann die Würde des Geſchöpfes? Was iſt dann ſein letzter Zweck, ſein höchſtes Gut anders, als ihm gänzlich anzuhören? Ja wahrlich der, für den die Welt gemacht iſt, iſt auch für mehr, als für dieſe Welt gemacht. Der, für den eine ſo feſte und dauerhafte Sache vorhanden iſt, wie die Welt, der muß zu einem höhern, als dieſem vergänglichen und elenden Leben beſtimmt ſein, beſtimmt zu einem ewigen Leben. Das, das iſt die Grundlage aller Religion. Die Religion iſt eigentlich nichts anders, als die Schule, in der wir die Verbindlichkeit des Menſchen gegen Gott lernen, und das Mittel mit ihm aufs Innigſte vereint zu werden. Noch mehr. Wir ſehen in dieſer Welt alle Geſchöpfe eine feſte und beſtändige Ordnung beobachten, jedes an ſeinem Ort und in ſeiner Stellung zum Ganzen. Der Menſch allein iſt abtrünnig geworden ſeiner Pflicht, hat ſich von Gott entfernt und ſich in ſeinem eignen Ich verirrt. Er iſt Schuldner geworden vor Gott und ein Knecht der nichtigſten aller Dinge. Die Jahrbücher aller Jahrhunderte ſind eben ſo viele Proceßakten gegen das menſchliche Geſchlecht, und zeugen von ſeiner Undankbarkeit gegen Gott, von Mord des Nächſten, von Verletzung der Natur, von Feindſchaft wider ſich ſelbſt. Wer ſchämt ſich nicht billig dieſer Schuld? Wer kann beſtehen vor dem allgerechten Richter? Und was bleibt ſomit übrig ſowohl für die Ehre Gottes als für des Menſchen Heil, als daß der Gerechtigkeit genug gethan werde durch einen Act der Gnade?*) Und ſo iſt es denn die Pflicht der wahren Religion, uns

*) Dieß und das Folgende von Chriſto und ſeinem Erlöſungswerke wird im Original etwas weiter im Geiſte der proteſtantiſchen Theologie

einerſeits der Sünde zu überweiſen durch das Geſetz, uns aber auch andrerſeits zu rechtfertigen durch die Gnade; uns unſre Krankheit fühlen zu laſſen, aber auch uns zugleich das rechte Heilmittel darzubieten. — Dieſe Gnade kommt uns allein durch Chriſtum, den Sohn Gottes. — Aber darin liegt der Mißbrauch der Menſchen, daß wir das unvergleichliche Werk unſers Schöpfers und Erlöſers nur in Bruchſtücken betrachten, (ſei es aus Unwiſſenheit oder Leichtſinn), und ſo urtheilen wir denn davon wie einer, der aus der Nacht allein oder nur aus einer Jahreszeit, aus einem Elemente — die Welt; wie einer, der aus einem Eckſtein ein Gebäude, aus einigen Silben eine ganze Rede beurtheilen wollte." — (Und nun entfaltet er vor den Augen des Königs das große, reiche Gemälde der göttlichen Heilsanſtalt, wie es offen darliegt in den bibliſchen Schriften; — er zeigt, wie das, was von den Propheten des A. T. geweißagt, in Chriſto ſeinen Lichtpunkt gefunden, und wie es von da aus ſich weiter verbreitet habe durch die Weltgeſchichte, wie die Heilsboten es für ihren höchſten Triumph geachtet haben, zu ſterben für einen Geſtorbenen, ſich kreuzigen zu laſſen für einen Gekreuzigten.) „Und warum dies alles (fährt er fort), als um es mehr und mehr inne zu werden, daß ihre Tugend komme von ihm und daß ſie nichts ſind, als durch ihn und in ihm."

„Das iſt, (ſo ſchließt er ſeine Zuſchrift an den König), in wenigen Worten der Zweck meines Buches. Zwei Urſachen aber ſind es, die mich beſtimmt haben, es Ew. Majeſtät zu widmen: die eine, daß Gott Euch nicht nur hat als Chriſten, ſondern als einen chriſtlichen Fürſten geboren werden laſſen, dem es vor allen ziemt, für ſich und andere zu wiſſen, was chriſtliche Religion ſei; denn dann erſt werdet Ihr Euch beeifern, ihr nach Kräften Vorſchub zu leiſten, wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß ſie nicht auf menſchlicher Eingebung beruht, ſondern das Geſetz und die Wahrheit Gottes iſt. Die andere Urſache iſt die, daß, nachdem Gott mich an Eure Seite gerufen, um Euch beizuſtehen in dem erlauchten Werke, das er in dieſen Tagen zu ſeiner Ehre bereitet, und für welches er Euch ins Herz gegeben hat, Euer Leben einzuſetzen, ich es billig erachte, daß die Früchte

des 16. Jahrhunderts ausgeführt, enthält aber eben deßhalb weniger Eigenthümliches.

meiner Arbeit und meiner Muße die Euern ſeien, da ja auch das Feld (auf welchem dieſe Früchte gewachſen) das Eurige iſt, ohne daß es in meiner Macht ſtünde, anders darüber zu verfügen. Ich bitte den Allmächtigen, Sire! daß er Euch von Tag zu Tag den Reichthum ſeiner Gnade mehre, daß er Euch ſeinen Geiſt verleihe, ſein Werk zu fördern, und mir, ſo gering ich bin, Euch darin mein Leben lang zu dienen."

Solche Hoffnungen hatte du Pleſſis auf ſeinen Herrn geſetzt. Und dieſe ſollten ihm jetzt vereitelt werden. Mornay du Pleſſis verſtand die Kunſt des Schmeichelns nie und wollte ſich auch jetzt nicht dazu verſtehen. Schon bei andern Gelegenheiten war er dem König mit edlem Ernſte unter das Angeſicht getreten und hatte ihn das Gewicht der Verſchuldungen fühlen laſſen, von deren Befleckung ſich der Wandel Heinrichs nicht immer frei erhielt. Wie er ihn vor der Schlacht bei Coutras zur Buße ermahnte, iſt ſchon früher erzählt worden *). Ein Aehnliches that er vor Paris. Als Heinrich einſt über einen mißlungenen Angriff auf die Stadt ſich niedergeſchlagen zeigte, und den tapfern Mornay fragte, ob denn Gott ihn ganz verlaſſen habe, erwiderte dieſer: „Laßt uns, Sire! eher darüber nachdenken, ob nicht wir ihn verlaſſen haben. Wie gering haben wir ſeinen Dienſt geachtet! Welches ärgerliche, zügelloſe Leben haben wir geführt während dieſer Belagerung!" — Der König ward nachdenkend und ging in ſich. Beide Krieger ließen ſich nun auf ihre Kniee nieder und ſprachen miteinander den 90. Pſalm, welcher beginnt: „Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der ſpricht zu dem Herrn: Meine Zuverſicht und meine Burg mein Gott, auf den ich hoffe." Mit Recht nennt der franzöſiſche Gelehrte **), welcher unſerm Mornay ein würdiges Denkmal in dem Musée des Protestans célébres geſetzt hat, dieſen Zug einen der ſchönſten und rührendſten Züge in der Geſchichte des Chriſtenthums.

Es läßt ſich nun ſchon zum Voraus denken, wie ein Mann, der dieſe ſittliche Gewalt über das Herz eines gutmüthigen, in vielen Beziehungen trefflichen, aber oft ſchwachen Königs übte,

*) Doch ſiehe die Anmerkung dabei. Vielleicht, daß Chateaubriand dieſe folgende Scene mit jener bei Coutras verwechſelt hat.

**) Matter a. a. O.

den wichtigen Schritt beurtheilt haben werde, von dem ſo vieles abhing.

Mornay ſah zwar auch ein, daß die Fortſetzung des blutigen Krieges zu nichts Gutem führen würde: auch er wünſchte Frieden; ja auch der Gedanke einer gegenſeitigen Annäherung der beiden Religionsparteien ſchien ihm nicht unmöglich. Aber offen ſollte man dabei zu Werke gehn, keine Verſtellung, keine Künſte brauchen. Er verſprach ſich noch immer einigen Erfolg von einem Religionsgeſpräch, weil er die Ueberzeugung hatte, daß wenn dieſes in der Ordnung gehalten werde, die Wahrheit an den Tag kommen müſſe. Er mag ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht haben; aber der Vorſchlag zeugt für die Redlichkeit ſeiner Abſichten. Als mehrere Hofleute dem Mornay Vorwürfe machten, daß er es ſei, welcher den König an dem ſo nöthigen Schritte der Klugheit hindere, antwortete er: „Ihr wollt, daß ich ihm rathe, in die Meſſe zu gehn? Mit welchem Gewiſſen könnte ich ihm dieſen Rath ertheilen, wenn ich nicht der Erſte bin, der auch hingeht? und was für eine Religion wäre dieß, die man wie ein Hemde an- und ausziehen könnte?“ — Selbſt Beſtechungen blieben nicht unverſucht bei dem unbeſtechlichen Manne. Der Herzog von Florenz bot ihm 20,000 Thaler jährlicher Einkünfte, wenn er dem König riethe, katholiſch zu werden. Aber Mornay antwortete: „Mein Gewiſſen iſt mir ſo wenig feil, als das meines Königs.“ So hatte derſelbe Mann ſchon früher Heinrich dem III., der ihm treffliche Stellen anbot auf den Fall hin, daß er die Landesreligion bekenne, geantwortet: „Ich bin von Fleiſch und Blut wie jeder andere und nicht ohne Ehrgeiz, und ich hätte wohl gewünſcht, mein Gewiſſen beſchwichtigen zu können, um auch der Güter und Ehren theilhaft zu werden, die ihr ausſpendet, und von denen mein Glaube mich ausſchließt; aber nie hat es mir an Mitteln gefehlt, meinen Glauben zu ſtärken, und ſo hat die Welt dem Gewiſſen weichen müſſen.“

Ein ſolcher Mann war unbeweglich und um ſo unbeweglicher, je unreiner die Mittel waren, die man anwandte, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Aber wohl ſah er, daß ſeine Stimme nicht geachtet wurde. Vergebens ſtellte er dem König die noch immer bedrängte Lage ſeiner Glaubensgenoſſen vor, die zum Lohn ihrer

Treue noch nichts erhalten hätten, als daß ſie noch immer gleichſam „mit dem Strick am Halſe" ihr Blut für den König verſprützten. Als Mornay ſah, daß er in der Nähe des Hofes nichts mehr ausrichten konnte, zog er ſich nach Saumur zurück, mit deſſen Statthalterſchaft der König ihn ſchon früher beehrt hatte. Dort wirkte er auf ſeine Weiſe zur Erhaltung des Proteſtantismus mitten in einer ſo ſchwankenden und gefährlichen Zeit, und durch was konnte er beſſer wirken, als durch die Gründung einer Pflanzſchule für junge Geiſtliche, in welcher der Same des lebendigen Chriſtenthums ſollte ausgeſtreut werden, damit er den künftigen Geſchlechtern Frucht bringe. Philipp Mornay iſt der Stifter der Akademie von Saumur, die längere Zeit hindurch eine treffliche theologiſche Schule für die reformirte Kirche Frankreichs war. Aber Heinrichen war Mornay unentbehrlich geworden; er zog ihn wieder auf den Schauplatz des Krieges und der Staatsgeſchäfte, ja noch einmal zog er ihn zu Rathe wegen ſeines Uebertritts. Als Mornay den König nicht mehr davon abwendig machen konnte, ſich in der katholiſchen Religion unterrichten zu laſſen, und als auch die Zuſammenberufung der evangeliſchen Pfarrer zu einer Conferenz (in Mantes) ſich bald als eine bloße Förmlichkeit herausſtellte, der ſich Heinrich aus Achtung für ſeine frühern Glaubensgenoſſen unterwarf, da konnte ſich freilich des treuen Dieners Thätigkeit hinfort nur darauf beſchränken, den König zu bitten, daß er wenigſtens die Proteſtanten ungekränkt bei ihren Rechten laſſe und dabei ſie ſchütze. Aber das alte Verhältniß zwiſchen dem König und ſeinem väterlichen Freunde war auf immer getrübt, und auch die Auszeichnungen, mit denen er ihn ſpäter bedachte, waren nur ein ſchlechter Balſam für die einmal ſeinem Herzen geſchlagene Wunde. —

Anders als Mornay betrachtete der etwas jüngere Sully die Sache. In ſeinen Memoiren *) ſucht er den Schritt ſeines Monarchen nicht nur als einen durchaus nothwendigen, durch die Umſtände gebotenen, ſondern ſogar als einen Schritt darzuſtellen, den Heinrich aus eigenſter Ueberzeugung gethan habe, weil er die katholiſche Religion für die ſichrere hielt; auch bezeugt er, daß

*) T. II. p. 228. ff.

eine große Zahl der reformirten Prediger ſelbſt bekannt hätten, man könne in der katholiſchen Religion eben ſo ſelig werden, als in der proteſtantiſchen. Auf dieſen Grundſatz geſtützt hatte auch Sully, obwohl er für ſeine Perſon Proteſtant blieb, dem Könige zum Uebertritt gerathen. Weniger Theolog, als Mornay, glaubte er, es komme in jeder Religion nur auf die Hauptſachen an, und dieſe faßte er in Folgendes zuſammen: daß man die zehn Gebote bis an ſeinen Tod beobachte, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß annehme, Gott und den Nächſten von Herzen liebe und ſeine Seligkeit allein von der Barmherzigkeit Gottes durch das Verdienſt Jeſu Chriſti hoffe.

Wir zweifeln nicht an der guten Geſinnung Sullys, und in der That dürfte, nur vielleicht mit etwas andern Worten ausgedrückt, die Hauptſache des Chriſtenthums in den genannten Puncten beſtehen. Aber mit ſolchen allgemeinen Sätzen iſt dem tiefern religiöſen Bedürfniß nicht geholfen. Es fragte ſich denn doch wieder: Wie hält man die zehn Gebote? Wie muß der Glaube beſchaffen ſein, den das apoſtoliſche Bekenntniß doch nur in den allgemeinſten Grundzügen giebt? und da ſtieß man denn, ſo wie man etwas tiefer eingehn wollte, von ſelbſt wieder auf die Schwierigkeiten, welche die beiden Kirchen damals trennten. Ungerecht bleibt es daher immer, wenn in der damaligen Zeit Sully die Mißſtimmung der ſtrengen Proteſtanten beim Uebertritt des Königs (wohl nicht ohne Seitenblick auf Mornay) bloß ihrem Eigenſinne zuſchreibt. Das Urtheil über die einzelnen Menſchen und ihre Beweggründe bleibt in ſolchen Fällen immer ſchwer. Nicht jeder hat hierin ein gleich ſcharfes, nicht jeder ein gleich ſtarkes Gewiſſen. Es giebt eine Ueberzeugungstreue, die nur dem oberflächlichen Blicke als Eigenſinn erſcheint, dem tiefern Beobachter aber Achtung abnöthigt; und wenn wir alſo, ſtatt ein eigenes Urtheil über Heinrichs Schritt uns anzumaßen, die Stimmen der Zeit ſelbſt haben zu uns reden hören, ſo iſt unter dieſen Mornay's Stimme gewiß nicht die letzte, die eine ſolche Achtung verdient.

Außer Sully hatte ferner noch, und zwar von katholiſcher Seite, der Biſchoff du Perron auf Heinrichs Entſchluß den meiſten Einfluß geübt, wofür er denn auch das Bisthum Evreux und ſpäter den Cardinalshut erhielt. Dieſem gewandten Geiſtlichen

gelang es endlich, die Zuſicherung des Königs zu erhalten, wornach derſelbe öffentlich in der Kirche von St. Denis zu ſeiner eignen Sicherheit und zur Beruhigung der Gemüther ſeiner Unterthanen in die katholiſche Kirchengemeinſchaft zurückzukehren ſich verbindlich machte.

Die Feierlichkeit fand den 25. Juli 1593 ſtatt. Der König zog in einem weißen Atlasrock, mit einem ſchwarzen Mantel bedeckt, unter einem zahlreichen Gefolge und unter dem lauten Jubel der Pariſer nach der Abtei St. Denis. Mit thränenden Augen betrachteten die Frauen den reuigen Sünder, der nun in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehrte, um als Vater ſeines Volkes zu regieren. Der Erzbiſchof von Bourges im hohenprieſterlichen Ornate, der Cardinal von Bourbon und mehrere andere franzöſiſche Biſchöfe nebſt den Prälaten der Abtei empfingen den König am Portal der Kirche mit dem Crucifix, dem heiligen Evangelienbuche und dem Weihwaſſer. Als der König herantrat, fragte ihn der Erzbiſchof: „Wer biſt du?“ worauf Heinrich antwortete: „Ich bin der König.“ „Was begehrſt du?“ Antwort. „Ich begehre aufgenommen zu werden in den Schooß der heiligen katholiſchen, apoſtoliſchen und römiſchen Kirche.“ „Begehrſt du dieſes aufrichtig?“ fragte wieder der Erzbiſchof. „Ja,“ antwortete der König, „ich will es und verlange es;“ und indem er ſich auf die Kniee niederließ, ſprach er Folgendes: „Ich bezeuge und beſchwöre im Angeſicht des Allmächtigen zu leben und zu ſterben in der katholiſchen, apoſtoliſchen und römiſchen Kirche, ſie mit Gut und Blut zu ſchützen und zu vertheidigen, und allen Ketzereien zu entſagen, welche wider dieſelbe ſind.“ Dann überreichte er dem Erzbiſchof ein Papier, auf welchem dieſelbe Formel geſchrieben ſtand mit ſeiner Unterſchrift*); worauf der Erzbiſchof ihn aufſtehn und ſeinen Ring küſſen hieß; nun erſt folgte die feierliche Abſolution und der Segen. Erzbiſchof und König umarmten ſich zum Zeichen des Friedens. In der Kirche ſelbſt wurde ein feierliches Requiem geſungen, dann aber mit weltlichen Luſtbarkeiten, ganz im Geiſte der katholiſchen

*) Daß Heinrich die Formel nicht ſelbſt geſchrieben, ſondern ſie von einem Andern hatte ſchreiben laſſen — dieß änderte in Mornay's Augen ſo wenig etwas, als in den Augen jedes Unbefangenen.

Kirche, die Ceremonie beendet. Ein allgemeiner Jubel verbreitete ſich durch Paris, während die Liguiſten ihre fein geſponnenen Plane mit einemmal zertrümmert ſahen. Durch den Uebertritt Heinrichs zur katholiſchen Kirche war ihnen nun aller Einfluß abgeſchnitten; das Volk ſah nun in Heinrich von Navarra den allerchriſtlichſten König, den Vertheidiger des Glaubens und war nicht mehr empfänglich für die Einflüſterungen der ſpaniſchen und italiäniſchen Prieſter, welche ſo lange ſeinen Fanatismus unterhalten hatten, als Heinrich auf der Seite der Proteſtanten war. Den Gegnern des Königs blieb indeſſen als letzte Zuflucht übrig, die Aufrichtigkeit ſeines Schrittes in Zweifel zu ziehn, und Heinrich als einen geheimen Freund der Hugenotten zu verdächtigen. Auch daß die Abſolution nur von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit und nicht vom Papſte geſchehen war, wurde von den Römlingen benutzt, dieſelbe als ungültig darzuſtellen. Es fehlte auch nicht an geheimen Umtrieben, der Perſon des Königs ſich zu entledigen. Noch waren die Dolche geſchliffen, deren der Fanatismus ſich gegen Heinrich III. bedient hatte, und noch fehlte es nicht an Predigern, welche den Königsmord rechtfertigten, wenn das gewaltſame Mittel zu einem heilſamen Zweck führe. In der Schule der Jeſuiten wurden dieſe Grundſätze mit mehr oder weniger Deutlichkeit gelehrt; wenigſtens ſchien ein Jeſuitenſchüler die Lehre ſeiner Meiſter alſo verſtanden zu haben, daß er ſich in ſeinem Innern aufgeregt fand, in die Fußtapfen des heiligen Clement zu treten. Johann Chatel, der Sohn eines Tuchhändlers von Paris und ein Zögling der Väter Jeſu, war es, welcher den 27. Dec. 1594*) ſich in den Saal des Königs zu ſchleichen und ſo weit an ſeine Perſon ſich hinanzudrängen wußte, daß er ihn mit einem Meſſer verwundete. Obwohl der König den bethörten Jüngling freigeben wollte, ſo ward er doch durch den Beſchluß des Parlamentes auf grauſame Weiſe hingerichtet und mehrere Glieder des Ordens mit in den Prozeß verwickelt. Das Parlament erklärte das Jeſuitencollegium, in welchem der Jüngling erzogen worden war, ſo wie alle andere Anſtalten des Ordens in Frankreich für aufgehoben. Alle Jeſuiten ſollten innerhalb drei Tagen Paris, innerhalb

*) Schon das Jahr zuvor hatte ein gewiſſer Barrière Aehnliches verſucht.

vierzehn Tagen Frankreich verlaſſen *). Aber noch ehe dieſer Zeitraum vorüber war, ließ der Pöbel ſowohl am Gebäude als an den Perſonen des Ordens ſeine Wuth aus, während er den geretteten König mit Jubelgrüßen empfing und ihm Blumen auf den Weg ſtreute, als er in die Kirche Notre Dame zog, um Gott für die gnädige Rettung ſeines Lebens zu danken. Auch an die ehemaligen Glaubensgenoſſen erinnerte Heinrich bei dieſem Anlaſſe. Auch ſie wurden aufgefordert für den König zu beten, und du Pleſſis Mornay erinnerte den König mit alter Treue, die Warnung des Himmels nicht leicht zu nehmen. Einmal Herr von Paris, ſuchte nun Heinrich auch die übrigen Städte, welche noch der Ligue anhingen, zu bewältigen und zum Gehorſam gegen die königliche Macht zurückzuführen. Um aber die Gemüther über die Gültigkeit ſeiner Abſolution vollends zu beruhigen, entſchloß er ſich ſogar zu dem Schritte, zu dem ſich 500 Jahre früher ſchon ein Heinrich IV. (der deutſche König dieſes Namens) entſchloſſen hatte, ſeine Abſolution beim Papſte ſelbſt, an den Schwellen des apoſtoliſchen Stuhles nachzuſuchen; doch war die Form dieſer Abſolution nicht ſo ſtreng, wie jene. Die Zeiten Gregors VII. waren auch für die katholiſche Kirche vorüber, und der jetzige Papſt Clemens VIII. mußte ſich mit einem geringern Tribute begnügen als dem, welchen der deutſche Heinrich vor dem Schloſſe zu Canoſſa barfuß und im Büßerhemde gebracht hatte. Zwar zeigte Clemens anfänglich einige Sprödigkeit dem König und der Geiſtlichkeit der Franzoſen gegenüber. Noch ruhte der Bann auf Heinrich von Sixtus V. her, und die Ceremonie in St. Denis, durch einen bloßen Erzbiſchof verſehn, hatte in des Papſtes Augen keine Macht, jenen Bann zu löſen, ja, ſie war ſogar ein Eingriff in die Rechte des heiligen Stuhls. Clemens VIII. wies daher den Geſandten Frankreichs, den Herzog von Nevers zurück, und auch die beiden neuen Geſandten, die geiſtlichen Herrn du Perron und d'Oſſat erhielten erſt nur kalten Beſcheid. Aber endlich gab denn doch der Papſt den dringenden Vorſtellungen der franzöſiſchen Geiſtlichkeit nach, und veranſtaltete ein kirchliches Schauſpiel, das die Abſolution des

*) Später wurden ſie jedoch wieder zurückberufen unter der Regierung Heinrichs IV. ſelbſt.

Königs vorſtellen und die Hoheitsrechte des römiſchen Stuhles dem Zeitalter wieder ins Andenken rufen ſollte.

Den 17. Dec. 1595 fand die Feierlichkeit in der Peterskirche ſtatt. Eine große Menge Zuſchauer füllte die Räume derſelben. Auf einem hohen Throne mit goldnen Teppichen behangen, ſaß der Statthalter Chriſti in ſeinem hohenprieſterlichen Ornate; rings um ihn auf ihren Stühlen die Cardinäle, die Biſchöfe, die Beiſitzer der heiligen Inquiſition. Die Cardinäle du Perron und d'Oſſat, welche die Perſon des Königs vorſtellten, (denn dieſer fand nicht für gut in eigner Perſon den Weg über die Alpen anzutreten) wurden eingeführt und nach vielen demüthigenden Verbeugungen wurde ihnen geſtattet das lateiniſch geſchriebene Glaubensbekenntniß ihres Herrn vorzutragen. Der Papſt begann damit, daß er die in St. Denis geſchehene Abſolution für nichtig erklärte und dem König nur unter der Bedingung die Verzeihung verſprach, daß er ſich den Kirchenſtrafen unterziehe, die er ihm auferlegen werde. Die Strafe beſtand darin, daß die geiſtlichen Abgeordneten des Königs während des feierlichen Geſanges des Miſerere von der Hand des Papſtes einige ſchwache Ruthenſtreiche auf ihren Nacken zu Gunſten ihres Monarchen empfangen mußten, und dann folgte ein dreimaliges Gebet des Papſtes. In der erſten Gebetsformel wurde Heinrich als vom Banne entbunden erklärt, in der zweiten als König von Frankreich, in der dritten als allerchriſtlichſter König, welcher Titel den Königen von Frankreich bekanntlich ſeit dem erſten chriſtlichen Frankenkönig Chlodwig her gebürte. Nun wurde unter Trompetenſchall, unter Kanonendonner und dem Beifalljauchzen der Menge das Schauſpiel beendet, und durch dieſen neuen Jubel die Erinnerung an die alten Freudenfeſte hervorgerufen, welche Papſt Gregor XIII. 23 Jahre zuvor bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht veranſtaltet hatte.

Von nun an war in den Herzen aller Katholiken, die es ehrlich meinten und keine politiſchen Abſichten hinter dem Mantel des Religionseifers verſteckten, jede fernere Bedenklichkeit gehoben. Der heilige Vater ſelbſt hatte jetzt dem katholiſchen Glauben des Königs ſein apoſtoliſches Siegel aufgedrückt, und alle weiteren Einwendungen der Ligue waren damit zu Boden geſchlagen. Ja der Papſt ſelbſt warf ſich zuletzt zum Vermittler zwiſchen Frankreich

und Spanien auf, ſo daß endlich im Jahr 1598 der Friede von Vervins zu Stande kam, der dem langen und blutigen Wirren ein Ende ſetzte.

Um dieſelbe Zeit war es, kurz vor Abſchluß dieſes Friedens, daß Heinrich aus der Stadt Nantes jene Verordnung zu Gunſten der Proteſtanten erließ, welche unter dem Namen des Edicts von Nantes berühmt iſt.

Während nämlich Heinrich von der einen Seite ſich gleichſam körperlich an die Gemeinſchaft der Katholiken anſchloß, ſuchte er dagegen auf der andern ſeinem Herzen zu genügen und ſeine alten Glaubensbrüder, die den Uebertritt ihm verargten, dadurch zufrieden zu ſtellen, daß er ihnen jene Rechte wieder ſicherte, die ihnen in verſchiedenen Friedensſchlüſſen zugeſtanden, aber immer wieder aufs Neue waren entriſſen worden. Nach mehrern Vorarbeiten, welche der König durch gemäßigte Katholiken mit Zuziehung proteſtantiſcher Staatsmänner hatte veranſtalten laſſen, erſchien daſſelbe unterm 13. April 1598 mit folgenden Beſtimmungen*).

„Der König geſtattet den Reformirten die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienſtes in allen den Städten, welche das frühere Edict von Poitiers bezeichnet hatte, unter der Bedingung jedoch, den Gottesdienſt der Katholiken nicht zu ſtören. In den Städten aber, wo ſie früher noch keinen Gottesdienſt hatten, bleibt derſelbe unterſagt. Auch dürfen ſie an ſolchen Orten weder Bücher drucken noch verkaufen. Die Reformirten ſind gehalten, ſich im bürgerlichen Leben an die Einrichtung der katholiſchen Kirche zu halten, z. B. in Beobachtung der Feiertage und in Ehſachen. Dagegen ſind ſie aber auch im Genuß aller bürgerlichen Rechte und werden zu allen auch den höchſten Staatsämtern zugelaſſen. Den Eid dürfen ſie auf ihre Weiſe leiſten, ohne auf die Heiligen zu ſchwören. Ihre Kranken werden in die öffentlichen Spitäler aufgenommen ſo gut als die der Katholiken, und die ihnen entzogenen Begräbnißplätze ſollen ihnen zurückgegeben werden. Es iſt verboten, Kinder ihren Eltern zu rauben und ihnen die katholiſche Taufe aufzunöthigen. Aber dieſelbe Gewaltthat iſt auch umgekehrt den Prote-

*) Es findet ſich abgedruckt in Bénoit, histoire de l'édit de Nantes T. I. p.62. ff. Auszüge bei Lacretelle, Weber, Schröckh u. ſ. w.

ſtanten unterſagt in Beziehung auf katholiſche Kinder. In den Parlamenten ſoll eine gleiche Anzahl von katholiſchen und proteſtantiſchen Richtern niedergeſetzt werden, um über die Beſchwerden der einen oder andern Partei zu richten, und überdieß ſoll eine eigne Kammer des Edicts beſtehn, um über der Aufrechthaltung dieſes Edictes zu wachen. Der König geſtattet den reformirten Predigern allgemeine Zuſammenkünfte (Synoden); er giebt einen Beitrag zu ihrer Beſoldung und geſtattet überdieß den Proteſtanten, unter ſich Abgaben zur Beſtreitung ihrer kirchlichen Bedürfniſſe zu fixiren. Endlich räumt er ihnen auf acht Jahre mehrere Sicherheitsplätze ein," — unter welchen Rochelle und Montauban die wichtigſten waren.

Es läßt ſich denken, daß dieſes Edict, welches den Proteſtanten immer noch zu viele Beſchränkungen zu enthalten ſchien, im Gegentheil von den eifrigen Katholiken, namentlich von den Anhängern der nun aufgelöſten Ligue als ein neuer Beweis von den ketzeriſchen Geſinnungen des Königs betrachtet wurde. Auf den Kanzeln wurde dagegen geeifert und eine geiſtliche Deputation machte Vorſtellungen gegen daſſelbe. Einige Biſchöfe ließen ſogar öffentliche Gebete anſtellen, um die Annahme des Edicts zu verhindern. Längere Zeit weigerte ſich auch wirklich das Parlament, das Edict in das große Geſetzbuch einzutragen, und erſt nach einigen Verſtändigungen zwiſchen dem König und dem Parlamente, wobei jedoch der erſtere ſeine königliche Würde mit allem Nachdruck behauptete *), fand die Einregiſtrirung des Edicts mit geringen Abänderungen ſtatt, den 25. Febr. 1599.

So hatten nun die Proteſtanten in Frankreich nach einem langen und blutigen Kampfe zuerſt einen geſetzlich friedlichen Zuſtand erlangt, ähnlich dem, welchen die Deutſchen durch den Religionsfrieden in Augsburg ſchon im Jahr 1555 erhalten hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß bei der monarchiſchen Verfaſſung Frankreichs alles abhing von dem feſten Willen des Alleinherrſchers, während in Deutſchland die einzelnen Fürſten und Stände als die ſouveränen Vertreter der kirchlichen Rechte dieſelben auf den Reichs-

*) Sully, Mémoires III. 367.

tagen geltend machen konnten*). Heinrich IV. hielt das gegebene Wort und beſiegelte es am Ende mit ſeinem Blute.

Die weitere Geſchichte der Regierung dieſes ſo gefeierten Fürſten liegt außer unſerm Plane; weder den verſchiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung unter dem ſtaatsklugen Sully, noch den mannigfachen Zufällen ſeines häuslichen Lebens und den vielen bekannten Anecdoten aus demſelben dürfen wir jetzt unſre Aufmerkſamkeit zuwenden. Wir haben es bloß zu thun mit der Geſchichte des Proteſtantismus unter dieſer Regierung. Davon noch Folgendes.

Um die Zeit des Edicts**) von Nantes zählten die Reformirten in Frankreich über 760 Kirchen, nicht mit eingerechnet die kleinern Gemeinden, die keine beſondern Kirchen hatten, ſondern mit den größern zuſammenhielten. Sie hatten auch ihre eignen Univerſitäten, auf welchen ihre Theologen ſich bildeten; im Jahr 1603 werden uns Montauban, das vorhin erwähnte Saumur, Montpellier und Sédan genannt. In ihrer Kirchenverfaſſung ſchloſſen ſie ſich an die calviniſche Form der Presbyterien an und in ihrer Kirchenzucht bewahrten ſie eine große Strenge. Dieſelbe Strenge machte ſich bei vielen auch in der Glaubensanſicht geltend und mehrere unter ihnen konnten es, bei allen Vergünſtigungen, welche ihnen das Edict von Nantes gewährte, dem König nicht verzeihen, daß er der Sache des Proteſtantismus untreu geworden. Auch machte wohl hie und da einer am unzeitigen Ort ſeinem Religionseifer Luft. So geſchah es unter anderm auf einer Verſammlung der Proteſtanten zu Gap in der Normandie im Jahr 1603, daß in das dort verfaßte Glaubensbekenntniß der harte aber damals ſehr gewöhnliche Ausdruck mit aufgenommen wurde, der Papſt ſei der Antichriſt, was unter den jetzigen Verhältniſſen vielen Anſtoß erregte und dem König ein nicht geringes Mißvergnügen verurſachte. Auch hier ſuchte Mornay durch ſeine Klugheit, die er neben ſeiner

*) Auch war die Anzahl der Reformirten in Frankreich im Vergleich zu den Katholiken im Lande viel geringer, als die Zahl der Proteſtanten in Deutſchland. Sie wurden deßhalb im Verhältniß zum Staat fortwährend als eine Secte betrachtet, „die aus Gnade und Rückſicht der Klugheit geduldet werde, die man aber verfolgen und kränken dürfe, ſobald es ohne Nachtheil geſchehen könne.“ Weber Seite 214.

**) Schröckh II. 344. (nach Bénoit).

Festigkeit bewahrte, das Aergerniß zu heben, ohne darum den Wahrheiten, die das Bekenntniß enthielt, etwas zu entziehen.

Weniger glücklich war Mornay etwas früher gewesen, als er bald nach dem Edict von Nantes eine Schrift über das Abendmahl herausgab, worin er die Messe der Katholiken angriff. In einer Disputation, die er deßhalb mit dem Bischof Du Perron von Evreux zu Fontainebleau hielt, unterlag er der Gewandtheit seines Gegners und verwirrte sich in seinen Behauptungen, was den Gegnern einen lauten Triumph, ihn aber dem Spotte des Hofes preisgab. Heinrich IV., der diese Verlegenheit dem alten Freunde hätte ersparen können, überließ ihn derselben mit einiger Schadenfreude, und Mornay selbst machte ihm den Vorwurf, daß er hier seine bessere Natur verläugnet habe.

Die einzelnen Reibungen der beiden Religionsparteien abgerechnet, an denen es nicht fehlen konnte, war der Zustand der Protestanten unter dem Schutze des Edicts von Nantes immerhin ein erträglicher zu nennen.

Aber mit dem tödtlichen Messer, mit welchem Ravaillac den 14. Mai 1610 den Lebensfaden des Königs durchschnitt, wurden auch die Hoffnungen der Protestanten wie mit einemmal abgeschnitten.

Noch liegt ein Dunkel auf der gräßlichen That, welche die Reihe der zahlreichen Ermordungen in dem erbitterten Religionskampfe beschließt. Aber daß die That mit diesem unter der Asche fortglimmenden Kampfe in Verbindung und der Königsmörder in der Meinung stand, die Welt von einem ketzerischen König zu befreien, ist mehr als wahrscheinlich. Ravaillac, aus Angoulême gebürtig, früher ein Mitglied des Ordens der Feuillants*), überfiel den Wagen des Königs, als dieser eben in der Straße St. Honoré mit einigen andern Wagen ins Gedränge gekommen war, und stieß

*) Die Feuillanten waren eine Abart der Cistercienserm önche; ihr Orden war unlängst (1577) durch Jean de la Barrière gestiftet worden. Den Namen sollen sie daher erhalten haben, weil in der Kirche ihres ersten Klosters ein Marienbild zwischen Blumen und Baumreisern abgemalt war, siehe Iselin, historisches Lexicon u. d. W. Diese neuen Ordensbrüder machten sich besonders auch während den Zeiten der Ligue bemerkbar; so namentlich ein komisches, hinkendes Individuum unter ihnen, welches unter dem Namen le père Bernard ou le petit Feuillant bekannt war. Siehe Fortsetzung von Fleury's Kirchengeschichte. XXXVI. p. 296.

dem König den Dolch ins Herz. Eine allgemeine Trauer verbreitete ſich bei dieſer Nachricht durch ganz Paris, ja durch ganz Frankreich, das in dem Gemordeten einen Vater beweinte. Auch die Billigen unter den Proteſtanten wußten was ſie an ihrem ehemaligen Glaubensgenoſſen und an ihrem fortwährenden Beſchützer verloren. Bange Ahnungen der wiederkehrenden Religionskriege durchbebten die Gemüther, und nur die im Dunkeln lauernde Bosheit feierte einen ſtillen Triumph. Ungefähr neun Jahre vor ſeinem Tode, im Jahr 1601 hatte Heinrich die Freude erlebt, einen Thronfolger in der Geburt des Dauphins zu erhalten. Ueber dieſen minderjährigen Sohn, nachmals Ludwig XIII., führte nun abermals eine Medicis, nämlich Maria von Medicis, die zweite Gemahlin Heinrichs IV., die vormundſchaftliche Regierung.

Immer ſchwankender wurden unter dieſer Regierung die Verhältniſſe der Proteſtanten. Sully verlor mehr und mehr ſeinen Einfluß und wurde endlich entfernt. Aber auch du Pleſſis Mornay ſuchte vergebens den Ausbruch eines neuen Bürgerkriegs abzuhalten, der jetzt durch die Anſprüche des mißvergnügten Prinzen von Condé herbeigeführt wurde. Jetzt wurde ſogar Mornays Weigerung am Kriege theilzunehmen als Verrath des Proteſtantismus ausgelegt. Aber Mornay zeigte ſich auch hierin als ächten Proteſtanten, daß er die Forderungen des politiſchen Eigennutzes nicht zur Sache der Religion machen und beide Intreſſen nicht vermengen wollte, und wie er früher den Vorwurf zu großer Strenge hingenommen, ſo jetzt den der Nachgiebigkeit, der Feigheit und der falſchen Friedensliebe. Durch ſein redliches Betragen, das mit einem politiſchen Aufruhr nichts zu thun haben wollte, nöthigte Mornay der Regentin Achtung ab, ohne darum dem Hofe zu ſchmeicheln. Er, der von ſich ſagen konnte, er habe, ſo lang er im Dienſte Heinrichs geſtanden, nicht ſo viel erworben, um ſein Dach mit Schiefer zu decken, er ſuchte auch jetzt nichts für ſeine Perſon, und doch ward er der Achtung wegen, die er beim Hofe genoß, ein Gegenſtand des Neides derer, für die er ſeine ganze Exiſtenz geopfert hatte. Es ging ihm hierin wie Luthern, der ſich auch mußte gefallen laſſen, ein Fürſtenknecht zu heißen, weil er die geiſtliche Freiheit nicht hingeben wollte zum Deckmantel der weltlichen Anſprüche.

Auch als der ſtreng katholiſche Ludwig XIII. zur Regierung gekommen war, fehlte es nicht an mannigfachen Bedrückungen*) der Proteſtanten, was beſonders durch die Verſchmelzung der kleinen Landſchaft Bearn mit dem großen Königreich geſchah. In dieſem kleinen Landſtriche hatten die Proteſtanten ſeit den Zeiten der Johanne d'Albret eine Hauptzuflucht gefunden, und manches auf ihren Fuß eingerichtet. Dieſe Einrichtungen wurden jetzt größtentheils zerſtört, die Kirchen mit ihren Gütern den Reformirten genommen und den Katholiken gegeben, und auch Mornay, der mit ſeinen Glaubensbrüdern ſich dieſen Gewaltthätigkeiten widerſetzte, ward auf eine treuloſe Weiſe aus dem Beſitze von Saumur verdrängt. Er wollte Frankreich ſelbſt verlaſſen, um ſich im fremden Lande ein Grab zu ſuchen; doch wurde ſein Vorſatz vereitelt. Er ſtarb in den Armen der Seinigen auf dem Schloſſe la Forêt ſur Sèvre in Poitou den 11. November 1623, in einem Alter von 74 Jahren. Bis auf den letzten Augenblick behielt er ſeine Geiſteskräfte. Er ſegnete ſeine Verwandten und Freunde, die Kirche und Schule von Saumur und tröſtete ſich mit den Sprüchen der heiligen Schrift und der Philoſophen des Alterthums. Auch ſeine Gegner mußten ihm das Zeugniß geben**), daß man ihm keinen andern Vorwurf machen könne als den, er ſei Proteſtant geweſen. Je unerquicklicher von nunan die ſpätere Geſchichte des Proteſtantismus in Frankreich wird, beſonders unter der Regierung Richelieu's, der die alte Politik Franz I. wieder befolgte, die Proteſtanten auswärts zu beſchützen, während er im Lande ſelber ſie bedrückte und verfolgte, deſto erhebender dürfte es ſein, ehe wir dieſe Geſchichte verlaſſen, noch einen Augenblick bei dem Bilde Mornay's zu verweilen, das uns ein ſchönes Gegenbild giebt zu dem Bilde l'Hôpitals, an dem wir uns früherhin erbaut haben. Solche Männer ſind ja die Säulen, auf denen die Kirche Gottes ruht, während alles auf ſie einſtürmt von außen, und auch von innen ſo manches geſchieht, ſie zu untergraben. Beide Män-

*) Wir ſind genöthigt, uns hier der Kürze zu befleißen. Den Leſer, der dieſe Zuſtände und die daraus noch weiter entſtandenen Kämpfe genauer verfolgen will, verweiſen wir auf Webers geſchichtliche Darſtellung des Calvinismus, worin gerade dieſer Theil mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt iſt.

**) So Péréfixe.

ner haben in ihrem Schickſale manches Gemeinſame. Beide ſtanden auf hohen Staatsſtellen zu einer Zeit, wo dieſe Höhe gefährlich war, und beide beſchloſſen ihre Tage in der Verborgenheit, nachdem ſie den Undank der Welt und des Glückes Wechſel in reichem Maße erfahren. Wenn wir aber in l'Hôpital mehr den humanen Katholiken kennen lernten, der übrigens das koſtbare Gut der Gewiſſensfreiheit in proteſtantiſchem Sinne ſchützte, ſo ſtellt uns du Pleſſis Mornay das Bild eines Proteſtanten dar von jenem ſchärfern Gepräge eines Calvin und ſeiner Geiſtesverwandten. Der Spott der Gegner nannte Mornay den Papſt der Proteſtanten. So wurde ja auch Calvin der Papſt von Genf genannt. Was liegt aber in dieſem Namen anders als das Anerkenntniß der Geiſtesüberlegenheit ſolcher Männer und der ſittlichen Kraft, die von ihnen ausgeht. Urſprünglich hatte ja auch das Papſtthum dieſe Bedeutung, und ſo lange die Beherrſchung der Gewiſſen in nichts anderm beſteht als in der Geltendmachung der ewigen Geſetze der Sittlichkeit gegenüber der Rohheit und Weltlichkeit der Welt und des Zeitalters, ſo lange hat dieſe Herrſchaft (wir mögen ſie nun eine päpſtliche Gewalt nennen oder eine biſchöfliche oder eine apoſtoliſche oder eine prophetiſche) eine hohe Bedeutung in der Geſchichte der Menſchheit, und wo einmal dieſes Geſchlecht von Päpſten ausſtürbe, da wäre es um das Salz der Erde geſchehn. Nur die Herrſchaft über die Gewiſſen, die aus falſcher Anmaßung entſteht und die leibliche Mittel gebraucht und fleiſchliche Waffen ſtatt geiſtiger, iſt eine verwerfliche und ſie iſt es, die das römiſche Papſtthum verächtlich gemacht und geſtürzt, aber auch leider! den Proteſtantismus aus der Bahn geworfen hat. In dieſem Sinne aber hatte Mornay nichts Päpſtliches an ſich*). Wo die Macht der Rede und der Ueberzeugung nicht mehr ausreichte, da zog er ſich zurück, und äußere Gewalt in Sachen der Religion lag ihm eben ſo ferne, als dem edeln l'Hôpital.

Mornays Glaube war ein rein evangeliſcher Glaube, und wenn auch hie und da gewiſſe ſchroffere Auffaſſungen deſſelben, wie ſie die damalige Polemik gegen die Katholiken faſt nothwen-

*) Weniger Päpſtliches als z. B. Calvin.

dig machte, auch ihm eigen waren, ſo ging doch der Kern des Chriſtenthums ihm nicht verloren über der Schale.

Mornay hat mehrere Schriften hinterlaſſen, die vielleicht jetzt nicht mehr für alle genießbar ſind; aber an ein kleines Büchlein von ihm muß ich noch erinnern, das immer ſeinen Werth behalten wird, ſo lange der Gegenſtand ſelbſt, den es behandelt, der große Gegenſtand aller menſchlichen Geſchichte und alles menſchlichen Denkens und Strebens bleibt, es iſt ſein Tractat über das Leben und den Tod, (discours de la vie et de la mort) eine Schrift, die er bald nach ſeiner Verlobung ſchrieb und ſeiner Braut weihte, deren Inhalt er ſelbſt in ſeinem ganzen Leben als Wahrheit erprobte, und die auch uns als Reſultat aller Geſchichte ſich herausſtellt, nämlich die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe und die einzig ſichere Glückſeligkeit in Gott.

Siebente Vorleſung.

Schluß der franzöſiſchen Reformationsgeſchichte. Spanien und die Inquiſition. Reformatoriſche Verſuche daſelbſt. Proteſtantismus in den Niederlanden. Zuſtand derſelben unter der Statthalterin Margaretha. Granvella. Wilhelm von Oranien. Egmont und Horn. Verfolgungen der Proteſtanten. Der Geuſenbund. Bilderſturm in Antwerpen. Spaniens Vertilgungsplan. Uneinigkeit der Gegenpartei. Vorſpiel zu Alba's Verwüſtungen.

Mit dem Tode des edeln Mornay, jener feſten Granitſäule des Proteſtantismus in Frankreich, ſchließt ſich für unſre Betrachtung auch einſtweilen derjenige Theil der franzöſiſchen Reformationsgeſchichte ab, der für unſere Periode wichtig iſt. Zwar hat der Kampf um die äußere Exiſtenz und die innere Kräftigung des hugenottiſchen Bundes noch nicht aufgehört, und die Zuckungen dauern fort, unter welchen der zerfleiſchte Leib der Gemeinde fortſeufzt, bis ihm endlich durch die Aufhebung des Edicts von Nantes der letzte Herzſtoß verſetzt wird. Aber wozu die weitere Ver-

folgung einer Kriegsgeſchichte, die von nun an dem religiöſen Intereſſe wenig neue Seiten der Betrachtung darbietet? Wenden wir deßhalb jetzt unſern Blick zunächſt auf jene beiden Nachbarländer Frankreichs, welche unter dem gewaltſamen Zepter Philipps II. vereint, mit eben der Kraft der Begeiſterung, wenn auch mit verſchiedenem Glücke ihre Glaubenskämpfe durchfochten, alſo daß während in dem einen Lande der Proteſtantismus dem ſchmählichſten Druck unterlag, er in dem andern einen glorreichen Sieg davon trug. Spanien und die Niederlande ſind jetzt der Schauplatz unſrer Geſchichte geworden. Reden wir zuerſt von Spanien.

Auch in dieſes von Natur und Geſchichte gleich merkwürdige Land war die belebende Kunde gedrungen von dem großen Religionskampf in Deutſchland. Hatte doch Karl V. ſelbſt inmitten dieſes Kampfes ſeinen Sitz großentheils in Spanien nnd erließ nicht ſelten von hier aus ſeine Befehle in Betreff Luthers und ſeiner Anhänger. Eben ſo fand ſpäterhin von der Landſchaft Bearn aus, die durch den Wall der Pyrenäen von dem benachbarten Arragonien getrennt wird, neben dem Verkehr des Handels auch der Verkehr der Ideen ſtatt, ſo daß dieſen Ideen von beiden Seiten, von der deutſch-lutheriſchen, wie von der franzöſiſch-reformirten der Zufluß offen ſtand, wenn nicht ſofort dem Eindringen derſelben ein feſterer Damm entgegengeſetzt wurde, als die Natur ihn durch die Abgeſchloſſenheit des Landes geſetzt zu haben ſchien. Mehrere der ſpaniſchen Umgebungen des Kaiſers hatten Gelegenheit, mit der Lehre Luthers genauer bekannt zu werden. So der kaiſerliche Geheimſchreiber Alfonſo Valdez *), der vertraute Zuſammenkünfte mit Melanchthon hatte, und dem Kaiſer eine beſſere Meinung von den Proteſtanten beizubringen ſuchte. Auch ein andrer Spanier, Francisco de Angelis, Provincial des Angeli-ordens in Spanien, kam nach Beendigung des Wormſer Reichstages in einer der Reformation günſtigen Stimmung nach Baſel, wo er ſich mit Conrad Pellican über Luthers Lehre unterhielt und ihr größtentheils ſeinen Beifall gab. Ja, der ſpaniſche Geſandte in Rom ſelbſt, Don Juan de Manuel ſprach ſich in

*) Siehe über ihn und die ganze ſpaniſche Reformationsgeſchichte M'Crie, Geſchichte der Reformation in Spanien, überſetzt von Guſtav Pfleiderer. Stuttgart. 835. S. 139. ff.

ſeinen Briefen an den Kaiſer zu Gunſten Luthers aus. Aber mit alle dem ſollte die Verbreitung der Schriften dieſes Ketzers in Spanien auf alle Weiſe verhindert werden. Man vergegenwärtige ſich nur die Anſtalt der Inquiſition, mit welcher das Land unter Ferdinands Regierung beſchenkt worden, und die ſchon vor dem Auftreten Luthers in Deutſchland an 13,000 Perſonen der Ketzerei wegen verbrannt hatte *), nicht gerechnet die vielen Tauſende, welche entweder in den Kerkern verſchmachteten, oder ihres Vermögens, ihrer Ehre, ihrer Geſundheit auf Lebenslang beraubt worden waren, und man wird leicht begreifen, welcher Muth dazu gehörte, nur Luthers Namen auf die Zunge zu nehmen, geſchweige denn ſeine Lehre zu bekennen. Dennoch fehlte es nicht an Einzelnen, welche mitten unter den Argusaugen dieſes furchtbaren Gerichtshofes ihrer beſſern Ueberzeugung Luft machten. Dahin gehörte Juan de Avila, der Apoſtel von Andaluſien. Dieſer ehrwürdige Mann hielt ſich in ſeinen Predigten, welchen ſeine eigene muſterhafte Frömmigkeit den beſten Eingang in die Gemüther verſchaffte, an das einfache Wort der Schrift, und ſchon dieß war hinlänglich, ihn der lutheriſchen Ketzerei verdächtig zu machen. Er wurde 1525 der Inquiſition verzeigt, und wenn es auch ſeinen Freunden gelang, ihn zu retten, ſo wurden doch ſeine Schriften verboten!

Auch andere, Pedro de Lerma, Profeſſor der Theologie und Kanzler der Univerſität von Alcala, und ſein Neffe Luis de Cadena fielen in denſelben Verdacht, und retteten ſich allein durch ihre Flucht nach Paris. Andere wurden in den Gefängniſſen herumgeſchleppt, bis ſie endlich die Ketzerei abſchworen und ſich den ihnen auferlegten Büßungen unterzogen. Selbſt der Hofkaplan Kaiſer Karls V. Alfonſo de Virves unterlag dieſem Schickſal. Hören wir, was dieſer Mann ſelbſt über das Verfahren der Inquiſition in jenen Zeiten uns meldet **): „Manche, ſagt er, haben ſich den Grundſatz angeeignet, daß es erlaubt ſei, einen Ketzer durch Wort und Schrift zu beſchimpfen, wenn man ihn nicht tödten oder foltern könne. Fällt ein armer Mann, den ſie ungeſtraft mißhandeln können, in ihre Hände, ſo ſprechen

*) M'Crie. S. 110.
**) M'Crie. S. 143.

ſie ein entehrendes Urtheil über ihn aus, ſo daß er, wenn er auch ſeine Unſchuld beweiſt und ſeine Losſprechung erhält, dennoch auf Lebenszeit als Verbrecher gebrandmarkt iſt. Iſt aber der Unglückliche aus Unachtſamkeit oder durch den Umgang mit andern wirklich in einen Irrthum verfallen, ſo ſuchen ſeine Richter nicht durch Auseinanderſetzung der Schriftlehre, durch ſanften Zuſpruch und väterlichen Rath ihn von demſelben zu befreien, ſondern nehmen, im ſchneidendſten Gegenſatze zu dem Charakter der Väter, auf welche ſie ſich berufen, zum Gefängniſſe, zur Folter, zu Feſſeln und zum Beil ihre Zuflucht. Und was iſt die Wirkung dieſer furchtbaren Mittel? Alle jene dem Leibe zugefügten Qualen vermögen nicht die geringſte Aenderung in den Vorſtellungen der Seele hervorzubringen, die nur durch das Wort Gottes zur Wahrheit zurückgeführt werden kann, welches lebendig und kräftig iſt und ſchärfer, denn ein zweiſchneidig Schwert.“ — So urtheilte ein ſpaniſcher Katholik gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Unter den Männern, welche der reinern evangeliſchen Geſinnung in Spanien Eingang zu verſchaffen ſuchten, wird uns auch ein Laie, Rodrigo de Valer genannt, der, nachdem er zuvor einer üppigen Lebensweiſe gefröhnt hatte, ſich allmälig in das innere Gebiet der frommen Betrachtung zurückzog und nachdem er ſeinen Geiſt an den Wahrheiten der chriſtlichen Offenbarung geſättigt, ſich berufen fand, dieſelben auch andern mitzutheilen. Erſt beraubte ihn die Inquiſition ſeines Vermögens, als er aber auch durch dieſe Strafe ſich nicht abhalten ließ, ſeine Grundſätze weiter zu verbreiten, wurde er zum zweitenmal verklagt. Er ward zu lebenslänglicher Gefangenſchaft und zum Tragen des Sanbenito verurtheilt *). Auch nach ſeinem Tode wurde dieſes Schmachgewand in der Metropolitankirche zu Sevilla aufgehängt und mit einer Warnungstafel für andere verſehen **). — Dennoch fehlte es dem Rodrigo de Valer nicht an Schülern und Anhängern. Unter dieſen war der ausgezeichnetſte Juan Gil, gewöhnlich Doc-

*) Der Sanbenito oder Sacco benito war ein Bußgewand von feuergelber Farbe mit einem Kreuz auf der Bruſt oder auf dem Rücken, und mit Teufelsfiguren verſehen.

**) Die Aufſchrift lautete: Rodrigo Valer, Bürger von Lebrixa und Sevilla, Apoſtat und falſcher Apoſtel, der von Gott geſandt zu ſein vorgab. M'Crie. S. 160.

tor Egidius genannt, aus Aragonien. Dieſer verband ſich in der Folge mit einigen gleichgeſinnten Freunden zur Verbreitung reinerer Religionsgrundſätze, richtete aber dadurch das Auge der Inquiſition auf ſich. Karl V. ſchützte ihn jedoch und übertrug ihm ſogar 1550 das Bisthum Tortoſa. Aber nur umſomehr wurde dadurch der Haß der Feinde angefacht. Es ward ein Prozeß gegen den ketzeriſchen Biſchof eingeleitet, der noch ſehr gelinde damit endete, daß Doctor Egidius ſeines Amtes entſetzt, auf einige Jahre eingeſperrt und ihm alles fernere Lehren und Schreiben unterſagt wurde bei der Strafe des Scheiterhaufens. Die Geſundheit des Mannes unterlag den Anſtrengungen ſeines Geiſtes und den Stürmen, die über ihn ergingen. Er ſtarb bald nach der überſtandenen Gefangenſchaft. Als ſich aber das Gerücht verbreitete, er ſei im Bekenntniß des lutheriſchen Glaubens geſtorben, ſo wurden auf den Spruch der Inquiſition hin ſeine ſchon beerdigten Gebeine ausgegraben und den Flammen übergeben. Sein Vermögen wurde eingezogen, ſein Name ehrlos erklärt.

Von den bisher Genannten war noch keiner unmittelbar mit dem Tode beſtraft worden. Aber dieß Schickſal, das in Frankreich, den Niederlanden und anderwärts ſo manche muthige Bekenner betroffen, es konnte nun in Spanien nicht ausbleiben für die, welche ſich durch die bisherigen Vorgänge nicht abſchrecken ließen, in die Fußtapfen der verfolgten Glaubenslehre zu treten.

Francisco San-Roman*) aus Burgos gebürtig, iſt der erſte ſpaniſche Blutzeuge in der Geſchichte der dortigen Reformation. Er war aus einer anſehnlichen Familie. Handelsgeſchäfte führten ihn nach den Niederlanden, wo er mit der Lehre der Reformatoren und mit Männern bekannt wurde, die an dieſe Lehre ſich anſchloſſen. Nachdem er ſchon in Antwerpen war gefangen gehalten, dann auf dem Reichstag zu Regensburg, wo er die Verwendung des Kaiſers vergebens nachſuchte, aufs Neue war zur Haft gebracht und als Gefangener im Gefolge des Kaiſers nach Italien und Afrika war geſchleppt worden, wurde er endlich nach der unglücklichen Expedition des Kaiſers gegen Algier in Spanien wieder ans Land geſetzt und der Inquiſition zu Valla-

*) Vgl. außer M'Crie noch die histoire des Martyrs. p. 146. b.

dolid übergeben. Sein Proceß war kurz. Als er vor die Inquiſitoren gebracht wurde, geſtand er offen ſeinen Glauben an die Hauptlehre der Reformation, daß nämlich die Rechtfertigung nicht aus den Werken, ſondern aus der Gnade Gottes komme durch die Vermittlung Chriſti, wobei er auch nicht unterließ, die Meſſe, die Ohrenbeichte, das Fegfeuer und ähnliche Irrthümer als mit dem Worte Gottes ſtreitend darzuthun. Er wurde gefangen geſetzt und trug ſeine Strafe mit großer Geduld. Vergebens ſuchten die Mönche, die ihn beſuchten, ihn von ſeinem Glauben abzubringen, und auch als das Todesurtheil wider ihn geſprochen war und er auf den Richtplatz geführt wurde, weigerte er ſich, dem Prieſter zu beichten und ſich vor dem Crucifix zu neigen, das man ihm vorhielt. Als er an den Pfahl befeſtigt war und die Flammen ihn ſchon erreichten, machte er eine unwillkürliche Bewegung mit dem Kopfe. Die Mönche glaubten darin ein Zeichen ſeiner Reue zu erkennen. Er wurde aus dem Feuer gebracht, aber als er wieder Athem fand, blickte er ſeinen Peinigern ruhig ins Geſicht und fragte ſie: „Beneidet ihr mich um mein Glück?“ worauf er in die Flammen zurückgeſtoßen und von dieſen verzehrt ward. Allen Gläubigen ward verboten für ſeine verdammte Seele zu beten. Aber einige von der kaiſerlichen Leibwache ſammelten ſeine Aſche, und der engliſche Geſandte, welcher ſich damals in Valladolid befand, verſchaffte ſich einen Theil der Gebeine, um ſie als Reliquie aufzubewahren. Dieß Ereigniß fand im Jahre 1544 ſtatt. In Valladolid waren damals ziemlich viele Bekenner der evangeliſchen Lehre, und weit entfernt, daß das Schickſal San-Romans ſie abgeſchreckt hätte, traten ſie vielmehr nach ſeinem Tode zu einer Gemeinde zuſammen, die ſich zwar insgeheim, aber regelmäßig zum Zwecke chriſtlicher Erbauung verſammelte.

Auch außer Landes zeichneten ſich einige Spanier durch ihr freies Bekenntniß aus. Jayme Enzinas ſtarb 1546 in Rom den Märtyrertod und Juan Diaz aus Cuença, ein Freund Bucers, wurde mit Hülfe ſeines eignen Bruders Alfonſo zu Neuburg an der Donau meuchleriſch ermordet.

Das große Mittel, wodurch die Reformation in allen Ländern, (vor allem freilich in Deutſchland) befördert ward, die Ueberſetzung der Bibel in die Landesſprache, blieb auch in Spanien nicht unver-

ſucht. Franſisco Enzinas, mit dem griechiſchen Namen Dryander, der Bruder des hingerichteten Jayme, unternahm, aufgemuntert von Melanchthon und andern Freunden, eine Ueberſetzung des N. T. in dem caſtiliſchen Dialect. Aber auch dieß Unternehmen galt für Ketzerei. Schon der Titel des Buches: „Das N. T. d. i. der neue Bund unſeres alleinigen Erlöſers und Seligmachers Jeſu Chriſti" gab den Cenſoren vielen Anſtoß; denn die Ausdrücke: „neuer Bund" und „alleiniger Seligmacher" rochen nach dem Lutherthum. Man begnügte ſich nicht damit, dieſe Worte auf dem Titel zu ſtreichen, ſondern der Ueberſetzer ſelbſt, da er auch noch eine Schrift Luthers überſetzt hatte, wurde eingekerkert, und ſeine Bibelüberſetzung ſo wie einige andere, welche um dieſe Zeit entſtanden, durch eine Bulle Papſt Julius III. ums Jahr 1550 verboten.

Unterdeſſen hatten ſich die Anhänger der Reformation in Spanien mit jedem Jahre gemehrt, und als endlich 1555 ein Schüler des vorhin genannten Egidius, Conſtantine Ponce de la Fuente von ſeiner Reiſe in die Niederlande nach Sevilla zurückgekehrt war, fand er die Gemüther ſchon hinlänglich vorbereitet, um für die weitere Verbreitung der reinen Lehre in Spanien zu wirken.

Sonach waren es vor allen die beiden Städte Sevilla im ſüdlichen, Valladolid im nördlichen Theile Spaniens, welche ſich für die neue Lehre empfänglich zeigten und derſelben einen Anhaltpunct verſchafften. Es waren beſonders auch die Klöſter in der Umgegend dieſer Städte, welche in ihrem Innern heilſame Verbeſſerungen vornahmen, und auch unter dem höhern Adel fanden Luthers Lehren Anhang und eine ziemliche Verbreitung. So ſtanden die Sachen in Spanien, als Philipp II. ſeine Regierung antrat. Man iſt ſo ſehr gewohnt, Philipp II. und die Inquiſition als zuſammengehörige Begriffe zu betrachten, daß es wohl hier der Ort ſein dürfte, über dieſes furchtbare Inſtitut, das Philipp auch auf den Boden andrer Länder zu verpflanzen ſuchte, einige Nachrichten zu geben *).

Die Inquiſition hat ihren Urſprung im Mittelalter und zwar

*) Das Ausführlichere darüber in Llorente, kritiſche Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition, überſetzt von Höck. 4 Bde. Gmünd 1819.

im ſüdlichen Frankreich. Hier war es, wo man zuerſt nöthig fand, wegen der überhandnehmenden Secten der Albigenſer und anderer den päpſtlichen Stuhl bedrohender Religionsgeſellſchaften ein eigenes Tribunal niederzuſetzen, das die Aufſpürung und Beſtrafung der Ketzer zu ſeiner eigenſten Aufgabe machen ſollte. Bis dahin hatten die Landesbiſchöfe ſelbſt die Pflicht gehabt, den aufkommenden Irrlehren zu ſteuern; allein da man dieſe zu ſäumig fand, und da der römiſche Stuhl die Leitung der Kirche durch ſeine, ihm beſonders ergebenen Werkzeuge auf Koſten der biſchöflichen Rechte betreiben ließ, ſo waren es auch hier die Bettelmönche, in deren Hände das heilige Strafamt der Kirche gelegt wurde. Die Päpſte Innocenz III. und Gregor IX. betrieben die Inquiſition mit beſonderm Eifer, und Toulouſe wurde zunächſt der Sitz des höchſten Gerichtshofes derſelben für Frankreich. Aehnliche Gerichte wurden in Italien und Sicilien niedergeſetzt, und auch in Deutſchland wurde die Einführung derſelben, doch nicht eben mit großem Glück, verſucht. Vor allen aber war Spanien das Land, in welchem dieſe peinliche Juſtiz der Kirche eine ſo ausgebildete Geſtalt erhielt, wie ſonſt nirgends, ſo daß die ſpaniſche Inquiſition die berüchtigſte geworden iſt in den Jahrbüchern der Geſchichte. Schon im 13. Jahrhundert war in Aragonien die Inquiſition eingeführt worden. Bei der Vermählung aber Ferdinands von Aragonien mit Iſabella von Caſtilien, welche die Vereinigung der beiden Königreiche zur Folge hatte, wurde im Jahre 1477 der erſte Verſuch gemacht zur Einführung eines Inquiſitionsgerichtes für das ganze, nunmehr vereinigte Königreich. Der Papſt Sixtus IV. beſtätigte das Unternehmen durch eine Bulle, und der Erzbiſchof Pedro Gonzalez de Mendoza ſo wie der Cardinal Ximenes gaben dem Gerichtshofe ſeine Einrichtung. An die Spitze deſſelben trat im Jahre 1478 Thomas de Torquemada, Prior des Dominicanerkloſters von Segovia mit dem Titel eines Generalinquiſitors, der durch ſeine blutigen Verheerungen ſich einen der furchtbarſten Namen in der Geſchichte bereitet hat. Ausſpürung und Beſtrafung der Ketzer, das waren nächſt der Vertilgung der Mauren und der Juden die beiden Hauptaufgaben der ſpaniſchen Inquiſition und dazu bediente ſie ſich aller möglichen Mittel. Schon Innocenz III. hatte es jedem katholiſchen Chriſten zur heiligſten Gewiſſensſache

gemacht, jeden anzugeben, der der Irrlehre verdächtig sei. Verheimlichung der Ketzerei eines andern galt für ein Verbrechen. Aber mit den zufälligen Angaben begnügte sich der Gerichtshof nicht. Er hatte eine Unzahl von Beamten und von gedungenen Spähern, und häufig ward der Beichtstuhl die Gewissensfolter, welche die Geständnisse erpreßte, die man haben wollte. Unter der Anbietung einer gnadenreichen Verzeihung wurden von Zeit zu Zeit Tausende gelockt, sich als reuige Sünder vor dem Gerichtshofe einzufinden; aber statt der gehofften Verzeihung warteten ihrer die Qualen der Folter, Bande und Kerker, Einziehung des Vermögens, öffentliche Schande, Ausschließung von allen Aemtern und am Ende doch noch der Feuertod, wenn sie nicht vollkommen sich zu reinigen im Stande waren. Und wie war dieses möglich, da zu jeder Zeit der Prozeß wieder neu konnte aufgenommen werden, und da die Mittel der Vertheidigung nach Willkür abgeschnitten wurden. Welcher verworfenen Mittel man sich bediente, Kinder gegen ihre Aeltern, Verwandte gegen Verwandte, Dienstboten gegen ihre Herrschaften zeugen zu lassen und die Angeklagten selbst in ihren Verhören zu verwickeln; welchen willkommnen Anlaß die Inquisition sowohl dem politischen Despotismus, als der Privatrache der einzelnen darbot, das geht aus den nähern Beschreibungen der Prozesse hervor, bei denen wir uns jedoch nicht länger aufhalten können.

Es läßt sich denken, daß bei der Verbreitung der lutherischen Lehren in Spanien die Thätigkeit der Inquisition einen neuen Spielraum erhielt, und namentlich war es Philipp II., der im Einverständnisse mit Papst Paul IV. und dem damaligen Generalinquisitor Valdez alles aufbot, die Ketzer in ihren Schlupfwinkeln aufzuspüren, und sie dem heiligen Officium (so nannte man auch die Inquisition) zu überantworten. Das Personal des Gerichtshofes wurde vermehrt, die Strafen geschärft und nichts gespart, um das ganze Land in einem fortwährenden Schrecken zu erhalten. Die Gemeinden von Sevilla und Valladolid wurden auseinander gesprengt und ihre Mitglieder zu hunderten verhaftet. Der ausgezeichnete Prediger Constantine Ponce de la Fuente starb an der Folge der erlittenen Mißhandlungen, aber sein Bildniß und seine Gebeine wurden im December 1560 bei einem in Sevilla

gefeierten Auto da Fe öffentlich ausgestellt. Auch früher schon, den 21. Mai 1559 als am Sonntage Trinitatis, hatte das erste öffentliche Auto da Fe gegen die Protestanten stattgefunden. Zur Vervollständigung unsers Bildes der Inquisition muß ich noch die nähere Beschreibung eines Auto da Fes vorausschicken. Das Wort Auto da Fe ist spanisch und heißt eine Glaubenshandlung, ein Act der gläubigen Kirche gegen die ungläubigen Ketzer. Es gab größere und kleinere Auto da Fe's, wovon die letztern (Antiflo genannt) nur in den Hallen der Inquisition selbst, die erstern aber mit großer Oeffentlichkeit und unter feierlichen Formen abgehalten wurden. Sie sollten ein Abbild des jüngsten Gerichtes sein und schon durch ihre schreckenden Formen die Gemüther der Menge mit Abscheu gegen die Ketzerei erfüllen. Sie wurden daher gemeiniglich auf Sonn- und Festtage verlegt und in der geräumigsten Kirche der Stadt, noch häufiger aber auf freien Plätzen gehalten. In allen Kirchen und Klöstern der Nachbarschaft wurde eine solche Glaubenshandlung zuvor angekündigt, und allen denen ein vierzigtägiger Ablaß versprochen, die an der Ceremonie theilnehmen würden. Diese fand auf folgende Weise statt. Mit Anbruch des Tages, der zum Auto da Fe bestimmt war, verkündeten alle Glocken der Stadt die Feier desselben. Die Officialen der Inquisition begaben sich in die Gefängnisse, in welchen die auserseheuen Opfer schmachteten. Nicht allein die zum Tode Verurtheilten, sondern auch die, welche Verzeihung erhielten, aber zu Büßungen verurtheilt waren, mußten erscheinen. Diese letztern trugen entweder ein weißes Kleid, wenn ihre Verschuldung leicht war, oder, wenn sie schwerer war, den schon erwähnten Sanbenito. Auf dem Sanbenito der zum Feuer Verurtheilten aber sah man aufwärts lodernde Flammen von Teufeln umgaukelt; auch trugen sie noch eine papierene Mütze, Coroza genannt, auf denen ähnliche Bilder angebracht waren. Bei denen, welche die Gnade genossen, vorher erdrosselt zu werden, waren die Flammen abwärts gekehrt. Nachdem die Gefangenen von den Officialen auf den Gefängnißhof herausgeführt worden, setzte sich der Zug in Bewegung. Hinter einer Abtheilung Soldaten, welche Bahn machten, schritt ein Priesterchor in feierlichem Ornate, begleitet von der Schuljugend unter dem Gesange der Ataneien. Nun folgten die Gefangenen selbst, nach den Graden

ihrer angeblichen Verschuldung in verschiedene Haufen getheilt: die Schuldigsten kamen zuletzt mit einem Strick um den Hals und einem Kreuz in den Händen. Jeder Gefangene wurde von zwei Gerichtsdienern der Inquisition (Familiaren) bewacht; außerdem waren den zum Tode Verurtheilten Mönche beigegeben, welche sie noch in der letzten Stunde bearbeiten und ihnen die Schrecken der Hölle vorhalten sollten. Nach den Gefangenen kamen die hohen Behörden, die Richter und Staatsbeamten, nebst einer Schaar Adeliger zu Pferde. Nun erst erschien der gesammte Clerus, sowohl die Ordens- als die Weltgeistlichen, und in einiger Entfernung bewegten sich die Mitglieder des heiligen Officiums selbst in langsam feierlichem Schritte vorwärts. Voran diesem Zuge wurde eine rothe seidene Fahne getragen, worauf die Insignien Papst Sixtus IV. und Ferdinand des Katholischen prangten zur Verherrlichung der Stifter oder wenigstens der Beförderer und Wiederhersteller der Inquisition; über denselben erhob sich ein vergoldetes Crucifix von gediegenem Silber, das von dem Volke mit der höchsten Verehrung betrachtet ward. Endlich kamen die Familiaren zu Pferde, welche die Leibwache bildeten, woran sich noch ein langer Zug von Personen aus den höhern Ständen anschloß, die den heiligen Glaubensact mit ihrer Gegenwart beehren und ihren Gehorsam gegen die Kirche dadurch an den Tag legen wollten. Eine unzählige Menge Volkes bildete, durch keine weitere Ordnung zusammengehalten, den Schluß des düsteren Aufzuges. Auf dem Platze angelangt, bestiegen die Inquisitoren eine für sie errichtete Bühne. Dieser gegenüber erhob sich eine andere, auf welcher die Gefangenen standen, ihr Urtheil zu vernehmen. Jetzt hielt einer aus der hohen Geistlichkeit eine Rede zur Eröffnung der Feierlichkeit, und dann las der Schreiber des Tribunals die Urtheile vor. Die Bußfertigen, d. h. die, welche bereit waren ihre Ketzerei abzuschwören, erlangten nun, nachdem sie auf den Knieen und die Hände auf das Meßbuch gelegt, ihr Glaubensbekenntniß hergesagt hatten, die Absolution, die ihnen von dem Vorstande des Tribunals am Altar ertheilt wurde, immerhin jedoch auf die Bedingung, den über sie verhängten Kirchenstrafen sich willig zu unterziehn. Diese bestanden gewöhnlich in Verbannung oder in körperlichen Züchtigungen, in Kerker und harter Frohn-

arbeit. Drauf wurde der ganzen Verſammlung ein Eid abgenommen, daß ſie Zeitlebens im Glauben der römiſchen Kirche verharren und einſt in dieſem Glauben ſterben, ja daß ſie die heilige Inquiſition in allen ihren Handlungen unterſtützen und ſie aufrecht erhalten wolle. Während dieſer Eidesabnahme lag alles Volk auf den Knieen. Nun kam es an die zum Tode Verurtheilten. Diejenigen unter ihnen, welche dem geiſtlichen Stande angehörten, wurden Stück für Stück ihrer prieſterlichen Auszeichnungen beraubt und der weltlichen Behörde zur Beſtrafung überantwortet. Der alte kirchliche Gemeinplatz, „daß die Kirche nicht nach Blut dürſte" und auch kein Blut vergieße, wurde jetzt auf eine Weiſe in Anwendung gebracht, daß er einer ſchamloſen Satire der Kirche auf ſich ſelbſt ähnlich ſah. Scheinbar dem Grundſatz der Menſchlichkeit getreu baten jetzt die Inquiſitoren mit heuchleriſcher Miene die weltlichen Richter, die Verurtheilten mit Milde zu behandeln, während ſie doch von ſich aus ſchon alle Anſtalten zur Hinrichtung getroffen hatten und jeden weltlichen Richter ſelbſt vor ihr Tribunal gezogen haben würden, der es auch nur von ferne gewagt hätte, dieſer Bitte zu willfahren. Dieſe Bitte blieb alſo und ſollte bleiben ein frevelhaftes Poſſenſpiel, womit der Menſchlichkeit Hohn geſprochen wurde im Angeſicht der leichtgläubigen Menge. War dieſe Heuchelſcene vorüber, dann fand die grauſame Hinrichtung ſelbſt ſtatt, zwar gleichfalls öffentlich, doch nicht auf dem Platze, auf welchem das Auto da Fe gehalten wurde, ſondern außerhalb der Stadt.

Bei dem erſten öffentlichen Proteſtanten-Auto da Fe, welches den 21. Mai 1559 zu Valladolid in Gegenwart des vierzehnjährigen Don Karlos, ſeiner Tante Johanna und vieler Großen und Beamten des Reichs gehalten wurde, ließen ſich 16 wieder mit der Kirche verſöhnen, 14 aber wurden dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefert *). Von den letztern wurden zwei lebendig verbrannt, die übrigen vorher erdroſſelt, was eine Erleichterung der Strafe war. Aber auch hier wurden die vom Tode Freigeſprochenen entweder verbannt oder zum Tragen des Sanbenito verurtheilt. Es waren unter ihnen viele vom höchſten Adel und Leute, welche Karl V. ausgezeichnet hatte. Unter den Hingerichteten verdient neben Auguſtin

*) Raumer Geſchichte Europas III. S. 17. (nach Sapulveda historia und Llorente) vgl. M'Crie S. 290.

von Caçalla auch noch beſonders Antonio Herezuelo genannt zu werden, ein Rechtsgelehrter aus der Stadt Toro. Muthig hatte er die Qualen der Folter ertragen und ging feſten Schrittes ſeinem Tod entgegen. Das Einzige, was ihn betrübte, war der Anblick ſeiner Frau, die er am Tage des Auto da Fés im Kleid einer Bußfertigen, d. h. einer ſolchen erblickte, die auf ihr reuiges Bekenntniß hin freigeſprochen worden. Leonora war erſt 22 Jahre alt, als ſie in die Gefängniſſe der Inquiſition gebracht wurde. Ungewiß über das Schickſal ihres Gatten hatte ſie endlich dem Zureden der Mönche nachgegeben und ſich zu einem Widerruf ihrer Ketzerei bewegen laſſen. Aber jetzt nach dem Anblick ihres Gatten, der zur Richtſtätte geführt wurde, ließ ihr das Gewiſſen keine Ruhe mehr. Sein ſcheidender und ſchneidender Blick ſchwebte ihr ſtets vor Augen. Sie raffte ſich endlich zuſammen, verwarf die Büßungen, die man ihr zumuthete und gab ſich offen als eine Bekennerin deſſelben Glaubens dar, für den ihr Mann geſtorben war. Noch acht Jahr wurde ſie in den Kerkern herumgeſchleppt, bis ſie endlich 1568 auf dieſelbe Weiſe endete wie ihr Gemahl.

Ein zweites Auto da Fe fand bald darauf im October 1559 ſtatt, welchem Philipp II. ſelbſt beiwohnte, begleitet von ſeinem Sohne Don Carlos, ſeiner Schweſter und einem reichen Gefolge*). Er ſelbſt ſchwor dem Großinquiſitor Valdez einen feierlichen Eid auf ſein Schwert, daſſelbe ſtets zur Unterſtützung des heiligen Officiums und zur Vertilgung der Ketzer zu gebrauchen. Unter den Opfern, die dieſes Auto da Fe forderte, wird uns Don Carlos de Seſo genannt, ein Edelmann aus Verona gebürtig, der wegen ſeiner großen Talente und ſeines trefflichen Characters von Karl V. in großen Ehren war gehalten worden. Er ſtarb nicht nur ſelbſt muthig den Feuertod, ſondern munterte auch ſeine Freunde durch ſein ſtandhaftes Benehmen auf. Bei dieſem Anlaß war es, als der unbewegliche Philipp das Wort ſprach, „er ſelber würde bereit ſein, das Holz herbeizutragen, um ſeinen eignen Sohn zu verbrennen, wenn er ein ſolcher Ketzer wäre, wie dieſe**). Ich ſchweige von

*) M'Crie S. 301.
**) M'Crie S. 305.

den ähnlichen Auftritten bei den Auto da Fe's in Sevilla und Madrid und andern Städten, und von den Märtyrern, die dort dem Tode geweiht wurden, und unter welchen Frauen und Jungfrauen, selbst Greise auf ihren Stab gebückt, den Scheiterhaufen bestiegen. Auch die übrigen, zahlreichen Verfolgungen im Einzelnen durchzuführen, halte ich für überflüssig, da das Bisherige hinreichen wird, uns ein anschauliches Bild zu geben von der Art, wie Philipp im eignen Mutterlande die Rechtgläubigkeit der Kirche handhabte.

Wir wenden uns jetzt jenem andern Lande zu, in welchem er und seine Schreckensmänner vorzüglich ihre Namen verewigt haben, einem Lande, das seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit, sowie dem Character seiner Bewohner nach himmelweit von dem spanischen verschieden ist, und das eben deßhalb von der Vorsehung dazu berufen schien, früher zu einem freiern politischen und religiösen Dasein zu gelangen, als das unglückliche Spanien, das uns noch in der Gegenwart das Bild der innern Zerrissenheit vor die Augen stellt.

Die siebzehn Provinzen der Niederlande, welche die Völkerschaften der Belgen, der Friesen und der Bataven umfaßten, waren im Jahr 1477 durch Vermählung der Herzogin Maria von Burgund mit dem damaligen Erzherzog Maximilian von Oestreich unter die Botmäßigkeit des kaiserlichen Hauses gekommen, jedoch unter der Bedingung, daß ihre eigenthümlichen Rechte und Freiheiten ihnen aufrecht erhalten würden. Allein schon unter Maximilians Regierung hatte sich die Unzufriedenheit geregt, welche einst die Gefangennehmung desselben in der Stadt Brügge zur Folge hatte. Als nun aber Maximilians Enkel Karl V. durch die pragmatische Sanction 1548 die Niederlande zugleich als ein mit Spanien unzertrennlich verknüpftes Land bezeichnet hatte, mußte bei der völligen Verschiedenheit der Nationalität und bei dem Einfluß, welchen die Spanier auf das wohlhabende und betriebsame Land zu üben begannen, sich ein Gefühl des Mißbehagens erzeugen, das durch Karls feine Politik zwar gemäßigt, aber nicht beseitigt werden konnte, und das nunmehr unter Philipps despotischer Regierung vollends in eine zur Empörung gereifte feindselige Stimmung des Volkes umschlug. Zu dieser politischen Bewegung gesellte sich nun die religiöse, die mit ihr Hand in Hand

ging, weßhalb auch hier, wie anderwärts, die beiden Intereſſen häufig vermiſcht und mit einander verwechſelt wurden.

Dieſer Doppelkampf der Niederlande um ihre politiſche und religiöſe Unabhängigkeit bietet in dem Gemälde der Zeit einen der intereſſanteſten Puncte dar*). Was nun vor allem die religiöſen Bewegungen betrifft, ſo darf vorerſt nicht vergeſſen werden, daß ſchon in den Zeiten vor der Reformation in den Niederlanden ſich Männer hervorgethan hatten, welche der Glaubensverbeſſerung in mehrfacher Hinſicht den Weg bereiteten. Ich erinnere nur an Gerhard Groot, an Thomas von Kempis, an Johann Weſſel von Gröningen und an den berühmten Erasmus von Rotterdam. Als nun im 16. Jahrhundert Luthers Lehre von Deutſchland aus ſich weiter verbreitete, fand ſie vorzüglich Anklang unter den Mitgliedern des Auguſtinerordens in Antwerpen. Zwei dieſer Mönche, Heinrich Voes und Johann Eſch, ſtarben ſogar als die erſten Blutzeugen der Reformation auf dem Scheiterhaufen. Sie wurden 1523 zu Brüſſel verbrannt und Luther beſang ihren Tod in einem ſchönen Liede. Bald traten viele Einwohner von Holland, Seeland und Flandern zur neuen Lehre über; doch blieben auch die Verfolgungen nicht aus und die an jenen Mönchen ſtatuirten Beiſpiele wiederholten ſich von Zeit zu Zeit. So wurde auch im Jahr 1525 der Reformator Johann de Backer (Piſtorius) verbrannt, weil er ſich verehelicht und der Lehre des Papſtes widerſprochen hatte. Ueberhaupt wurden unter Karl V. mehrere tauſend Menſchen — Grotius redet in rhetoriſcher Uebertreibung von 100,000! — wegen ihres Abfalls von der römiſchen Kirche enthauptet, verbrannt oder auf andere Weiſe vom Leben zum Tode gebracht. Zu dieſem grauſamen Verfahren mochte freilich auch mitwirken, daß viele Wiedertäufer, ſeit ihrer Vertreibung

*) Wir werden indeſſen auch hier das Politiſche nur ſo weit berückſichtigen, als es der Betrachtung der religiöſen Kämpfe zur nothwendigen Unterlage dient. Allzubekannt iſt Schillers ſchön geſchriebene, aber unvollendete Darſtellung, als daß ich an ſie zu erinnern brauchte. Als weitere Hilfsmittel können die Fortſetzung des Schillerſchen Werkes von Curths und die Geſchichte der Niederlande von van der Vynckt (3 Bde. Zürich 1793) genannt werden, ſowie auch der 3. Band von Raumers Geſchichte Europa's, Seite 11—155. (Von ältern Schriftſtellern ſind Meteren und Grotius benutzt worden.)

aus den deutschen Landen, sich in Friesland niedergelassen und ihr tolles Wesen daselbst getrieben hatten. Aus Frankreich her fanden sich dann auch bald namentlich in den südlichen Provinzen und Flandern viele Calvinisten oder Reformirte ein, die neben den Anhängern Luthers und den Wiedertäufern als eine dritte Secte erscheinen mußten*). Diese Verschiedenheit der Bekenntnisse trug nicht wenig zu den Verwickelungen bei; das Einzige, worin sich Alle begegneten, war der Haß gegen das Papstthum und das spanische System; aber ein gemeinschaftlicher Haß gegen einen Dritten ersetzt noch nicht die gemeinschaftliche Liebe, die alle in einem Geiste verbindet.

Wodurch Philipp gleich bei seinem Regierungsantritte den Niederländern, und zwar den katholischen fast noch mehr als den protestantischen sich verhaßt machte, war die Einführung neuer Bisthümer und die Art, wie er die Beschlüsse des Tridentinischen Concils der Kirche aufzudringen suchte. Hatte der argwöhnische Herrscher gehofft, durch die Vermehrung der Bisthümer dem um sich Greifen der Irrlehre Einhalt zu thun, weil die Bischöfe nach den alten Einrichtungen der Kirche die Pflicht hatten, über der Reinheit des Glaubens zu wachen, so mußte er sich bald überzeugen, daß dieß Mittel allein nicht ausreiche, und daß ein unmittelbares Eingreifen der Inquisition in die kirchlichen Angelegenheiten noch gar viel erfolgreicher sein werde. Aber eben damit erbitterte er die Gemüther nur noch mehr. Zwei Personen waren es, denen Philipp besonders die Bändigung der Ketzer in den Niederlanden übertrug: seine Schwester, die Statthalterin Margaretha von Oestreich, und der Bischof von Arras Anton Perenot, der unter dem Namen des Cardinals Granvella bekannter ist. Dieser, der Sohn eines Emporkömmlings, der als kaiserlicher Kanzler die Gunst Karls V. besessen hatte, erregte durch willkürliches und gewaltthätiges Verfahren den allgemeinen Haß gegen sich, und die Zurücksetzungen, welche die Einheimischen bei Besetzung der geistlichen

*) Die Reformirten erhielten nach und nach die Oberhand über die Lutheraner, welche mehr die östlichen Provinzen des Landes inne hatten, während in den größern Städten, z. B. in Antwerpen, sich die verschiedenen Parteien neben einander geltend zu machen suchten.

Stellen erleiden mußten, trugen bittere Früchte*). Rückſichtlich der Ketzer hatte Granvella ächt ſpaniſche Grundſätze**). „Man ſoll,“ ſchlug er vor, „von allen einen Eid über die Reinheit ihres Glaubens und ihre Unterwerfung unter die Ketzergeſetze verlangen. Denen, welche dieſen Eid verweigern, wird binnen vierundzwanzig Stunden jede Waffe weggenommen und ihnen aufgegeben, vor Ablauf von vierzehn Tagen ⅔ ihrer Güter zu verkaufen und für ewige Zeiten ihr Vaterland zu meiden. Das übrige Drittel jener Güter ſollte zu frommen Zwecken verwendet werden.“

Vergebens widerſetzte ſich der Staatsrath den ſtrengen Maßregeln des Cardinals. Die mildere Stimme des Präſidenten Viglius von Zuichem wurde überhört. Da erwachte der Muth in der Bruſt dreier Männer, welche es wagten, ihre Vorſtellungen an den König zu bringen: Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, Lamoral, Graf von Egmont, und Philipp von Montmorency, Graf von Horn.

Wilhelm I.***), welchem durch Erbſchaft ſeines Oheims das Fürſtenthum Orange in Frankreich zugefallen — daher Prinz von Oranien — war der Sohn Wilhelms von Naſſau, Grafen von Dillenburg und der Gräfin Juliane von Stollberg. Der Aelteſte von zwölf Kindern, war er geboren im Jahr 1533 auf dem Schloſſe Dillenburg im Naſſauiſchen. Sein Vater war Proteſtant und hatte in ſeinem Lande die Reformation eingeführt; aber Kaiſer Karl V. hatte den jungen Prinzen frühzeitig an ſeinen Hof gezogen und ihm die Lehrſätze der katholiſchen Kirche beibringen laſſen. Wilhelm genoß ſchon als Knabe das Vertrauen des Kaiſers, und im Jahr 1555 ſtand er als Oberbefehlshaber an der Spitze des kaiſerlichen Heeres in den Niederlanden. Als Karl V. ſeine Kronen niederlegte, war Wilhelm ein Jüngling von 23 Jahren. Ihm wurde das Geſchäft zu Theil, die deutſche Krone Ferdinand I. zu überbringen, und auf ſeine Schultern geſtützt, nahm Karl Abſchied von ſeinen flandriſchen Unterthanen.

*) Es wurde unter andern eine Zeichnung verfertigt, auf der Granvella über Eiern ſitzend abgebildet war, aus welchen er Biſchöfe brütete, und darüber ſchwebte die Geſtalt eines Teufels mit der läſterlichen Inſchrift: „Dieß iſt mein lieber Sohn, den ſollt ihr hören.“

**) Siehe Raumers Briefe I. 164.

***) Vgl. deſſen Biographie im Musée des Prot. célébres T. III.

Die Gunſt, deren ihn ſein Herrſcher gewürdigt, vererbte ſich aber keineswegs auf Philipp. Dieſer beſtätigte ihm zwar die Statthalterſchaft von Holland und Seeland und fügte die von Utrecht hinzu; aber ſtandhaft weigerte er ſich, ihm die Oberſtatthalterſchaft über die geſammten Niederlande zu ertheilen. Der Argwohn Philipps gegen Wilhelm von Oranien mochte noch in einem beſondern Umſtande ſeinen Grund haben. Wilhelm war in Folge des Friedensſchluſſes zwiſchen Frankreich und Spanien*) als Geißel nach Frankreich gekommen. Hier erfuhr er in einem Geſpräch mit König Heinrich II., der mit einem Vertrauten Spaniens zu ſprechen glaubte, den ſchändlichen Plan der beiden Könige, den Proteſtantismus ihrer Länder mit Hülfe der Inquiſition zu erſticken. Dieſe Entdeckung theilte er ſeinen Freunden in Brüſſel mit, aber die Briefe fielen in Philipps Hände. — Wilhelm von Oranien bewahrte indeſſen einen ſtillen und verſchloſſenen Character, daher ſein Beiname: der Schweigſame; aber hinter dieſer ſcheinbaren Ruhe verbarg er einen thätigen, feurigen Geiſt und einen feſten, kräftigen Willen. „Ruhig in ſtürmenden Wogen**),“ das war ſein Wahlſpruch und das treue Bild ſeines Weſens.

Lamoral, (Amurath) Graf von Egmont, ſtammte gleichfalls aus einem angeſehenen Geſchlechte. Er war ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, Ritter des goldnen Vließes und mit den Lorbeern der glorreichen Siege bei St. Quentin und Gravelingen geſchmückt. Er führte die Statthalterſchaft über Flandern und Artois, und war durch ſeine große Leutſeligkeit allgemein beliebt. Philipp von Montmorency, Graf von Horn***) hatte ſich neben Egmont in denſelben Siegen ausgezeichnet. Er war Oberbefehlshaber über die Seemacht, und hatte eine Zeitlang die Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen verſehen, dann aber während eines Aufenthaltes in Spanien mancherlei kennen gelernt, was ihm die dortige Politik verhaßt machen mußte.

Dieſe drei Männer, Oranien, Egmont und Horn entwarfen, da ſie im Staatsrath mit ihren Anträgen nicht durchdringen konnten,

*) Friede von Cateau Cambréſis den 3. April 1559.
**) Saevis tranquillus in undis.
***) Van der Vynckt I. S. 123.

am 11. Mai 1563 eine Vorſtellung an den König, worin ſie die gegenwärtige Lage der Dinge ſchilderten, ihre Anhänglichkeit an die katholiſche Religion bezeugten, die Statthalterin Margaretha lobten, aber die Entfernung Granvella's für durchaus nothwendig erklärten, da ſeine Anmaßung ohne Grenzen ſei, und da nur nach ſeiner Beſeitigung das Land mit Erfolg könne regiert werden. Sie erhielten nur eine ausweichende Antwort. Die Folge war, daß die drei aus dem Staatsrath austraten; und erſt, als auf die Vorſtellungen der Statthalterin Margaretha hin Granvella endlich im Jahr 1564 die Niederlande verließ und ſich nach Burgund begab, traten ſie wieder in die Behörde ein, in welcher ſie ihr Anſehn trotz der noch immer zahlreichen Anhänger des Cardinals zu behaupten wußten. Egmont war es zugleich, der bei ſeinem perſönlichen Erſcheinen am ſpaniſchen Hofe im Jahr 1565 ſich in ſoweit der Proteſtanten annahm, daß er um eine mildere Behandlung derſelben nachſuchte. Aber Philipp II., der die Frage wegen der Ketzer ſeinen Theologen zur Begutachtung vorlegte, äußerte ſich bei dem Anlaß, „er wolle lieber hunderttauſend Leben verlieren, als die geringſte Veränderung in Glaubensſachen dulden oder die Beſtrafung der Ketzer, mit Uebertretung ſeiner Pflichten gegen Gott, aufſchieben oder mildern. Vielmehr ſolle man überlegen, wie dieſe Strafen zu ſchärfen wären, damit endlich die Ausgelaſſenheit gezähmt und das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde *).“ Der König hatte ſich, um in dieſen Geſinnungen ſich zu ſtärken, vor dem Bilde des Erlöſers niedergeworfen **) und ihn gebeten, daß er ihn bei ſolcher Geſinnung erhalten möge. Es folgten drauf noch mehrere Schreiben Philipps an Margaretha, in welchen auf unverzügliche Vollziehung der Strafen gedrungen wurde. Mit allen Gegenvorſtellungen wurde nichts erreicht, als daß endlich der Blutbefehl dahin abgeändert wurde, daß die Hinrichtungen der Ketzer nicht öffentlich zu ſein brauchten, ſondern im Geheimen vollzogen werden könnten, was dadurch bewerkſtelligt wurde, daß man den Kopf mit den Knieen zuſammenband und die Verurtheilten in großen Waſſerkufen erſäufte. Eine allgemeine Erbitterung bemächtigte ſich der Gemüther, und wo die Befehle mit Ge-

*) Raumers Geſchichte III. S. 34. (nach Hooft 51.)
**) Schröckh II. S. 391.

walt wollten durchgesetzt werden, da fehlte es auch nicht an Gegenwehr. So widersetzten sich die Protestanten in Antwerpen der Hinrichtung eines ihrer Glaubensgenossen, und warfen den Scharfrichter mit Steinen, so daß dieser den Körper des Unglücklichen zur Hälfte verbrannt, seinem Schicksal überließ; aber noch aufgebrachter wurden sie, als jetzt kund ward, man bringe die evangelischen Gläubigen heimlich in den Gefängnissen um, statt sie öffentlich zu richten. Endlich traten durch solche Grausamkeiten ermüdet die vier Hauptstädte Brabants, Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch zusammen und gaben eine kräftige Schrift ein, worin sie die Abstellung der Inquisition begehrten. Bald fand das feste Benehmen dieser Städte weitern Anklang. Ein Bündniß wurde geschlossen, an dessen Spitze zuerst Philipp von Marnix, Herr von St. Andolgonde stand, im Jahr 1566 in der Stadt Breda. „Wir wollen, so hieß es in der Urkunde des Bundes (der den Namen Compromiß erhielt), wir wollen nichts unternehmen gegen Gott, König, Staat, Freiheit und römische Kirche, wohl aber zusammenhalten wider die Inquisition; denn durch sie wird die schändlichste Sclaverei bezweckt und eingeführt göttliches und menschliches Recht umgestoßen, Hab und Gut unsicher gemacht, Freiheit in Worten und Werken aufgehoben.“ Anfänglich war der Bund nur von elf Edelleuten *) unterzeichnet; allmälig aber traten ihrer an 400 hinzu, unter ihnen auch Oraniens Bruder Ludwig und sein Schwager, der Graf von Berg. Wohlhabende Kaufleute schlossen sich später dem Bunde an. An die Spitze desselben trat Heinrich von Bredérode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, ein kühner und geachteter Mann. — Die Namen Wilhelms von Oranien, Egmonts und Horns fehlten zwar unter den Unterschriften; aber daß auch sie mit einverstanden waren, wird von vielen nicht ohne Grund vermuthet.

Wir müssen wohl merken, daß das Bündniß keineswegs ein protestantisches Bündniß war. Seine Mitglieder gehörten größtentheils zur katholischen Kirche. Aber auch von den Katholiken widersetzten sich ja viele den Eingriffen Spaniens in die

*) Schröckh a. a. O. S. 391.

Verhältniſſe der Niederlande, und vor allem der Einführung der Inquiſition.

Es war zu Anfang Aprils 1566 als die Verbündeten in Brüſſel anlangten; den 5. April Mittags zogen ſie unbewaffnet und wohlgeordnet, 3 bis 400 an der Zahl, zum Palaſte der Statthalterin *). Sie wurden anſtändig empfangen, erhielten aber keine genügenden Verſicherungen, ſondern höchſtens nur die Ausſicht, daß man die Befehle des Königs mit möglichſter Schonung und Mäßigung handhaben werde. Weniger human, als der Empfang der Statthalterin war der von Seiten des Staatsrathes Barlaimont, der ſich, als einige Beſorgniſſe äußerten, vernehmen ließ, man ſollte ſich von dieſem Haufen Lumpen oder Bettler (gueux) nicht einſchüchtern laſſen. Dieſer ſchlechte Witz gab Anlaß zur Benennung der Partei.

Als die Verbündeten nämlich vor ihrer Trennung in Brüſſel bei einem Abſchiedsmahle ſich letzten, fiel es einem unter ihnen ein, den Schimpfnamen der gueux in einen Ehrennamen zu verkehren und den Geuſen (ſo nannten ſie ſich von nun an) ein lautes Lebehoch zu bringen. Ja, Bettler, das wollten ſie ſein, aber im edeln Sinne des Wortes; treu dem Könige (verſteht ſich, ſo lang er nach den Geſetzen regiert) bis zum Bettelſacke! —

Der Bettelſack wurde von nun an das Abzeichen aller, die zum Bunde der Geuſen gehörten; man kleidete ſich in die Tracht der Bettler, man prägte Münzen mit Inſignien, die auf das Bettel-Handwerk Bezug hatten und trug dergleichen an Mützen und Gürteln zur Schau.

So war der Name der Geuſen ein ähnlicher Parteiname geworden in den Niederlanden, wie der Name der Hugenotten in Frankreich, nur mit dem Unterſchiede, daß das proteſtantiſche Bekenntniß nicht zum Charakteriſtiſchen eines Bundesmitgliedes gehörte. Aber nichts deſtoweniger wurden die Geuſen als die Partei betrachtet, an welchen der Proteſtantismus einen Halt habe; und das wohl mit Recht. Traten doch wirklich und zum Theil im Vertrauen auf dieſen Bund die Proteſtanten von dieſem Augenblick an offener hervor. — Predigten wurden unter freiem Himmel

*) Raumer a. a. O. S. 41.

gehalten, wozu das Volk Schaarenweise ja zu Tausenden herbeiströmte, und manche Redner ließen sich in ihrem Eifer hinreißen, mehr zu sagen, als die reine Begeisterung für das Evangelium gebot. Man suchte diese Versammlungen mit Gewalt auseinander zu treiben. Aehnliche Auftritte, wie wir sie zu Vassy in der Champagne gefunden haben, wiederholten sich hier zu verschiednen Malen und in verschiednen Gegenden. Die Prediger, welche das Volk nicht immer auf besonnenem Wege für die neue Religion entflammten, waren zum Theil den Klöstern entronnene Mönche, die leicht von dem einen Extrem des Fanatismus in das andere überspringen konnten und so die Gluth eines stürmischen Eifers entzündeten. Auch ungebildete Handwerker bestiegen den Rednerstuhl und predigten, so gut sie es verstanden, die evangelische Freiheit*).

In Antwerpen besonders kam es zu ärgerlichen Auftritten, und nur mit vieler Mühe gelang es Wilhelm von Oranien, der dahin entsendet wurde, die Ruhe wieder herzustellen. — Abermalige Weisungen des Hofes von Madrid, die zwar einige Mäßigung empfahlen, im Ganzen aber doch auf der alten Forderung inquisitorischer Maßregeln beharrten, vermochten nicht dem Sturme Einhalt zu thun, der seine mächtigen Schwingen in immer weitern Kreisen entfaltete.

Hier war kein Luther, der den innern Kern des Reformationswerks mit klarem Bewußtsein festhaltend, die wilden Ausbrüche der Gewalt abwehrte und dem austretenden Strom sein sicheres Bett anwies. Was er in Wittenberg noch zur rechten Zeit wieder ins Geleise brachte, was in der schweizerischen Reformation bereits in zu grellen Formen hervortrat und manches Schöne ohne Noth zerstörte, das brach jetzt zuerst in Flandern mit aller Macht los und verbreitete sich von da in raschen Schritten über Artois, Brabant und die gesammten Niederlande, der Bilderſturm. Eine Menge liederlichen Gesindels, von denen es viele gradezu auf die Plünderung der reichen Kirchenschätze absahen**), fielen mit

*) Die etwas grellen Schilderungen davon bei Schiller.

**) Einer andern Nachricht zu Folge wäre nichts gestohlen, sondern alles den Kirchenvorstehern übergeben worden unter der eidlichen Verpflichtung, es zur Unterstützung der Armen in Geld umzusetzen. Raumers Briefe I. 170. (nach Morillon III. 250).

Leitern und Stricken, mit Hämmern, Aexten und anderm Geräth bewaffnet, in Kirchen und Klöster ein und vernichteten alle Gemälde, Orgeln, Bildsäulen und Ornamente auf die pöbelhafteste Weise. Selbst die Ruhe der Todten wurde gestört und die Grabmäler entweiht. Kostbare Bücher und Handschriften wurden mit den Reliquien und heiligen Gefäßen ein Raub des Vandalismus. Binnen wenig Tagen wurden an 400 Klöster, Kirchen und Kapellen geplündert. Am schrecklichsten ging es in Antwerpen selbst her, nur zwei Tage nach der Entfernung Oraniens aus dieser Stadt. Es war um das Fest von Mariä Himmelfahrt.

Ein hochverehrtes Marienbild *) war aus Furcht vor Entweihung dießmal den Blicken der Menge entzogen und in einen Schrank verschlossen worden. Da riefen etliche, Maria fürchte sich hervorzutreten, andere verspotteten die Prediger von der Kanzel herunter, deren sie sich bemächtigt hatten; noch andere riefen mitten im Tumulte: Es leben die Geusen! Es kam zu Schlägereien in der Kirche. Nun ging es über das Marienbild und über die sämmtlichen Bilder her. Unter anderm ward ein schönes und sehr werth gehaltenes Christusbild am Kreuze mit Beilen zerschlagen, während die beiden Schächer daneben verschont blieben. Auch die Orgel, ein Meisterstück damaliger Kunst, wurde zertrümmert. Die Hostien wurden aus ihren geweihten Behältern herausgerissen, auf der Erde umhergestreut und mit Füßen getreten, mit dem Nachtmahlwein ward die Gesundheit der Geusen getrunken, mit dem heiligen Oele die Schuhe geschmiert **). In wenigen Stunden war die ganze große Kirche, die an 70 Altäre faßte, rein ausgeplündert und verwüstet. Man glaubte kaum ***), daß menschliche Kräfte allein im Stande gewesen, die Zerstörung in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen. Böse Geister, hieß es, hätten sich mit den Wüthenden verbunden und ihnen den Raub vollenden helfen. Als im Dome nichts mehr zu plündern und zu schänden war, zog die Rotte in Prozession, mit brennenden Wachskerzen zu andern Kirchen und Klöstern, mißhandelte die Mönche und verfuhr auf

*) Siehe Raumerl, Geschichte III. S. 48. und Schiller.

**) Wie weit diese einzelnen Züge des von Schiller entlehnten Gemäldes auf Quellenangaben beruhen, kann ich nicht ausmitteln; daß aber Aehnliches auch bei ähnlichen Anlässen vorgekommen, ist gewiß.

***) Schröckh (nach Strada) S. 401.

ähnliche Weise mit den aufgestellten Heiligthümern. Endlich öffneten sie noch die Gefängnisse, und führten sowohl Schuldige als Unschuldige heraus *).

Es ist keineswegs erwiesen, daß dieser Unfug von Protestanten verübt worden sei. Der Pöbel ist sich überall gleich, und wo einmal alle Bande der Ordnung gerissen sind, da setzt sich der Aberglaube über die gewohnte Scheu hinweg und vergreift sich in wilder Raublust am Heiligen. Aber so viel ist gewiß, daß ein großer Theil der Protestanten, ja vor allem die verbündeten Adligen und die Prediger sich gegen den Unfug erklärten, und ihr Mißfallen laut zu erkennen gaben **).

Wie indessen oft auch unsittliche Handlungen dazu dienen müssen, einen rechtlichen und sittlichen Zustand herbeizuführen, (ohne daß deßhalb gesagt werden dürfte die schlechten Mittel würden durch den guten Erfolg geheiligt) so hatte auch hier diese wilde Bewegung eine augenblickliche Nachgiebigkeit von Seiten der Statthalterin zur Folge. Durch die Vorstellungen Oraniens, Egmonts und Horns bewogen, ließ sie sich den 23. August mit den Protestanten in einen Vergleich ein, laut welchem die Inquisition eingestellt und das Predigen unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen erlaubt wurde. Auf dieß hin versprachen die verbündeten Edeln Beistand wider alle fernern Unruhstifter und Bilderstürmer und erklärten, nichts gegen den König, den Staat und die Kirche unternehmen zu wollen. Und wirklich zeigten sie durch die Bestrafung und Hinrichtung derer, die beim Bildersturm sich besonders vergangen hatten, ihren Ernst. Vor allen war Wilhelm von Oranien bemüht, die Ordnung wieder herzustellen und sowohl Katholiken als Protestanten in ihrem Rechte zu schützen. Eine ähnliche Aufgabe hatte er unter diesen schwierigen Verhält-

*) Raumer, Geschichte III. S. 48.

**) So schreibt unterm 21. September 1566 Ludwig von Nassau an seinen Bruder Johann: „Nachdem uns auch die Bilderstürmerei bei vielen ein groß Geschrei und böſen Namen machet, so bitte ich E. L. die wollen uns andern Bundsverwandten in diesem bei männiglichen entschuldigen helfen, denn es in der Wahrheit durch ein gemein, nichtig, gering und blos Volk, sondern (ohne) unserer anderer Vorwissen noch Verwilligung geschehn ist.“ Siehe die Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau von Groen v. Prinsterer II. p. 308. vgl. Johann an Ludwig p. 346. ibid.

niſſen zu löſen, wie l'Hôpital faſt um dieſelbe Zeit in Frankreich. Aber freilich konnte er es keiner Partei zu Danke machen. Den Katholiken erſchien er als ein Freund der Ketzer, den Eifrigen unter den Proteſtanten als ein zweideutiger Vermittler, weßhalb ſie ihn auch abbildeten mit zwei Geſichtern und zwei offnen Händen *). Einer aus dem Volk ſetzte ihm ſogar das Geſchoß auf die Bruſt und drohte ihn als einen Papiſten niederzuſtrecken **). Als aber der König Philipp von den Plünderungen der Kirchen hörte, da griff er in ſeinen Bart und ſchwur bei der Seele ſeines Vaters ſtrenge Beſtrafung der Uebelthäter. Bald darauf fiel er in Krankheit ***). — Während übrigens Philipp durch ein eigenhändiges Schreiben das Benehmen Wilhelms von Oranien belobte, wurde ſchon insgeheim ſein Untergang beſchworen, ſowie der ſeiner Freunde Egmont und Horn. Es wurden Briefe des ſpaniſchen Geſandten Alava in Paris an die Statthalterin aufgefangen, in welchen dieſer Plan aufs Deutlichſte enthüllt war. Immer häufiger wurden die Verfolgungen und immer ernſter verbreitete ſich das Gerücht vom Herannahen der ſpaniſchen Kriegsmacht unter Alba's Befehlen. Die Umſtände ſchienen zur Ausführung eines Gewaltſtreiches günſtig. Die vorgefallenen Exceſſe des Bilderſturmes hatten vielen Katholiken zum Vorwand gedient, die bisher an dem Bündniß der Edeln theilgenommen hatten, ſich von demſelben zu trennen, und unter den Proteſtanten ſelbſt dauerte die Spannung der Lutheraner und Reformirten fort. Dazu kam noch endlich die Uneinigkeit der Häupter in Betreff der zu leiſtenden Gegenwehr. Während die beiden Brüder Wilhelm und Ludwig von Oranien nebſt Brederode Gewalt mit Gewalt abzutreiben ſich anſchickten, widerriethen Egmont und Horn jede Widerſetzlichkeit. Den 3. April 1567 ſahen ſich die beiden Freunde (Egmont und Wilhelm von Oranien) zum letztenmal in einem Dorfe zwiſchen Brüſſel und Antwerpen. Es fand eine warme Unterredung ſtatt. Egmont wollte des Königs Gnade vertrauen oder lieber ſterben, als das Land verlaſſen, während Wilhelm ihm begreiflich zu machen

*) Raumer, Briefe I. S. 170.
**) Musée des Prott. a. a. O. p. 117.
***) Raumer, Briefe I. S. 170.

ſuchte, daß man entweder einen kräftigen Widerſtand leiſten oder durch Entfernung der Gefahr ausweichen und ſich für beſſere Zeiten aufſparen müſſe. Er beſchwor ihn, doch ja nicht dem treuloſen Philipp zu trauen, der ihnen nur eine Schlinge lege. Als Egmont unbeweglich blieb, verabſchiedete ſich endlich Oranien mit den Worten *): Wohlan, halte dem Treue, der dich treulos betrügt! Ich habe das Meine gethan, aber Gottes verborgner Rathſchluß oder deine Thorheit hält dich ab, mir zu folgen. Du ſtürzeſt aber nicht allein dich, ſondern alle ins Verderben und baueſt den Spaniern eine Brücke, über deren Eingang ſie deinen Kopf aufſtecken werden. Noch einmal umarmten ſich die Männer, um ſich niemals wieder zu ſehn. Wilhelm begab ſich nach Naſſau. Sein Bruder Ludwig, ſowie auch Brederode, Hogſtraten u. a. Edle verließen gleichfalls das Land. Ihnen folgten noch viele Tauſende von Bürgern, die in Deutſchland eine Zuflucht ſuchten. Amſterdam wurde faſt von Einwohnern entblößt. Die Kirchen der Proteſtanten wurden jetzt mit eben der Wuth niedergeriſſen, mit welcher kurz vorher die katholiſchen Tempel und Altäre waren verwüſtet worden. Aus dem Holze der zertrümmerten Gotteshäuſer wurden Galgen für deren Erbauer errichtet. Neue geſchärfte Edicte wurden gegen die Proteſtanten erlaſſen. Alle Geiſtliche derſelben, die Verkäufer verbotner Bücher und überhaupt alle Abtrünnige ſollten entweder hingerichtet oder verjagt werden. Kinder wurden mit Gewalt in die katholiſche Kirche zurückgeführt, und ſogar den Uebungen und Decreten dieſer Kirche zuwider, noch einmal getauft. Dieß alles war jedoch nur erſt ein Vorſpiel zu Alba's blutigen Gerichten, mit denen er das ſchwer gedrückte Land im Namen des Königs heimzuſuchen eilte.

Es iſt hier ein ſchicklicher Abſchnitt, die heutige Betrachtung zu ſchließen, die uns zu den traurigen Bildern der Verfolgungen, die wir früher in Frankreich geſehen haben, neue aufgeſtellt hat. Aber auch dieſe Betrachtung kann uns nur zur Beſtätigung der Lehre dienen, daß die Verbreitung der Wahrheit durch keine Gewalt ſich aufhalten laſſe, und herrlich gingen am Ende die Worte Luthers in Erfüllung, welche er bei Anlaß der Hinrichtung jener

*) Nach Raumer, Geſchichte III. S. 63.

beiden Auguſtinermönche in Brüſſel ſang, die als die erſten Opfer der niederländiſchen Reformation gefallen waren.

„Die Aſche will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen.

Man laß ſie lügen immerhin,
Sie haben's doch kein Frommen,
Wir ſollen danken Gott darin,
Sein Wort iſt wieder kommen,
Der Sommer iſt hart vor der Thür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

Achte Vorleſung.

Ueber den Charakter Philipps II. und das Weſen des Fanatismus. Alba. Seine Ankunft in den Niederlanden. Der Blutrath. Egmonts und Horns Hinrichtung. Wilhelms Unternehmungen. Die Meergeuſen. Zütphen und Naarden. Alba's Abgang. Requeſens. Schlacht auf der mooker Haide. Der Prinzen Ludwig und Heinrich von Naſſau Tod.! (Mütterlicher Brief der Juliana von Stollberg an Ludwig von Naſſau). Die Stadt Leyden. Pacification von Genf. Uneinigkeit der Proteſtanten und proteſtantiſcher Fanatismus. Utrechter Union. Wilhelm von Oraniens Tod. Rückblick auf Philipp II. Charakter; über ſeinen und Alba's Tod.

Philipp II. und Alba, zwei Namen, die in der Geſchichte nur mit Schrecken genannt werden, ſie ſind es, deren Bilder wir nun in den Vordergrund zu führen haben, nachdem wir ſchon

zum Theil die Wirkungen kennen gelernt, die von ihnen ausgegangen ſind. Ueberall, wo von Ketzerverfolgungen die Rede iſt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, begegnet uns der Name Philipps als des Mannes, der das Feuer ſchürt, und Spanien als das Land, in deſſen glühenden Boden der Giftbaum ſeine Wurzeln geſchlagen hat, ein Baum, der ſeine Aeſte als tauſend Verderben bringende Arme über die Gefilde der Chriſtenheit verbreitet, um die aufkeimende Saat des Proteſtantismus, ja um jeden freien, des Menſchengeiſtes würdigen Gedanken zu erſticken. Der päpſtliche Stuhl ſelbſt tritt (dieſer Macht gegenüber) in den Schatten, und ſeine Unternehmungen erſcheinen nur als halbe Maßregeln, als ſchüchterne Verſuche im Vergleich mit der von Philipp aufgebotenen Verfolgungskraft. Ja, wohl verengt ſich unſer Herz in dem Maße, als wir bei dieſem Bilde verweilen und eine ſchaurige Kälte überläuft uns bei deſſen Anblick. Aber eine Gerechtigkeit dürfen wir Philipp nicht verſagen; es war ihm ernſt mit ſeinem Glaubenseifer, und die Unterdrückung der religiöſen Freiheit war ihm Gewiſſensſache. Können wir ihn auch nicht davon freiſprechen, daß auch er die politiſche Herrſchſucht gar trefflich mit dem religiöſen Eifer zu verbinden wußte, ſo geſchah es doch nur, weil er beides, politiſche Herrſchſucht und religiöſe Intoleranz auch in ſeinem Gewiſſen vereinigen konnte, und wenn auch die Reinerhaltung der Kirche ihm nicht der einzige Zweck war, ſo war ſie ihm doch der höchſte Zweck, und er würdigte ſie nie gefliſſentlich zum bloßen Mittel herab, wenn ſie ihm gleich auch gelegentlich als Mittel dienen mußte zur Erreichung weltlicher Zwecke. Es iſt wahrlich nicht meine Abſicht, eine Apologie Philipps und ſeines Deſpotismus zu geben; denn auch der Irrthum iſt Sünde, wo er auf ſolche Weiſe genährt wird, wie Philipp ihn nährte in ſeinem finſtern Gemüthe. Und wer wollte ſich zum Anwald der Sünde aufwerfen? Aber einer Katharina von Medicis gegenüber, der es gleichgültig iſt, ob ſie Gott lateiniſch oder franzöſiſch anbete, die bald den Guiſen, bald den Hugenotten Freundſchaft heuchelt und am Ende doch dem Ketzermord das Wort redet, weil er ihr zu ihren ſelbſtſüchtigen Zwecken bequem iſt, einer ſolchen verabſcheuenswerthen Geſinnung gegenüber muß uns ſogar ein Philipp noch einen Grad von Achtung abnöthigen,

er, der ſich mit der Gluth einer geſteigerten Andacht im einſamen Kämmerlein vor dem Bilde des Gekreuzigten niederwirft, um ſich von ihm in ſeinem heiligen Eifer inſpiriren zu laſſen, dieweil er Fanatiker aus Ueberzeugung iſt. In dieſer Beziehung möchte man faſt dem Urtheil Schillers beiſtimmen, ſo paradox es auch klingt, wenn er ſogar, Philipp mit ſeinem erlauchten Vater Karl V. vergleichend, alſo urtheilt: „Karl V. eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an ſie glaubte. Der Kaiſer war (wenigſtens bisweilen) Barbar aus Berechnung, ſein Sohn aus Empfindung. Der erſte war ein ſtarker und aufgeklärter Geiſt, aber vielleicht ein deſto ſchlimmerer Menſch, der zweite war ein beſchränkter und ſchwacher Kopf, aber er war gerechter.“

Damit will gewiß Schiller nicht einen abſoluten Vorzug Philipps vor dem unendlich größeren und in anderer Beziehung edlern Karl V. aufſtellen, ſondern er will nur das andeuten, was wir ſchon bei einer andern Gelegenheit bemerkten, daß der Fanatismus der Selbſtſucht, der aus kluger Ueberlegung der Vortheile handelt, noch ſtrafbarer iſt, als der blinde Fanatismus der Unwiſſenheit, der Barbarei und Verſtockung.

Wie eine blinde Naturkraft verheerend einhertritt und die ſchönſten Blüthen und Saaten zerſchmettert und die Wohnung des Gerechten, wie die des Ungerechten dahinrafft, ſo ſchwingt der Fanatismus, wenn er der Herrſchaft der Vernunft entlaufen, ſeine blutige Geißel über den Häuptern der Menſchen und tritt das Heiligſte mit Füßen, um über Schutt und Leichen ſeinem vermeinten Heiligthum einen Altar zu errichten.

Es iſt freilich traurig, wenn der mit Freiheit begabte Menſch zu einer ſolchen blinden Naturkraft wird und gleich einem todten Werkzeuge nur dazu dienen muß, die höhern Geſetze der göttlichen Weltordnung dadurch befördern zu helfen, daß er den Kampf der Gegenſätze hervorruft, aus dem am Ende doch — wider ſeinen Willen — das Gute ſiegreich hervorgeht. Aber eine ſolche Geiſtesdumpfheit, eine ſolche Gebundenheit aller höhern edlern Menſchenkräfte, eine ſolche Knechtſchaft der Finſterniß erweckt wahrlich mehr unſer Bedauern und unſer Mitleiden als unſere Verachtung. Zurechnungsfähig bleibt der Menſch freilich auch in dieſem Zuſtande,

weil er eben Menſch, weil er ein freies Weſen iſt und ſein ſoll; und auch der Irrthum, den man zur Ehre Gottes in ſich hegt und nährt, iſt Irrthum und Sünde. — Aber ſchwerer wird es wenigſtens dem menſchlichen Urtheile, an ſolchen Verunglückten die Zurechnung zu vollziehen. Sie ſind gleichſam durch den Nichtgebrauch ihrer Freiheit aus dem Kreiſe der gemeinen Menſchlichkeit herausgetreten und einer dunkeln, faſt möcht' ich ſagen dämoniſchen Macht verfallen. Ein unheimliches Grauen befällt uns bei ihrem Anblick, und wir ſind bei einigem Nachdenken über ihren Zuſtand geneigt, ſie als Gemüthskranke, als traurige Opfer des gemeinſamen Böſen, das in der Menſchheit iſt, zu betrachten, die ſelbſt am meiſten unter der Laſt ihrer Verſchuldung und den Verſchuldungen ihrer Zeit zu leiden haben. Wir werden bei der Betrachtung ſolcher Charaktere, deren Gedächtniß wir nun einmal nicht vertilgen können aus der Weltgeſchichte, hingeleitet zu jenen bedeutſamen Stellen der Schrift, wo von einem Verſtocken der Herzen, von einem Dahingeben ins Verderben die Rede iſt, und wir begreifen, wie ſolche Stellen grade in einem Zeitalter, wie in dem, das wir betrachten, eine ſo hohe Bedeutſamkeit erhielten in dem Lehrgebäude der Proteſtanten. Ihnen, welchen der Aufgang des Lichts aus der Höhe mit Recht als ein Erguß der göttlichen Gnade erſchien über die, deren ſie ſich erbarmet, ihnen muß ein Philipp erſcheinen im Licht eines Pharao, der wider den Gott Iſrael ſich ſträubt, eines Herodes, der das neugeborene Kindlein verfolgt, und die Mordſcenen, die unter ihren Augen vorgingen, mußten ihnen die Mütter Bethlehems ins Gedächtniß rufen; wie denn ſo manches in der damaligen Denkweiſe uns erſt verſtändlich wird, wenn wir es im Zuſammenhange mit den Begebenheiten betrachten, die auf die Bildung der Ueberzeugung wirkten. Ehe wir nun die weitere Geſchichte des Aufruhrs in den Niederlanden verfolgen, dürfte es hier der Ort ſein, über Philipps Perſönlichkeit einiges Weitere einzuſchalten*).

Philipp II., geboren den 21. Mai 1527, war mit Sorgfalt unterrichtet und erzogen worden. Eine Anweiſung ſeines Vaters an ihn (welche Raumer in ſeinen Briefen mittheilt) machte ihm

*) Großentheils nach Raumer, Geſchichte III. S. 6. und 7. und Briefe I. S. 85. wo ſich die Quellen angeführt finden.

die Aufrechterhaltung des katholiſchen Glaubens und die Verfolgung der Ketzer zur Gewiſſensſache, doch befahl ſie ihm auch wieder Mäßigung am rechten Orte; „denn mit Zorn und Unbeſonnenheit richte man nichts aus.“ Philipp hatte ein gutes Gedächtniß und war nicht ohne Liebe für Wiſſenſchaft. Er beſaß ſchöne Kenntniſſe in der Geſchichte und Erdkunde, auch wußte er etwas von Malerei und Bildnerei, in welchen Künſten er ſich ſelbſt verſuchte. Er ſprach gut latein, und verſtand etwas italieniſch und franzöſiſch. In allem, was er unternahm, zeigte er Fleiß und Ausdauer. Er hatte einen ſcharfen, zerſetzenden aber einſeitig gebildeten Verſtand, der ihn oft über dem Abwägen aller Möglichkeiten und Schwierigkeiten zu keinem Entſchluſſe kommen ließ. Zur freien Herrſchaft der Vernunft über die einzelnen Seelenkräfte, zu jener Harmonie des Geiſtes und dem damit verbundnen edlen Kraftgefühl, welches beſonders den wahren Herrſchernaturen geziemt, brachte er es nicht*). Er nährte in einem zarten, ſchwächlichen Körper von kleiner Statur ein phlegmatiſch-melancholiſches Temperament und hegte dabei eine ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit im Kleinen, während jede großartige Tugend ihm fremd war. So gab er bisweilen reichliche Almoſen; aber auch da zeigte er ſich nicht als fröhlichen Geber, ſondern ehe er eine Wohlthat ausübte, fragte er erſt ſeinen Beichtvater, ob er hierdurch ſein Gewiſſen beſchwere**), wahrſcheinlich aus Angſt, die Wohlthat an einem Ketzer zu verſchwenden. Dabei beobachtete er mit der äußerſten Genauigkeit das Ceremoniel des Gottesdienſtes und in den ſpätern Jahren betete er täglich vier Stunden. Auch an einzelnen Gnadenbezeigungen ließ er es nicht fehlen, doch waren auch dieſe nur abhängig von Laune und Willkür, und wie bei den aſiatiſchen Deſpoten ſchlugen dieſelben auch eben ſo oft in Acte der Gewalt um. Wie er ſelbſt furchtſam war von Natur, ſo ging er auch darauf aus, mehr Furcht, als Liebe zu erwecken bei ſeinen Unterthanen. In ſeiner Gegenwart durfte niemand ſprechen, ohne Befehl dazu, und nur knieend durfte man ihn anreden. Auch

*) „Unfähig große, lebendige Ideen zu ergreifen und zu verfolgen, beherrſchten ihn überall todte, abſtracte Begriffe; darin liegt die unſelige Wurzel und die Erklärung aller Uebel ſeiner Regierung.“ Raumer, Geſchichte III. S. 9.

**) Raumer, Briefe I. S. 86.

ſah er gewöhnlich dem Sprechenden nicht ins Geſicht, ſondern ſchlug die Augen nieder, oder ſah anderswohin *). — Er ſelbſt ſprach wenig. Er lachte, tanzte und ſpielte nie; doch bisweilen ließ er ſich in ſcharfen Witzen aus und liebte auch mitunter Scherz und Poſſen, eine Erſcheinung, die grade bei melancholiſchen Naturen uns nicht befremden darf. So ging er bisweilen Nachts verkleidet umher. Auch war er nicht frei von Wolluſt und Sinnlichkeit, die er ſpäter durch Uebungen der Andacht und eine ſtrenge Zucht des Leibes abzubüßen ſuchte. Im Kriegsweſen hatte er für ſeine Perſon wenig Erfahrung. Da war Alba, wie auch oft in ſeinem Staatsrathe, ſein rechter Arm. Auch mit der Perſon dieſes Mannes wollen wir uns jetzt näher bekannt machen.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, (geb. 1508) ſtand in ſeinem 59. Jahr, als er den Feldzug nach den Niederlanden unternahm. Er hatte ſchon früher wider Frankreich, wider die Türken, wider den Papſt und wider die verbündeten Proteſtanten in Deutſchland mit verſchiedenem Erfolge die Waffen getragen, und neben Egmont und Horn den Ruhm eines tapfern und geſchickten Feldherrn ſich erworben. An Geſtalt war er ſchlank und hager **), hatte ein langes, bleiches Geſicht und tief liegende Augen. Er zeigte ſich gern in prachtvollem Aufzuge, war ſtolz, barſch und übermüthig gegen ſeine Umgebungen und darum allgemein verhaßt. Er hielt auf ſtrenge Kriegszucht, aber ließ auch zu Zeiten wieder den frechen Soldaten den Zügel ſchließen. Alba war ſelbſt mit Leib und Seele Soldat. Seine Staatskunſt wie ſeine Theologie kannte keinen ſchärfern Beweis, als die Schärfe des Schwertes. In der Degenklinge lag ſeine ganze Philoſophie, mit der er, als ein getreuer Sohn der Kirche, jede Abweichung vom Glauben von Grund aus auszufegen bereit war. Entſchloſſener als Philipp, war er es, der ſelbſt da, wo Prieſter, wie des Königs Beichtvater ***), zur Milde riethen gegen Ketzer, die Ver-

*) Dieſes hatte er mit Karl IX. und vielen Deſpoten gemein. Auch die wilden Thiere ertragen nicht den freien Blick des Menſchen.

**) Nach Meteren S. 154.

***) „Gott iſt nicht bloß ein Gott des Zornes, ſondern auch der Barmherzigkeit; ihn ſoll die weltliche Regierung nachahmen und bedenken, daß ſie vor ſeinen Augen ebenfalls fehlt und der Gnade bedarf. Wo milde Mittel ausreichen und [illegible]e und Buße ſich bereits zeigt, kann

tilgung derſelben mit Feuer und Schwert als eine heilige Pflicht anrieth. „Das Unkraut mit der Wurzel auszurotten, ehe es von Neuem und üppiger hervortreibe, die heilſame Arznei der bittern Tropfen anzuwenden und das Geſchwür mit der Lanzette aufzuſchneiden," das waren ſeine beliebten Grundſätze; „denn niemals nehme doch die Ketzerei Vernunft an, und Nachgiebigkeit führe ſtets größere Uebel herbei." Selber das Werkzeug dieſer heilſamen Operation zu ſein, dünkte ſeinem Herzen Wolluſt, galt ihm für Gottesdienſt und heilige Bürgerpflicht. Mit einem gewiſſen Vergnügen ſann er deshalb auf Martern, den Hinzurichtenden ihren Schmerz zu vermehren, und kalt blieb er bei der Vollziehung ſeiner Befehle. Vor ſeinem Namen ging der Schrecken her. Aber er wußte auch mit der Schlauheit des Tigers zur rechten Zeit die Klauen zu verbergen und durch gleißende Verſtellung ſeine Opfer ſicher zu machen.

Als er in Brabant einrückte und er unter den Edeln, die ihm entgegenzogen, auch den Egmont erblickte, dem er ebenſo ſehr ſeinen Feldherrnruhm neidete, als er ihn ſeiner freiern Glaubensanſichten wegen haßte, da entfuhren ihm die Worte: „Sieh da den großen Ketzer!" Als aber Egmont nicht darauf zu achten ſchien, wandelte ſich ſeine Miene ſogleich in Freundlichkeit um, und heuchleriſch ſchloß er den ketzeriſchen Nebenbuhler in ſeine Arme, den er ſchon dem Blutgerüſt beſtimmt hatte. Den 28. Auguſt 1567 hielt der Herzog ſeinen Einzug in Brüſſel. Margaretha nahm bald darauf ihre Entlaſſung, und Alba ſchaltete jetzt allein in Verbindung mit dem Rathe der Unruhen oder dem Blutrathe, den er aus zwölf Männern niederſetzte, und in welchem die beiden Spanier Rio und Vargas als würdige Genoſſen des Herzogs ſich auszeichneten. Sein erſtes Geſchäft war, der Perſonen Egmonts und Horns ſich zu bemächtigen, was treuloſer Weiſe bei einem Gaſtmahl geſchah, das Ferdinand, Alba's Sohn, mehreren Großen des Landes gab. Als Egmont auf die an ihn geſchehene Auffor-

---

Härte nicht reinigen und beſſern, ſondern allein das Uebel erneuen und vom rechten Weg abſchrecken. Alles, ſo ſcheint es, hat man gewonnen, nur noch nicht das Herz der Menſchen; daher bedarf es nicht des Kriegs, ſondern der Künſte des Friedens." So rieth Fresnada, der Beichtvater des Königs, ſiehe Raumer, Geſchich[illegible]. S. 59.

derung hin ſeinen Degen abgab, ſprach er: „Dieſer hat ſich oft treu erwieſen in des Königs Dienſt.“ — Noch andere Verhaftungen fanden um dieſelbe Zeit ſtatt. Egmont und Horn wurden nach Gent abgeführt.

Anfangs hieß es, nur die Bilderſtürmer, nur die ketzeriſchen Lehrer und die, welche wider den König die Waffen getragen, ſollten geſtraft werden; aber bald wurde jede Grenze überſchritten, und bis in das Innerſte der verborgenen Gedanken erſtreckte ſich die Spähkraft der Raub- und Mordbegierde. Aller Orten wurden Galgen und Rad in großer Anzahl errichtet, und als dieſe nicht mehr hinreichten, die Bäume an den Landſtraßen dazu verwendet. So waren in kurzer Zeit die blühendſten Gefilde zur Schädelſtätte geworden, und die ſchauerlichen Töne der Todesglocke erfüllten beſtändig die Luft. Kein Tag faſt ging ohne Hinrichtung vorüber, aber öfter fanden ihrer mehrere an einem Tage ſtatt. Der alte Grundſatz, den Kaiſer Sigismund auf der Synode von Conſtanz ausgeſprochen, daß man Ketzern kein Wort zu halten brauche, rechtfertigte jede Gewaltthat, und wo der Arm der Inquiſition den Schuldigen oder Unſchuldigen nicht erreichte, da fiel wenigſtens ſein Vermögen in die Hände der Blutmänner. Auch der Wittwen und Waiſen Gut ward verſchlungen. Das ganze Land ſollte eher zur Wüſte werden (ſo ſchwur Alba), als daß ein Ketzer darin ferner geduldet würde. Ja, lieber wollte man einige Unſchuldige zu viel, als einen Schuldigen zu wenig beſtrafen. Als einſt einige Beiſitzer des Blutrathes ſich ein Gewiſſen daraus machen wollten, daß ein unſchuldig Verurtheilter nur durch Zufall vom Tode errettet worden, beſchwichtigte ſie der gräßliche Vargas mit den Worten: „Was ängſtigt ihr euch? deſto beſſer für die Seele des Verurtheilten, wenn er unſchuldig iſt.“ Ein anderer der Bluträthe, Namens Jacob Heſſels, ſchlief gewöhnlich während der Sitzung. Aber ſeine Sentenz war ihm ſo geläufig geworden, daß, wenn man ihn weckte, ſeine Meinung zu ſagen, er halb ſchlaftrunken antwortete: Ad patibulum, ad patibulum! (zum Galgen!) und dann getroſt wieder einnickte. Wer nicht unmittelbar in die Hände des Blutrathes fiel, der hatte von den Bedrückungen und Ausſchweifungen der ſpaniſchen Söldner zu leiden. Es kam ſo weit, daß ſich viele gegen den jetzigen Zuſtand die Zeiten Granvella's

zurückwünſchten, und doch hatte man ſchon dieſe unerträglich gefunden.

Unter den Opfern, welche der Blutrath forderte, ſtanden die Häupter Egmonts und Horns oben an. Der Prozeß gegen ſie ward mit der größten Willkür und mit Verletzung aller geſetzlichen Formen geführt. Das Todesurtheil ward den 4. Juni 1568 gefällt und ſchleunig vollzogen. Als Egmonts Gattin Sabina*), die Schweſter des Churfürſten Friedrich III. von der Pfalz, den letzten Verſuch wagte, ihren Gatten zu retten, indem ſie Alba ſich zu Füßen warf, gab ihr dieſer die höhniſche und zweideutige Antwort, „ihr Gemahl werde morgen aus dem Gefängniſſe gehen.“ Dann ließ er den Biſchof von Ypern herbeirufen, und befahl ihm, indem er ihm das Todesurtheil überreichte, die beiden Grafen Egmont und Horn zu ihrem Hintritte vorzubereiten. Auch dieſer warf ſich dem Herzog zu Füßen, und bat um Gnade oder wenigſtens um Aufſchub der Hinrichtung. Aber Alba's Geſicht verfinſterte ſich augenblicklich, der Biſchof zitterte und gehorchte.

Die Grafen waren ſchon zu Anfang ihres Prozeſſes unter ſtarker Bedeckung von Gent nach Brüſſel gebracht worden, wo ſie im Brothauſe auf dem großen Markt gefangen ſaßen. Der Biſchof begab ſich in nächtlicher Stunde erſt zu Egmont in den Kerker. Dieſer konnte ſich von der Härte des Urtheils erſt nicht überzeugen. Er fragte den Biſchof, ob denn keine Gnade zu hoffen ſei, und als dieſer es verneinte, zeigte er ſich zum Sterben bereit, und empfing das Abendmahl auf katholiſche Weiſe. Rührend gedachte er ſeiner Gattin und ſeiner Kinder (er hatte drei Söhne und acht Töchter), dann ſetzte er ſich nieder und ſchrieb einen Brief an den König**), worin er ihn nochmals ſeiner Anhänglichkeit verſicherte und wie er niemals etwas gegen den Staat und die katholiſche Religion habe unternehmen wollen. Wenn etwas von ſeinen Thaten den Schein der Empörung an ſich gehabt, ſo ſei es ohne ſeine Schuld geſchehn. Er bat den König um Verzeihung, empfahl ihm ſeine Frau und Kinder, ſich aber dem Schutze des Allmächtigen.

*) Siehe Raumer a. a. O. S. 78.

**) Der Brief findet ſich bei Meteren S. 97. Raumer und Schiller geben ihn, jeder in einer etwas abweichenden Redaction, wieder.

Vormittags um elf Uhr am Tage vor dem heiligen Pfingstfeste ward er (nachdem die Thore geschlossen und jedem befohlen worden, in seiner Wohnung zu bleiben) zum Blutgerüst gebracht, das auf dem Markte aufgeschlagen worden. Noch einmal fragte er, indem er auf dem Gerüste unruhig hin und her ging, ob denn keine Gnade sei. Als dieß verneint ward, warf er sich zum Gebet auf die Kniee nieder. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung. Nach den Worten: Herr! in deine Hände befehl ich meinen Geist! fiel sein Haupt*). Aehnlich starb Graf Horn. Ihre Häupter wurden auf Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie als schauerliches Warnungszeichen mehrere Stunden ausgestellt blieben. Auch wurden noch achtzehn Edle und mehrere Geistliche an demselben Tage hingerichtet. Der Tod Egmonts und Horns wurde von vielen als Märtyrertod betrachtet. Tücher wurden in das Blut der Hingerichteten getaucht und als Reliquien aufbewahrt. Auch thaten manche das Gelübde, ihr Haupthaar eher nicht zu scheeren, als bis Rache genommen worden an dem Frevel**). Beide, Egmont und Horn, waren im Bekenntniß des katholischen Glaubens gestorben. Aber dennoch darf auch die Geschichte des Protestantismus sie den Opfern beizählen, welche in den Verfolgungen desselben gefallen sind.

Näher jedoch gehört Wilhelm von Oranien dem Kreise dieser Geschichte an. Auch er war bisher im äußerlichen Verbande mit der katholischen Kirche geblieben. Aber nun trat er offen zum Protestantismus über. Wohl mit Recht hatte Granvella, als er in Rom die Gefangennehmung Egmonts und Horns vernommen, die Frage aufgeworfen: „Haben sie auch den Schweigenden?“ und als man ihm dieß verneinte, gesagt: „An dem liegt mehr als an den Uebrigen; ist der nicht im Netze, so hat der Herzog (Alba) nichts gefangen.“

Auch Wilhelm war gleich nach Eröffnung des Blutrathes vor denselben geladen worden. Er weigerte sich aber zu erscheinen, und legte seine Gründe in offener Schrift dar. Dafür bemächtigte man

*) Raumer S. 79. Meteren dagegen a. a. O. legt diese Worte Horn in den Mund.

**) Siehe Grotii Annales (Amst. 1657) p. 29.

ſich ſeines Sohnes, des Grafen von Büren, der in Löwen ſtudirte, und führte ihn als Geiſel nach Madrid, wo er acht Jahre lang in Haft blieb. — Wilhelm ſah ſich unterdeſſen nach Hülfe in Frankreich und Deutſchland um. Er ſelbſt verkaufte ſein Silbergeſchirr und Geſchmeide, und verwandte den ganzen Erlös zur Führung des Krieges. In einem Manifeſt legte er die Abſichten des Kriegs aller Welt vor Augen und in dieſer Schrift nannte er die Religion der Proteſtanten „das reine Wort und den Dienſt Gottes*)," obwohl er hinzuſetzte, daß er gleichwohl geſonnen ſei, „beiderlei Glaubensgenoſſen bei der Freiheit ihres Gottesdienſtes zu erhalten." Wilhelm drang mit ſeinem in Deutſchland geſammelten Heere in Brabant ein, während ſeine Brüder, die Grafen Ludwig und Adolf, in Weſtfriesland einfielen. Den 24. Mai 1568 erfochten letztere einen Sieg bei dem Kloſter Heiligerlee unweit Winſchoten in Gröningen; aber nicht nur koſtete dieſer Sieg dem Grafen Adolf das Leben, ſondern er ward auch bald durch eine Niederlage vereitelt, welche Alba dem Grafen Ludwig bei Gemmingen beibrachte (den 22. Juli deſſelben Jahres). Auch das Heer unter Wilhelms Anführung war nicht glücklich. Alba, als ein geübter Feldherr, wußte es zu ermüden, und zu dem Geldmangel geſellten ſich Krankheiten, Hungersnoth und andere Leiden. Mit Ende Novembers mußte Oranien das Land wieder verlaſſen, und Alba hielt den 22. Dec. einen triumphirenden Einzug in Brüſſel, der durch Hinrichtungen der Gefangenen und anderer gefeiert ward. Die Bedrückungen dauerten fort, und neue geſellten ſich dazu, welche beſonders, in den vermehrten Auflagen und Gelderpreſſungen, namentlich in der Forderung des ſogenannten zehnten Pfennigs den höchſten Grad erreichten. Eine Amneſtie, welche der Herzog im Juni 1570 im Namen des Königs unter feierlichem Gepränge allen denen ankündigte, die wieder in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehren wollten, enthielt ſo viele Ausnahmen, daß ſie gerade ein neuer Anlaß wurde, die noch nicht Verurtheilten zu neuer Strafe zu ziehen und die noch nicht Entdeckten in Prozeſſe zu verwickeln. Die Aufſpürungen dauerten fort. Unter andern wurden auch die Hebammen verpflichtet, anzuzeigen, wo proteſtan-

*) Schröckh II. S. 408.

tiſche Kinder getauft würden. Auf jedes Wort ward gelauert und der Schrecken in den Gemüthern durch neue Hinrichtungen genährt. Das Maaß der Verhöhnung voll zu machen, ließ Alba von ſich ſelbſt eine Bildſäule errichten, wie er die Ungeheuer der Ketzerei und des Aufruhrs mit Füßen tritt, mit der Inſchrift: „Alba, des beſten Königs treuſter Diener, hat den Aufruhr vernichtet, die Rebellen vertrieben, die Religion hergeſtellt, Gerechtigkeit geübt und den Frieden im Lande befeſtigt.“ Aber noch einmal wagte jetzt Oranien einen Einfall, und zwar auf den Rath Coligny's von der See her. Eine Schaar Freibeuter, die Meergeuſen oder Waſſergeuſen genannt, bemächtigte ſich am 1. April 1572 der Seeſtadt Briel, des Schlüſſels von Holland. Bald waren Vließingen, Leyden, Dordrecht, Harlem u. a. Städte in Wilhelms Gewalt. Mit unermüdeter Thätigkeit ſammelte er nun ein neues Heer zu einem zweiten Feldzuge, wozu die verrätheriſche Politik Frankreichs unter Carl IX., wenige Monate vor dem Ausbruch der Bluthochzeit, ihm behülflich ſchien. Von franzöſiſchen Truppen unterſtützt, bemächtigte er ſich der Stadt Mons. Aber bald löſte ſich ſein Heer, das manche Ausſchweifungen beging und in Bedrückung der Einwohner nicht ſelten mit den Spaniern wetteiferte, wieder auf, und es traten abermalige Verlegenheiten ein. Alba und ſein ihm gleicher Sohn Friedrich nützten ihr Kriegsglück zu neuen Schandthaten. Die Städte Mecheln, Zütphen, Naarden und Harlem wurden furchtbar heimgeſucht. In Zütphen wurden am 16. Nov. 1572 mehrere Bürger niedergehauen oder in der Yſſel erſäuft, die übrigen ins Elend geſchickt und die Stadt den Flammen preisgegeben. Noch ſchrecklicher erging es den Einwohnern von Narden. Dieſe Stadt ergab ſich freiwillig an den ſpaniſchen Oberſten Romero, welcher das feierliche Verſprechen gegeben hatte, niemand an Leib oder Gut zu ſchädigen. Aber ſiehe! die Bürger, welche mit zuvorkommender Gaſtfreundſchaft den Feldherrn und ſeine Leute bewirtheten, wurden nach der Mahlzeit unter dem Vorwand einer Eidesleiſtung in die Hoſpitalkirche beordert. Kaum war dieſe mit der argloſen, unbewaffneten Menſchenmenge angefüllt, als ein katholiſcher Prieſter hineinſtürzte und ſie zur Bekehrung aufforderte, weil ihre Todesſtunde gekommen ſei. Alſobald drang eine Schaar ſpaniſcher Soldaten in die Kirche, ſteckte dieſelbe in

Brand und begann ein ſolches Blutbad unter Männern, Frauen und Kindern anzurichten, daß es unmöglich wäre, deſſen einzelne Züge zu ſchildern, ohne die Achtung vor dem menſchlichen Gefühl zu verletzen. Hatte Naarden die freiwillige Uebergabe nichts genützt, ſo half Harlem eben ſo wenig der muthige, ſiebenmonatliche Widerſtand. Am 13. Juli 1573 mußte ſich auch dieſe Stadt nach langen Drangſalen des Hungers und der äußerſten Noth ergeben, und 1400 Bürger und Soldaten wurden erſchoſſen, enthauptet, erhängt oder paarweiſe zuſammengebunden und erſäuft.

Nach allen dieſen und ähnlichen Greuelthaten verließ endlich Alba die Niederlande im Jahr 1573. Er rühmte ſich bei ſeinem Abzug, daß er während ſeiner ſechsjährigen Statthalterſchaft an 18000 Menſchen habe hinrichten laſſen, „eine Zahl," bemerkt Herr von Raumer, „zu groß, wenn von eigentlich Hingerichteten die Rede iſt, zu klein, wenn alle Umgekommenen und Vertriebenen mitgezählt werden*)." Aber dieſe Menſchenopfer waren nicht die einzigen, welche Alba ſeinem Götzen und dem ſeines grauſamen Königs geweiht hatte. Das ganze Land war zu Boden getreten, alle Regſamkeit, aller Betrieb, alle Fröhlichkeit war gelähmt. Handel und Gewerbe waren vernichtet, die Felder verheert, alle Kaſſen erſchöpft, an 52 Millionen ausgegeben, viele Familien an den Bettelſtab gebracht und das Volk durch Kriegselend verwildert. Die ſonſt ſo blühenden Städte waren der Sitz und die Beute roher Söldnerhorden. In dieſem Zuſtande fand der neue ſpaniſche Statthalter Don Luis de Requeſens die Provinzen, der jetzt an Alba's Stelle ſeinen Sitz in den Niederlanden aufſchlug. Weniger grauſam von Natur, als ſein Vorgänger, deſſen ärgerliche Bildſäule er wegnehmen ließ, beſaß er doch weder den Willen, noch die Kraft, den Zuſtand des Landes zu beſſern und das Uebel zu heben. Auch ſein Auftrag forderte Vertilgung der Ketzer. Der Krieg dauerte fort. Die Schlacht auf der mooker Haide (April 1574) fiel unglücklich genug für die oraniſche Partei aus, indem die beiden Brüder Wilhelms, die Prinzen Ludwig und Heinrich von Naſſau, nebſt Chriſtoph von der Pfalz ihr Leben einbüßten. Man fand ihre Spur nicht mehr nach der Schlacht. Ob ſie von Pfer-

*) Geſchichte von Europa III. S. 101.

den zertreten? in Sümpfen verſunken? blieb ungewiß. Ohne uns in Vermuthungen über die Todesart der Prinzen zu erſchöpfen, ſei es uns vielmehr vergönnt, noch einen Rückblick auf ihr Leben zu werfen, und bei Ludwigs von Naſſau, der allgemein betrauert wurde, trefflicher Perſönlichkeit einen Augenblick zu verweilen. Sie iſt nächſt der ſeines Bruders Wilhelm die ausgezeichnetſte von den fünf Brüdern, die ſich ſämmtlich der Sache der Freiheit widmeten. Iſt es auch nur wenig, was wir von ihm ſelbſt ſagen können, daß er nämlich von Freunden allgemein geliebt und auch von den Feinden geachtet war, ſo dürfte dagegen ein Brief, den ſeine Mutter (die Gräfin Juliane von Stollberg) ſchon beim Ausbruch des Krieges (1566) an ihn ſchrieb, uns wenigſtens ein Bild geben von der frommen Geſinnung, welche die treffliche Mutter in ihren Söhnen zu bewahren ſuchte und welche in Ludwigs Seele geſegnete Früchte trug*).

„Mein theurer Sohn! Mit großer Bekümmerniß ſehe ich die Gefahren, die Dich umringen. Berathe nichts, thue nichts, was gegen das Wort Gottes, gegen das Heil Deiner Seele, gegen das Wohl des Landes und ſeiner Bewohner gerichtet iſt. Bitte den himmliſchen Vater, daß er Dich durch ſeinen heiligen Geiſt erleuchte, und daß er Dich vor allen Dingen das Ewige lieben lehre. Das iſt aber unmöglich ohne den Beiſtand des heiligen Geiſtes, weshalb es unumgänglich nothwendig iſt, im Gebete zu verharren. O wie bin ich um Dich beſorgt, welche Aengſten zerreißen mir das mütterliche Herz! Lebe denn, lebe in der Furcht

*) Aus der Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau von Groen von Prinſterer. Tom. II. S. 259. Da ich den Brief nicht im Original vergleichen konnte, das mir, wie die ganze Sammlung, erſt ſpäter zu Geſicht kam, ſo mußte ich ihn in der etwas freiern Faſſung geben, in welcher ihn der Seneur vom 2. März 1836 giebt, was indeſſen auch dem Zweck der Vorleſung angemeſſener ſein dürfte. Ueber die Sammlung des Herrn Groen von Prinſterer ſelbſt, die wir nachträglich noch benützt haben, vgl. die lehrreiche Rel. von Schloſſer in den Heidelb. Jahrb. 1837 Januarheft. Wenn indeſſen auch der Vorwurf, der dem Herausgeber daſelbſt gemacht wird, mehr die Lichtſeite ſeiner Helden herausgehoben zu haben, gegründet ſein mag, und wir auch die edeln Vorkämpfer der proteſtantiſchen Freiheit nicht von allen Menſchlichkeiten freiſprechen wollen, ſo mag es doch immer uns vergönnt ſein, an ſolchen Lichtpuncten des ächten religiöſen Sinnes, wie die hier mitgetheilten, uns zu erfreuen in einer Zeit, die der dunkeln Schatten ſo viele auf das Gemälde wirft.

Gottes, wende Dich an ihn, flehe ihn an, daß er Dich vor allem Uebel bewahre und daß er Dich führe nach ſeinem Wohlgefallen. Ich werde inſtändig für Dich bitten, bete Du auch für mich*)."

In dieſen und ähnlichen Geſinnungen beſtärkten ſich auch die Brüder unter einander ſelbſt mitten in den Drangſalen des Krieges. So ſchreibt der eine Bruder Johann an Ludwig**): „Ohne Zweifel wirſt Du die, welche Dich um Rath fragen, vor allem ermahnt haben zur Bußfertigkeit, zur Sinnesänderung, zum Gebet und zum Vertrauen auf Gott, nicht auf Menſchen. Das ſind Dinge, wozu ein „emſiges Gebet" und eine beſtändige Wachſamkeit unumgänglich nothwendig ſind, damit man auf dem rechten Weg bleiben und verharren möge."

So war es denn wieder der Engel frommer chriſtlicher Mutterliebe, welchen wir wie dort in einer Jeanne d'Albret über Heinrich von Navarra, ſo hier in einer Juliane von Stollberg über den Helden der niederländiſchen Freiheit wachen ſehen***). Die gewöhnliche Geſchichte, die oft zu ſehr nur Weltgeſchichte iſt, weiß uns freilich mehr zu ſagen von dem, was des Fleiſches Arm ausgerichtet hat in den Schlachten oder die weltliche Klugheit in den Cabineten und Kanzleien der Großen; aber Dank ſei es der Vorſehung und den Bemühungen feinerer Geſchichtsforſcher, daß uns auch ſolche Züge aufbewahrt ſind, die uns hineinſchauen laſſen in den tiefern Rath der Herzen, in die ſtillern Bewegungen jenes Geiſtes, der zu allen Zeiten ſeine ſiegreiche Macht geübt hat in aller Einfalt und Demuth, — die uns durch das wilde Getümmel, das unſre Sinne verwirrt, hindurchdringen laſſen

*) Der Brief verfehlte ſeine Wirkung auf das Gemüth des Sohnes nicht. Er ſchrieb bald darauf an ſeinen Bruder Johann (unterm 21. Sept. 1566). „Ew. Liebden wollen unſer freundlichen lieben Frauen Mutter meinen ſchuldigen Gehorſam, willigen Dienſt vermelden und Ihr Liebden vor derſelben mütterliche, treuherzige Ermahnung und das zugeſchickte Gebet freundlichen Dank ſagen." Bei Groen von Prinſterer II. p. 309.

**) Bei Groen von Prinſterer II. p. 266 und im Semeur a. a. O.

***) Wie ſehr ſie ſich um ihrer Kinder Heil bemühte, beweiſt auch der herzliche Brief an Wilhelm von Oranien, in welchem ſie ihn als den Aelteſten, „bei dem ſie allein Troſt und Hülfe zu ſuchen wiſſe," um Rath fragt über die Erziehung ihres jüngſten Sohnes Heinrich (bei Groen von Prinſterer I. p. 76).

auf den unzerſtörbaren Kern aller Menſchengeſchichte, den keine Flamme zu verzehren, keines Roſſes Huf zu zertreten vermag, der weder die Beute der Krieger, noch ein Raub der Henker wird mitten in den Verheerungen des Fanatismus und den wildeſten Ausbrüchen der Tyrannei.

Zu einer ähnlichen Betrachtung von den Wirkungen der höhern, geiſtigen Kraft mitten unter den harten Prüfungen einer unglücksvollen Zeit führt uns auch das Schickſal der Stadt Leyden in dieſem Kriege. Auch dieſe Stadt hatte, wie früherhin Harlem, eine langwierige Belagerung auszuhalten. Aber auch hier zeigte ſich eine ähnliche, bis aufs Aeußerſte ausdauernde Feſtigkeit des Widerſtandes, wie wir ſie faſt um dieſelbe Zeit in den franzöſiſchen Religionskriegen in Rochelle und Sancerre gefunden haben. Die Hungersnoth erreichte auch hier den höchſten Grad im Herbſt des Jahres 1574. Schon wollte der Muth den Meiſten entſinken, und ein Theil der Einwohner begehrte mit Ungeſtüm die Uebergabe der Stadt an die Spanier, um endlich des Hungers los zu werden. Da trat der Bürgermeiſter van der Werff unter die Unzufriedenen und bot ihnen den eignen Leib dar: „Den mögen ſie zerfleiſchen und ihren Hunger dran ſättigen, aber kein Wort mehr hören laſſen von Uebergabe.“ Dieſes unerhörte Beiſpiel wirkte. „Wir haben zwei Arme,“ rief einer der Streiter den Feinden von den Wällen zu. „Den linken können wir verſpeiſen, wenn der Hunger uns dazu treibt, und dennoch mit dem rechten das Schwert führen.“ Endlich nahte die Befreiungsſtunde. Auf den Vorſchlag Oraniens wurden die Dämme der Kanäle durchſtochen, von welchen Leyden umgeben iſt, und die Stadt unter Waſſer geſetzt, ſo daß nun die Flotte der Seeländer auf den einbrechenden Wogen zum Entſatz der Stadt heraneilte, während eben dieſe Wogen einen Theil der Feinde verſchlangen, die auf dieſen Schlag ſich nicht verſehn hatten. — „Lieber türkiſch, als päpſtlich!“ das war die Loſung der barſchen, aber tapfern Seeleute, die unter Boiſot's Befehl das Geſchwader bildeten. Nach mehrfachen vereitelten Verſuchen und langen Widerwärtigkeiten erſcholl endlich die Kunde: „Leyden iſt gerettet! Leyden iſt frei.“ Da ſtrömte alles der Kirche zu, und im bunten Gemiſche dankten die vom Elend abgezehrten Einwohner mit den triumphirenden Seeländern für die

gnädige Befreiung. Der Prinz von Oranien hörte eben zu Delft die Nachmittagspredigt, als sein Hellebardirer Hans von Brügge ihm die Nachricht des Entsatzes brachte. Nach dem Gottesdienste ließ er die frohe Botschaft von der Kanzel verkünden und begab sich dann selbst nach Leyden, um Zeuge der allgemeinen Freude zu sein. Als drauf die Stände von Holland, Wilhelm an ihrer Spitze, der Stadt Leyden zur Belohnung für ihre Ausdauer die Wahl ließen zwischen einer mehrjährigen Zollfreiheit oder der Stiftung einer Universität, so wählten die hochherzigen Bürger das Letztere, und sicherten sich somit auf Jahrhunderte hinaus den geistigen Besitz eben der Freiheit, für welche sie mit den leiblichen Waffen so tapfer gestritten am Tage der Noth. Wie also die Akademie Saumur in Frankreich dem traurigen Religionskrieg ihr Dasein verdankte, so ging auch diese protestantische Schöpfung aus der Hitze des Kampfes hervor, ein neuer Beweis davon, daß nicht nur die sogenannten glücklichen und ruhigen Zeiten, sondern eben so oft die wilden Stürme des Kriegs und die Zeiten der Bedrängniß die Wiege der Wissenschaft werden können. Leyden ward somit für Holland, was Wittenberg für Deutschland, was Basel und Zürich für die Schweiz, was Genf und Saumur für das reformirte Frankreich! — ein Sitz der geistigen Kraft, eine Pflanzschule christlicher Theologie. Aus seinen Buchdruckereien*) gingen viele treffliche Ausgaben der Klassiker hervor, in welchen die Weisheit des Alterthums neu aufblühte, und auch die christlich-protestantische Wissenschaft fand durch sie eine willkommene Verbreitung. Vergebens wurden nach allen diesen Drangsalen des Krieges durch den deutschen Kaiser Maximilian II. Friedensunterhandlungen eingeleitet. Auch diese zerschlugen sich wieder an der Forderung der Protestanten, ihre Religion nach Gewissen üben zu dürfen und an der Weigerung Philipps in diesem Puncte. Das Einzige, was er gestatten wollte, war die Auswanderung aller Nichtkatholiken. Als diese sich dazu nicht verstehen wollten, nahmen die Feindseligkeiten aufs Neue überhand. Dazu kamen neue Uebel. —

Nach dem im Jahr 1576 erfolgten Tode des Statthalters Requesens brach eine furchtbare Meuterei unter den spanischen

*) Namentlich aus der berühmten Werkstätte der Elzevire.

Truppen aus, bei welcher die niederländiſchen Städte gewaltige Leidensproben zu beſtehen hatten. Beſonders ward Antwerpen hart mitgenommen und büßte bei der allgemeinen Plünderung einen großen Theil ſeines Reichthums, durch die verübten Grauſamkeiten aber das Leben vieler Bürger ein. Als nun die Noth aufs Höchſte geſtiegen, da ſchloſſen die in Gent verſammelten Abgeordneten der meiſten Landſchaften im November 1576 die ſogenannte Pacification von Gent, in der ſie ſich Freundſchaft und gegenſeitigen Beiſtand gelobten gegen die ſpaniſchen Unterdrücker. Der neue Statthalter Prinz Johann (Don Juan) von Oeſtreich, Bruder Philipps II. *), der Sieger bei Lepanto, ſuchte den Frieden und ſchloß auf die Grundlage der Pacification hin im Jahr 1577 den ewigen Vertrag mit den Ständen, nachdem er ſich durch die Gutachten ſeiner Theologen überzeugt hatte, daß der Vertrag ein rein politiſcher ſei und keine Vergünſtigungen des Proteſtantismus in ſich ſchließe. Aber eben dieſer Umſtand, daß in dem Genter Vertrage die Rechte der Proteſtanten als ſolcher nicht gewährleiſtet waren, machte, daß in dem Benehmen des neuen Statthalters gegen ſie keine Veränderung eintrat. Auch Johann erließ an die Biſchöfe und Ketzermeiſter des Landes, ſtrenge und gemeſſene Befehle, ein wachſames Auge auf die Wölfe zu haben, die den Schafen Chriſti nachſtellten, und ſo kamen auch wieder neue Hinrichtungen wegen des Glaubens vor **). — Ja, weit entfernt, daß auch nur die politiſchen Verwirrungen durch den Genter Vertrag wären vollends beſeitiget worden, nahmen dieſe von Neuem zu, und als einige unzufriedene Stände, dem Johann gegenüber, den Erzherzog Matthias von Oeſtreich, den Bruder Kaiſer Rudolfs II., ins Land riefen, ſo konnte auch dieſer ſchwache Fürſt den Frieden nicht herſtellen. Eben ſo mißlang ein andrer Verſuch mit dem Herzog von Anjou, dem Bruder König Heinrichs III. von Frankreich, und auch ſpäterhin, als auf Don Juan der Sohn Margarethens Alexander Farneſe, Herzog von Parma, die Statthalterſchaft übernahm, dauerten die Unruhen fort, deren weitere Verfolgung wir jedoch der politiſchen Geſchichte überlaſſen müſſen. Das Schlimmſte war, daß während dieſer Un-

*) Er war der natürliche Sohn Karls V.
**) Raumer, Geſchichte III. S. 137.

ruhen die Niederlande nicht allein von der spanischen Inquisition und den Verheerungen des Krieges zu leiden hatten, sondern daß auch die einheimischen Katholiken selbst, so unzufrieden sie mit Spanien waren, dennoch ihren Religionshaß gegen die Protestanten nicht unterdrücken konnten, sondern vielmehr denselben am spanischen Feuer schürten; wogegen denn auch wieder die Protestanten sich häufig zu unrechten Schritten verleiten ließen. So kam es denn, nachdem die spanischen Bedrückungen etwas nachgelassen hatten, zu um so heftigern Streitigkeiten zwischen den katholischen und protestantischen Niederländern selbst *). Die Stadt Amsterdam war einem großen Theil nach eifrig dem katholischen Glauben ergeben. Sie hatte sich längere Zeit geweigert, der Verbindung der Stände beizutreten, und als sie es endlich that, geschah es nur unter der Bedingung, daß der reformirte Gottesdienst nur in einiger Entfernung von der Stadt, nicht aber innerhalb derselben geübt werden dürfe. Dieß verursachte aber große Unzufriedenheit von Seiten der Protestanten. Sie erregten einen Aufstand, setzten den bisherigen Rath von Amsterdam ab und errichteten einen neuen aus ihren Glaubensgenossen, wobei der Pöbel nicht unterließ, Bilder und Altäre in der Klosterkirche der Franciskaner zu zerstören. Dieß geschah im Jahr 1580. Noch ärger ging es in Harlem und andern Städten. Am ärgsten aber waren die Unruhen, die etwas früher (1578) in Gent vorfielen. Der blinde Eifer eines falsch verstandenen Protestantismus verdarb auch hier dem besonnenen Wirken Wilhelm Oraniens das Spiel **). Ein ehemaliger Mönch, Peter Dathen, der aus einem katholischen ein calvinischer Zelot geworden, donnerte von der Kanzel wider den Gentervertrag, und dieselbe Gewissensfreiheit, nach der die Protestanten so lange vergebens geseufzt hatten, ward jetzt von dem ungestümen Polterer verdammt, weil sie auch den Katholiken gelten sollte; eine Vergeßlichkeit der Grundsätze, deren sich manche Protestanten des 16. — und leider auch späterer Jahrhunderte — schuldig machten. Er schalt den Prinzen von Oranien öffentlich

*) Vgl. hiezu Meteren S. 256. Schiller, fortgesetzt von Curths II. S. 356. Schröckh II. S. 416. ff.

**) Ueber das Treiben der dortigen Faction und ihrer Anführer Imbiz und Ryhow, vgl. besonders van der Vynkt II. S. 33. ff.

einen Ruchlosen, der weder Gott noch Gottesdienst achte, und die von ihm entflammte Menge ließ auch hier ihre Wuth an den Bildern aus. Doch es blieb nicht bei den todten Bildern allein; auch Menschen, deren die Wüthenden habhaft wurden, büßten als Katholiken sowohl für fremde, als für eigene Verschuldung. So ward unter anderm jener Blutrath Hessels, der selbst im Schlafe „zum Galgen" gestimmt hatte, in seinem hohen Greisenalter ergriffen und das Urtheil, das ihm so geläufig war, an ihm selbst in wilder Rache vollzogen, und im barbarischen Siegestaumel schmückten sich seine Henker mit den ihm ausgerauften Barthaaren *). Aehnliche Unmenschlichkeiten wurden an Klosterleuten verübt.

Gegen solche empörende Gewaltthaten von protestantischer Seite verbanden sich 1579 die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai zur Aufrechterhaltung der katholischen Lehre, während die Protestanten unter sich wieder in die alten Zänkereien der Lutheraner und Reformirten verfielen. Dieser Zersplitterung suchte aber Wilhelm von Oranien entgegen zu arbeiten durch Aufstellung der Utrechter Union, welche den 23. Januar 1579 zwischen Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Friesland und den Ommelanden zu Stande kam, und wozu noch in der Folge alle die Landschaften traten, welche später den sogenannten Freistaat der vereinigten Niederlande bildeten. In diesem Vertrage, dessen politische Bestimmungen wir hier übergehen **), wurde rücksichtlich der Religion gegenseitige Duldung festgestellt, als das einzig Richtige und Heilsame. Aber eben dieser Punct war am schwersten zu handhaben. Ja, so sehr zeigte sich fortwährend der Widerwille der strengen Katholischen, sich mit den Protestanten zu vereinigen, daß es dem Herzog von Parma gelang, unter dem Vorwande der Religion, die genannten wallonischen Landschaften mit dem König Philipp vollends wieder auszusöhnen. Aber nicht so gelang es ihm mit den verbündeten Ständen, die an der Utrechter Union festhielten. Als die deßhalb gepflogenen Friedensunterhandlungen in Cölln sich zerschlagen hatten, brach der Krieg aufs Neue aus, und endlich schritten die Stände

*) Mit ihm wurde auch der Amtmann Wisch von Ingolmonstre hingerichtet.

**) Kürzlich b. Raumer III. S. 144—45.

der vereinigten Niederlande zum Aeußerſten und erklärten den König Philipp II. den 26. Juli 1581 ſeiner Herrſchaft entſetzt, kündigten ihm den Gehorſam auf, und Oranien, der von Philipp kurz zuvor in die Acht erklärt worden, erhielt die oberſte Gewalt. Zur Befeſtigung der Religionsverhältniſſe ward eine proteſtantiſche Kirchenordnung entworfen (1581). Doch als Oranien bis dahin es gebracht hatte, da ward ihm in dem entſcheidenden Momente daſſelbe Schickſal bereitet, das ſo viele in dieſen unglückſeligen Zeiten betroffen hat, das tragiſche Schickſal, durch die Hand eines Meuchelmörders zu fallen. Nachdem ſchon früher ein Spanier, Jaureguy, einen Mordverſuch auf die Perſon des Prinzen gemacht hatte, wiederholte denſelben zwei Jahre darauf Balthaſar Gerard von Delft. Er drängte ſich den 10. Juli 1584 unter der Maske eines geflüchteten Hugenotten, Namens Guion, und unter dem Vorwande eines Reiſepaſſes in den Palaſt des Prinzen, und verwundete ihn plötzlich mit drei auf ihn abgefeuerten Kugeln dergeſtalt, daß der Prinz alſobald niederſtürzte und nur noch ausrufen konnte: „Gott erbarme ſich meiner und dieſes armen Volkes!“ Wie ſpäterhin der Mörder Heinrichs III. von Frankreich zum Heiligen gemacht wurde, ſo zählten die Jeſuiten, mit deren Vorwiſſen die That geſchehen war, auch dieſen Mörder, der unter ſchrecklichen Qualen hingerichtet wurde, zu den heiligen Blutzeugen der Kirche, und Philipp II. erhob ihn nebſt ſeinen Verwandten den 4. März 1589 in den Adelſtand *). Auch Granvella lobte die Ermordung und nannte ſie eine heldenmüthige That.

So waren die Niederlande durch den Tod Wilhelms von Oranien verwaiſt in einem Augenblicke, wo die noch unbefeſtigte Republik mehr als je eines weiſen Verſorgers und Pflegers bedurft hätte **). An ſeine Stelle trat ſein ſiebzehnjähriger Sohn Moritz, aus zweiter Ehe, als Statthalter von Holland und Seeland, während ſowohl mit dem

*) Raumer Geſchichte III. S. 156. und Briefe I. S. 187.

**) Wilhelm von Oranien ſtarb in einem Alter von 52 Jahren. Er war viermal verheirathet, zuerſt an Anna von Egmont, dann an Anna von Sachſen, drauf an Charlotte von Bourbon, die bald nach dem erſten Angriff auf ihres Gatten Leben ſtarb, und endlich verband er ſich noch kurz vor ſeinem Tode mit Louiſe von Coligny. Er hinterließ 11 Kinder und — einen natürlichen Sohn. Ueber ſeine ehelichen Verhältniſſe vgl. die oben angeführte Relat. von Schloſſer.

König Heinrich III. von Frankreich, als mit Elisabeth von England Unterhandlungen wegen der Oberherrschaft angeknüpft wurden.

Wir müssen jedoch die Geschichte der Niederlande, welche von nun an sich rein ins Politische verliert, mit dem Tode Wilhelms von Oranien abbrechen, um den Faden erst dann wieder aufzunehmen, wo die im Innern des Landes ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten der Protestanten selbst zu neuen Verwicklungen führten.

Noch einmal aber richten wir unsern Blick auf den unglückseligen König, von dem die blutigen Verfolgungen ausgegangen. Während des langwierigen Kampfes mit den Niederlanden drückten auch häusliche Leiden auf die Seele des finstern Tyrannen. Das Verhältniß zu seinem Sohne Don Carlos ist wohl mit Recht als ein tragisches Verhältniß gefaßt worden, obgleich die bekannte Dichtung Schillers diesen Prinzen in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt, als die Geschichte ihn uns darstellt. Nach allem, was diese uns berichtet, war Don Carlos nicht jener edle, für die bessern Ideen empfängliche Charakter, wie er uns in den Gesprächen mit Marquis Posa erscheint, sondern die finstere, tyrannische Gemüthsart des Vaters zeigte sich früh in dem Infanten und ging endlich bei ihm in vollen Wahnsinn über. Nur der fortdauernde Haß zwischen dem unglücklichen Vater und dem unglücklichen Sohne hat historische Wahrheit. Auch daß Philipp an dem Tode Don Carlos eine unmittelbare Schuld gehabt, (obwohl ihm diese auch von Oranien vorgeworfen ward), ist nach den genauern Forschungen darüber eben so ungegründet, als die Sage von der verbotnen Liebe des Infanten zur Königin. Aber auch das historisch Ermittelte reicht hin, uns ein trauriges Bild von Philipps häuslichen Leiden zu geben. Dazu gesellten sich nun die körperlichen Schmerzen, die in den letzten zwei Jahren vor seinem Tode auf eine schreckliche Weise zunahmen und endlich die ekelhaftesten Erscheinungen mit sich führten. Drei und funfzig Tage mußte der Kranke, da ihm jede Berührung die höchsten Schmerzen verursachte, unbeweglich auf dem Rücken liegen. In dieser Zeit bewies er die höchste Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung, und ließ sich die Leidensgeschichte Jesu zum Troste vorlesen. „Alle diese Schmerzen, sprach er, sind nicht so groß, als die ich über meine Sünden

empfinde. Aber ſchwerlich verſtand er unter dieſen Sünden die Verfolgung der Proteſtanten: eher warf er ſich vor, nicht genug darin gethan zu haben. Seinen Sohn Philipp III. warnte er auf dem Todesbette vor allen ehrgeizigen Unternehmungen, nicht aber vor dem Ketzerhaß. Es iſt überhaupt auffallend, daß weder Philipp, noch Alba, der bereits im Jahr 1582 im 72. Jahre geſtorben war, Gewiſſensbiſſe über die Verfolgung der Proteſtanten empfanden; denn auch Alba entſchlief (wie verſichert wird) ruhig auf ſeinem Lager in Liſſabon*); während Carl IX. von dem blutigen Andenken an die Opfer der Bartholomäusnacht auf eine entſetzliche Weiſe gefoltert ward. Aber ſollte uns dieß nicht auch wieder ein Beweis ſein zu dem, was wir zu Anfang unſrer Stunde bemerkt haben, daß der Fanatismus, der in der verkehrten Einſicht wurzelt, immer noch ſittlich achtungswerther iſt, als der, welcher durch fremdartige Leidenſchaft erkünſtelt und von der Selbſtſucht geleitet wird? Sollten wir nicht berechtigt ſein, anzunehmen, daß bei Naturen wie Philipp und Alba unter dem dornigen Geſtrüppe eines irre geleiteten Bigotismus zuletzt doch noch ein Same von Religion, wenn man ſie noch ſo nennen darf, irgend ein verwahrloſter Keim zur Frömmigkeit verborgen war, dem es aber an allen günſtigen Verhältniſſen gefehlt hatte, zu einem edeln Daſein ſich zu entwickeln, und der deßhalb in dem gräulichen Sumpfe barbariſcher Ideen zu einem giftigen Pilz aufſchoß, ſtatt zu einer ſchönen, fruchtbaren Blüthe? Wäre Philipp von Jugend auf im Proteſtantismus erzogen worden, wer weiß, ob nicht in ihm jene Standhaftigkeit des Glaubens, jene im Tode noch ſich bewährende Feſtigkeit der Ueberzeugung ſich ausgebildet hätte, wie wir ſie an den Märtyrern des Proteſtantismus oder an einem Mornay bewundert haben? Katharina von Medicis dagegen und ihre Söhne würden, auch im Proteſtantismus erzogen, mit demſelben Leichtſinn die Religion gewechſelt haben, den ſie im Bekenntniß des Katholicismus bewieſen. Dieſem gehaltloſen Leichtſinn gegenüber, dem jede Religion nur als Mittel dient, hat die traurige Gemüthsart Philipps noch immer einigen Gehalt, wenn gleich einen ſehr trüben und finſtern Gehalt, der mit bösartigen Stoffen vermiſcht

*) Siehe Curths II. S. 153.

auch nur Böſes erzeugen und dem Guten und Rechten, das er in ſeiner Verkehrtheit verkannte, nur einen um ſo heftigern Widerſtand entgegenſetzen konnte. Aber auch ſelbſt dieſer Widerſtand zeigt ſich uns in der Geſchichte Spaniens und der Niederlande wenigſtens als ein mit pſychologiſcher Nothwendigkeit herbeigeführter und darum als ein conſequenter, während er in Frankreich nur durch äußere Umſtände bedingt, nur ein Werk der Politik war; daher dort die fortwährende Reihe von Friedensſchlüſſen, die eben ſo oft wieder gebrochen werden, während hier in den Niederlanden bei jedem Verſuche der Vermittelung ſofort die Religion die undurchdringliche Scheidewand bildet. Jene ruchloſe Politik, welche mit der einen Hand die Andersdenkenden im Innern des Landes verfolgt, während ſie mit der andern dem Heerde der Unruhen in den Nachbarländern neuen Nahrungsſtoff zuführt, kannte das eiſerne Spanien nicht. Wohin ſeine Truppen den Fuß ſetzten, da galt es den Proteſtantismus zu zertreten, im Ausland wie im Inland, während Frankreich den auswärtigen Proteſtanten Hülfstruppen ſchickte faſt um dieſelbe Zeit, in der es die Hugenotten im eignen Lande erwürgte. In dieſem Stücke zeigte ſich Philipp II. ehrlicher, als Franz I., Heinrich II. und Karl IX., der beſchränkte Alba ehrlicher, als der ſtaatskluge Richelieu.

Es iſt freilich ein trauriges Geſchäft, zu beſtimmen, auf welcher Seite in ſolchen Dingen das größere Unrecht ſei, und am Ende wird die Wahl zwiſchen der Bartholomäusnacht und der Inquiſition auf Eins hinauskommen rückſichtlich der Wirkungen. Ueber die Abſichten aber bleibt jedes menſchliche Gericht ein unvollkommenes. Aber das ſtellt ſich uns bei der Vergleichung der Verfolgungen in Frankreich mit denen in Spanien und den Niederlanden als das Gemeinſame heraus, daß beides gleich böſe Früchte trägt: höhere Einſicht, ohne einen heiligen, lautern und feſten Willen, ſowie eine dunkle Frömmigkeit der Angewohnheit und eine unüberwindliche Zähheit des Willens, ohne klare Einſicht, ohne das milde Licht der Vernunft und der menſchlichen Bildung. Und hinwiederum zeigt ſich uns darin die große Aufgabe des Proteſtantismus von ihrer einflußreichſten Seite, daß dieſe Religion, die keine andere iſt und ſein will, als die wohlverſtandene Religion des Evangeliums, beides in uns zu pflanzen und zu nähren ſucht,

die feste Gläubigkeit des Gemüths und die wahre, gesunde Aufklärung des Geistes. Indem sie das Herz fest macht durch die Verheißungen des göttlichen Wortes, hellt sie zugleich den Verstand auf durch dasselbe Licht desselben Wortes. Indem sie den Verstand anleitet zur klaren und ruhigen Prüfung der Glaubensgründe, verbreitet sie auch in dem Herzen jene wohlthätige Wärme, die von dem wilden Feuer der Schwärmerei eben so verschieden ist, als von der eisigen Kälte einer gottesläugnerischen Selbstsucht, und erweist sich dadurch als ein Ausfluß des göttlichen Lichtes, das, wo es sich immerhin verbreitet, die nöthige Kraft mit der nöthigen Milde und die heitere Ruhe und Mäßigung mit jener aufregenden und befruchtenden Thätigkeit verbindet, ohne welche alles in lebloser Erstarrung bliebe.

Wie weit freilich die damalige Zeit hinter diesem Ideal des Protestantismus zurückblieb, davon haben wir bisher uns zu überzeugen Gelegenheit gehabt und werden sie ferner haben. Nur in wenigen Auserkorenen ist es mit Klarheit hervorgetreten und zu diesen Wenigen rechnen wir mit Recht auch Wilhelm von Oranien und seine Brüder. Sie mögen bei allen Fehlern, die auch ihnen anhafteten, sich gleichwohl anreihen an die hehren Bilder, welche die französische Reformationsgeschichte uns bereits vorgeführt hat, an die Coligny, l'Hôpital, du Plessis, und ihr Andenken möge uns fortleuchten, wenn die Alba's und Medicis nur noch einen dunkeln Eindruck, wie der eines fern verhallenden Donners, in uns zurücklassen. Das ist ja der Segen des Guten, daß auch beim Wechsel der Jahre und der Jahrhunderte seine Spur nicht verwischt wird. Schon lange sind die Thränen getrocknet, welche die Verfolgungen erpreßten, erloschen sind die Scheiterhaufen, welche der Fanatismus errichtete und vernarbt sind die Wunden der Religionskriege; aber ewig strahlt der Leuchter der Wahrheit, der Leuchter des Evangeliums, und was damals seine Herrlichkeit verkündete, wird Anklang finden in den Gemüthern, so lange es Gemüther giebt, die für Höheres, für Göttliches empfänglich sind. Möge dieser Segen auch uns durch Gottes Gnade bewahrt bleiben als die süßeste Frucht der geschichtlichen Forschung und Betrachtung.

Neunte Vorlesung.

Die englische Reformation. Rückblick auf die frühern Kirchenverhältnisse Englands. Heinrich VIII. Fryth und Tindal. Cranmer. Eduard VI. Bucer, Fagius, Martyr u. s. w. Johanna Gray. Die katholische Maria. Gardiner, Polus. Verfolgungen. Ridley und Latimer. Cranmers Tod und Rückblick auf sein Leben und seine Gesinnung. Weitere Verfolgungen. Maria's Tod. Elisabeth.

Verschieden waren die Schicksale des Protestantismus in den Ländern, die wir bisher miteinander betrachtet haben. Wenn auch die Verfolgungen so ziemlich denselben Charakter verrathen, so gingen sie doch, wie sich uns gezeigt hat, aus verschiedenen Quellen hervor. An dem einen Orte sahen wir sie entspringen aus dem eigentlichen Fanatismus, der Gott einen Dienst zu erweisen glaubte in der Verfolgung der Andersdenkenden und der eben deßhalb noch mit einer Art von Religion vermischt sein kann, wenn wir jenen selbsterwählten Gottesdienst noch Religion nennen dürfen. An dem andern Orte war die Verfolgung die Frucht selbstsüchtiger Berechnungen und einer mit dem bloßen Mantel der Religion sich umgebenden Politik, deren unreiner Eifer in einem offenen, mehr oder weniger bewußten Widerstreben gegen die Wahrheit sich kund gab. Verschieden war auch der Erfolg des Kampfes in den verschiednen Ländern; denn anders gestalteten sich die Verhältnisse in Frankreich, anders in Spanien, wieder anders in den Niederlanden. Während es in Spanien bei einzelnen Versuchen blieb, die sogleich von dem Feuer der Inquisition verzehrt wurden, tritt uns in Frankreich und den Niederlanden das Bild der Religionskriege entgegen, nur mit dem Unterschiede, daß in Frankreich der Kampf am Ende ein so viel als verlorner ist, während in den Niederlanden ein neuer Schauplatz für die Geschichte des Protestantismus sich eröffnet.

Wir haben jetzt noch ein wichtiges Reich vor uns, in

welchem ſich derſelbe Kampf wiederholt, den wir bisher verfolgt haben; und auch aus dieſem Kampfe werden wir endlich den Proteſtantismus ſiegreich hervorgehn ſehn, wenn wir auch gleich dieſes Sieges nicht in ungetrübtem Maße uns werden zu erfreuen haben.

Es iſt das brittiſche Reich, das ſich uns einſtweilen noch in den beiden getrennten Ländern von England und Schottland darſtellt, bis dieſelben unter Jacob I. vereint, einer gemeinſamen Betrachtung unterliegen werden. Wir müſſen indeſſen auch hier etwas weiter in die frühere Geſchichte zurückgehn, um die kirchlichen Verhältniſſe dieſer Länder und ihre Umgeſtaltung zu begreifen. Wir beginnen mit England*). Nachdem ſchon in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche das Chriſtenthum zu den alten Britten gekommen war, wurde es im fünften Jahrhundert von den daſelbſt eindringenden Angelſachſen wieder verdrängt, und erſt die Verheirathung des angelſächſiſchen Königs Ethelbert mit der fränkiſch-chriſtlichen Fürſtin Bertha bot dem damaligen Papſte Gregor I. zu Ende des ſechsten Jahrhunderts eine willkommene Gelegenheit dar, durch den Benedictinermönch Auguſtin, den er zum Erzbiſchof von Canterbury ernannte, das Chriſtenthum in jenen Gegenden weiter auszubreiten, zugleich aber auch die Kirche von England dem päpſtlichen Stuhle zu unterwerfen. Dieſe Abhängigkeit Englands vom Papſte ſuchte dieſer ſpäterhin durch die Einführung einer Abgabe, des ſogenannten Peterspfennigs, zu erhalten, ſowie er denn auch auf die Biſchofswahlen einen unmittelbaren Einfluß zu üben begehrte. Dieſer Verhältniſſe wegen war es ſchon im Mittelalter einigemale zu Reibungen gekommen zwiſchen Rom und der Kirche von England. Suchte doch ſchon im zwölften Jahrhunderte König Heinrich II. auf dem berühmten Reichstage von Clarendon (1164) die Wahl der Prälaten als ein dem Landesfürſten zuſtehendes Recht den päpſtlichen Forderungen gegenüber zu behaupten. Aber ſein Kanzler Thomas von Becket, den der König ſelbſt zum Erzbiſchof von Canterbury erhoben hatte, wandte

*) Das Wichtigſte findet man zuſammengeſtellt in Carwithen, history of the church of England 2 Bde. London 1829. und das auf die Reformation Bezügliche in Burnet, Geſchichte der engliſchen Reformation.

ſich, vom Geiſte der Hierarchie getrieben, plötzlich dem römiſchen Syſtem zu, und ſein (wie man ſagte) auf des Königs Geheiß vergoſſenes Blut gab dem Papſt Alexander III. die gerechten Waffen in die Hand, an König und Reich empfindliche Rache zu nehmen. „Seitdem herrſchten päpſtliche Legaten über die Kirche und die Schätze Englands*).“ Dieſelben Wahlſtreitigkeiten wiederholten ſich noch einmal unter Papſt Innocenz III. Als dieſer ſeinen gelehrten Freund, den Cardinal Stephan Langton auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury erhob, da widerſetzte ſich vergeblich der König Johann dieſer Wahl. Der Papſt belegte das Land mit dem Interdict, und Johann ohne Land wurde genöthigt, ſein Reich von dem päpſtlichen Stuhle als Lehn zu empfangen. Aber das Volk, das ſein ſchwacher König nicht zu ſchützen vermocht hatte, verwarf in ſeiner Magna Charta die Anſprüche des Papſtes, und vergeblich ſchleuderte dieſer dagegen ſeine Bannſtrahle. So hatte ſich England alſo ſchon in ſeinen frühern Zeiten ein freieres kirchliches Leben zu erringen geſucht, als es in den Abſichten des päpſtlichen Stuhles lag. Wie überall waren es auch hier die Bettelmönche, durch welche der Papſt dieſe Abſichten, dem Willen des Volks und mancher Geiſtlichen ſelbſt gegenüber zu befördern ſuchte. Als daher im vierzehnten Jahrhundert Johann Wicliffe dieſe weit verzweigte Brüderſchaft angriff und noch manche andere Lehren der damaligen Kirche in Zweifel zog, half er mit den Grund zur Reformation legen, auf welchen Huß, Luther, Zwingli und Calvin weiter gebaut haben. Wicliffe behielt fort-

*) Haſe, Kirchengeſchichte S. 230. (ältere Ausgabe). „Namentlich war,“ (ſagt ein katholiſcher Schriftſteller des 19. Jahrhunderts) „die reiche, engliſche Kirche ſeit Innocenz III. eine wahre Goldgrube für den römiſchen Hof, der aus England doppelt ſo viele Einkünfte zog, als der König. Aber die Erpreſſungen waren auch himmelſchreiend, und nicht ſelten war es der Fall, daß die Päpſte (Innocenz IV.) das aus England zu erpreſſende Geld im Voraus von italieniſchen Banquiers einzogen, und dieſen Wechſel auf England, meiſt auf den Klerus ausſtellten, deren Zahlung, mit tüchtigen Procenten obendrein, durch Suſpenſion und Bann anbefohlen wurde. Um alles dieſes durch Thatſachen zu erhärten, müßte man wohl hundert Folio-Seiten aus dem Matth. Paris abſchreiben; denn einen ſolchen Raum nehmen deſſen Schilderungen und Klagen über die Mißhandlungen und Plünderungen der engliſchen Kirche durch den römiſchen Hof ein.“ Siehe Ellendorf, d. h. Bernhard und die Hierarchie ſeiner Zeit. Eſſen. 1837. S. 79. ff.

während ſeine geheimen Anhänger in England, und in der Folge fielen ſie mit den ſogenannten Lollharden zuſammen und wurden gemeinſchaftlich mit ihnen verfolgt *). Hie und da kamen Ketzergerichte vor, welche vor dem erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury beurtheilt wurden; denn die Inquiſition hatte noch keinen Eingang in England gefunden. Aber die Strafen, deren man ſich gegen die Ketzer bediente, waren denen ähnlich, welche die Inquiſition verhängte. Auch hier fehlte es nicht an Scheiterhaufen, und für die, welche begnadigt wurden, beſtand eine ähnliche Einrichtung, wie der Sanbenito, deſſen wir früherhin erwähnt haben. Die nämlich, welche dem Feuertode entgangen waren, mußten zum Andenken der Strafe, die ſie verdient hätten, einen Schild mit einem gemalten brennenden Reisbund auf ihrem Kleide, und bei den Proceſſionen ſogar einen wirklichen Reisbündel auf den Schultern tragen **).

Es iſt Ihnen aus der Reformationsgeſchichte noch erinnerlich, mit welchen Geſinnungen Heinrich VIII. von England die Erſcheinung derſelben aufnahm, wie er namentlich mit Luthern in einen perſönlichen Streit verwickelt wurde, indem er gegen ihn die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl vertheidigte und ſich dagegen den Zorn des Reformators zuzog, der ſich ſogar dahin vergaß, in groben Beſchimpfungen ſeinem Herzen Luft zu machen. Schon dieſe mißbeliebige perſönliche Stellung zu Luthern mußte den König der Sache der Reformation abgeneigt machen, und als „Schirmer des Glaubens", welchen Titel er ſich vom römiſchen Stuhl erworben hatte, mußte er auch einen dieſer Ehre gemäßen Eifer an den Tag legen. Und dennoch iſt es eben dieſer Fürſt, auf welchen England den Anfang ſeiner Reformationsgeſchichte zurückführt. Die Streitigkeiten zwiſchen Königen und Päpſten, beſonders in Angelegenheiten der Ehe, ſind alte Streitigkeiten, die ſich zu verſchiednen Zeiten in der Kirche wiederholten, ohne daß ſie grade nothwendig mit einem reformatoriſchen Beſtreben zuſammengehangen hätten. Eine ſolche Streitigkeit war nun auch die, welche zwiſchen Heinrich VIII. und dem damaligen Papſte Clemens VII. geführt wurde. Sie betraf weder die Dogmen,

*) Schröckh II. S. 507. und ältere Kirchengeſchichte Thl. XXXIV.
**) Schröckh II. S. 508.

noch den Cultus der römiſchen Kirche, ſondern drehte ſich zunächſt um eine rein perſönliche Sache, die allerdings mit der Frage über die Macht und Befugniß des Papſtes, nicht aber mit den übrigen großen Lebensfragen zuſammenhing, welche damals die Kirche Chriſti bewegten.

Bekanntlich wollte Heinrich VIII. ſich von ſeiner bisherigen Gemahlin Katharina von Aragonien, einer Schweſter Ferdinands des Katholiſchen von Spanien, der Tante Karls V., ſich trennen, um Anna Boleyn zu heirathen, die ſeinen Augen wohlgefiel. Den Grund zur Scheidung ſuchte der in der Theologie und dem kanoniſchen Rechte bewanderte König in den moſaiſchen Ehgeſetzen, welche die ſogenannte Leviratsehe, d. h. die Verbindung mit der Gattin des Bruders verbieten *). Katharina war nämlich zuvor an Heinrichs Bruder Arthur vermählt geweſen, und Heinrich, der übrigens ſchon achtzehn Jahre mit ihr verbunden war, empfand jetzt plötzlich Gewiſſensſcrupel über dieſe Verbindung, die merkwürdiger Weiſe mit ſeiner Liebe zu Anna Boleyn zuſammenfielen. Da ſollte der heilige Vater aus der Verlegenheit helfen. Durch einen Machtſpruch, wodurch die Ehe Heinrichs mit Katharinen gelöſt würde, ſollte er den erſtern von ſeinen Gewiſſensſcrupeln befreien und ihm zugleich in Anna Boleyn eine neue, rechtmäßige Gattin zuführen. Clemens VII. aber wollte ſich dazu nicht gebrauchen laſſen. Er weigerte ſich ſtandhaft, die Scheidung auszuſprechen, da ſchon von einem ſeiner Vorgänger, Julius II., eine Diſpens wegen der Heirath der Schwägerin gegeben worden war, und dieſe nach päpſtlichem Rechte nicht wieder aufgehoben werden konnte. Der Streit zog ſich in die Länge. Die Meinungen der engliſchen Prälaten waren ſelbſt getheilt, und auch die eingeholten Gutachten fremder Theologen fielen verſchieden aus. Es läßt ſich übrigens denken, daß bei der damaligen Aufregung gegen den Papſt und die angemaßten päpſtlichen Rechte die proteſtantiſch Geſinnten auf der Seite des Königs ſein mußten, weil ihnen die Autorität der Bibel höher ſtand, als die von Rom; doch ſtimmten auch hier nicht alle überein, und namentlich gab Luther nach ſeinem geſunden Takte in ſolchen Dingen, ſein Ur-

*) 3. Buch Moſes 18, 16.

theil dahin ab, daß wenn der König auch durch ſeine frühere Ehe wider das göttliche Gebot geſündigt habe, er doch jetzt durch eine ſo willkürliche und grauſame Scheidung eine noch größere Sünde auf ſich laden würde *). Zudem zeigte er, wie die angeführte Bibelſtelle nicht einmal auf den Fall des Königs paſſe, da ſie von einer Verbindung mit der Frau des Bruders bei deſſen Lebzeiten handle, während ja grade das göttliche Geſetz an einer andern Stelle (5. Moſ. 25, 5.) verlange, daß nach dem Abſterben eines Bruders der Ueberlebende deſſen Wittwe heirathe im Fall der Kinderloſigkeit. Uebrigens ſeien die bürgerlichen Geſetze der Juden für die Chriſten nicht mehr verbindlich, und höher ſtehe das von Chriſto gegebene Gebot, daß was Gott zuſammengefügt, der Menſch nicht ſcheiden ſoll. Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel Antheil die frühere Abneigung Luthers gegen Heinrich an dieſem Bedenken hatte. Jedenfalls konnte ihm die durchaus weltliche Abſicht des Königs und die Heuchelei, hinter welche er dieſe Abſicht verſteckte, nicht entgehen, während hingegen der fromme Biſchof Cranmer, der hierin das Gewiſſen des Königs leiten und erleichtern ſollte, es eben ſo aufrichtig meinen mochte, wenn er von ſeinem Standpunct aus zur Eheſcheidung rieth. Genug, das Ergebniß des langen Streites war, daß Heinrich, ohne ſich an Rom zu kehren, die Scheidung von Katharina vollziehn ließ und Anna Boleyn heirathete, die bald drauf ſelbſt ein Opfer ſeiner Eiferſucht wurde. — Mit dieſem Schritte hatte Heinrich alle Verbindungen mit dem römiſchen Stuhle gelöſt und die engliſche Kirche in die Unabhängigkeit von demſelben erklärt, indem er ſich ſelbſt an die Spitze der kirchlichen Angelegenheiten ſtellte. Es war ſonach ein rein ſelbſtſüchtiger Beweggrund, welcher den König zu dieſem Schritte hinführte, und ſo konnte auch der Erfolg nur ein höchſt zweideutiger nnd ungenügender ſein. Die Trennung vom Papſte war noch keine Trennung von der katholiſchen Kirche und ihren Lehrſätzen überhaupt. Vielmehr ſah Heinrich, um den Schein der Conſequenz zu retten, ſich genöthigt, in der Lehre, zu deren Vertheidiger er ſich einmal aufgeworfen hatte, ſo wenig als möglich oder lieber gar nichts zu ändern; denn wie hätte er den Triumph

*) Siehe das Sendſchreiben an Robert Barnes, bei de Wette Bd. IV. S. 294.

der Lutheraner ertragen ſollen, daß er, der erbitterte Gegner Luthers nun ſelbſt zu deſſen Bekennern gehöre! Nein, Papſt und Luther ſollten gleichmäßig gehaßt werden; — aber aus dem bloßen Haſſe entſteht noch keine Reformation, am wenigſten eine von innen herausgehende, geiſtige Wiedergeburt der Dinge. Heinrich faßte daher das Werk auch nur von außen an. Nur in der Verfaſſung der Kirche und mit den äußern Inſtituten derſelben, namentlich den Klöſtern, ſollten Aenderungen eintreten, das Uebrige beim Alten bleiben. Aber das Weſen der Reformation iſt ein Ganzes, es läßt ſich nicht beliebig, hier ein Stück herausnehmen und dort ein andres ſtehn laſſen. Der Zuſtand der Dinge erforderte damals — wie jeder Kenner der Reformationsgeſchichte weiß — eine Umbildung nach allen Seiten, und die Glaubens- und Lebensverbeſſerung that vor allem noth, wenn es mit der Kirchenverbeſſerung etwas werden ſollte. Auch hier bewährte ſich das Wort des Herrn, daß man nicht einen neuen Lappen auf ein altes Kleid ſetzen, nicht neuen Moſt in alte Schläuche faſſen ſoll. Sonach kam die engliſche Reformation, ſoweit ſie wenigſtens von oben herab befördert wurde, von Anfang an in eine ſchiefe Stellung zum eigentlichen Princip des Proteſtantismus, und die Folge davon war eine unſelige Zwittergeſtalt von Katholiſchem und Proteſtantiſchem, die ſich auch da, wo das Proteſtantiſche beſtimmter in der Lehre heraustrat, fortwährend in der biſchöflichen Kirche erhielt.

Doch, es ſind ja nicht die Könige allein, welche dem Gang des Reiches Gottes zu gebieten vermögen. Auch in England machte ſich die Wahrheit Bahn, unabhängig von der weltlichen Politik, und es iſt daher nöthig, daß wir nun auch ſehen, wie die Reformation von innen heraus zu treiben begann und welche Hinderniſſe ihr von verſchiednen Seiten in den Weg gelegt wurden. —

Wir haben ſchon bemerkt, daß Wikliffe noch immer zahlreiche Anhänger hatte und auch Luthers Schriften fanden bald den Weg über den Kanal. Auf den hohen Schulen zu Cambridge und Oxford wurden ſie eifrig geleſen, und es bildeten ſich daſelbſt allmälig ganze Geſellſchaften von Lutheranern *). Auch hier wurde

*) Schröckh II. S. 519.

die Ueberſetzung der Bibel in die Landesſprache ein mächtiges Förderungsmittel der Reformation. Johann Fryth und Wilhelm Tindal machten ſich um dieſelbe verdient, zogen ſich aber eben dadurch den Haß der papiſtiſchen Partei zu, und ſelbſt der aufgeklärte Kanzler Morus, der Freund des Erasmus, eiferte dagegen. Er verfolgte Fryth auf alle Weiſe und ſetzte hohe Summen auf ſeinen Kopf *). Endlich gelang es ihm und den Biſchöfen, beſonders dem Biſchof von London die Hinrichtung Fryths zu bewirken und ihn 1533 in London dem Scheiterhaufen zu überantworten. Fryth ſtarb mit bewundernswürdigem Heldenmuthe. Auch Tindal wurde ein Opfer der Feinde. Er hatte ſich zwar aus ſeinem Vaterlande nach den Niederlanden geflüchtet, wurde aber zu Vilvorden in Brabant gleichfalls den Flammen übergeben, im Jahr 1535. Wie eifrig damals die proteſtantiſchen Niederländer waren, die Verbreitung der Bibel und mit ihr die Verbreitung der Reformation zu befördern, davon giebt uns die ſeltſame Unternehmung eines Kaufmannes in Antwerpen ein auffallendes Beiſpiel. Der Biſchof von London ließ die ganze Auflage der in Antwerpen erſchienenen Tindal'ſchen Ueberſetzung des N. T. aufkaufen, um ſie zu verbrennen und bezahlte die Summe dafür an jenen Kaufmann. Dieſer glaubte aber das Capital nicht beſſer verwenden zu können, als wenn er es in eine zweite Auflage ſteckte, die bald drauf in verbeſſerter Geſtalt folgte, und ſtatt in die Hände des engliſchen Biſchofs in tauſend Hände kam, die einen beſſern Gebrauch von ihr machten.

Der Mann, deſſen ſich Heinrich VIII. nach ſeiner Losſagung vom Papſte zur Einführung einer vielfach bedingten und beſchränkten Reformation bediente, war der Erzbiſchof Thomas Cranmer. Dieſer hatte, wie ſchon bemerkt, in der Ehſtreitigkeit Heinrichs die Partei des Königs genommen und ſich dadurch ſeine Gunſt erworben, die ihm auch zu dem Erzbisthum von Canterbury und dem Primat von England verhalf. Nachdem ſowohl der Biſchof Fiſher von Roceſen als der berühmte Kanzler Thomas Morus, die ſich beide den Neuerungen entgegengeſetzt hatten, auf eine unverantwortliche Weiſe waren zum Tode verurtheilt worden, fiel die

*) Siehe histoire des Martyrs p. 101.

[illegible] der Bischof Ridley, und [illegible] des Glaubens [illegible] machten, so [illegible] lutherische [illegible] sondern [illegible] auf den Cul- [illegible] den katholi- [illegible] Eduard [illegible] Eng- [illegible] des jungen [illegible] neue und [illegible] machte [illegible] sich [illegible] lassen, [illegible] strenge Ka- [illegible] Eli- [illegible] Guil- [illegible] bestimmen **). [illegible] Sinn [illegible] Sie [illegible] wie die [illegible] des [illegible] den [illegible] ihrem [illegible] und die Ser- [illegible] bewo- [illegible] im [illegible] nur neun [illegible] als die

[illegible] ge- [illegible] zum [illegible] für seine [illegible] wagen, [illegible] VII. mithin dessen [illegible] mit Bullinger führte, [illegible] unter den Stuarts [illegible] Seit. [illegible]

oder Staatsamt bekleiden wollte, ja deren Läugnung ſogar den Scheiterhaufen nach ſich zog. Dieſe ſechs Artikel betrafen die Brotverwandlung, das Cölibat der Prieſter, die Keuſchheitsgelübde, den Genuß des Abendmahles unter einer Geſtalt, die Ohrenbeichte und die Privatmeſſen, worin alles zu Gunſten der katholiſchen Lehre entſchieden wurde. An die Stelle der Unfehlbarkeit des Papſtes trat nachgerade die Unfehlbarkeit des Königs, und ſo wurden Hinrichtungen nach beiden Seiten hin vollzogen; hier wurden Freunde des Papſtes, dort entſchiedene Anhänger der Reformation dem Feuer oder Schwert überantwortet. Mit dem Tode der unglücklichen Anna Boleyn, die der König ſeiner Eiferſucht opferte, und der Hinrichtung des in Ungnade gefallenen Cromwell verloren die letztern eine mächtige Stütze, und nur einem günſtigen Geſchick und ſeinem eigenen klugen, im Ganzen wohl auch rechtſchaffenen Benehmen verdankte es Cranmer, daß er fortwährend ſich oben erhielt unter dieſen gefährlichen Schwankungen*).

Nach Heinrichs VIII. Tode erhielt Cranmer erſt freiere Hand, da der Graf von Hertfort, nachheriger Herzog von Sommerſet, welcher über Eduard VI. die Vormundſchaft führte, ein Freund der Reformation war und ihn bei der weitern Ausführung ſeiner Plane nach Kräften unterſtützte. Eduard VI. war der einzige Sohn, den Heinrich hinterließ, aus der Ehe mit Johanna Seymour, mit welcher bekanntlich Heinrich nach Anna Boleyns Tode ſich vermählt hatte. Prinz Eduard war ganz in den Grundſätzen der Reformation erzogen worden, denen er auch mit Vorliebe Sinn und Herz öffnete. Die aus Deutſchland und Frankreich nach England berufenen Theologen Bucer, Fagius, Peter Martyr, Bernhard Ochim, Johann a Lasco, welche ſämmtlich zu Oxfort lehrten, gewannen mehr und mehr Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten, und da mehrere von dieſen Schüler Calvins waren, ſo trat nun auch die calviniſche Faſſung der Lehre, der ſogenannte reformirte Lehrbegriff immer mehr neben dem lutheriſchen hervor, an welchen Cranmer ſich angeſchloſſen hatte.

*) Bedauerlich bleibt es freilich immer, daß der fromme Mann an den Verfolgungen derer theilnahm, die im Abendmahl von des Königs Anſicht abwichen. Sein Benehmen gegen den unglücklichen Nicolſon (Bambert) vgl. Schröckh II. S. 578.

Gemeinſam mit Cranmer wirkte auch der Biſchof Ridley, und dieſe beiden waren es denn auch, welche die Artikel des Glaubens für die engliſche Kirche und die Liturgie ins Reine brachten, ſo zwar, daß in Beziehung auf den Glauben weder die lutheriſche noch die calviniſche Anſicht in ihrer Strenge hervortrat, ſondern ein Mittleres zwiſchen beiden erzielt, in Beziehung auf den Cultus aber und die Kirchenverfaſſung noch einiges von den katholiſchen Formen beibehalten wurde*). Endlich ſchien, nachdem Eduard ſelbſt die Regierung angetreten, der neue kirchliche Zuſtand Englands ſich auf immer befeſtigen zu wollen. Aber mit des jungen Königs frühzeitigem Tode (im Jahr 1553) kam eine neue und ſchwere Zeit der Verfolgung. Schon die Thronſtreitigkeit machte den blutigen Anfang zu weitern Fortgängen. Eduard hatte ſich durch Johann Dudley, Herzog von Northumberland, bereden laſſen, mit Uebergehung ſeiner Stiefſchweſter Maria, die eine ſtrenge Katholikin war, ſowie mit Uebergehung der jüngern Schweſter Eliſabeth, die Schwiegertochter Northumberlands, die Gattin Guilford Dudleys, Johanna Gray, zur Nachfolgerin zu beſtimmen**). Johanna Gray war Proteſtantin. Ihr einfacher, unſchuldiger Sinn trachtete nach nichts weniger, als nach einer Königskrone. Sie war wohl unterrichtet und las die Schriften des Plato, wie die des neuen Teſtaments in der Urſprache. Selbſt das Studium des Hebräiſchen lag ihr nicht zu ferne***). Ein ſtilles, zurückgezogenes, den Wiſſenſchaften und der Frömmigkeit geweihtes Leben ſagten ihrem Sinne mehr zu, als die Zerſtreuungen des Hoflebens und die Sorgen der Regierung. Wider ihren Willen wurde ſie endlich bewogen, die Krone anzunehmen, welche die erſten Staatsmänner im Namen des verſtorbenen Königs ihr antrugen. Aber nur neun Tage dauerte die Täuſchung. — Maria ward vom Volke als die

*) Dieß geſchah im Jahr 1551, nachdem bereits Graf Hertfort geſtürzt und der Graf von Warwick, Herzog von Northumberland, zum Protector des Reichs erwählt worden war. So wenig dieſer für ſeine Perſon der Reformation günſtig ſchien, ſo durfte er es doch nicht wagen, etwas gegen dieſelbe zu unternehmen.

**) Sie war eine Enkelin der Schweſter Heinrichs VIII., mithin deſſen Großnichte.

***) Den gelehrten Briefwechſel, den ſie darüber mit Bullinger führte, ſiehe bei Kortüm, Geſchichte der engliſchen Revolution unter den Stuarts des 17. Jahrhunderts Zürich 827. Seite 376.

rechtmäßige Königin ausgerufen, und die Urheber des unrechtmäßigen Schrittes wurden gefangen geſetzt und zum Tode verurtheilt. Auch die argloſe Johanna Gray ward das Opfer der Schlechtigkeit anderer und ihrer eignen Nachgiebigkeit, vielleicht auch einer Anwandlung von Eitelkeit, die ſie nur zu ſchwer büßte. Nachdem ſie über ein halbes Jahr im Tower gefangen gehalten worden, ward das Bluturtheil über ſie und ihren Gemahl gefällt und den 12. Februar 1554 an beiden vollzogen. Vergebens ſuchte der katholiſche Prälat Fecknam, der ihr zugeſchickt wurde, ſie zum Tode zu bereiten, ihren evangeliſchen Glauben zu erſchüttern*). Sie bewies eine ſolche gründliche Beleſenheit in der Schrift, eine ſolche Sicherheit des Urtheils und eine ſolche Standhaftigkeit der Ueberzeugung, daß Fecknam von jedem weitern Verſuche abſtehen mußte. Noch den Vorabend vor ihrer Hinrichtung ſchickte ſie einer ihrer Schweſtern ein neues Teſtament, in das ſie folgende Worte ſchrieb. Ich ſchicke dir hier, meine liebe Schweſter! ein Buch, das, wenn es auch nicht äußerlich geziert und in Gold gefaßt iſt, doch an ſeinem innern Werthe alle Edelſteine übertrifft. Es iſt das Buch der frohen Botſchaft unſers Herrn, ſein letzter Wille, ſein Vermächtniß an uns arme Elende. Hier wirſt du den rechten Weg kennen lernen zur ewigen Freude, und wenn du es mit wahrer Heilsbegierde lieſeſt, den Weg zum ewigen Leben. Du wirſt daraus lernen, wohl zu leben und wohl zu ſterben. Es wird dir mehr Gewinn bringen, als alle Herrſchaften und Beſitzthümer deines Vaters. Wirſt du allen deinen Eifer darauf richten, dieß Buch zu verſtehen und ſeinen Vorſchriften gemäß zu leben, ſo wirſt du Erbin werden der Güter, welche keine Menſchen dir rauben können, welchen die Diebe nicht nachgraben und die der Roſt nicht zerfrißt. Bete, liebe Schweſter! mit David, um Erkenntniß des heiligen Geſetzes Gottes. Lebe immer, um zu ſterben, damit du durch den Tod das ewige Leben erbeſt; verlaſſe dich nicht darauf, daß dein zartes Alter dir das Leben verlängere, denn Jung und Alt ſtirbt gleich bald. Darum lerne ſtets ſterben, laß fahren die Welt, entſage dich dem Satan und opfere hin das Fleiſch.

*) Die Unterredung findet ſich weitläufig mitgetheilt in der öfter angeführten histoire des Martyrs S. 255. und bei Heckel, Märtyrer der evangeliſchen Kirche.

Deine ganze Liebe ſchenke dem Herrn. Bereue deine Fehltritte, aber verzage, verzweifle nicht. Sei ſtark im Glauben, begehre hinfort nichts mehr, als mit Paulus, getrennt zu werden von dieſem Leibe des Todes und aufgenommen zu werden in die Gemeinſchaft Chriſti, mit dem wir leben, wenn wir ſterben. Mache es wie der treue Knecht, der ſich immer wach erhält, damit nicht, wenn der Tod kommt wie ein Dieb in der Nacht, du als eine der unklugen Jungfrauen erfunden werdeſt. Freue dich in Chriſto, trage ſeinen Namen und nimm ſein Kreuz auf dich. Und was meinen Hingang betrifft, freue du dich auch deſſen, wie ich mich freue, meine gute Schweſter; denn ich werde entledigt werden von dieſer Verderbniß und zum Unverweslichen übergehen; ich habe die feſte Ueberzeugung, daß, indem ich das ſterbliche Leben verliere, ich das unſterbliche erlange, welches ich Gott bitte, auch dir zu geben und dir die Gnade zu verleihen, in ſeiner Furcht zu leben und im wahren chriſtlichen Glauben zu ſterben. Von dieſem Glauben — ich bitte dich in Gottes Namen — weiche nicht, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode; denn wenn du ſeine Wahrheit verläugnen willſt, um dein Leben zu friſten, ſo wird dich Gott auch verläugnen. Wenn du dich hingegen an ihn wendeſt, ſo wird er dir deine Tage verlängern zu deiner Stärkung und zu ſeiner Ehre. Zu dieſer ſeiner Ehre und Herrlichkeit wolle er mich führen, und dich zu ſeiner Zeit, wenn es ihm gefällt, dich abzurufen. Lebe wohl meine Schweſter. Hoffe auf Gott, er wird dir helfen. Deine vielgeliebte Schweſter: Johanna Dudley. Auf der Richtſtätte angelangt grüßte ſie ehrerbietig Fecknam und die Umſtehenden, hielt dann an das Volk eine kurze Anrede und forderte es auf, mit ihr zu beten. Mit lauter Stimme las ſie den ganzen 51. Pſalm vor: „Gott ſei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!“ u. ſ. w. Als dieß geſchehen war, ordnete ſie ihren Anzug zur Hinrichtung und bot ihren Nacken dem Beil des Henkers dar. Als ſie die Worte geſprochen: Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt — fiel ihr Haupt. Sie ſtarb in der Blüthe ihrer Jugend, im 17. Jahre ihres Lebens (Februar 1554). Ihr Tod hatte freilich zunächſt einen politiſchen Grund, aber doch war es auch mit der Religionshaß der Maria, der denſelben beſchleu-

nigte; denn ſchon vor ihrer Hinrichtung hatten die Verfolgungen der Proteſtanten unter Marien's Regierung begonnen, und auch nachher dauerten ſie fort. Es war zunächſt der Biſchof von Wincheſter und nachmalige Kanzler Gardiner, der ſich ſchon früher der Reformation in England aufs Nachdrücklichſte widerſetzt hatte, von welchem die Gegenwirkungen ausgehn ſollten; doch waren Gardiners Vorſchläge der Königin noch zu mäßig, und ſie berief daher von Rom aus den berühmten und gelehrten Cardinal Reginald Polus als päpſtlichen Nuncius ins Reich, damit er alles wieder auf den alten Fuß ſetze. Noch vor der Ankunft dieſes Legaten vermählte ſich überdieß Maria im Jahr 1554 mit Philipp, dem Sohne Kaiſer Karls V., dem nachmaligen Philipp II., Könige von Spanien. Dadurch wurde dieſem Fürſten ſchon vor ſeinem Regierungsantritte in Spanien ein Feld geöffnet, die Schrekken der Inquiſition auch auf dem brittiſchen Inſellande zu verbreiten, und ſo waren es alſo auch hier wie ſpäterhin in Frankreich, die römiſche und die ſpaniſche Macht, welche in ihrem Bunde zuſammen wirkten, das Aufkommen des Proteſtantismus zu hindern. Unter ſolchen Auſpicien machte die Reformation in England einen Rückſchritt noch hinter die Zeiten Heinrichs VIII. zurück; denn auch die kirchliche Unabhängigkeit Englands vom päpſtlichen Stuhle, welche Heinrich ertrotzt hatte, wurde vom Parlamente wieder zurückgenommen, und die frühern Ketzergeſetze erneuert. Schon früher waren die proteſtantiſchen Fremdlinge, welche die Zierde der Univerſität Oxford geweſen, wieder entfernt worden; aber mit dem Jahr 1555 begann eine planmäßige Verfolgung. Es muß jedoch dem Cardinal Polus zur Ehre nachgeſagt werden, daß er ſich den gewaltſamen Bekehrungen der Proteſtanten auf eine Weiſe widerſetzte, wie man ſie von einem päpſtlichen Legaten nicht gewohnt war. Er ſetzte von ſeinem Standpunkt aus ein ſolches Vertrauen in die innere Wahrheit der katholiſchen Lehre, daß er ſich getraute, dieſelbe auf dem Wege der Ueberzeugung Allen einleuchtend zu machen, und ſeine eigene perſönliche Frömmigkeit, die er mit ſeiner Gelehrſamkeit verband, konnte allerdings einiges Zutrauen in dieſer Hinſicht erwecken. „Die Geiſtlichen*), welche die Irrenden in den Schooß der Kirche zu-

*) Siehe Burnet histoire de la Réf. d'Angleterre Tom. III. p. 165.

Gemeinſam mit Cranmer wirkte auch der Biſchof Ridley, und dieſe beiden waren es denn auch, welche die Artikel des Glaubens für die engliſche Kirche und die Liturgie ins Reine brachten, ſo zwar, daß in Beziehung auf den Glauben weder die lutheriſche noch die calviniſche Anſicht in ihrer Strenge hervortrat, ſondern ein Mittleres zwiſchen beiden erzielt, in Beziehung auf den Cultus aber und die Kirchenverfaſſung noch einiges von den katholiſchen Formen beibehalten wurde*). Endlich ſchien, nachdem Eduard ſelbſt die Regierung angetreten, der neue kirchliche Zuſtand Englands ſich auf immer befeſtigen zu wollen. Aber mit des jungen Königs frühzeitigem Tode (im Jahr 1553) kam eine neue und ſchwere Zeit der Verfolgung. Schon die Thronſtreitigkeit machte den blutigen Anfang zu weitern Fortgängen. Eduard hatte ſich durch Johann Dudley, Herzog von Northumberland, bereden laſſen, mit Uebergehung ſeiner Stiefſchweſter Maria, die eine ſtrenge Katholikin war, ſowie mit Uebergehung der jüngern Schweſter Eliſabeth, die Schwiegertochter Northumberlands, die Gattin Guilford Dudleys, Johanna Gray, zur Nachfolgerin zu beſtimmen**). Johanna Gray war Proteſtantin. Ihr einfacher, unſchuldiger Sinn trachtete nach nichts weniger, als nach einer Königskrone. Sie war wohl unterrichtet und las die Schriften des Plato, wie die des neuen Teſtaments in der Urſprache. Selbſt das Studium des Hebräiſchen lag ihr nicht zu ferne***). Ein ſtilles, zurückgezogenes, den Wiſſenſchaften und der Frömmigkeit geweihtes Leben ſagten ihrem Sinne mehr zu, als die Zerſtreuungen des Hoflebens und die Sorgen der Regierung. Wider ihren Willen wurde ſie endlich bewogen, die Krone anzunehmen, welche die erſten Staatsmänner im Namen des verſtorbenen Königs ihr antrugen. Aber nur neun Tage dauerte die Täuſchung. — Maria ward vom Volke als die

*) Dieß geſchah im Jahr 1551, nachdem bereits Graf Hertfort geſtürzt und der Graf von Warwick, Herzog von Northumberland, zum Protector des Reichs erwählt worden war. So wenig dieſer für ſeine Perſon der Reformation günſtig ſchien, ſo durfte er es doch nicht wagen, etwas gegen dieſelbe zu unternehmen.

**) Sie war eine Enkelin der Schweſter Heinrichs VIII., mithin deſſen Großnichte.

***) Den gelehrten Briefwechſel, den ſie darüber mit Bullinger führte, ſiehe bei Kortüm, Geſchichte der engliſchen Revolution unter den Stuarts des 17. Jahrhunderts Zürich 827. Seite 376.

rechtmäßige Königin ausgerufen, und die Urheber des unrechtmäßigen Schrittes wurden gefangen geſetzt und zum Tode verurtheilt. Auch die argloſe Johanna Gray ward das Opfer der Schlechtigkeit anderer und ihrer eignen Nachgiebigkeit, vielleicht auch einer Anwandlung von Eitelkeit, die ſie nur zu ſchwer büßte. Nachdem ſie über ein halbes Jahr im Tower gefangen gehalten worden, ward das Bluturtheil über ſie und ihren Gemahl gefällt und den 12. Februar 1554 an beiden vollzogen. Vergebens ſuchte der katholiſche Prälat Fecknam, der ihr zugeſchickt wurde, ſie zum Tode zu bereiten, ihren evangeliſchen Glauben zu erſchüttern*). Sie bewies eine ſolche gründliche Beleſenheit in der Schrift, eine ſolche Sicherheit des Urtheils und eine ſolche Standhaftigkeit der Ueberzeugung, daß Fecknam von jedem weitern Verſuche abſtehen mußte. Noch den Vorabend vor ihrer Hinrichtung ſchickte ſie einer ihrer Schweſtern ein neues Teſtament, in das ſie folgende Worte ſchrieb. Ich ſchicke dir hier, meine liebe Schweſter! ein Buch, das, wenn es auch nicht äußerlich geziert und in Gold gefaßt iſt, doch an ſeinem innern Werthe alle Edelſteine übertrifft. Es iſt das Buch der frohen Botſchaft unſers Herrn, ſein letzter Wille, ſein Vermächtniß an uns arme Elende. Hier wirſt du den rechten Weg kennen lernen zur ewigen Freude, und wenn du es mit wahrer Heilsbegierde lieſeſt, den Weg zum ewigen Leben. Du wirſt daraus lernen, wohl zu leben und wohl zu ſterben. Es wird dir mehr Gewinn bringen, als alle Herrſchaften und Beſitzthümer deines Vaters. Wirſt du allen deinen Eifer darauf richten, dieß Buch zu verſtehen und ſeinen Vorſchriften gemäß zu leben, ſo wirſt du Erbin werden der Güter, welche keine Menſchen dir rauben können, welchen die Diebe nicht nachgraben und die der Roſt nicht zerfrißt. Bete, liebe Schweſter! mit David, um Erkenntniß des heiligen Geſetzes Gottes. Lebe immer, um zu ſterben, damit du durch den Tod das ewige Leben erbeſt; verlaſſe dich nicht darauf, daß dein zartes Alter dir das Leben verlängere, denn Jung und Alt ſtirbt gleich bald. Darum lerne ſtets ſterben, laß fahren die Welt, entſage dich dem Satan und opfere hin das Fleiſch.

*) Die Unterredung findet ſich weitläufig mitgetheilt in der öfter angeführten histoire des Martyrs S. 255. und bei Heckel, Märtyrer der evangeliſchen Kirche.

Hinrichtung der Angesehensten in der Gemeinde einen größern Schrecken zu verbreiten, und so wurden denn die beiden ehmaligen Bischöfe von London und Wincester Ridley und der achtzigjährige Latimer vor das Blutgericht gezogen. Von den Lebensumständen des letztern sei mir erlaubt, hier noch einiges einzuschalten. —

Hugo Latimer*), geb. 1540, war der Sohn eines Pächters. Er war in den strengen Grundsätzen der katholischen Kirche erzogen worden und ereiferte sich anfänglich sehr gegen die Neuerer**). Aber durch einen Freund, Thomas Bilney wurde er für die Ideen der Reformation gewonnen, die er nun mit eben so großem Eifer vertheidigte, als er zuvor die Partei der römischen Kirche genommen hatte. Er machte großes Aufsehn durch seine Predigten. Latimer besaß außer seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auch die Gabe jenes scharfen Witzes, durch die so viele große Männer der brittischen Nation sich von jeher ausgezeichnet haben. Davon nur ein Beispiel. Ein Redner der Gegenpartei, Dr. Buckingham, Prior der schwarzen Mönche, hatte unter anderm das Bestreben der Reformatoren, die Bibel unter dem Volk zu verbreiten, dadurch als ein thöriges Bestreben zu verdächtigen gesucht, daß er auf den Mißverstand aufmerksam machte, dem die bildlichen Ausdrücke der heiligen Schrift bei dem ungebildeten Manne ausgesetzt seien. So, wenn der Bauer lese, daß wenn er seine Hand an den Pflug lege und etwa zufällig hinter sich sähe, er nicht in das Reich Gottes komme, so werde er bald seine Arbeit bei Seite legen; wenn der Bäcker lese, ein wenig Sauerteig verderbe den ganzen Teig, so würde er uns sehr unschmackhaftes Brot liefern, und eben so wenn der Einfältige die Worte „so dich dein Aug' ärgert, so reiß es aus," buchstäblich fasse, so würde in wenig Jahren ganz England voll blinde Bettler laufen. — Latimer hörte diese ungesalzene Declamation ruhig an. Als aber bald drauf die Reihe an ihn kam zu predigen, zeigte er einfach, wie ein gesunder Verstand die bildlichen Ausdrücke der Schrift unmöglich also mißverstehen könne. So z. B. sagte er, indem er sich

*) Brittischer Plutarch Bd. I. S. 304 ff.
**) Er hielt sogar auf der Schule zu Cambridge einst eine heftige Rede gegen Melanchthon.

nach der Seite wandte, wo der Prior ſaß, „Wenn wir einen Fuchs gemalt ſehen, der in einer Mönchskutte predigt, ſo wird ſich niemand einbilden, daß ein wirklicher Fuchs gemeint ſei, ſondern jedem leuchtet ein, daß der Maler nur die Fuchsnatur habe beſchreiben wollen, die ſich ſo oft hinter das Gewand der Frömmigkeit verſteckt.“

Solche witzige Anſpielungen lagen im Geiſt der damaligen Predigtweiſe und hatten allerdings noch ſelbſt etwas Mönchsartiges an ſich. Aber Latimer war deßhalb kein bloßer Poſſenreißer, ſondern wußte auch wieder mit dem gehörigen Ernſt und mit Salbung, dabei aber dennoch mit der größten Anbequemung an den Volksverſtand zu predigen, ſo daß die Kapelle, in der er gewöhnlich auftrat, immer mit Zuhörern gefüllt war. Aber Latimer entging ſeinen Widerſachern nicht. Er wurde nebſt ſeinem Freunde Bilney vor ein geiſtliches Gericht gefordert. Der letztere wußte ſich durch Widerruf frei zu machen. Aber ſein Gewiſſen ließ ihm nun keine Ruhe mehr. Er ſuchte Gelegenheit, ſich auszuſprechen und that es. Sofort wurde er gefangen geſetzt und büßte endlich mit dem Märtyrertode. 'Dieſer Tod Bilney's machte hinwiederum auf Latimer einen tiefen Eindruck, ſo daß auch er jeden Augenblick zu ähnlichem Opfer bereit geweſen wäre. Als jedoch bald darauf die ſchon erwähnte Eheſtreitigkeit König Heinrichs ausbrach, hatte ſich auch Latimer eben ſo wie Cranmer des königlichen Schutzes zu erfreuen und ward zum Biſchof von Worceſter ernannt. Als aber Heinrich zeigte, wie wenig es ihm mit der Reformation ernſt ſei, und Latimer in die von dem König vorgeſchriebenen Glaubensartikel ſich weder fügen konnte noch wollte, legte er ſein Bisthum freiwillig nieder und zog ſich in die ländliche Einſamkeit zurück. Aber auch dahin verfolgten ihn ſeine Gegner. Noch unter Heinrichs Regierung ward er in den Tower geſetzt, wo er ſechs Jahre in aller Geduld zubrachte, bis er unter Eduard VI. wieder in Freiheit geſetzt und ihm ſein Bisthum wieder übertragen wurde. Während dieſer Zeit entwickelte er eine heilſame Wirkſamkeit, und ſeine Predigten waren (wie einſt Zwinglis Predigten) eben ſowohl gegen die bürgerlichen als gegen die kirchlichen Gebrechen gerichtet. Er bekämpfte den Geiz und die Trägheit der öffentlichen Beamten und zog ſich dadurch vielen Haß zu. Aber ihn ſchützte der König. An-

ders wurde es nun auch mit ihm unter Maria, und so finden wir ihn denn jetzt mit Ridley zusammen, um gemeinschaftlich mit ihm dem Flammentod entgegen zu gehn. Auch von seinen letzten Augenblicken sei mir vergönnt, noch einiges zu erzählen. Als man ihn gefangen nach London führte und er durch das Quartier von Smithfield ging, wo die Ketzer gemeiniglich verbrannt wurden, sprach er mit heitrer Miene: Dieser Ort hat längst nach mir geseufzt! Auch in dem Tower verließ ihn nächst dem christlichen Muthe, der ihn beseelte, sein guter Humor nicht. Die Gefangenschaft war schlecht geheizt. Latimer rief den Hauptmann der Kerkerwache zu sich und bemerkte ihm, wenn es die Absicht der Regierung sei, ihn verbrennen zu lassen, so möge sie doch dafür sorgen, daß er nicht zuvor erfriere. Von London wurde Latimer nebst Ridley nach Oxford gebracht, wo er sich vor dem Gericht der Bischöfe vertheidigen sollte. Hier saß er mit seinem Freunde zusammen im Gefängniß und unterhielt sich mit ihm in ernsten Gesprächen über den letzten unvermeidlichen Gang, der ihnen beiden bevorstand. Latimer, als der bedeutend Aeltere, ward von Ridley als Vater begrüßt, und er redete ihn hinwiederum als seinen Sohn an. Beide ermunterten sich gegenseitig zum Glauben und zur Geduld. „Laßt uns standhaft und unbeweglich sein (das war ihr gemeinsamer Entschluß), damit wir solche Philipper sind, die nicht nur an Christum glauben, sondern auch für ihn zu leiden wissen.“ Mit seiner Mütze auf dem Haupte, die unter dem Kinn zugebunden war, die Brille an der Brust herabhängend, ein neues Testament unter dem Arm und auf einen Stab gestützt, erschien der Greis nebst seinem Mitgefangenen vor seinen Richtern. Statt sich mit ihnen in weitläufige Erörterung einzulassen, wies er fortwährend auf seine Bibel hin. Da er alt und unvermögend sei, und die öden Kerkermauern ihm zu seiner Bibliothek seien angewiesen worden*), so habe er sich keines andern Buches mehr bedient, als eben des alten Bibel-Buches, das er unter seinem Arm trage; dieses habe er siebenmal mit Bedacht durchgelesen und nichts darin von der Messe gefunden. Auch Ridley vertheidigte sich standhaft. Als die Sitzung aufgehoben ward, ohne daß Latimer

*) Histoire des martyrs p. 353.

zu einem Widerruf wäre zu bewegen geweſen, ſchlug er ſeinen Mantel um ſich, nahm ſein N. T. und ſeinen Stab, und ging eben ſo gelaſſen wieder in den Kerker zurück, als er ihn verlaſſen hatte. Auch Ridley verlor noch am letzten Abende ſeine Heiterkeit nicht. Die Frau des Stadtammans, die ihn beweinte, tröſtete er mit den Worten: er lade ſie auf den nächſten Tag zu ſeiner Hochzeit ein; zwar müſſe er ein bittres Frühſtück einnehmen, aber um ſo herrlicher ſei das Freudenmahl, das ihn am Mittag erwarte*).

Der 16. Octobr. 1555 wurde zum Tage der Hinrichtung beider Biſchöfe beſtimmt. Auf der nördlichen Seite der Stadt Oxford waren die Pfähle aufgerichtet. Früh Morgens begaben ſich der Vicekanzler von Oxford und andre hohe Beamte auf den Richtplatz. Der Biſchof von London, Ridley, ward in ſeinem biſchöflichen Ornate, Latimer dagegen in ſchlechtem Anzug eines Gefangenen in den ſchauerlichen Kreis geführt. Dann beſtieg ein katholiſcher Prediger, Dr. Smith, eine dazu aufgerichtete Rednerbühne und ſuchte den Eindruck, welchen die Standhaftigkeit der Märtyrer auf das Volk machen könnte, dadurch zu ſchwächen, daß er die Worte des Apoſtels: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es mir nichts nütze," auf den Tod ſolcher anwandte, die außer der wahren katholiſchen Kirche ſterben**). Endlich verglich der Redner den Tod der beiden Biſchöfe dem ſchrecklichen Ende des Judas. — Nach beendigter Predigt wollte Ridley das Wort nehmen, aber der Vicekanzler eilte ſogleich herbei und hielt ihm die Hand vor den Mund, indem er ſagte: wenn er widerrufen wolle, ſo ſei es ihm geſtattet, zu reden, ſonſt aber nicht; worauf Ridley gelaſſen antwortete: „Wir übergeben alſo unſre Sache dem allmächtigen Gott!" Beide Biſchöfe beſtiegen nun den Scheiterhaufen. Als der greiſe Latimer ſeinen alten Mantel von ſich warf, erſchien er in ſeinem Sterbekleide, und der gebückte Mann richtete ſich noch einmal auf und ſtand wie ein Verklärter da, gleich dem jugendlichen Stephanus. „Sei gutes Muths, Bruder!" rief er ſeinem jungen Freunde zu.

*) Kortüm S. 22.

**) War es doch ein alter Grundſatz dieſer Kirche, daß es kein Märtyrerthum gebe außer ihr, und daß alle Aufopferungen der Ketzer nur ihre Schuld vermehrten.

„Wir werden heute eine ſolche Fackel anzünden, in England, die wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöſchen ſoll!“ — Latimer fand einen ſchnellen, Ridley einen langſamen Tod in den Flammen. Gleichzeitig mit dieſen beiden war auch der Biſchof Cranmer gefangen genommen worden; auch ſeine Stunde kam herbei. Verſchiedene Mittel wurden angewandt, ihm den Rücktritt ins Papſtthum möglich zu machen. Nachdem man ihn in öffentlicher Verſammlung bereits ſeiner biſchöflichen Würde entkleidet hatte, brachte man ihn endlich nach einer dreijährigen Gefangenſchaft dahin, daß er nach und nach mehrere ihm dargereichte Protokolle*) und endlich eine Schrift unterzeichnete, worin er bekannte, geirrt zu haben und endlich verſprach, hinfüro alles zu glauben, was die katholiſche Kirche zu glauben befehle. Aber dieſe augenblickliche Schwäche half ihm nicht. Die Königin Maria hatte ihm den Untergang geſchworen; denn ſie konnte es ihm nicht verzeihen, daß er in der Eheſtreitigkeit Heinrichs VIII. die Scheidung deſſelben von ihrer Mutter und die Vermählung mit Anna Boleyn betrieben hatte. Den 21. Mai des Jahres 1556 (alſo ein halbes Jahr nach der Hinrichtung Latimer's und Ridley's) wurde Cranmer auf ein Gerüſte geſtellt, damit er hier vor allem Volke ſeine Abſchwörung wiederhole. Er werde dann, hieß es, wie der reuige Schächer von Gott zu Gnaden angenommen werden, nachdem er hier durch den Tod ſeine Vergehen gegen die Kirche geſühnt hätte. Aber Cranmer im Angeſicht des Todes, ermannte ſich, und als ob ein neuer Geiſt der Stärke über ihn gekommen, bat er erſt Gott um Vergebung ſeiner Sünden und bekannte dann in ſeiner Anrede an das Volk, daß er nur aus Schwäche und Todesfurcht jenes Bekenntniß unterſchrieben habe. „Dieſelbe Hand,“ ſprach er, „die es unterſchrieben hat, ſoll auch zuerſt Strafe leiden,“ und ſo ſtreckte er auch die rechte Hand zuerſt ins Feuer, ehe er den übrigen Leib den Flammen preisgab. Er endete in einem Alter von 67 Jahren. Es iſt ſchwer, über dieſen ausgezeichneten Mann ein vollgültiges Urtheil zu fällen**). Seine hohe Frömmigkeit wird allgemein anerkannt.

*) Die verſchiedenen Formeln, wovon die letzte erſt genügte, finden ſich bei Strype.

**) Ueber ſein Leben vgl. Strype, Memorials of the most reverend father in god, Thomas Cranmer London 1694 fol. Goodwin,

Außer der augenblicklichen Schwäche ſeines Widerrufes, die ihm niemand zu hoch anrechnen wird, dürfte vielleicht die frühere Geſchmeidigkeit unter der Regierung Heinrichs VIII. und die mit dieſer Geſchmeidigkeit in Widerſpruch tretende Härte gegen Andersgläubige einen Schatten auf das ſonſt ſo große und herrliche Bild des Mannes werfen. Was das Erſte betrifft, ſo ſcheint Cranmer allerdings erſt allmälig jenen Starkmuth erlangt zu haben, der ihn nach glücklich überwundenem Kampfe endlich zum Märtyrer machte, und dieß ſpricht ja nur für ſeine Fortſchritte im Guten; den letzten Fehler aber, den der Unduldſamkeit, theilte Cranmer leider! mit vielen Zeitgenoſſen, ja mit vielen Proteſtanten ſelbſt*). Calvin und Beza und noch viele andere billigten die Todesſtrafe der Ketzer, d. h. derer, die ſie für Ketzer hielten, aus denſelben Gründen, aus denen die römiſche Kirche die Proteſtanten verfolgte, und ſo erhoben ſie ſich, dem Princip nach, in dieſer Beziehung nicht über einen gewaltigen Irrthum der Zeit. Ja, in dieſem wichtigen Puncte ſtanden ein l'Hôpital in Frankreich und der römiſche Cardinal Polus in England höher, als manche Reformatoren, und huldigten darin, ohne es zu wiſſen und zu wollen, mehr dem proteſtantiſchen Princip, als die, welche zwar für ihren Glauben ſich verbrennen ließen, aber auch andere zu verbrennen, ſich kein Bedenken machten.

Doch, vergeſſen wir nicht über dieſen Schlacken den wahren Werth jener Glaubenshelden, die doch darin wenigſtens gerecht waren, daß, wenn ſie andern um ihres Glaubens Willen die Feuerſtrafe zudachten, ſie auch Muth genug hatten, ein Gleiches zu leiden für ihre Ueberzeugung; und wenn wir auch nicht ſagen wollen, daß ſie mit ſolchen edelm Opfertode die ihnen anhaftenden Gebrechen der menſchlichen Natur getilgt haben, (denn eine äußere

---

de praesulibus Angliae. Britt. Plutarch Bd. II. Carwithen a. a. O. und eine Biographie von Coquerel im Musée des Protestans célébres Tom. III.

*) Sein Benehmen gegen Nicolſon (Lambert) wurde oben erwähnt. Eben ſo hart verfuhr er mit den Wiedertäufern und mit einer gewiſſen Johanna Bocher (gewöhnlich Johanna von Kent genannt). Hume erzählt ſogar, und andere erzählen es ihm nach, daß Eduard VI. den Biſchof mit Thränen beſchworen habe, das Urtheil zu mildern und endlich alle Verantwortung auf ihn gewälzt habe. (ſiehe Schröckh II. S. 612); doch vgl. dagegen Coquerel a. a. O. p. 45.

Sühne kann nie den sittlichen Mangel tilgen) so legen wir doch beschämt die Hand auf den Mund, und fragen uns erst, was wir zu thun vermöchten an ihrer Stelle? So streng übrigens Cranmer gegen die Ketzer war, so bereitwillig zeigte er sich, persönliche Beleidigungen zu verzeihen*). Auch durch große Mildthätigkeit zeichnete er sich aus. Alles was er besaß, wendete er zum Besten der Armen und zu frommen Zwecken an. In seinem bischöflichen Palast unterhielt er ein Hospital für arme Matrosen, und seine Tafel stand jedem Hungrigen offen. Die Flüchtlinge der Protestanten fanden bei ihm Herberge. In seinem Auftreten war er stets bescheiden und freundlich, und wohl mit Recht fürhte

*) Davon nur zwei Beispiele, ein scherzhaftes und ein ernstes. Ein dem Erzbischof feindlich gesinnter Priester hatte einst in einer Bierschenke über denselben gespottet und gesagt, er habe nicht mehr Gelehrsamkeit als eine Gans. Der Priester wurde deßhalb eingesperrt und mußte sich drauf vor dem Erzbischof verantworten. Cranmer redete ihn freundlich an und fragte ihn, ob er ihn kenne. Als der Priester dieß verneinte, fragte er ihn, warum er denn so voreilig über ihn urtheile. Wenn er an seiner Gelehrsamkeit zweifle, so wolle er ihm gerne Rede stehn; er solle ihn über jede beliebige Wissenschaft prüfen. Da gerieth der Priester in nicht geringe Verlegenheit und gestand, daß er selber nichts, als seine Muttersprache verstehe. „Wohl," antwortete Cranmer, „so werdet ihr denn in eurer englischen Bibel bewandert sein? Sagt mir also: Wer war Davids Vater? Der Priester that, als ob er sich besinne und entschuldigte sich, daß ihm der Name nicht einfallen wolle. „Nun," fragte Cranmer weiter, „so werdet ihr doch wissen, wer Salomos Vater war?" Der arme Priester erwiderte, er sei in der Genealogie eben nicht bewandert und könne es darum nicht sagen. Der Erzbischof entließ ihn mit dem Rath, die Bierhäuser seltener und die Studierstube um so öfter zu besuchen, einstweilen aber sich jedes Urtheils über die Gelehrsamkeit andrer zu enthalten, und schickte ihn auf seine Pfarre zurück.

Ernster ist folgender Vorfall. Zwei englische Doctoren hatten sich im Einverständniß mit Gardiner gegen sein Leben verschworen. Als Cranmer ihre Verrätherei entdeckte, führte er beide in sein Studierzimmer und sagte ihnen, wie sehr er von einigen hintergangen würde, in die er bisher das größte Zutrauen gesetzt habe. Er bat sie, ihm zu sagen, wie er sich gegen solche Leute zu verhalten hätte. Beide, nicht ahnend, daß sie unter der Frage begriffen seien, antworteten, solche Menschen hätten ohne Barmherzigkeit den Tod verdient. Da hob der Erzbischof seine Hände gen Himmel und rief aus: „Gütiger Gott, auf wen kann sich wohl ein Mensch verlassen." Drauf zog er die Briefe, durch welche er die Verrätherei entdeckt hatte, aus seinem Busen, und fragte die beiden, ob sie diese Papiere kennten? Die Doctoren erblaßten, fielen dem Erzbischof zu Füßen und baten um Vergebung. Cranmer versprach, ihnen zu vergeben und für sie zu beten; nur Eins sollten sie nicht von ihm erwarten, daß er künftig noch ein Vertrauen in sie setze. (Britt. Plutarch Bd. II. S. 19 ff.

er (auf Heinrichs VIII. Geheiß) in ſeinem Wappen den Pelican, der ſich die eigne Bruſt zerhackt, um mit ſeinem Blute die Jungen zu nähren. — Sein Tod erwarb ihm einen hohen Rang unter den Biſchöfen der proteſtantiſchen Kirche Englands. Man verglich ihn einem Polycarp von Smyrna, einem Cyprian von Karthago, einem Ignatius, die in ähnlichen Zeiten die biſchöfliche Krone mit der Märtyrerkrone vertauſchten. Und wie damals, ſo ermunterte auch hier des Biſchofs glorreiches Beiſpiel viele, die nach ihm freudig in den Tod gingen*). Selbſt Greiſe und Krüpel, Blinde und Gebrechliche wurden zu den Richtſtätten geſchleppt, und neugeborene Kinder**) ihren Müttern ins Feuer nachgeworfen. Das einzige Jahr 1556 koſtete 85 Proteſtanten das Leben. Aber mitten unter dieſen Drangſalen breitete ſich die Reformation immer weiter aus, und durch alle Gefahren und Hinderniſſe hindurch bahnten ſich treue Prediger den Weg zu ihren Gemeinden, die ſich oft in kleinen Häuflein, doch auch bis zu zweihunderten in den Häuſern der Glaubensgenoſſen verſammelten. Freilich machte auch der römiſche Glaube bedeutende Fortſchritte im Reich. — Cardinal Polus erhielt das durch Cranmers Tod erledigte Erzbisthum von Canterbury. Die Klöſter wurden allmälig wieder hergeſtellt und das Andenken an die Reformatoren ſo weit vernichtet, daß die Gebeine von Bucer und Fagius ausgegraben und zu Aſche verbrannt wurden. Jetzt ſollte endlich, das Ganze zu vollenden, die Inquiſition, (jenes treffliche Geſchenk, womit Philipp bald drauf die Niederlande bedachte) auch in England eingeführt werden, und die zahlreichen Hinrichtungen, die in den Jahren 1557 und 58 fortgeſetzt wurden, lieferten die geeignetſten Vorarbeiten dazu; doch der Krieg, der um eben dieſe Zeit zwiſchen Frankreich, England und Spanien geführt wurde, hatte einige Unterbrechung und der bald darauf erfolgte Tod der Königin Maria die endliche Einſtellung der Ketzergerichte zur Folge. Maria ſtarb den 17. November 1558 nach einer fünfjährigen Regierung.

*) Burnet 259.

**) Eine hochſchwangere Frau kam auf dem Scheiterhaufen nieder. Das zarte Knäblein wurde von mitleidigen Zuſchauern gerettet, aber ſofort von den Richtern wieder in die Flammen geſchleudert. Burnet S. 262. Kortüm S. 28.

und keine Thränen floſſen ihrem Sarge nach als die der römiſchen Prieſter, die ſie auf Koſten ihrer Unterthanen und aus falſcher Religioſität begünſtigt hatte *). Unter ihrer Regierung waren 273 Menſchen in den Flammen als Ketzer geſtorben, unter ihnen 5 Biſchöfe, 21 niedere Geiſtliche, 8 Edelleute, 84 Kaufleute, 100 Bauern, Handwerker und Bediente, 55 Weiber und Kinder **). Ihr folgte die jüngere Stiefſchweſter Eliſabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn.

Der Papſt Paul IV. proteſtirte zwar gegen ihre Wahl, weil der päpſtliche Stuhl die Ehe Heinrichs mit Anna Boleyn als eine unrechtmäßige Ehe betrachtete; aber Eliſabeth kehrte ſich wenig daran, ſoſehr ſie auch anfänglich mit dem Papſt in gutem Vernehmen zu ſtehen wünſchte, und verrieth nun auch in ihren Anordnungen bald den Geiſt, der, von ihrer Würde ausgehend, in Staat und Kirche Englands herrſchen ſollte.

Zehnte Vorleſung.

Eliſabeths Regierung. Die 39 Artikel. Schottlands Reformation. Hamilton. Cardinal Beaton. Hinrichtungen. John Knox. Walter Mill. Unruhen in Edinburg. Congregation Chriſti. Vorfälle in Perth. Weitere Unruhen. Entſetzung und Tod der Regentin. Edinburger Vertrag. Charakter der ſchottiſchen Reformation. Presbyterianismus. Maria Stuart. Die vormundſchaftliche Regierung. Knox ſtirbt.

Wenn die Regierung Heinrichs VIII. in Beziehung auf die Reformation einer grauen, noch halb in Nacht gehüllten Dämmerung, die darauf folgende Zeit Eduards VI. aber der Morgenröthe verglichen werden kann, hinter deren blutrothem Vorhange heimtückiſche Stürme lauſchen, ſo ging in Eliſabeth das ſiegreiche Geſtirn des Tages auf, in deſſen Glanze ſich die wohlthätigen Pflan-

*) Burnet 346.
**) Korkûm (nach Neal II. 102.) S. 376.

zungen erholten, welche unter jenen Stürmen ihr Haupt gesenkt hatten. Unter Elisabeth befestigte sich nicht nur die englische Reformation, unter ihr erhielt auch die bischöfliche Kirche ihr eigenthümliches Gepräge, der Gottesdienst seine Regel, der Glaube seinen gesetzlichen Ausdruck. Wenn nun auch die neuen Pflanzungen unter Elisabeth den Samen zu neuen Zwistigkeiten in sich schlossen, so kann die Schuld davon doch weniger auf sie selbst zurückfallen, als auf die andern mitwirkenden Umstände, die wir noch werden zu erwägen haben. Einstweilen wird es nöthig sein, uns mit der Person Elisabeths und ihren Leistungen für die englische Kirche etwas genauer bekannt zu machen.

Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, wurde, nachdem sie schon im dritten Jahre ihrer Mutter gewaltsam beraubt worden war, besonders durch des verstorbenen Cranmers Fürsorge, der bei ihrer Taufe Pathenstelle vertreten hatte *), in den Grundsätzen des Protestantismus erzogen. Sie hatte eine harte Jugend zu bestehen, die wohl auch mit als ein Märtyrerthum für den Protestantismus betrachtet werden darf. Besonders hatte sie während der Verfolgungen, die unter Maria einbrachen, viel zu leiden gehabt, so daß in der Schule des Unglücks ihr Glaube sich stärkte und ihr fester, männlicher Charakter in großartigen Zügen sich ausbildete. Man hatte sie beschuldigt, an einer Verschwörung gegen Maria theilgenommen zu haben, und auf Gardiners Anrathen ward sie in den Tower geworfen. Nach der Vermählung Philipps mit Maria aber verwandte sich der erstere aus Politik für die Freiheit seiner Schwägerin und half so unbewußt mit, eine ketzerische Königin auf den Thron Englands zu befördern. Uebrigens wurde Elisabeth noch einmal in Woodstock gefangen gehalten, und als sie auch aus dieser Gefangenschaft wieder war befreit worden, brachte sie während der Stürme, die über ihre Glaubensgenossen ergingen, ihre Tage in stiller Einsamkeit zu auf dem Landgute Hatfield. Hier übte sie ihren starken und umfassenden Geist in den Wissenschaften, die damals auch dem Frauenleben nicht so fern standen, als jetzt. Wie wir es bei einer Jeanne d'Albret und Johanna Gray gefunden

*) Siehe Leben Cranmers im brittischen Plutarch.

haben, ſo war auch bei Eliſabeth das Studium lateiniſcher und griechiſcher Schriftſteller die Grundlage ihrer Bildung. Noch befand ſie ſich in Hatfield, als Eilboten ihr die Erwählung zur Königin von England ankündeten. Eliſabeth fiel auf ihre Kniee, dankte Gott und ſprach *): „Das iſt des Herrn Werk und wundervoll in unſern Augen.“ Im Triumphzug ward ſie nach London geführt und hielt in demſelben Tower ihren Einzug, in dem ſie zuvor als Gefangene geſeſſen hatte. Keine perſönliche Rache befleckte ihren Regierungsantritt; nur der Biſchof Bonner, der ſo viele Schlachtopfer zum Tode geführt hatte, empfing ſie mit einem finſtern Blick. Die Kerker, in denen noch manche um des Glaubens willen Verfolgte ſchmachteten, wurden geöffnet, im Uebrigen aber nur allmälig und behutſam die neuere Ordnung der Dinge vorbereitet; ſo daß die ſtrengen Proteſtanten ihr ſogar den Vorwurf machten, ſie habe nun zwar alle um des Glaubens willen Gefangenen losgelaſſen, nur nicht die vier Evangeliſten, die lange genug gefangen geweſen; aber die gewandte Königin antwortete, ſie wolle eben darum erſt die Evangeliſten ſelbſt befragen und berathen **).

Eliſabeth war bei ihrem Regierungsantritt 25 Jahre alt, von mittelmäßiger Schönheit, aber eines kühnen, männlichen Geiſtes, nicht frei von Herrſchſucht, doch auch wieder milden und freundlichen Gemüthes. Alles lag ihr daran, Staat und Kirche auf eine dem Glanz des engliſchen Namens und ihrer perſönlichen Größe entſprechende Höhe zu heben. Zwei Männer waren es beſonders, die in der weltlichen Regierung ihr beiſtanden, der ſtaatskluge Miniſter Wilhelm Cecil und der gelehrte Nicolaus Bacon. In kirchlichen Dingen ſchenkte ſie ihr Zutrauen dem Manne, der als ehemaliger Hofcaplan ihrer Mutter auch fortwährend bei ihr in Gunſt geblieben war und auf ihren religiöſen Charakter einen beſtimmenden Einfluß geübt hatte, Matthäus Parker. Ihn erhob ſie bald drauf zum Erzbiſchof von Canterbury, und erſt nach langem Widerſtreben ließ der würdige Mann zur Annahme der Stelle ſich bewegen. Es war allerdings eine ſchwierige Aufgabe, in einer noch immer ſchwankenden Zeit den Leuchter des Evange-

*) Kortüm S. 31.
**) Siehe Carwithen a.a. O.

liums auf den Altar des vielfach erſchütterten Heiligthums zu ſtellen. Hier waren noch die zahlreichen Prieſter aus der Zeit Maria's, die im Einklang mit dem Papſte fortwährend die Rechtmäßigkeit der ketzeriſchen und aus einer vom apoſtoliſchen Stuhl nicht gebilligten Ehe entſproſſenen Königin beſtritten; dort war es eine durch die Verfolgungen aufgeregte, im Kampfe verwilderte Partei von Proteſtanten, welche durch Bilderſturm ſowie durch thätliche Mißhandlung jener Prieſter ſich ſchadlos halten zu müſſen glaubte für das früher Erlittene. Weislich ſuchte Eliſabeth die Klippen zu vermeiden, die ſich ihr von beiden Seiten entgegenſtellten. Nur die nöthigſten Aenderungen wurden vorgenommen, wozu die Vorleſung der Evangelien und Epiſteln, ſo wie des Unſervaters und des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes in der Landesſprache gehörte; das minder Weſentliche ward einſtweilen in der alten Form beibehalten. Eliſabeth ſchien ſogar aus eigner Neigung dem Cultus gern eine Wirkſamkeit auf die Sinne zu laſſen, welche der ſtrengere Proteſtantismus verbannte, und ſo erwuchs allmälig auf der frühern Grundlage von Eduards VI. Buch jene Liturgie der biſchöflichen Kirche, wie ſie ſich bis auf den heutigen Tag in einer Form erhalten hat, die zwiſchen dem überladenen Dienſt der Meſſe und dem allzuſehr nur auf den Vortrag der Lehre beſchränkten reformirten Cultus die Mitte zu halten ſtrebt *). Ob damit die richtige Mitte getroffen worden? iſt hier nicht zu beurtheilen. Aber das war ſchon damals ein gefährliches Unternehmen, daß das Streben nach Gleichförmigkeit im äußern Gottesdienſt als ein Reſt des Katholicismus mit allzuvieler Schärfe durchgeführt und das Halten an ihr durch die ſogenannte Uniformitätsacte ſpäterhin allen zur Pflicht gemacht wurde. Auch rückſichtlich der Kirchenverfaſſung ſchloß ſich die engliſche Kirche fortwährend an das aus der alten Kirche ererbte, bloß von dem Papſtthum abgelöſte biſchöfliche Syſtem an. An die Stelle der päpſtlichen trat dafür, keineswegs im Einklang mit dem wahren Proteſtantismus, die königliche Gewalt. Zwar verzichtete Eliſabeth freiwillig auf den Titel des oberſten Biſchofes, welchen Heinrich VIII. an ſich geriſſen hatte. Sie begnügte ſich mit dem weltlichen Auf-

*) The book of common prayer and administration of the sacraments and other rites and ceremonies of the church.

ſichtsrechte, wie es auch mehr oder weniger andere proteſtantiſche Regierungen übten, aber die Aenderung betraf mehr den Namen als die Sache. Die Königin ließ ſich im Jahr 1559 von ſämmtlichen Geiſtlichen den Eid der Supremati e leiſten. Die, welche ſich deſſen weigerten, wurden ihrer Stellen entlaſſen, aber mit anſtändigen Ruhgehalten verſorgt. Endlich ward auch der kirchliche Glaube in eine buchſtäbliche Faſſung gebracht. Schon unter Eduard VI. hatten Cranmer und Ridley ein Glaubensbekenntniß für die engliſche Kirche verfaßt, welches nun aufs Neue durchgeſehen und beſonders dahin verändert wurde, daß in Beziehung auf die Abendmahlslehre ſolche Ausdrücke gewählt wurden, von denen man glaubte, daß ſie ſowohl die Lutheraner, als die Reformirten befriedigen könnten. Dieſes Glaubensbekenntniß, das erſt 42 Artikel in ſich faßte, wurde mit Uebergehung einiger darin enthaltenen Beſtimmungen auf 39 Artikel gebracht, ſo blieb der Name der 39 Artikel von dieſer Zeit an die übliche Bezeichnung des anglicaniſchen Bekenntniſſes. Gegen die im Lande wohnenden Katholiken wurde indeſſen mit der größten Milde und Schonung verfahren, ſo daß in den erſten Jahren von Eliſabeths Regierung dieſe häufig ohne alle Störung an einem Gottesdienſt theilnahmen, der ihnen ſo manche Erinnerungen an den frühern Zuſtand geſtattete. Aufs Strengſte wurden die gegenſeitigen Schmähungen, „Papiſten, Ketzer, Schismatiker, Sacramentirer u. ſ. w. verboten,“ dagegen durch Verbreitung einer neuen Bibelüberſetzung *) dem evangeliſchen Chriſtenthum am ſicherſten der Weg gebahnt.

Allein für eine ruhige Entwicklung ſchien weder die Zeit im Allgemeinen, noch beſonders die damalige Lage des brittiſchen Reiches reif zu ſein, und wie hinter der milden Frühlingsſonne nicht ſelten rauhe Stürme ſich verbergen, ſo brachen auch dieſe Stürme von einer dem Katholicismus entgegengeſetzten Seite los, und ein neuer Fanatismus brachte Zwietracht in die engliſche Kirche.

Um dieſe Erſcheinungen zu begreifen, müſſen wir jedoch erſt ſehen, unter welchen Umſtänden ſich in dem angrenzenden Schottland die Reformation verbreitete.

Faſt ſo alt, als die Dynaſtie der Valeſier in Frankreich

*) Ueber die frühere Genfer- und die nachmalige Biſchofsbibel, ſiehe das Weitere bei Carwithen a. a. O.

iſt die der Stuarts in Schottland. Mit dem Jahr 1371 gelangte nach dem Tode Robert Bruce's, welcher Schottland der Herrſchaft Englands entriſſen hatte, dieſes in der Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts ſo merkwürdige, durch tragiſche Schickſale verfolgte Königshaus auf den Thron. Wir begegnen auf demſelben zu Anfang unſrer Geſchichte dem Vater der Maria Stuart, Jacob V., welcher mit dem Jahre 1524, (alſo zu derſelben Zeit, als Heinrich VIII. in England regierte) ſeine Herrſchaft antrat. Durch die Vermählung dieſes Königs mit Maria von Guiſe erhielt dieſe in Frankreich ſo mächtige Partei auch einen Einfluß auf die ſchottiſchen Angelegenheiten und auf die Geſchichte der um dieſelbe Zeit in Schottland aufgehenden Reformation. Von Anfang an hatte ſich dieſes Land in größerer Unabhängigkeit von dem römiſchen Stuhl erhalten, als England; aber nichtsdeſtoweniger übte die hohe Geiſtlichkeit eine ariſtokratiſche Gewalt in der Kirche. An der Spitze derſelben ſtand der Erzbiſchof von St. Andrews. Die niedere Geiſtlichkeit war roh und ungebildet, und das Licht der Wiſſenſchaften, das von der Univerſität Glasgow ausgehen ſollte, war höchſtens ein trübes Dämmerlicht *). Von außen herein brach indeſſen auch hier der Strahl der reinern, evangeliſchen Lehre. Schon Wikliffs Schriften hatten ſich aus dem benachbarten England auch nach Schottland verbreitet, und ſchon im 15. Jahrhundert verſammelten ſich die geheimen Anhänger deſſelben zum Leſen der Bibel in mitternächtlicher Stunde. Der erſte aber, der Luthers Lehre in Schottland verbreitete, war ein junger, dem königlichen Hauſe verwandter **) Edelmann, Patrik Hamilton. Dieſer hatte in Deutſchland ſowohl in Wittenberg ſelbſt, als auf der damals neugeſtifteten Univerſität Marburg ***) die Grundſätze der Reformation kennen gelernt, die er nun den Verſuch machte in ſeinem Vaterlande auszubreiten. Er wurde vor ein geiſtliches Gericht geſtellt, als Ketzer erfunden, drauf der weltlichen Obrigkeit zur Beſtrafung übergeben, und im Jahr 1527 in einem Alter

*) Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im 15. Jahrhundert übte nur geringen Einfluß auf Schottland. Die griech. Sprache z. B. war bis zum Jahr 1534 nicht bekannt, ſiehe M'Crie, Life of John Knoxe. (5 Ed.) p. 7.

**) Sein Großvater hatte eine Schweſter Jacobs III. zur Ehe.

***) Sein Lehrer war der früher erwähnte Lambert von Avignon.

von nicht 24 Jahren verbrannt. Bei seiner Hinrichtung befand sich ein Mönch, Namens Campbell, der ihn in seinen letzten Stunden mißhandelte. Diesem rief Hamilton die gewaltigen Worte zu: „Elender, der du bist; in deinem Gewissen bist du von der Wahrheit der Lehre überzeugt, für die ich sterbe, du hast dich selbst noch unlängst in meiner Gegenwart dazu bekannt. Siehe, ich fordere dich vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes.“ Der Mönch fiel bald drauf in Wahnsinn und starb. In Hamiltons Tode ehrten deßhalb viele nicht nur den Tod eines frommen Blutzeugen, sondern eines Propheten und Heiligen Gottes. Ein ähnliches Gottesgericht sah die erstaunte Welt bei dem Anlaß eines andern Märtyrertodes. — Der Erzbischof Beaton von St. Andrews war einer der heftigsten Verfolger der Protestanten. Mehrere Hinrichtungen angesehner Männer hatten sich bereits wiederholt, und unter der Regentschaft des Grafen Arran, die auf Jacobs V. Tod eintrat, wußte er, nachdem sich schon einige hellere Aussichten für die Protestanten geöffnet hatten, allmälig die Gewalt an sich zu ziehn, und den Verfolgungen Nachdruck zu geben. Zu den verschiedenen Hinrichtungen, die er schon betrieben hatte, gesellte sich nun auch die eines Adligen, Georg Wishard, der von Cambridge kommend, die Lehre der Reformation in Schottland ausgebreitet, und als man ihm die Kirchen verweigert, auf freiem Felde unter großem Zulauf sie verkündet hatte. Auch Wishard wurde zum Feuertode verurtheilt. Mit ruhiger Fassung bereitete er sich zum Tode. Da er das Abendmahl nicht von einem katholischen Priester nehmen wollte, segnete er es selbst ein nach seinem letzten Frühstück und genoß es mit einigen seiner Freunde unter beiderlei Gestalt. Der Cardinal Beaton sah der Hinrichtung aus dem Fenster seines Schlosses zu. Aber der Sterbende weißagte ihm noch aus den Flammen, daß sein Ende gekommen sei und in wenigen Tagen ging die Weißagung in Erfüllung. Beaton wurde im Mai 1546 von sechzehn Verschwornen in demselben Schlosse ermordet, aus dessen Fenster er am Tode Wishards sich geweidet hatte.

Solche merkwürdige Ereignisse mußten einen tiefen Eindruck in dem Gemüth eines Volkes hinterlassen, das für das Wunderbare in den Verkettungen der menschlichen Schicksale und für die geheimnißvollen Einwirkungen der Geisterwelt von Natur einen

erregbaren Sinn zeigt. Mag auch der Aberglaube in ſolche Stimmen und Zeichen ein größeres Gewicht gelegt haben, als die beſonnenere Vernunft unſrer heutigen Bildung ihnen zugeſteht, immerhin waren es wirkſame Zeichen der Zeit, und wie überall in ſolchen Zeiten ward auch hier das Blut der Märtyrer ein Same der Kirche, und das Wunderbare, von dem ihr Tod begleitet ſchien, ein Hebel der Begeiſterung.

In die aufgeregten Gemüther ward nun ein neuer Zunder geworfen durch einen Mann, den die Vorſehung gerade zum Reformator dieſes Volkes beſtimmt zu haben ſchien, damit, was in andern Ländern entweder auf ruhigere Weiſe ſich geſtaltete oder im Kampfe unterging, hier, dem über Felſen hinrollenden Waldſtrom gleich, mit Gewalt ſich eine Bahn breche.

John Knox iſt der merkwürdige Charakter, der der ſchottiſchen Reformation ihr eigenthümliches, ihr ernſtes und ſchweres Gepräge aufdrückte, der die calviniſche Lehre, die in ihrem Stifter durch die feinere franzöſiſche Natur und durch eine höhere Geiſtesbildung gemildert war, in ihrer oft abſtoßenden Schroffheit hinſtellte und ſie ins praktiſche Leben des Volkes einführte. Wir müſſen uns mit dem Leben dieſes Mannes etwas genauer bekannt machen *).

Johann Knox, ſtammend aus einer alten achtbaren Familie, wurde geboren im Jahr 1505 zu Gifford, nach andern zu Haddington in der Grafſchaft Oſt-Lothian **). Schon als Knabe zeigte er, was ihn als Mann auszeichnete, einen hellen, durchdringenden Verſtand und einen feſten, ausdauernden Willen. Dieſe beiden Seelenkräfte überwogen auch bei ihm (wie bei Calvin) die ſanftere und weiche Gemüthlichkeit ***). Als ein neunzehnjähriger

*) Die beſte Biographie iſt die von M'Crie, Life of John Knox. Edinb. 811. Der deutſche Auszug von Planck iſt mir gar nicht, und das Original (5. Aufl. von 1831.) erſt ſpäter zu Geſicht gekommen. Ich habe es bei der Ueberarbeitung noch benutzt. — Andere Hülfsmittel ſind die nach M'Crie bearbeitete franz. Lebensbeſchreibung im Musée des Prott. célèbres und Niemeyer (Ch.), Leben Johann Knox's und der beiden Marien, Mutter und Tochter. Leipzig 824.

**) Ueber die Verſchiedenheit dieſer Annahmen ſiehe M'Crie von Anfang und Note A. Der Vf. entſcheidet ſich für Gifford.

***) Auch die Bilder von Knox und Calvin (das erſtere als Titelkupfer zu M'Crie, das andere zu Henry) haben einige Aehnlichkeit, die ſich nicht nur auf die äußere Tracht bezieht.

Jüngling bezog Knox im Jahr 1524 die Universität Glasgow*). Theils die freisinnigen Winke seines Lehrers, Johann Mair (Major), der sich jedoch nur behutsam äußerte, weit mehr aber noch das selbstständige Studium der Bibel und der Kirchenväter, besonders des Augustin und Hieronymus, vorzüglich endlich die Verfolgungen selbst, welche um jene Zeit begannen und als deren Opfer Hamilton fiel, weckten in dem feurigen, thatendurstigen Jünglinge den Drang, als Glaubensverbesserer aufzutreten, worin ihn auch die Freundschaft seines Altergenossen Georg Buchanan bestärkte. Sein Streben entging dem wachsamen Auge Beaton's nicht. Knox zog sich nach Hochschottland zurück, wo er unter dem Schutze des Hugh Douglas öffentlich das Evangelium predigte, trat aber nach dem Tode des Erzbischofs eine Predigerstelle in St. Andrews an, die ihm von der Gemeinde übertragen wurde. Hier predigte er die erneuerte Lehre des Heils ohne Scheu und vertheidigte sie in offener Disputation gegen die Widersacher mitten unter den Stürmen, die ihn umlagerten. Täglich wurden ihrer hinzugethan zu der Gemeinde, und als in Folge der Ermordung des Erzbischofs die wackre Bürgerschaft im Sommer 1547 als eine rebellische Partei behandelt und mit Hülfe einer französischen Flotte zu Wasser und zu Land belagert wurde, da war es wieder sein Wort, das die Bedrängten aufrichtete und den sinkenden Muth begeisterte. Vergebens hofften die Belagerten auf nahende Hülfe aus England. Sie mußten sich ergeben, und Knox gerieth mit einem Theil der Besatzung wider das gegebene Wort des Vertrags — auf die Galeeren. Hier mußte er nun selbst der Flotte dienen, welche die nahende Hülfe der Engländer von Schottlands Küste zu vertreiben den Befehl hatte**). Die Anstrengungen, die er mit den rohesten Sclaven theilte, zogen ihm eine Fieberkrank-

*) Nicht St. Andrews, wie in den frühern Ausgaben von M'Crie steht, siehe dessen Anmerkung zur 5. Ausgabe, wonach ich auch den Text dieser Vorlesung berichtigt habe.

**) Als sie im Winter vor Nantes lagen, wurde alles angewandt, die Gefangenen wieder zum Katholicismus zurückzuführen. Mit Gewalt wollte man sie nöthigen, am Schiffsgottesdienst Theil zu nehmen; aber mit einer Standhaftigkeit, die an Schroffheit grenzte, machten sie ihren Protestantismus geltend. Wenn der Gottesdienst begann, bedeckten sie absichtlich ihr Haupt, und als man einem unter ihnen (Knox selbst?) befahl, ein Marienbild zu küssen, warf er es in die Loire mit den Worten: „Die Jung-

heit zu, aber in allen Nöthen tröſtete ihn ſein Glaube und das Gebet. Beide wurden auch der Gegenſtand ſeines tiefern Nachdenkens, und ſo verfaßte er in den ſchmerzensfreien Stunden ſein Glaubensbekenntniß ſowohl, als eine Abhandlung über das Gebet. Wie einſt der gefangene Paulus die Erquickungen der Religion auch den fernen Gemeinden in ſeinen Sendſchreiben mittheilte, ſo wußte auch Knox von den Galeeren aus einen Brief an ſeine Glaubensbrüder in Schottland zu befördern, der mit den Worten beginnt: „Johann Knox, der gebundene Knecht Jeſu Chriſti: Gnade, Erbarmen und Friede von Gott dem Vater mit dem beſtändigen Troſte des heiligen Geiſtes*).

Nach zwei Jahren unſäglicher Leiden öffnete ſich den Gefangenen wieder eine freiere Ausſicht. Die Vermählung der Thronerbin Maria Stuart mit dem König von Frankreich Franz II. brachte ihnen 1549 die Freiheit, indem Franz, der die Proteſtanten im eignen Land verfolgte, erſt den Verſuch machen wollte, die Schotten durch Milde zu gewinnen. Knox, der zwar ſeiner Ketten entledigt wurde, aber nicht nach Schottland zurückkehren durfte, begab ſich nach England. Cranmer ſuchte ihn als einen willkommnen Gehülfen für die nördlichen Landſchaften des Reichs zu verwenden. Aber Knox fand hier großen Widerſtand an der Weichlichkeit und Trägheit der Geiſtlichen. Eine bleibende Stelle in London, die ihm angetragen wurde, ſchlug er eben ſo ſtandhaft aus, als ein ihm angetragenes Bisthum in Nordengland, weil er die halben Maßregeln der Reformation, wie ſie unter Eduard VI. geübt wurden, nicht mit ſeinen ſtrengen und durchgreifenden Grundſätzen vereinigen konnte. Beſonders nahm er Anſtoß an der biſchöflichen Verfaſſung und der weltlichen Pracht der Biſchöfe, die ſchon damals ein Aergerniß für einfache, chriſtliche Gemüther ſein

---

frau iſt leicht genug, laßt ſie ſchwimmen lernen.“ Nur mit Mühe gelang es, die Heilige aus den Wellen zu retten. M'Crie a. a. O. S. 68. 69.

*) Auch geiſtlichen Rath ertheilte Knox den Glaubensbrüdern, die ſich in ähnlicher Lage befanden. Ein Theil derſelben ſaß nämlich zu Mont St. Michel gefangen. Es bot ſich ihnen eine Gelegenheit dar, aus ihrer Haft zu entfliehen. Ungewiß, ob ſie mit gutem Gewiſſen die Flucht ergreifen dürften, wandten ſie ſich an Knox. Dieſer gab ihnen den geſunden, evangeliſchen Rath, ſich allerdings frei zu machen, doch unter der Bedingung, daß es ohne Blutvergießen geſchehe.

mußte; ſowie an der noch immer mit zu vielen äußern Ceremonien überladenen Liturgie. Es ſtellte ſich ſchon hier der Gegenſatz heraus, welchen die ſchottiſche und engliſche Kirche oder die Presbyterial- und Episcopalform gegeneinander in der Folge bildeten. Knox war Presbyterianer, d. h. er wollte, daß die Kirche, nach dem Muſter der apoſtoliſchen Zeit, nicht geleitet würde von hohen, vornehmen Beamten, die ſich zum Unterſchiede von den niedern Geiſtlichen Biſchöfe nennen, ſondern daß an der Spitze des Gemeinweſens ein frommer, gelehrter Mann ſtehe, der im Vereine mit andern ihm gleichgeſtellten Aelteſten (Presbytern) die Angelegenheiten der Kirche leite. In der That waren ja in der alten apoſtoliſchen Zeit die Biſchöfe nichts anders, als ſolche Aelteſte oder Presbyter, ſie waren Aufſeher über die Gemeinde, Seelſorger oder Pfarrer, und der hohe, vornehme Nimbus hatte ſich erſt ſpäter um ihre Häupter gewoben, als das Chriſtenthum in großen Städten und ſpäter an den Höfen der Kaiſer Eingang gefunden. — Es kann nun ſtreitig ſein, ob es mit zum Weſen des Proteſtantismus gehöre, auch in der äußern Form wieder zur apoſtoliſchen Einfachheit zurückzukehren, oder ob nicht die veränderten Verhältniſſe, wonach das Chriſtenthum eine Staatsreligion geworden, auch Abänderungen in den äußern Formen nöthig machten, und in der That glauben wir, daß die Forderungen der damaligen Presbyterianer in manchen Dingen überſpannt waren. Aber gegenüber jener Verweltlichung des Chriſtenthums, wie ſie in den damaligen Zeiten durchgängig war, ehe das Licht der Reformation hereinbrach, und wie ſie ſich leider! in der engliſchen Kirche nur zu ſehr und auf eine zu ſchreiende Weiſe erhielt, mußte immerhin dieſe Weigerung des ſchottiſchen Reformators, an der Sünde des Zeitalters theilzunehmen, als eine großartige erſcheinen, die ſeinem Charakter Ehre macht.

Ob nun gleich Knox kein bleibendes Kirchenamt in England annehmen wollte, ſo trug er doch auch hier durch ſeine ſtarken und rückſichtsloſen Predigten manches zur Reformation bei. Unter der Regierung der katholiſchen Maria in England flüchtete Knox, nachdem er ſich erſt den Verfolgungen ausgeſetzt hatte, auf den Rath ſeiner Freunde nach Genf, wo ihn Calvin mit offnen Armen aufnahm. Bald darauf that ſich ihm ein Wirkungskreis

in Deutſchland auf, indem ſich in Frankfurt eine reformirte Gemeinde von franzöſiſchen und engliſchen Flüchtlingen gebildet hatte, an welche Knox berufen ward. Leider waren es auch hier die Streitigkeiten über die Liturgie und das Ungeſtüm, womit einige Engländer das Beibehalten derſelben in der anglikaniſchen Form verlangten, welche Knox, nachdem er vergebens die Gegenſätze zu vermitteln verſucht hatte, wieder aus Frankfurt vertrieben *). Er begab ſich abermals nach Genf, bald aber kehrte er unter den ſeither veränderten politiſchen Verhältniſſen nach ſeinem Vaterlande zurück. Hier ließ nämlich die Regentin Maria von Guiſe, welche ſeit 1554 die Vormundſchaft führte, die Proteſtanten anfänglich gewähren, ſchon darum, weil ihre politiſche Gegnerin, Maria von England, ſie dort verfolgte. In Edinburg ſammelte Knox in dem Hauſe eines Privatmanns (James Syme) eine evangeliſche Gemeinde um ſich, und ſtreute auch in den ſüdlichen Landſchaften den Samen der Reformation aus; doch wußten es die ihm feindlichen Geiſtlichen dahin zu bringen, daß er den 15. Mai 1556 vor ein Gericht geſtellt wurde. Knox erſchien in zahlreicher Begleitung ſeiner Freunde, worunter von den angeſehenſten Männern des Landes waren. Die verſammelten Prälaten wagten es nicht, ihn zu verurtheilen. Vielmehr predigte er 10 Tage nacheinander in einer offenen Halle des Vor- und Nachmittags vor einer großen Menge von Zuhörern. Aber auch die friedliche Geſinnung der Regentin dauerte nicht lange, und Knox, der ohne den Ausbruch eines Bürgerkrieges (welchen er jedoch vermeiden wollte) keinen Weg ſah, dem Proteſtantismus in Schottland Anſehn zu verſchaffen, hielt es für einen Ruf Gottes, als ihn die Kirche von Genf als ihren Prediger zu ſich berief. Knox trennte ſich mit ſchwerem Herzen von ſeinen Glaubensbrüdern und Schottland, und trat ſeine Stelle in Genf an **). Der abermalige Aufenthalt in dieſer ſo wichtigen Pflanzſtadt der Reformation verſchaffte ihm Gelegen-

*) Auch Calvin war um ſein Gutachten in den Streitigkeiten erſucht worden. Es fiel gegen die biſchöfliche Liturgie aus, in welcher er noch eine ſtarke Hefe des Papſtthums erkannte. Calv. Opp. T. IX. (Amst. 1667.) p. 28. M'Crie S. 146.

**) Er hatte ſich unter der Zeit verehlicht; auch ſeine Gattin und Schwiegermutter folgten ihm an den Ort ſeiner neuen Beſtimmung. Auch wurden ihm hier zwei Söhne geboren. M'Crie S. 194.

heit, ſich in ſeinen theologiſchen Kenntniſſen und Anſichten noch weiter zu befeſtigen; aber zugleich verſäumte er nicht, die Verbindung mit dem ſchottiſchen Mutterlande aufrecht zu erhalten. Die Verdammung ſeiner Lehre und ſeiner Perſon war ihm indeſſen auf dem Fuße gefolgt: denn als man ſeiner nicht mehr habhaft werden konnte, ward ſtatt ſeiner ſein Bildniß öffentlich in Edinburg verbrannt und über ihn ſelbſt das Todesurtheil geſprochen. Kürzere Zeit hielt er ſich auch in Dieppe auf; doch kehrte er bald wieder nach Genf zurück, wo er im Verein mit einigen Freunden eine neue engliſche Bibelüberſetzung beſorgte. Zugleich erließ er ein „Schreiben an die Königin-Regentin," worin er die Sache der Reformation mit Kraft vertheidigte, und in Verbindung damit ſandte er einen Zuruf an den Adel und die Reichsſtände von Schottland, worin er dieſelben auf der einen Seite zum Gehorſam gegen die Regierung aufforderte und vor jedem gewaltſamen Aufruhr warnte, auf der andern aber auch ihnen zur Pflicht machte, ihre Brüder im Nothfall mit eigner Lebensgefahr zu vertheidigen, wenn dieſe um ihres Glaubens willen angegriffen würden. — Knox billigte es ſo wenig als Luther, daß man mit äußerer Gewalt dem Evangelium Bahn breche, wohl aber ſchien ihm auch die bewaffnete Vertheidigung erlaubt gegen unbefugten Angriff. Hierin zeigte er weniger Bedenklichkeit als Luther, und näherte ſich darin mehr Zwingli. Wenn es ſchwer iſt, den richtigen Punct zu bezeichnen, wo die äußere Selbſtvertheidigung in Sachen des Glaubens beginnen darf, ſo müſſen wir uns begnügen, wenn wenigſtens der Grundſatz im Allgemeinen feſtgehalten wird, daß vor allem die Macht des Wortes gelten ſoll, und dieß finden wir hier ſelbſt bei dem ſtürmiſchen Knox. Indeſſen ſoll auch da, wo das Chriſtenthum mit dem Worte ſich vertheidigt, dieſes Wort zwar ein kräftiges ſein und ein unumwundenes, aber auch das Wort ſoll nie die Schranken des Anſtandes und der Mäßigung überſchreiten, welche ihm gerade die rechte Würde in den Augen der Gegner ſichern müſſen und auf die Dauer ſichern werden. Dieß vergaßen in jenen Zeiten mitunter auch die edlern und beſſern Kämpfer, und wie Luther in ſeiner Schrift an Heinrich VIII., ſo ſetzte nun auch Knox die Geſetze der Mäßigung und des Anſtandes zu wei aus den Augen in einer Schrift, deren Titel ſchon allein die ernſte

und heilige Wirkung verfehlen mußte, welche die Schrift beabsichtigte. „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment*)“ — so hieß die Schrift, welche Knox im Jahr 1558 gegen die beiden Königinen Maria von England und die Königin Mutter in Schottland erließ. Unglücklicher Weise war aber um eben diese Zeit die englische Maria gestorben, und ihre Schwester Elisabeth ihr in der Regierung gefolgt, und diese bezog nun die starken Aeußerungen des Reformators gegen eine jede Frauenregierung natürlicher Weise auch auf sich. So zog sich Knox durch diesen unbesonnenen Schritt wenigstens für den Augenblick die persönliche Feindschaft einer Frau zu, welche der Sache des Protestantismus so wesentliche Dienste leistete. Es blieb indessen beim ersten Trompetenstoß, und es folgte kein zweiter und dritter mehr, wie er es beabsichtigt hatte**).

Aber auf einen ernstern Gegenstand richten wir nun den Blick. Die Verfolgungen in Schottland hatten in der That mächtig überhand genommen, und ein Opfer hatte sich der Erzbischof von St. Andrews ***) ausersehen, das wohl geeignet war in den Herzen aller Redlichen den gerechtesten Abscheu gegen die Bedrücker des evangelischen Glaubens zu erwecken. Ein alter, ehrwürdiger Priester war dieses Opfer. Walter Mill, 83 Jahre alt, hatte sich noch in diesem hohen Greisenalter der neuen Lehre zugewandt, ein Beweiß, daß auch die Fülle der Jahre für den nach Wahrheit strebenden Geist kein Hinderniß ist, dieselbe in sich aufzunehmen. Er war als Evangelist in Schottland umhergewandert und hatte das Wort Gottes denen verkündet, die es hören wollten. Da ließ ihn der Erzbischof greifen und nach St. Andrews schleppen; das geistliche Gericht verurtheilte ihn zum Feuertod. So allgemein war aber die Ehrfurcht vor dem Greise oder wenigstens die Scheu vor seinen grauen Haaren, daß kein Weltlicher über ihn zu Gericht sitzen wollte. Um aber die Formen zu erfüllen, bestellte der Erzbischof einen nichtswürdigen Menschen seines Hofgesindes zum Richter über ihn, der die Sen-

*) The first Blast of the Trumpet against the monstrous regiment (government) of women.

**) M'Crie S. 220. Erst beim dritten wollte er seinen Namen nennen.

***) Johann Hamilton, der Bruder des frühern Regenten Arran.

tenz des geiſtlichen Tribunals beſtätigte. Nun aber wollte auch niemand von ferne zu deſſen Hinrichtung die Hand bieten. Die Läden, in welchen man die Stricke und das nöthige Brennmaterial kaufte, waren geſchloſſen, kein Henker fand ſich, das Urtheil zu vollziehn. Dieß verſchaffte ihm einen Tag Aufſchub. Der Erzbiſchof und ſein Helfershelfer wußten ſich jedoch Mittel zu verſchaffen, das Werk der Bosheit auszuführen, und Mill ſtarb den Feuertod im April 1558. Das Volk errichtete ihm eine Ehrenſäule von aufeinander gehäuften Steinen, und als der Erzbiſchof die Steine zerſtreuen ließ, wurden ſie über Nacht mehreremal wieder zuſammengetragen, bis endlich die Anhänger des Biſchofs die ſämmtlichen Steine fortſchafften und ſie zu Gebäuden in der Stadt verwendeten *). Wie einſt Huß, ſo hatte auch der alte Mill bei ſeinem Tode geweißagt, daß aus ſeiner Aſche hundert beſſere Männer als er zu Zeugen aufſtehn würden; er hoffe aber, daß er der Letzte ſei, den man in Schottland dieſer Sachen willen tödte."

Es fehlte auf ſolche Gewaltthat hin auch nicht an heftiger Gegenwirkung von Seiten der Proteſtanten. An dem Feſte des heiligen Egidius, des Schutzpatrons von Edinburg, wurde das Bild deſſelben, das man in Proceſſion herumzutragen pflegte, erſt entwendet, und als man ein anderes an deſſen Stelle verfertigt hatte, das man wirklich mit großem Gepränge umhertrug, wurde daſſelbe von einer Schaar junger Burſche mit Gewalt den Händen der Prieſter entriſſen und im Kothe herumgeſchleppt. In einer ſolchen Zeit der Aufregung trat Knox wieder in Schottland auf. Schon ſeit 1557 hatten ſich die mächtigern ſeiner Freunde in einen Bund miteinander eingelaſſen, den ſie die Congregation Chriſti nannten. Knox ſollte die Seele dieſes Bundes werden, der mehr als je einer leitenden Kraft bedurfte. Noch vor ſeiner Ankunft hatte die Congregation ihre Wünſche der Regentin eingegeben, in welcher ſie dieſelbe um das Recht freier Religionsübung anflehten. Dieſes Recht wurde ihnen mit einigen Einſchränkungen bewilligt, aber bald wieder genommen. Der Grund davon lag hauptſächlich in den politiſchen Verhältniſſen des Tages. Wir haben ſchon in der Geſchichte von England bemerkt, daß Eliſabeth

*) Vgl. hierüber, ſowie über die ſchottiſchen Angelegenheiten überhaupt Buchanan, Rerum Scoticarum historia. p. 568 ff.

von der päpſtlichen Partei nicht anerkannt wurde. Dieſe Partei ging nun wirklich damit um, die Tochter der Regentin, Maria Stuart, auf den Thron Englands zu heben, während die Proteſtanten in Schottland, die vielmehr auf den Schutz Eliſabeths hofften, dieſem Plan im Wege ſtanden. Sie zu unterdrücken gebot alſo jetzt die Politik. Nachdem die Regentin ihr Wort gebrochen, glaubten ſich auch die Proteſtanten nicht mehr gebunden, und die Schritte der Congregation wurden um ſo kühner, je drohender die der Regierung wurden. Ohne ſich an das Verbot derſelben zu kehren, führten ſie in Perth, einer der angeſehenſten Städte Schottlands, den reformirten Gottesdienſt ein, und Knox beſtieg die Kanzel. Hier hielt er eine Predigt, worin er heftig das Meßopfer und den Bilderdienſt beſtritt. Als aber der Meßprieſter, ohne ſich an die eifernde Rede zu kehren, dennoch die Anſtalten zum Opfer traf*), erregte dieß einen gräulichen Tumult. Ein junger Menſch, der in der Nähe des Meſſeleſenden Prieſters ſtand, ließ erſt ſeinen Unwillen in Worten über die abgöttiſche Handlung aus. Der Prieſter gab ihm eine Ohrfeige. Nun warf der Beleidigte mit einem Stein nach dem Prieſter, traf aber den Altar und zertrümmerte ein Bild, das darauf ſtand. Jetzt fiel die Menge der Zuſchauer wüthend über den Prieſter und den Altar her. Der Sturm wandte ſich plötzlich gegen die ſämmtlichen Heiligthümer der Kirche, ja auch nach außenhin gegen die übrigen Kirchen der Stadt und ihre Bilder, gegen die Klöſter und ihre Schätze. Eine ähnliche Scene, wie wir ſie (einige Jahre ſpäter) in Antwerpen gefunden haben. — Knox darf keineswegs der Vorwurf gemacht werden, zu dieſem Bubenſtück ermuntert zu haben. Ob er beſſer gethan hätte, ſeine Rede zu mäßigen? iſt ſchwer zu entſcheiden. Jetzt wenigſtens mahnte er die Wüthenden ab**), aber freilich zu ſpät, und die Vergehungen einer aufgeregten Pöbelmaſſe wurden auch jetzt wieder den beſonnenern Freunden der Wahrheit beigemeſſen. Die Regentin benutzte den

*) Ein merkwürdiges Gegenſtück zu jenem Meßprieſter in Bern, der nach einer ähnlichen Predigt Zwinglis den Ornat auf den Altar niederlegte und von der Meſſe abſtand, ſiehe Vorleſungen über die Reformation Band 2. S. 185.

**) Er nannte ſie ſelbſt: „the rascal multitude.“ M'Crie S. 258.

Anlaß, um mit aller Strenge gegen die Proteſtanten einzuſchreiten. Die Stadt Perth wurde belagert und dem gegebenen Verſprechen zuwider mit franzöſiſcher Beſatzung belegt, der evangeliſche Gottesdienſt aufs Neue verboten. Die Congregation rüſtete ſich zu ſtandhafter Gegenwehr, und die rohern Anhänger der Reformation fuhren fort, auch an andern Orten des Königreichs ihren Unwillen an den Bildern auszulaſſen. Knox ſelbſt begab ſich mit den beiden Häuptern der Congregation, dem Grafen Argyle und dem Lord Jacob Stuart unter einer Bedeckung von Bewaffneten nach St. Andrews, im Juni 1559. Der Erzbiſchof, drohte ihn von der Kanzel herunterſchießen zu laſſen, wenn er ſich gelüſten ließe, dieſelbe zu beſteigen. Argyle und Stuart riethen ſelbſt zu ſchneller Abreiſe; aber Knox ſprach: „Mein Leben ſteht in der Hand desjenigen, deſſen Ehre ich ſuche," und beſtieg die Kanzel. Ein Wort der Belehrung über die richtige Anſicht von den Bildern, über Form und Weſen der Religion (in der Art, wie einſt Luther zu Wittenberg predigte) wäre hier vielleicht beſſer am Platz geweſen, als die Hinweiſung auf die Reinigung des Tempels von den Käufern und Verkäufern und die Aufforderung, ein Aehnliches zu thun. Aber Knox, der in dieſem Stücke einem Karlſtadt ähnlicher war als Luther, ließ von ſeinem Feuereifer ſich hinreißen, das Volk ſelbſt zu einem Schritte zu ermuntern, von dem er es früher noch abgehalten hatte. So wurden denn auch hier die Bilder zertrümmert, die Kirchen beraubt, zwei Klöſter der Erde eben gemacht*). — Abermalige Rüſtung zum Kriege von beiden Seiten. — Ein der Regentin abgedrungener Waffenſtillſtand dauerte nicht lange. Das Heer der Congregation überrumpelte Perth und drang in Edinburg ein. Die evangeliſche Kirchenordnung ward wieder eingeſetzt mitten unter den Waffen, und Knox den 7. Juli 1559 zum Prediger der Hauptſtadt erwählt. Aber nicht lange dauerte der Beſitzſtand der Proteſtanten. Edinburg ward von den Truppen der Regentin angegriffen, und das Einzige, was die Congregation in dem nochmaligen Vertrage mit ihr retten konnte, war die Auf-

*) Das Beiſpiel von St. Andrews fand Nachahmung an mehrern andern Orten. Eine Ballade, in welcher dieſer Sieg gefeiert wurde, theilt M'Crie S. 268. 69. mit.

rechterhaltung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in Edinburg. Wer aber war den Proteſtanten Bürge, daß auch dieſer Vertrag ihnen gehalten werde? Ohnedieß ſollte er nur bis zu Anfang des nächſten Jahres in Kraft bleiben. Sie ſahen ſich daher nach fremder Hülfe um. Knox knüpfte Unterhandlungen mit England an. Die Regentin ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. Alles war wieder unter den Waffen. Die Congregation verſtärkte ſich, und ſelbſt der ehemalige Regent, Jacob Hamilton, der jetzt den Titel eines franzöſiſchen Herzogs von Chatellerault führte, trat mit ſeinem älteſten Sohne, dem Grafen von Arran, dem Bündniß bei. Knox ſuchte, ſo viel an ihm war, den Ausbruch einer bürgerlichen Revolution zu verhüten, und nur auf die Bedingung hin, daß Maria Stuart als die rechtmäßige Königin anerkannt werde, konnte er mit den übrigen Verſammelten zur Abſetzung der Regentin ſeine Stimme geben. Vermittelſt einer öffentlichen Schrift (im October 1559) wurde ſomit die Regentin durch die Congregation ihrer Würde entſetzt. Sie ſtarb bald drauf im Juni 1560. Unterdeſſen war der Kampf der Waffen mit wechſelndem Glücke geführt worden. Die Franzoſen, welche Maria ins Land gerufen, wurden durch die herannahende engliſche Hülfe bedrängt und zum Abzuge bewogen. Endlich kam den 6. Juli 1560 unter engliſcher Vermittelung zu Edinburg ein Vertrag zu Stande, nach welchem das Reich während der Abweſenheit der jungen Königin durch einen Staatsrath verwaltet und nächſtens ein Parlament zu Herſtellung der guten Ordnung und zu Erledigung der Religionsbeſchwerden verſammelt werden ſollte. Dieſes Parlament fand denn auch bald drauf ſtatt. Die Mitglieder der Congregation reichten eine Bittſchrift ein, die auf ſofortige Abſchaffung des Papſtthums drang, und da die katholiſchen Prälaten im Parlamente die Minderheit bildeten, ſo fügten ſie ſich ſchweigend in die Nothwendigkeit. Der Sieg, welchen der Proteſtantismus in dieſem Parlamente davontrug, hing eben ſo ſehr von politiſchen als religiöſen Momenten ab, und die Art, wie dieſer Sieg behauptet wurde, war keineswegs den Grundſätzen des wahren Proteſtantismus gemäß; denn kaum hatten ſich die Proteſtanten von dem Druck erholt, der während der Zeit der Regentſchaft auf ihnen gelaſtet hatte, als ſie nun ſelbſt verfolgend gegen andere auftraten. Bei Leibes- und Lebensſtrafe ward jetzt das Halten

der Meſſe oder auch nur derſelben beizuwohnen verboten, und als es zu den Beſtimmungen über die Kirchengüter kam, da zeigte ſich die Luſt zuzugreifen gar zu unverholen bei manchen hochgeſtellten Parlamentsgliedern. Ein Flecken, der leider! der Reformationsgeſchichte auch andrer Länder anhaftet, der aber nicht die Reformation ſelbſt betrifft, ſondern die menſchliche Selbſtſucht, die, wie ſchon manche Beiſpiele uns gezeigt haben, unter jeder Religionsform ſich Eingang zu verſchaffen ſucht. Wenn Knox auch nicht frei erſcheint von dem Vorwurf der Härte gegen Andersdenkende, ſo hielt er ſich doch rein in Abſicht auf den letztern Punct, und ſetzte der Habgier der Großen ſtandhaft den apoſtoliſchen Sinn entgegen, womit er die Strenge der Kirchenzucht durchzuführen, die Kirchengüter aber den Armen und dem Unterrichte zuzuwenden ſuchte. Aber eben dieß erregte den Widerſpruch der Weltlichen gegen ihn, und nur mit Mühe konnte er den Sturm beſchwichtigen, der ſich gegen ihn erhob.

Der Charakter der ſchottiſchen Reformation ſtellte ſich nun, im Vergleich mit der engliſchen, als ein von dieſer ſcharf geſchiedener heraus. Zwar ruhte die Lehre beider Confeſſionen weſentlich auf den Beſtimmungen Calvins, doch gingen dieſe Beſtimmungen noch mehr in das ſchottiſche, als in das anglicaniſche Bekenntniß über, nur mit der Ausnahme, daß die Lehre von der Gnadenwahl auch in dem ſchottiſchen Bekenntniß einige Milderungen erhielt. Auffallender zeigte ſich aber der Unterſchied in dem Cultus und der Verfaſſung. Während die engliſche Liturgie noch manche Aeußerlichkeit beibehielt, ſuchte der kräftige Oppoſitionsgeiſt der Schotten jede Erinnerung an das Papſtthum auszutilgen und erfreute ſich an den einfachſten Formen der Gottesverehrung, aus welcher nicht nur Bilder und Muſik, ſondern alles entfernt wurde, was im Geringſten die Sinne feſſelt. Auch das unſchuldigſte Symbol, wie z. B. der Ring bei den Trauungen, ward verbannt. Wie entſchieden Knox gegen die biſchöfliche Verfaſſung war, wurde ſchon früher bemerkt. An die Stelle derſelben trat die Einrichtung, welche Knox unter der Zeit in Genf näher kennen gelernt hatte. Zwölf Superintendenten wurden zur Beaufſichtigung des Kirchenweſens niedergeſetzt, welche keinen weſentlichen Vorrang vor den übrigen

Pfarrern, keinen Sitz im Parlament und keine so reichen Einkünfte erhielten, wie die Bischöfe der englischen Nachbarkirche*).

Mit einer nie zu entschuldigenden Rohheit wurden nun alle Denkmäler des Katholicismus zerstört, Kirchen und Klöster geplündert, manche herrliche Kunstschätze und Bibliotheken verbrannt und selbst die Gräber durchwühlt.

Es läßt sich leicht erwarten, daß weder Franz II. von Frankreich, noch seine Gemahlin Maria diesen Neuerungen ihre Zustimmung geben konnten. Sie erblickten in denselben einen Eingriff in ihre Hoheitsrechte, und schon wurden Zurüstungen zu einem neuen Kriege gemacht, als der Tod den König Franz II. dahinraffte. Maria Stuart, die neunzehnjährige Wittwe, von ihrer Schwiegermutter der Katharina von Medicis, übel behandelt, verließ den französischen Boden und langte im August 1561 in Schottland an. Mit ihrem ersten Fußtritt, den sie aufs Land setzte, betrat sie auch die Bahn ihres Unglücks. Schön und jung, aber unerfahren, auferzogen in den weichlichen Genüssen des fränkischen Hoflebens, im höchsten Grade leichtsinnig, umgeben von parteisüchtigen Rathgebern und Schmeichlern, wurde sie ganz ein Werkzeug der Guisen und ihrer verderblichen Absichten. Anfangs schien sie zwar die Protestanten sich geneigt machen zu wollen, was sie schon dadurch beurkundete, daß sie ihren Stiefbruder Jacob Stuart, welcher eines der thätigsten Mitglieder der Congregation gewesen war, und den sie zum Grafen von Murray ernannte, nebst Wilhelm Maitland an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stellte. Aber als sie damit begann, in ihrer Kapelle die Messe einzurichten zum Behuf ihres Hausgottesdienstes, erblickten darin Knox und die übrigen Protestanten einen gefährlichen Anfang zu weitern Schritten**). Der Versuch, ihr dieses niederzu-

*) Letzteres konnte schon darum nicht geschehen, weil der raubsüchtige Adel die Kirchengüter an sich gerissen hatte. Die Superintendenten sollten übrigens jährlich zwei Provincialsynoden zusammenberufen, an welchen nicht nur die Geistlichen, sondern auch die dazu erwählten Aeltesten aus dem weltlichen Stande theilnehmen sollten, und überdieß sollte jährlich einmal eine allgemeine Kirchenversammlung stattfinden. Die Bestimmungen der Kirchenzucht waren in dem Book of discipline, die über den Cultus in dem Book of common order niedergelegt, vgl. M'Crie II. von Anf.

**) „Eine einzige Messe," sagte Knox in einer Predigt, „sei ihm schrecklicher, als wenn zehntausend bewaffneter Feinde ins Land kämen, mit Gewalt die Religion zu unterdrücken." M'Crie II. S. 25.

legen, iſt häufig als die äußerſte Intoleranz betrachtet und namentlich dem ſchottiſchen Reformator verargt worden; und in der That muß die Härte uns verletzen, womit die Religion der Gewiſſensfreiheit hier ein fremdes Gewiſſen beengen wollte. Aber wenn man die zeitherigen Erfahrungen bedenkt, welche die Proteſtanten gemacht hatten; die Schlauheit, womit die Gegenpartei das geringſte Zugeſtändniß zu ihrem Vortheil zu wenden bereit war; wenn man erwägt, wie wenig noch die Reformation in Schottland befeſtigt war, und wie das Beiſpiel der Königin ſo leicht zu einer Rückwirkung benutzt werden konnte, die am Ende wieder das Errichten der Scheiterhaufen für die Ketzer zur Folge gehabt hätte, ſo wird man dieſe Härte weniger auffallend finden, als unter andern Verhältniſſen. Man war zuſehr gewohnt, die Religion der Fürſten in Uebereinſtimmung zu denken mit der der Völker, als daß der Gedanke an eine abgöttiſche Königin (denn als ſolche mußte Maria den ſtrengen Proteſtanten erſcheinen) nicht die größten Beſorgniſſe erregen ſollen, und wenn es zu allen Zeiten ein unnatürliches Verhältniß iſt, wenn die Religion des Hofes von der des Staates und des Volkes verſchieden iſt, ſo mußte beſonders damals dieſes unnatürliche Verhältniß die unerträglichſten Störungen hervorrufen. — Auch das weltliche Leben und Treiben der Maria, ihre Luſt zur Jagd, zum Tanze und Maskeraden und die Leichtfertigkeit ihres Hofes erregte großen Anſtoß bei den ſtrengen Puritanern*).

Noch hatte Maria jenen erſten Trompetenſtoß nicht vergeſſen, womit Knox das Weiberregiment etwas unſanft angeblaſen hatte. Sie ſtellte ihn ſowohl darüber, als über ſeine Heftigkeit zur Rede, womit er ſich ihren Anordnungen widerſetzte. Die Schönheit und die äußere Pracht, womit ſie ſich umgab, machten auf den ſtolzen Puritaner wenig Eindruck. Er beantwortete ihre Vorwürfe mit gemeſſenem Ernſte und ohne Rückhalt. Er verſicherte die Königin ſeiner Unterthänigkeit, ſo lange ſie im Dienſt der Wahrheit bleibe; aber laut bekannte er ſich zu dem Grundſatze, daß es den Fürſten

*) Siehe Raumers Beiträge zur neuern Geſchichte (Eliſ. und Maria) I. S. 30. (nach dem Zeugniß des franz. Geſandten Foy) und S. 58: „Die Königin verkleidet ſich und geht ſo durch die Stadt und nimmt von jedem Manne ein Pfand.“

nicht zukomme, das Evangelium zu hindern, und daß in dieſem Falle es den Chriſten erlaubt ſei, gegen die Obrigkeit ihre Rechte zu ſchützen*). „Oder hätten," fragte er, „die Israeliten dem Pharao und Nebukadnezar, die erſten Chriſten den heidniſchen Kaiſern nachhinken ſollen?" „Das nicht," erwiderte Maria; „aber ſie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Obrigkeit." „Aber allen gottloſen Befehlen widerſetzten ſie ſich allerdings," fuhr Knox fort. „Doch nicht mit dem Schwert," erinnerte die Königin nochmals und mit geſteigertem Nachdruck. „Gott hätte ihnen dazu die Gewalt und Mittel nicht gegeben," entgegnete Knox. „Alſo meint ihr," fragte Maria, „daß Unterthanen ihren Fürſten widerſtehen dürfen, wenn ſie können." „Gnädigſte Frau," erwiderte Knox, „man würde es ungeachtet des göttlichen Gebotes: Ehre Vater und Mutter — Kindern nicht zur Sünde rechnen, wenn ſie im Fall ihr Vater in einem Anfall von Wahnſinn ſie umbringen wollte, ihm das Schwert entriſſen, die Hände ihm bänden und ihn ſo lange in Verwahrung behielten, bis der Anfall vorüber wäre. Ebenſo verhält es ſich mit den Fürſten, welche die Kinder Gottes, die ihnen unterworfen ſind, ermorden wollen. Ihr blinder Eifer iſt Wahnſinn, deßhalb kann es nicht Ungehorſam heißen, wenn man ihnen das Schwert aus der Hand windet, ihnen die Hände bindet und ſie ſo lange ihrer Freiheit beraubt, bis ſie wieder zur Vernunft kommen; vielmehr iſt grade dieß der rechte Gehorſam, weil er mit dem Willen Gottes übereinſtimmt." — Die Königin erſtarrte faſt ob dieſer Antwort, wechſelte mehrmals die Farbe, nahm ſich dann aber endlich zuſammen und ſprach: „Gut denn, ich ſehe wohl, meine Unterthanen ſollen nicht mir, ſondern euch gehorchen, ſollen thun, was ſie wollen, nicht was ich befehle." — „Das verhüte Gott," fiel Knox ein; „aber dahin möchte ich es bringen, daß beide, Fürſt und Unterthan Gott gehorchen." Maria gab zu, daß die Fürſten Gott und ſeinem Worte gehorchen ſollen; aber eben deßhalb ſollen ſie der Kirche gehorchen, die allein im Beſitz der wahren Religion iſt, und ſo lenkte ſich nun das Geſpräch auf die Lehre von der Kirche;

*) Vgl. über dieſe Unterredung M'Crie II. S. 31 ff. und Niemeyer S. 165 ff.

aber auch über dieſen Punkt war keine Verſtändigung möglich. Beide trennten ſich unbefriedigt. Knox hinterließ ihr den Wunſch, daß Gott ſie für das ſchottiſche Volk das möge werden laſſen, was Deborah für das israelitiſche geweſen; aber an den engliſchen Miniſter Cecil ſchrieb er*), die Lehren des Cardinals von Guiſe, ihres Oheims, hätten ſich ſo tief ins Herz der Königin eingedrückt, daß ſie nicht mehr ohne das Herz ſelbſt herausgeriſſen werden könnten. „Möchte ich hierin irren, aber ich fürchte, daß dieß nicht der Fall ſein werde; denn bei meiner Unterredung mit ihr habe ich ſo viel künſtliche Liſt wahrgenommen, wie mir in dieſem Alter noch nie vorgekommen. Von jetzt an iſt der Hof für mich todt, wie ich für den Hof todt bin.“

Immer höher ſtieg jetzt der Eifer des ernſten Sittenpredigers, um ſo mehr, da er ſich in ſeinem Streben von den Großen verlaſſen ſah, welche, wie Jacob Stuart und Maitland, mehr auf Bereicherung aus dem Kirchengute, als auf Herſtellung der guten Zucht bedacht waren. So kam es, daß er in ſeinem Strafeifer die Königin von der Kanzel herab einer Jeſabel verglich und ihre lockern Sitten mit unerbittlicher Strenge öffentlich rügte. Auch darüber ſtellte Maria den unerſchrocknen Reformator zur Rede. Sie beſchwor ihn ſogar mit Thränen, daß, wenn er ihr Vorwürfe zu machen habe über ihren Wandel, er dieß unter vier Augen thun möge, aber nicht vor aller Welt. — Knox berief ſich auf ſeine öffentliche Stellung und auf ſein Recht und ſeine Pflicht. Aber Maria vergaß ihm nicht, daß er ſie in Thränen geſehen; ſie fand bald eine Gelegenheit, für dieſe Demüthigung ſich zu entſchädigen, indem ſie ihm ſelbſt eine zu bereiten hoffte.

Während einer Abweſenheit der Königin von Edinburg (ſie befand ſich in Stirling) feierte die Dienerſchaft derſelben die Meſſe in der königlichen Kapelle (in Holyroodhouſe), und zwar mit noch größerm Gepränge, als es in Gegenwart ihrer Herrin zu geſchehen pflegte. Die eifrigen Proteſtanten glaubten dieß um ſo weniger dulden zu ſollen, als die Abhaltung des katholiſchen Gottesdienſtes der Königin nur für ihre Perſon geſtattet war. Eine Anzahl derſelben drang in die Kapelle ein, und wollte den Prieſter nöthigen,

*) Bei M'Crie II. S. 40. Riemeyer S. 171.

seine Verrichtung einzustellen. Dieser aber sah sich nach Schutz um, zwei der Thäter wurden verhaftet, Knox aber erließ ein Umlaufschreiben an die Protestanten der benachbarten Gegenden, worin er sich über Gewalt beschwerte und zur Gegenwehr aufforderte, indem er zu einer Volksversammlung einlud. Das Umlaufschreiben fiel der Königin in die Hände, und diese ließ Knox vor ein Gericht stellen, dem sie in eigner Person beiwohnte. Als Knox in den Gerichtssaal trat, lachte Maria laut auf und sprach: „Der Mann da hat mir oft bittre Thränen ausgepreßt, ohne daß ihm selbst die Augen übergegangen wären. Heute will ich doch sehen ob ich ihn nicht zum Weinen bringen kann." Sie beschuldigte ihn des Hochverrathes und berief sich auf den Inhalt des Schreibens. Knox wußte aber seine Sache so geschickt zu führen, daß die Klage als unstatthaft verworfen und der Angeschuldigte freigesprochen wurde*).

Von nun an entwickelt sich die tragische Geschichte Maria Stuart's, im Zusammenhange mit den politischen Unruhen, von denen das Reich bewegt wurde, zu einer Kette von Begebenheiten, an die wir nur kurz erinnern können, ohne uns in weitere Schilderungen derselben einzulassen. Ihre Vermählung mit Darnley, die um dieselbe Zeit ausgebrochene Empörung ihres Bruders, das ungerliche Verhältniß zu dem Günstling Rizio, die Ermordung ihres Gemahls und die Heirath mit dessen Mörder Bothwel, ihre Gefangenschaft und ihre Flucht nach England, so wie endlich die traurige Katastrophe ihres Prozesses, der mit ihrer Gefangenschaft in Fortheringay und ihrer Enthauptung endete, dieses alles, das sich in den Zeitraum von 1565—1587 zusammendrängt, gehört mehr in die Darstellung der politischen Geschichte, als daß wir uns dabei aufhalten könnten. Daß die unglückliche Königin von dem Augenblick ihres Falles an bis an ihr blutiges Ende die Theilnahme des menschlichen Mitgefühls erregt, liegt tief in der Natur gegründet, und es sträubt sich das Herz dagegen, Elisabeths Verfahren als ein gerechtes zu preisen oder gar ihre That zu bewundern. Wenn aber dieses Mitleiden, durch die poetische Behandlung des Stoffes verleitet, sich häufig so darstellt, als ob in

*) Siehe die Verhandlungen darüber bei M'Crie II. S. 99. ff.

Maria Stuart die leidende Unschuld, in Elisabeth aber nur die grausame Härte der Eifersucht sich erkennen lasse, so muß dieses Mitleiden als ein verkehrtes erscheinen. In dieser Beziehung verweise ich auf die aus den Quellen geschöpften Untersuchungen Raumers in dessen schon früher angeführten Beiträgen zur neuern Geschichte, aus welchen wohl mit ziemlicher Gewißheit hervorgeht, daß Maria an dem Plane, der ihr Schuld gegeben wurde, Elisabeth vom Throne zu stoßen, nicht so unschuldig war, als die herkömmliche Ansicht annimmt, und so litt sie (nach den damaligen Rechtsbegriffen), was ihre Thaten werth waren. Das Mitleiden aber, das sie verdient, kann nur das sein, was wir mit dem Verbrechen überhaupt haben, besonders wenn dieses unter solchen trüben Umständen und Verhältnissen gereift ist, wie die, in welchen sich die junge mißleitete Maria befand. „Es war ein Unglück für den Katholicismus," sagt Herr von Raumer*), „daß fast nur zweideutige und beschränkte, fanatische und sittenlose Häupter in jener Zeit seine Vertheidigung übernahmen, wie Maria Stuart und Franz II., Philipp und Alba, Katharina von Medicis und Carl IX. Diese alle haben die Welt nicht gefördert, und so viel auch kirchliche Unduldsamkeit, falsche Sentimentalität und überkünstelte Kritik dagegen vorbringen — Maximilian II., Wilhelm von Oranien, Heinrich IV. und Elisabeth sind die edlern, größern, erschaffenden und in ächtem Sinne herrschenden Naturen."

Fragen wir jetzt nur noch zum Schlusse nach den weitern Schicksalen des schottischen Protestantismus in dieser Zeit, so schien mit der Entfernung Mariens vom Throne Schottlands eine günstigere Zeit einzutreten. Ueber ihren unmündigen Sohn Jacob VI. hatte ihr Bruder Murray die Vormundschaft geführt, nach seinem Tode andere Große des Reichs. Aber auch hier zeigte sich wieder die alte Habsucht in Betreff der Bisthümer und Kirchengüter. Der katholische Erzbischof von St. Andrews, der es gewagt hatte, die Partei der Königin mit den Waffen zu unterstützen, wurde 1571 gehangen, und Graf Morton, dem bald darauf die Regentschaft zufiel, eignete sich dessen Güter zu. Ueberhaupt suchten jetzt die Großen die bischöfliche Verfassung Englands auch in Schott-

*) Beiträge I. S. 387. 88.

land einzuführen, was aber nur auf kurze Zeit Bestand hatte. Späterhin wurde das Presbyterialsystem auf eine dauernde Weise begründet. Knox starb mitten unter den Kämpfen, die sich in dieser Hinsicht entwickelten. Des Lebens müde, hatte er sich schon lange nach dem Tode gesehnt*). Noch drang kurz vor seinem Absterben die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit zu seinen Ohren. Er bestieg die Kanzel, und rief die Strafen des Himmels über „den grausamen Mörder und falschen Verräther" herab, der sich König von Frankreich nenne. Oeffentlich forderte er den französischen Gesandten auf, seinem Meister zu sagen, daß sein Urtheil in Schottland gesprochen sei, und daß sein Name von der Nachwelt nie anders, als mit Fluch würde genannt werden**).

Den 9. Nov. 1572 ließ sich der vom Schlage gelähmte Greis zum letztenmal in die Kirche führen, um seinen Nachfolger der Gemeinde vorzustellen, und von ihr Abschied zu nehmen. Er bezeugte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, und wie er bei der Verkündung des göttlichen Wortes nicht das Seine gesucht, sondern was Christi ist. Er ermahnte sie, der guten Sache treu zu bleiben und ertheilte ihr zum letztenmal den Segen. Auf seinen Stab gestützt, wankte er, begleitet von der ihm nachweinenden Menge, nach Hause zurück. Zwei Tage drauf legte er sich auf sein Sterbebette und ließ sich aus der heiligen Schrift die Stellen vorlesen, welche vom Heimgange zum Vater und vom Troste der Unsterblichkeit handeln. So sehr ward er von diesen Stellen ergriffen, daß, als er einst eine ganze Nacht hindurch mit dem Gedanken der Auferstehung sich beschäftigt hatte, er einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlte, noch einmal die Kanzel zu besteigen und die Tröstungen, die er selbst erfahren, auf die versammelte Gemeinde auszugießen. Doch dazu reichten seine Kräfte nicht mehr***). Wie einst der sterbende Oekolampad, so versammelte auch Knox wenige Tage nachher die Prediger und Aeltesten um sein Lager und bezeugte ihnen feierlich, daß seine Strenge niemals aus Haß gegen die Personen, sondern allein aus dem feurigen Eifer für die Sache

*) „Wheary of the world" and „thirsting to depart" are expressions frequently used by him. M'Crie II. S. 208.

**) M'Crie II. S. 217.

***) Adami vitae Theologorum pag. 70. M'Crie II. 220.

Gottes hervorgegangen sei. Noch einmal ließ er die Großen ermahnen, die das Reich und die Kirche verwirrten, von ihrem sündlichen Wesen abzustehen, aber vergebens. Die Meisten von ihnen nahmen ein böses Ende, und erinnerten sich später an seine wohlgemeinten Worte. — Nachdem er noch für das Heil andrer gesorgt, war er jetzt ganz auf sein eignes Heil bedacht. Noch hatte er in seinen letzten Stunden mit Anfechtungen zu kämpfen. „Der Teufel," sagte er, „wolle ihm vorspiegeln, er habe durch seine Treue den Himmel verdient, während er doch wohl wisse, daß es nur Gottes Gnade sei, die in ihm sich mächtig gezeigt." Seine Gattin und sein vertrauter Hausgenosse richteten ihn in trüber Stunde auf durch das Vorhalten der Verheißungen Jesu. Das 17. Cap. des Johannes war „der Anker, an dem er sich festhielt*)." Endlich hatte er ausgekämpft. Er starb den 24. Nov. 1572 in einem Alter von 67 Jahren. Seine Leiche ward auf dem Gottesacker der St. Egidienkirche bestattet. Eine zahlreiche Volksmenge, der Regent Morton an der Spitze des Adels, gaben ihm das Geleit, und als man den Sarg einsenkte, rief Morton aus: „Hier liegt der Mann, der nie vor eines Menschen Angesicht sich fürchtete**)!"

Eilfte Vorlesung.

Die Spaltung der Conformisten und Nonconformisten (Puritaner) zu Elisabeths Zeiten. Parker. Die Zeiten Jacobs. I. Pulververschwörung. Karl I. Erzbischof Laud. Unruhen in Edinburg. Der Covenant. Das lange Parlament. Hinrichtung Straffords. Aufruhr in Irland. Hinrichtung Lauds. Independenten und Gleichmacher. Prozeß und Tod Karls I. Rückblick auf das Bisherige.

Es liegt im Geiste des Protestantismus, daß er in Beziehung auf die äußern Verhältnisse der Kirche, in Beziehung auf Ver-

*) Nach seinem eignen Ausdruck. Eine ausführliche Beschreibung seines Endes findet man bei M'Crie.

*) There lies he, who never feared the face of man. M'Crie II. p. 234.

faſſung und Cultus an keine Form ſich ausſchließlich bindet. Ordnung, ſagte Luther, ſei ein trefflich Ding; aber wo man ſie mit Gewalt aufzudringen und gleichförmig zu machen ſuche, da ſei ſie nicht mehr Ordnung, ſondern Unordnung und die Quelle der Verwirrung. Dieß zeigt ſich uns in der Geſchichte der beiden brittiſchen Nachbarländer, in der Reformationsgeſchichte Englands und Schottlands.

Hätte jedes dieſer Länder ſeine Ordnung für ſich behalten, wie ſie eben ſeinen Verhältniſſen angemeſſen war, ſo würde ſich das Weſentliche des Chriſtenthums, der chriſtliche Glaube und die chriſtliche Sitte hier unter dem Hirtenſtab der Biſchöfe und unter einer glänzenden Außenſeite, dort unter der Leitung der Aelteſten und mit einfachern Mitteln erhalten und fortgebildet haben; es würde ſich das Ungenügende der einen oder der andern Form in der Folge von ſelbſt herausgeſtellt und eins gegen das andere ins Gleichgewicht geſetzt haben, ohne daß dabei der Friede wäre getrübt, noch die Wahrheit verletzt worden. Der Geiſt des Proteſtantismus hätte dann von innen heraus die heilſamen Umbildungen vorgenommen, er hätte ſich die zeitgemäßen Formen von ſelbſt geſchaffen, und die wahre Religion hätte dabei nur gewinnen, die Geſundheit der Kirche nur um ſo kräftiger gedeihen können. Aber es ſchien einmal dieſem an blutigen Verfolgungen ſo reichen Zeitalter vorbehalten, erſt nach vielem äußern Kampf zu einem ruhigern Beſitze der evangeliſchen Freiheit und zur Einſicht in ihre heiligen Geſetze zu gelangen. Nicht allein nach außenhin hatte der Proteſtantismus des Britten ſein Daſein zu friſten, ſondern in ſeinem Innern hatte er eine Gährung zu beſtehen, in welcher die feindlichen Elemente ſich mit gleicher Wuth bekämpften, bis dieſe Elemente endlich zu geſonderten Parteien ſich ausſchieden und zu einem ruhigern Nebeneinander-Fortbeſtehen gelangten. Nicht in Schottland allein machte ſich nämlich die Form geltend, welche wir von nun an als die presbyterianiſche oder puritaniſche zu bezeichnen haben; ſondern es lag in ihrem radicalen Reformgeiſte, ſich mit Gewalt auch andern aufzudrängen, ſich Bahn zu brechen durch alle Schranken der Geſetze und der geſelligen Verhältniſſe, und ſich als die allein gültige, als die allein proteſtantiſche und apoſtoliſche auch in der Nachbarkirche Anſehn zu verſchaffen.

Wenn es eine durch die Erfahrung aller Zeiten beſtätigte Wahrheit iſt, daß wie der Stahl im Feuer ſich härtet, ſo auch der Geiſt einer Partei in der Gluth der Verfolgungen zu einer undurchdringlichen Maſſe ſich ſtählt, ſo zeigt ſich dieß auch hier. Die unter der Regentſchaft der Maria aus Schottland geflüchteten Proteſtanten glaubten ihr Märtyrthum nicht zu hoch anzuſchlagen, wenn ſie ihren Widerſpruch gegen alles, was an das Papſtthum und deſſen Einrichtungen erinnerte, auch da geltend zu machen ſuchten, wo man — wie ſie vorgaben und wie es zum Theil wirklich war — in ſüßer Bequemlichkeit und lauer Halbheit — die Formen deſſelben ſtehen gelaſſen und ein unſeliges Mittelding zwiſchen Papſtthum und Evangelium zuwege gebracht hatte. Sie glaubten fordern zu dürfen, daß wer ſich Proteſtant nennen wolle, auch bereit ſein müſſe gegen alles zu proteſtiren, was noch irgend eine Beziehung habe zum alten Cultus, zur herkömmlichen Verfaſſung, was noch irgend an die Meſſe auf der einen, an die Hierarchie auf der andern Seite erinnerte. Grade im Exil ſollte ſich das auserleſene Volk Gottes als ein ſolches bewähren, indem es den Götzendienſt derer beſtritte, die auf beiden Seiten hinken, die weder kalt, noch warm ſind. Von ſolchen Geſinnungen ausgehend, hatten ſchon die Strengern unter den Flüchtlingen in Frankfurt ſich geweigert, der engliſchen Liturgie ſich zu bequemen, und ſelbſt Knox war ihnen hierin zu nachgiebig. Als dieſe Flüchtlinge nun unter Eliſabeth nach England zurückgekehrt waren, wo auch noch andere der verfolgten Glaubensbrüder und Landsleute Schutz fanden, ſo kehrten ſie ſich auch hier nicht an die in England herrſchende Form, ſondern ſetzten ihr ſchroff die ihrige entgegen. Nur mit Mühe brachte Eliſabeth einige dahin, ſich der engliſchen Liturgie zu fügen; dieſe hießen die Conformiſten und galten bei ihrer Partei als Abtrünnige. Um ſo ſtrenger wurde nun aber auch von engliſcher Seite gegen die Nonconformiſten, Diſſenters oder Puritaner verfahren. Eliſabeth konnte nicht zugeben, [illegible] noch kaum befeſtigte Reformaton in [illegible] der Unruhe geſtört und in ein [illegible] leicht das Entgegengeſetzte wied [illegible] ſie nahm jetzt mit Hülfe des [illegible] ihre Zuflucht, welche die [illegible]

Wege bringen mußten. Durch die ſogenannte Uniformitätsacte, welche im Jahr 1562 erlaſſen wurde, ward das Recht gegeben, alle die mit Geldſtrafen, mit Gefängniß, mit Entſetzung und Landesverweiſung zu verfolgen, welche ſich der engliſchen Liturgie widerſetzten oder am Sonntage beim Gottesdienſt der biſchöflichen Kirche zu erſcheinen ſich weigerten. Solche unproteſtantiſche Zwangsmaßregeln durchzuführen, war die angelegentliche Sorge des ſonſt frommen, aber einſeitigen Erzbiſchofs Parker von Canterbury, und wirklich kam es ſo weit, daß manche Gemeinden lieber ohne Prediger gelaſſen wurden, als daß man ihnen einen puritaniſchen Geiſtlichen zugeſtanden hätte. Als die Puritaner deſſenungeachtet ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen hielten und ihre Gemeindeverfaſſung durchzuſetzen ſuchten, ſo mußten die gedrohten Strafen in Anwendung gebracht werden. Die heftigen Reden der Eifrer, und die ungeſchliffenen Satiren, welche gegen die biſchöfliche Kirche und die Königin gedruckt oder in Bildern ausgeboten wurden, reizten noch mehr, und es kam bis zu Hinrichtungen.

Doch dieſe Kämpfe unter Eliſabeths Regierung waren nur ein Vorſpiel zu dem langwierigen und blutigen Religionsſtreite unter den Stuarts, welche auf das mit Eliſabeths Tod erloſchene Haus der Tudors in der Regierung folgten. Jacob VI., König von Schottland, Sohn der hingerichteten Maria Stuart, gelangte, da Eliſabeth unverehlicht geſtorben, in ſeinem 37. Lebensjahre auf den Thron von England, und vereinigte unter dem Namen Jacobs I. beide Kronen auf ſeinem Haupt. Nun ſchien mit ſeiner Regierung den Puritanern ein neuer Stern aufzugehen. Jacob war von dem gelehrten Georg Buchanan, dem Freunde Knorens, in den ſtrengen Grundſätzen der reformirten Kirche und unter den presbyterianiſchen Formen erzogen worden, wie ſie in Schottland üblich waren. Was anders ſollte man alſo hoffen, als daß Jacob nun auch die ſchottiſche Kirchenform der engliſchen Landeskirche aufdringen, die Gottesverehrung ſeiner Nation zu der des vereinigten Königreichs machen werde? Aber in dieſer Hoffnung täuſchten ſich die Puritaner. Jacob hatte ſich ſchon früher durch die Strenge der Puritaner abgeſtoßen gefühlt, und ihren Sinn für kirchliche Unabhängigkeit als einen auch politiſch gefährlichen Geiſt gefürchtet. Nur gezwungen hatte er im eignen Lande die Einführung der pres-

byterianiſchen Kirchenverfaſſung zugelaſſen. Sein Grundſatz: „Kein Biſchof, kein König“ begleitete ihn auf den Thron von England. Um ſich jedoch das Anſehn der Unparteilichkeit zu geben und zugleich ſeine theologiſchen Kenntniſſe zu zeigen, auf die er ſich nicht weniger einbildete, als weiland Heinrich VIII., veranſtaltete er ein öffentliches Geſpräch zwiſchen den Episcopalen und Presbyterianern, worin er, wie ſich erwarten ließ, den erſtern den Sieg zugeſtand. Von nun an wurden die Presbyterianer als eine unkirchliche Secte verfolgt, wobei viele nach Nord-Amerika in die Colonie Neu-England auswanderten, obwohl auch dieſe Auswanderungen ihnen vielfach erſchwert und beſchränkt wurden. So ſtrenge Jacob I. gegen die Puritaner verfuhr, ſo gemäßigt benahm er ſich gegen die noch immer im Lande wohnenden Katholiken. Aber eben durch dieſe Mäßigung gab er den ſtrengen Puritanern nur noch mehr Anſtoß, und wurde von ihnen einer geheimen Anhänglichkeit an das Papſtthum beſchuldigt. So verglich ihn ein puritaniſcher Prieſter dem Jerobeam*), während die Katholiken von der andern Seite ihn nicht minder als einen Ketzer haßten, und die Erbittertſten von ihnen ihm ſchon zwei Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung einen fürchterlichen Untergang bereiteten. Die Jeſuiten ſind es, die man gemeiniglich als die Urheber der Pulververſchwörung bezeichnet. Der Plan war der, ſowohl den König als die Mitglieder des Parlamentes durch eine in den unterirdiſchen Gewölben des Sitzungsgebäudes angebrachte Mine in die Luft zu ſprengen, und in dem dadurch herbeigeführten Zuſtande von Anarchie die katholiſche Religion für die herrſchende zu erklären. Die Verſchwörung ward jedoch entdeckt und hatte mehrere Hinrichtungen, ſowie die Vertreibung der Jeſuiten zur Folge. Aber im Ganzen änderte dieſe Entdeckung nichts in den Geſinnungen des Königs. Er ſelbſt nahm in ſeiner Anrede an das Parlament, die er bald nach der Entdeckung hielt, die Katholiken gegen die Vorwürfe der Puritaner und der Mehrzahl des Volkes in Schutz, indem er nicht zugeben wollte, daß die ſchlechten Plane einzelner der ganzen Religionsgeſellſchaft aufgebürdet würden. Er begnügte ſich, den Eid der Treue ſich aufs Neue von den katholiſchen Un-

*) Raumers Briefe I. 261.

terthanen leiſten zu laſſen, wonach jeder, der ein Amt bekleiden wollte, der geiſtlichen Oberherrſchaft des Papſtes entſagen mußte; im Uebrigen ließ er die Katholiken nach wie vor gewähren. Wäre es der wahre Geiſt chriſtlicher Duldung geweſen, der den König vor gewaltſamen Maßregeln gegen die Katholiken bewahrt hätte, ſo könnten wir uns dieſer königlichen Geſinnung nur freuen. Allein bei Jacob, deſſen ſonſtiger Character eben nicht der vortheilhafteſte war*), läßt ſich dieß ſchwerlich vermuthen, und ſein Betragen gegen die Puritaner zeigte deutlich genug vom Gegentheil. Auch unter ſeinem Sohne Karl I., der mit dem Jahre 1625 die Regierung von England und Schottland antrat, dauerte der Druck der Puritaner neben der den Katholiken bewieſenen Milde fort. Ja, dieſe Milde gegen die letztern ging endlich in eine ſolche Parteilichkeit über, daß man nicht mehr wußte, ob der König katholiſch oder proteſtantiſch geſinnt ſei. Auf dieſe zweideutige Denkart hatten ſeine Vermählung mit einer katholiſchen Prinzeſſin und der Erzbiſchof von Canterbury Wilhelm Laud den bedeutendſten Einfluß. Nachdem nämlich eine Verbindung mit der ſpaniſchen Infantin ſich zerſchlagen hatte, und dieß die Urſache eines koſtſpieligen und für England wenig vortheilhaften Krieges geworden war, heirathete Karl die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, Henriette, die eine Enkelin der Johanna d'Albret, aus proteſtantiſchem Blute entſproſſen, aber ganz in den katholiſchen Grundſätzen erzogen war. Schon in dem Heirathsvertrage, über deſſen Beobachtung Ludwig XIII. und Richelieu wachten, lauteten die öffentlichen wie die geheimen Bedingungen zum Beſten der Katholiken**); und als eine Zeitlang die Verwirklichung dieſer Bedingungen zu zögern ſchien, gab Frankreich ſeine Unzufriedenheit darüber zu erkennen. Vor allem aber waren die Jeſuiten bemüht, die Königin in ihren Geſinnungen aufrecht zu erhalten, indem ſie die Meinung in ihr nährten, ſie ſei als eine neue Eſther berufen, den wahren Glauben wieder herzuſtellen. Neben der Königin war es Wilhelm Laud, ſeit 1633 Erzbiſchof von Canterbury, der durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Katholiken und ſeine Härte gegen die Presbyterianer ſich den Haß

*) Vgl. darüber Raumers Briefe II. S. 317 ff. 335 ff.
**) Siehe Raumers Briefe II. S. 347. 48. und 353. 55.

des Volkes zuzog. — Laud genießt von den Geſchichtſchreibern das Lob eines frommen und rechtſchaffenen Mannes; aber ſeine übertriebenen, noch ganz aus dem Katholicismus ſtammenden Ideen von der Würde der Biſchöfe führten ihn oft über die Grenzen der Mäßigung hinaus bis zur Grauſamkeit. Daß er es nicht auf eine förmliche Verbindung mit Rom abſah, wie ihn viele beſchuldigten, beweiſt die würdevolle und uneigennützige Art, mit der er zweimal den Cardinalshut ablehnte, den der Papſt ihm antragen ließ. „Ehe Rom nicht anders würde, als es wirklich ſei, (war ſeine Antwort) werde er ſich hierin nie gefällig zeigen.“ Aber dieſe perſönliche Entfernung von Rom war auch der einzige Faden, der ihn noch mit der proteſtantiſchen Kirche zuſammenhielt. In allem Uebrigen wog bei ihm der Katholicismus vor. Das äußerliche Gepränge des Gottesdienſtes, die Bilder und die Heiligenfeſte, die Chorkappen und Chorröcke, die Kniebeugungen und Proceſſionen, ſelbſt die Firmelung und andre katholiſche Gebräuche hatten an ihm eine mächtige Stütze, während die Anhänger Calvins von ihm als eine gefährliche Secte behandelt wurden. Ein ſtrenger Preßzwang ward unter ihm eingeführt und jede Schrift unterdrückt, welche der Einförmigkeit des Glaubens und der Gebräuche gefährlich werden konnte. Gegen die Puritaner übte der geiſtliche Herr eine türkiſche Juſtiz, indem er die ihm Widerſtrebenden theils mit hohen Geldſtrafen, theils aber auch mit Schlägen, mit E...perrung und Pranger beſtrafte. Einſt ließ er ſogar zwei Predigern derſelben die Ohren abſchneiden, weil ſie nach ihrer Weiſe geſchrieben und gepredigt hatten*). Das Volk ehrte die Mißhandelten als Märtyrer, trocknete ihr Blut auf und ſtreute Blumen auf ihren Weg**). Oeffentliche Anſchläge in London drohten dem Erzbiſchof mit Gewalt. Eine Truppe Volks brach in ſein Haus ein, um ſich ſeiner zu bemächtigen, er mußte ſich durch die Flucht retten***). Unterdeſſen ſuchte der König, dem es nach dem Zeugniß eines Zeitgenoſſen an Kraft zum Guten, wie zum Böſen fehlte†), mit

*) Raumers Briefe II. S. 365 vgl. Kortüm S. 109.
**) Raumer a. a. O.
***) Er floh nach Whitehal. Siehe Raumer a. a. O. S. 369—71.
†) Herzog von Olivares in einem Briefe vom Jahr 1637. Raumers Briefe II. 366.

Gewalt das Anſehn der Biſchöfe durchzuſetzen und daſſelbe auch in Schottland wieder herzuſtellen. Dieß und die Einführung der engliſchen Liturgie in Schottland erregte aber allgemeinen Unwillen. Der 23. Juli 1637 war als der Tag bezeichnet, an dem der neue Gottesdienſt eingeführt werden ſollte. Kaum aber erſchien in der Hauptkirche Edinburgs der Decan in dem Chorhemde vor dem Altar, als er mit lauten Aeußerungen des Unwillens, mit Pochen und Ziſchen empfangen wurde. „Ein Papſt! ein Antichriſt! ſteinigt ihn!" So hallte es im wilden Geſchrei durch das Schiff der Kirche. Als der Biſchof von Edinburg die Gemüther zu beſänftigen die Kanzel beſtieg, flog ihm ein Schemel an den Kopf, den ein altes Weib auf ihn ſchleuderte*). Nur mit Mühe konnte durch Dazwiſchenkunft der Wache die Ruhe wieder hergeſtellt werden, und nachdem die Unruhſtifter zum Tempel hinausgeſchafft worden, wurde der Gottesdienſt bei verſchloſſenen Thüren fortgeſetzt. Aber damit war für das Ganze nichts gewonnen. Die Widerſetzlichkeit blieb, und zur Erhaltung derſelben wurde der im Jahr 1580 geſchloſſene Glaubensbund, der Covenant, wieder erneuert (1639) und mit etlichen Zuſätzen vermehrt. Die Verbündeten gaben ſich durch einen theuern Eid das Wort, die proteſtantiſche, wahre Religion (d. h. in ihrem Sinne die presbyterianiſche, puritaniſche Form derſelben) aus allen Kräften zu ſchirmen, der Einführung aller gottesdienſtlichen Neuerungen ſich zu widerſetzen, das Anſehn und die Perſon des Königs zu vertheidigen, jedoch ſo, daß die Rechte und Freiheiten des Parlaments ungeſchmälert blieben. — Dieß letztere, das Anſehn des Parlaments dem königlichen Anſehn gegenüber zu behaupten, gab dem religiöſen Streite zugleich eine politiſche Bedeutung. Der Haß war von beiden Seiten aufs Höchſte geſtiegen, und der König ließ ſich von ſeinen Leuten bereden, mit Gewalt der Waffen einzuſchreiten. Nächſt Laud war es beſonders der Graf von Strafford, der zum Kriege gegen Schottland reizte. Aber der Krieg fiel nicht zum Vortheil Englands aus. Das Parlament, in welchem der religiöſe Puritanismus ſowohl als der politiſche Republicanismus viele und heftige Vertreter hatte, unter welchen ſich bereits ein Oliver

*) Kortüm S. 111.

Cromwell auszeichnete, bildete von nun an eine entschiedene Opposition gegen den König und seine Rathgeber. Von seiner ununterbrochenen Dauer hieß es das lange Parlament. — Das Erste, womit dasselbe seine Verhandlung begann, war die Verurtheilung Straffords.

Thomas Wentworth, Graf von Strafford, war erst selbst auf der Seite der Opposition gestanden, hatte aber in der Folge der bischöflich-königlichen Partei sich zugewendet. Als Oberstatthalter von Irland hatte er Kriegsvölker zur Bändigung der Schotten geworben und im Lande selbst die Klöster wieder hergestellt und den Katholicismus begünstigt. Dazu gesellten sich Vorwürfe seiner politischen Verwaltung wegen. Er wurde des Hochverraths angeklagt und starb auf dem Blutgerüste, im Mai 1641. Auch der Erzbischof Laud saß als Gefangener im Tower. Als Strafford bei dessen Gefängniß vorbeigeführt wurde, trat dieser ans Fenster und ertheilte ihm auf seine Bitte den bischöflichen Segen zum letzten, schweren Gange. — Einige Jahre darauf traf den Erzbischof dasselbe Schicksal seines Freundes. Wir müssen jedoch erst einer andern blutigen Begebenheit gedenken, welche mit diesen Schreckensmaßregeln im genauen Zusammenhang steht, und dieß ist der Aufstand der Irländer.

Irland war seit dem 12. Jahrhundert den Engländern unterworfen, und diese ermangelten nicht, im Geiste der damals so verbreiteten theologischen Politik aus dem A. T. zu beweisen, daß das Land ihnen mit eben dem Recht gebüre, wie das eroberte Kanaan den Israeliten; daher sie denn auch in der Zeit der Glaubensverbesserung keinen Anstand nahmen, auch dorthin das neue Kirchenthum zu verpflanzen. Aber die Irländer fühlten so wenig ein Bedürfniß nach Reformation, als einst die Urkantone in der Schweiz; sie hingen mit Vorliebe an ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten und wiesen daher die ihnen aufgedrungene Freiheit standhaft zurück. Schon Heinrich VIII. hatte*) die Mönche mit Gewalt aus Irland verjagt, die Klöster zerstört, die Bilder und Reliquien aus den Kirchen entfernt, und sich den Eid der Suprema-

*) Vgl. über diese Verhältnisse Stäudlin, kirchliche Geographie und Statistik I. S. 196.

tie ſchwören laſſen; Eduard VI. hatte die engliſche Liturgie daſelbſt eingeführt. Aber unter der katholiſchen Maria hatten die katholiſchen Irländer wieder ihr Haupt erhoben, und den dort angeſiedelten Proteſtanten ſtanden ähnliche Verfolgungen wie in England bevor, die jedoch vereitelt wurden. Unter Eliſabeth traten neue und ſcharfe Geſetze gegen die Katholiken ein, und unter Jacob I. geriethen ſie vollends in den Zuſtand der Unterdrückung. Deſſenungeachtet hatte der Proteſtantismus in Irland nie rechte Wurzel gefaßt. Die im Lande wohnenden Proteſtanten waren dem größten Theil nach eingewanderte Engländer und Schottländer, und nur ſehr wenige Irländer ſchloſſen ſich allmälig an die Religion der Coloniſten an, während die große Mehrzahl der Einheimiſchen dem Papſte treu ergeben blieb. Es bedurfte daher nur einer günſtigen äußern Gelegenheit, das fremde Joch abzuſchütteln. Dieſe ſchien unter Karls I. ſchwankender Regierung für die katholiſchen Iren gekommen zu ſein. Wie einſt in der ſicilianiſchen Veſper der Haß der Eingeborenen gegen die aufgedrungene Herrſchaft der Franzoſen, wie in der Bartholomäusnacht die Feindſchaft der Guiſen wider die Hugenotten: ſo machte ſich auch jetzt der lang verhaltne Groll der Irländer durch einen ähnlichen Geſammtmord Luft.

Eine Verſchwörung, an deren Spitze Roger Moore, Phelim O Neale und andre ſtanden*), brach im October des Jahres 1641 aus. Nachdem die Veranſtaltungen im Geheimen getroffen worden, nahm die Verfolgung zuerſt in der nördlichen Landſchaft Ulſter einen ſchrecklichen Anfang. Die proteſtantiſchen Einwohner wurden entweder ergriffen und umgebracht, oder nackt aus ihren Wohnungen getrieben, wo man ſie auf freiem Felde dem Ungeſtüm der Witterung preisgab. Viele kamen jämmerlich auf offner Landſtraße um, indem ſie vor Hunger und Kälte hinſanken. Andre verkrochen ſich in Wäldern und Moräſten. Ihr Vermögen ward eine Beute der Plünderer. Die Stadt Lurgan, welche ſich auf die beſtimmte Bedingung hin ergab, daß den Einwohnern kein Leid geſchehen ſolle, erfuhr daſſelbe Schickſal, welches Naarden im

*) Siehe Gordon history of Ireland T. I. p. 373 ff. Die übrigen waren Cannor Mac Guire, Hugh Byrne, James Dillon, Turlaugh O Neale (Bruder Phelims), Philipp Reily, Hugh Mac-Mahre u. a.

niederländiſchen Krieg erfahren hatte. Alle Bewohner wurden treulos niedergemetzelt. Ein Aehnliches geſchah in drei umliegenden Pfarrgemeinden*). Mit ausgeſuchter Schadenfreude wurden die Gefangenen auf alle mögliche Weiſe zu Tode gequält. Oefter ſperrte man einige zuſammen in ein Haus oder Schloß ein, das man anzündete, oder man trieb ſie Heerdenweiſe an Flüſſe und gab ſie den Wogen preis. So wurden einſt 190 Perſonen auf einmal von einer Brücke herabgeſtürzt. Iriſche Prieſter ermunterten die Menge zu jeglicher Grauſamkeit, und Frauen vergaßen die zartern Regungen der Natur und ihres Geſchlechtes. Selbſt Kinder zückten den Dolch auf wehrloſe Gefangene. Von Ulſter aus verbreitete ſich die Empörung auch in die angränzenden Landſchaften, Leinſter und Connaught, wo dieſelben Auftritte ſich wiederholten. Das ſogenannte katholiſche Heer, welches Roger Moore befehligte, und das ſich auf 20,000 Mann verſtärkt hatte, rückte auf Dublin los und übte viele Greuel und Verwüſtungen in der Umgegend. Die Stadt ward muthig vertheidigt und endlich durch engliſche Hülfe von der See her befreit. An 40,000 Proteſtanten kamen in dem Aufſtande um, nach der geringſten Berechnung**).

Das fürchterliche Ereigniß des iriſchen Blutbades war von wichtigen Folgen für die weitere Geſchichte des Proteſtantismus in England und die Regierungsgeſchichte Karls I. Die mißtrauiſchen Puritaner, welche den König ſchon längſt einer Hinneigung zum katholiſchen Glauben beſchuldigt hatten, griffen dieſe neue Thatſache mit leidenſchaftlicher Begierde auf, um den König ſelbſt als den geheimen Anſtifter des Blutbades zu bezeichnen, und dieß wurde ſpäter mit ein Grund zu ſeiner Verdammung. Der Papſt dagegen, Urban VIII., ſah auch in dieſem Ereigniß, wie einſt ſeine Vorfahren in der Bluthochzeit, eine heroiſche That zur Ehre Gottes und gab den Irländern zur Belohnung dafür und zur Aufmunternng ihres fernern Widerſtandes einen Ablaßbrief, in dem er ſie nicht nur von allen bisher begangenen Sünden freiſprach, ſondern auch von allen denen, die ſie noch in Zukunft während

*) Das Einzelne bei Gordon a. a. O.

**) Milton giebt die Zahl auf 200,000 an; ſiehe Kortüm S. 383. Anmerkung 81. und vgl. Gordon S. 412.

des Ketzerkrieges begehen würden *). Uebrigens ist die Ermordung der Protestanten in Irland die letzte Gewaltthat, die von katholischer Seite ausging in dem Kampfe der Religionen während unsers Zeitraums. Leider müssen wir aber auch noch des Blutes erwähnen, das der protestantisch-puritanische Eifer hat fließen lassen, um an den frühern Verschuldungen der bischöflichen Partei furchtbare Rache zu nehmen. Dahin gehört die Hinrichtung des Erzbischofs Laud im Jahr 1645 und die des unglücklichen Königs selbst im Jahr 1649.

Laud **) war, wie Sie sich erinnern, gemeinschaftlich mit dem Grafen von Strafford gefangen genommen worden. Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war seine Hinneigung zum Katholicismus. Selbst das ward ihm zum Verbrechen angerechnet, daß er den Papst nicht für den Antichrist halten oder ihn nicht ausdrücklich als solchen bezeichnen wollte. Laud verantwortete sich gegen alle ihm gemachten Vorwürfe auf würdige Weise, indem er die ungerechten Beschuldigungen eben so bestimmt ablehnte, als er von der andern Seite seine gemäßigten Grundsätze in Beziehung auf die katholische Kirche bekannte. Er leugnete nicht, daß die Wiedervereinigung mit ihr ihm ein angenehmer und tröstlicher Gedanke wäre, doch nur im Fall, daß diese Wiedervereinigung ohne Beeinträchtigung der Wahrheit geschehen könne. Die presbyterianischen Geistlichen ermangelten dagegen nicht am heiligen Weihnachtsfeste 1644, durch Aufbieten ihrer Redekunst das Parlament gegen Laud zu stimmen, welches endlich auch das Todesurtheil über ihn aussprach. Die Begierde, sein Blut fließen zu sehen, war so groß bei einigen Bürgern Londons, daß sie ihre Läden schlossen und nichts mehr verkaufen wollten, bis die Gerechtigkeit erfüllt, d. h. bis des Erzbischofs Haupt gefallen sei ***). Laud benutzte die kurze Frist, die ihm noch vergönnt war, zur Vorbereitung auf seinen Tod und durch die Abfassung seiner eignen Lebensbeschreibung. Der einzige Geistliche, der ihn besuchen durfte, stand unter puritanischer Aufsicht. Heiter und gestärkt ging Laud zum Blutgerüste,

*) Kortüm S. 190. 91. Das Breve ist vom Mai 1643.
**) Vgl. über ihn Carwithen, history of the Church of Engl. p. 439 ss. und den brittischen Plutarch. Bd. 3.
***) Carwithen a. a. O. S. 440. nach J. Walton.

von dem herab er noch Folgendes ſprach*): „Der gegenwärtige Augenblick eignet ſich zwar nicht zu einer Predigt; doch will ich mit einer Stelle der heiligen Schrift beginnen: (mit der Stelle Hebr. 12, 1. 2.) „„Laſſet uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet iſt, und aufſehen auf Jeſum, den Anfänger und Vollender unſers Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz, und achtete der Schande nicht, und iſt geſeſſen zur Rechten auf dem Stuhle Gottes.““ Auch mein Kampf iſt ein langer Kampf geweſen, und wie ich in dieſem Kampfe aufgeſehen habe auf Jeſum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, das weiß er ſelbſt am beſten. Aber nun bin ich am Ende des Kampfes und hier finde ich das Kreuz, den Tod der Schande, aber ich will die Schande nicht achten; auch Jeſus achtete ihrer nicht um meinetwillen. Ich gehe ſchnell durch das rothe Meer und ſchon ſetze ich den Fuß an deſſen Ufer in der Hoffnung, daß mich Gott ins Land der Verheißung bringe; denn das war der Weg, auf dem er ſein Volk führte. Vorher ſetzte er das Paſſah ein, ein Lamm, das mit bittern Kräutern gegeſſen wurde; auch ich will die bittern Kräuter eſſen und der Hand nicht zürnen, die ſie geſammelt hat; ich will nur aufſehen auf den, der dies alles geordnet, und unter deſſen Leitung alles ſteht; Menſchen können ja keine andere Macht über mich haben, als die ihnen von oben gegeben worden. Zwar iſt mir dieſer Durchgang nicht angenehm und ich habe Gott gebeten, daß er den Kelch möge von mir nehmen; aber ich weiß, daß der Gott, dem ich diene, mich auch aus dieſem blutigen Meere befreien kann, wie er die drei Männer im Ofen rettete. Sie wollten das Bild nicht anbeten, das der König hatte ſetzen laſſen, und ich will die Meinungen nicht anbeten, die das Volk feſtſetzen will. Ich will den Tempel und die Wahrheit Gottes nicht verleugnen, noch dem Geblöke der Kälber, die Jerobeam gemacht hat, nach Dan und Bethel folgen. Und da dieſes Volk jetzt auf das Elendeſte verführt wird, ſo möge Gott ihm ſeine Augen öffnen nach ſeiner Barmherzigkeit, damit es den Weg finde; denn in dieſen Tagen leitet ein Blinder den andern, und beide werden, wenn ſie

*) Nach dem brittiſchen Plutarch III. S. 201 ff.

ſo fortfahren, in die Grube fallen. Was mich betrifft, ſo bin ich — und ich bekenne es mit aller Demuth — ein höchſt ſtrafbarer Sünder vor Gott, und ich hoffe auf ſeine Barmherzigkeit gleich allen übrigen Sündern. Aber unter meinen vielen Uebertretungen habe ich, ob ich gleich alle Winkel meines Herzens durchſucht habe, nicht eine gefunden, die nach den Geſetzen dieſes Königreichs den Tod verdient hätte. Allein ich zürne deshalb meinen Richtern nicht. Verſchiedene Männer ſind dieſen Weg gegangen, Johannes der Täufer, der h. Stephanus und der heilige Cyprian, Biſchof von Karthago. Nicht, daß ich mich mit der Heiligkeit ſolcher Männer vergleichen möchte, aber ihr Beiſpiel ſei mein Troſt. „„Ich hätte — ſo beſchuldigt man mich — das Papſtthum wieder einführen wollen.““ Ihr wißt, was die Phariſäer wider Chriſtum ſagten, daß wenn man ihn gewähren laſſe, die Römer kämen, Land und Leute zu nehmen. Nun ſeht, das gerechte Gericht Gottes: Jeſus wurde gekreuzigt aus Furcht, daß die Römer kämen; aber Gott ſtrafte nun die Juden mit eben dem, das ſie fürchteten. Die Römer kamen wirklich und brachten Unheil über ihr Land. Ich bitte Gott, daß nicht Aehnliches dieſem Reiche begegne wegen des Papſtthums; denn der Papſt hat ſeit der Reformation nie eine ſo gute Erndte gehabt als eben jetzt wegen der vielen Secten und Trennungen, die unter uns herrſchen. Auch unſer König, den ihr beſchuldigt, das Papſtthum einführen zu wollen, iſt, ſo weit ich ſeine Geſinnung kenne, ein eben ſo guter Proteſtant, als irgend ein Menſch in dieſem Königreich *). Einſt blühte die Kirche Englands und war für andere benachbarte Kirchen, wenn Ungewitter ſich über ſie erhoben, eine Zuflucht. Aber jetzt ſtürmt über ſie ſelbſt ein Ungewitter daher, und Gott allein weiß, ob und wie es vorüber gehen wird. Und was noch ſchlimmer iſt, als der Sturm von außen, ſie iſt einer Eiche gleich, die mit Keilen von ihrem eignen Stamme in Stücken zerſpaltet wird, und bei jeder neuen Spaltung dringt auch neuer Unglaube und neue Unheiligkeit ins Mark des Baumes ein. Wir haben das Weſen der Religion verloren, und halten uns zu ſehr bei den

*) Hier folgt noch eine Ermahnung rückſichtlich des Mißbrauchs der Parlamente, die wir übergehen, ſo wie wir die Rede überhaupt in etwas abgekürzter Geſtalt geben.

Meinungen auf, und die Kirche, welche durch alle heimliche Künſte der Jeſuiten nicht umgeſtürzt werden konnte, iſt nun durch uns ſelbſt in die größte Gefahr gekommen. Was mich betrifft, ſo ward ich in dem Schooße der Kirche von England geboren und getauft. Ich habe mich zu dieſer Kirche bekannt während meines ganzen Lebens, und thue es auch jetzt, da ich zum Tode gehe. Jetzt iſt wahrlich nicht der Zeitpunkt, ſich zu verſtellen oder vor Gott zu heucheln. Aber ich behaupte im Angeſicht Gottes und ſeiner heiligen Engel, daß ich mich niemals bemüht habe, weder die Geſetze des Landes, noch die Religion umzuſtoßen.... Doch genug! Ich vergebe der ganzen Welt, allen und jedem bittern Feinde, die mich verfolgt haben. Ich bitte demüthig, daß mir erſt Gott und dann jeder Menſch vergeben möge, den ich entweder beleidigt habe oder der von mir beleidigt zu ſein glaubt. Herr vergieb du mir, und ich bitte um Vergebung von ihm. Dieß iſt noch mein herzlicher Wunſch; vereinigt euer Gebet mit dem meinigen."

Nach vollendetem Gebete näherte er ſich dem Blocke, legte ſelbſt ſein Kleid ab, und ſprach: Des Herrn Wille geſchehe! Er ſelbſt gab mit den Worten: Heiliger Jeſu nimm meinen Geiſt auf! dem Scharfrichter das Zeichen, wenn ſein Haupt fallen ſollte. — Laud wird uns geſchildert*) äußerlich als ein Mann von kleiner Statur, aber einem geſunden und feſten Körper; er behielt ſeine muntere Lebhaftigkeit noch auf dem Blutgerüſte. Von ſeinen geiſtigen Eigenſchaften wird ſein ſchneller Verſtand und ſeine achtungswerthe Sittlichkeit gerühmt. Seine grauſame Strenge gegen die Puritaner haben wir erwähnt, und wir finden auch jetzt keinen Grund ſie zu entſchuldigen. Die Kunſt, dem Volke ſich beliebt zu machen, verſtand er gleichfalls nicht, und ſo fiel er denn recht eigentlich als ein Märtyrer des biſchöflich ariſtokratiſchen Syſtems, das er den republikaniſchen Bewegungen gegenüber mit aller Kraft der Ueberzeugung vertheidigt hatte, ein Opfer ſeiner eignen Einſeitigkeit und der blinden Wuth einer fremden. Es liegt allerdings etwas Demüthigendes darin für den Proteſtantismus (in wiefern auch er eine menſchliche Form iſt), daß er in ſeiner damaligen Erſcheinung nicht frei war von den Brandflecken eines den

*) Nach Dr. Heylin im brittiſchen Plutarch S. 201.

Gegner bis zum Tode verfolgenden Religionshaſſes. Nicht allein im Getümmel der Schlachten, wo die Menſchlichkeit ſich leichter vergißt, ſahen wir auch proteſtantiſche Kämpfer grauſame Rache nehmen an den Papiſten; ſondern mit eben dem kalten Blute, mit dem die römiſchen und ſpaniſchen Inquiſitoren ihre Opfer ſchlachteten, ſahen wir auch proteſtantiſche Glaubensgerichte über ſolche den Stab brechen, die einer andern Religionsform huldigten, als der von ihnen gebilligten. Wie ſehr wird dadurch das Märtyrthum der proteſtantiſchen Kirche getrübt! Welche bittere und traurige Erfahrungen waren nöthig, bis der Glaube der Proteſtanten in dieſem ſo wichtigen Stücke der Gewiſſensfreiheit aus den Stricken eines gefährlichen Traumes ſich losgewunden hatte und von dem drückenden Alp des Fanatismus befreit, neu aufathmete zu einem eignen, klaren Bewußtſein ſeiner ſelbſt. Welche harte Schule, welche herbe Kreuzprobe mußte er noch zu ſeiner eigenen Demüthigung in dieſer Beziehung durchmachen, von welchen Schlacken ſich noch reinigen, wenn er wirklich in ſeinen Lehren und Grundſätzen, in ſeinen Einrichtungen und Sitten der reine Ausdruck der Chriſtusreligion ſein wollte!

Das letzte Opfer, das wir noch zu betrachten haben (ach! wäre es das letzte Opfer überhaupt, aber es iſt nur das letzte unſrer Periode) iſt Karl I. ſelbſt. Seine unglückliche Führung des Krieges gegen die kirchlichen und politiſchen Parteien im Reich*), ſeine vergeblichen Friedensunterhandlungen, ſeine Gefangenſchaften, ſeine Fluchten, ſein endlicher Prozeß gehören einer weitern Geſchichte ſeiner Perſon und ſeines Reiches an. Uns genügt zu wiſſen, daß auch er als ein Opfer jenes verkehrten Proteſtantismus fiel, der zugleich in der Unabhängigkeit von aller geſetzlichen Einrichtung, in der Umkehr aller beſtehenden Verhältniſſe das Heil ſucht. Neben der noch immer gemäßigtern Partei der Presbyterianer hatte ſich im Verlaufe des Streites die der Independenten, zu welchen Cromwell gehörte, und die der Gleichmacher (Levellers) geſellt, deren Grundſätze die des entſchiedenſten politiſchen und religiöſen

*) Entſcheidend war die Schlacht von Naſeby Juni 1645, durch Fairfax gewonnen.

Radicalismus waren*). Und dieſe Parteien waren es beſonders, welche den politiſchen Haß mit dem religiöſen verbindend, den König aufs Blutgerüſt brachten.

Laſſen Sie uns jetzt bloß noch bei den letzten Momenten Karls I. verweilen. So viele Fehler ſich Karl auch während ſeiner Regierung hatte zu Schulden kommen laſſen, ſo würdig zeigte er ſich in ſeinem Ende. Als er vergebens gegen die Gültigkeit eines Parlaments proteſtirt hatte, das nicht, wie es die Verfaſſung erfordert, von allen Ständen vertreten, ſondern nur das Gebilde einer Faction war, vernahm er ſein Todesurtheil mit ruhiger Faſſung. Die letzten Stunden, die ihm vergönnt waren, brachte er im Gebet zu und im Geſpräche mit Juxon, dem würdigen Biſchof von London. Auch nahm er Abſchied von ſeinen Kindern den 30. Januar 1649**), an ſeinem Todestage, empfing von dem Biſchof das heilige Abendmahl und trat dann, begleitet von eben dieſem Biſchof und einem Oberſten, den Weg zum Schaffot an, indem er ſelbſt ſeine Begleiter ermunterte, die Schritte zu beſchleunigen, „damit er bald die irdiſche Krone gegen die himmliſche vertauſchen könne.“ Auf dem Gerüſte angelangt, redete er zum Volk, und bezeugte, wie es auch früher Laud gethan, ſeine Anhänglichkeit an das reine Chriſtenthum, das er auch darin beweiſe, daß er ſeinen Gegnern zu verzeihen wiſſe. Auch über den ihm Schuld gegebenen Hochverrath vertheidigte er ſich kurz und bündig. „Ich ſterbe, ſo ſchloß er, als Chriſt, im Glauben der engliſchen Kirche, wie er uns von den Vätern überliefert wurde; ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott, mehr will ich nicht ſagen.“ Mit Hülfe des Biſchofs und des als Boots-

*) Die Independenten (Congregationaliſten), geſtiftet von Johann Robinſon aus Norfolk um 1604, ſchloſſen ſich in ihren Grundſätzen an die Anhänger des Robert Brown an († 1630). Sie verwarfen gänzlich den Begriff der Kirche und erklärten jede einzelne Gemeinde für eine ſelbſtſtändige Republik. Viele wanderten nach Nordamerika aus. Uebrigens lagen ſie mit den Presbyterianern ſelbſt im Streit. Beide wurden aber wieder von den Levellers angegriffen, welche die kirchliche Gleichheit auch auf Gleichheit der Rechte und des Vermögens ausdehnten. Dazu kamen noch andere Parteien, wie die der Eraſtianer, Wiedertäufer u. ſ. w. Vgl. Kortüm S. 198 ff. S. 230. und Neal, history of the Puritans. Lond. 731. 4 Bde.

**) Vgl. Kortüm S. 257 ff. (nach Whitlock und Rushworth).

knecht vermummten Scharfrichters rüstete er sich zum Empfange des tödtlichen Streiches, untersuchte selbst den Block, ob er feststehe und legte sein Haupt drauf. „Es giebt nur noch einen kurzen, aber schmerzlichen Gang, rief der Bischof, er wird euch von der Erde zum Himmel tragen; ihr eilet einer herrlichen Krone entgegen.“ Ein Hieb trennte das Haupt vom Rumpfe. In tiefem Schweigen stand das Volk da. Viele eilten, ihre Tücher in das Blut zu tauchen, wie es auch bei dem Tode Egmonts geschehen. Die königliche Leiche ward in den Palast zurückgetragen, einbalsamirt, in einen bleiernen Sarg gelegt und den 9. Februar zu Windsor in einem Gewölbe der Kirche von etlichen Edelleuten in der Stille beigesetzt. Die Inschrift des Sarges lautete einfach: König Karl 1649.

Wir sind somit an den Schluß unsers ersten Abschnittes gelangt, welcher die äußere Geschichte des Protestantismus, d. h. die Geschichte seiner Ausbreitung und der erlittenen Verfolgungen bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges und des westphälischen Frieden enthalten sollte, wobei wir jedoch auch schon Einiges mit berühren mußten, was der innern Geschichte der Kirche angehörte; denn nur dadurch konnte jene äußere Geschichte für uns Bedeutung erhalten, daß wir auch hier zugleich in dem Körper den waltenden Geist mit schauten, und durch seine von vielen Leiden entstellten Züge hindurch auf den Grund einer nach immer größerer Klarheit und Festigkeit ringenden Seele zu dringen versuchten. Nun aber wird für uns die fernere Aufgabe eintreten, das innere Leben der protestantischen Kirche selbst, namentlich die Entwicklung der Lehre nach ihren verschiedenen Seiten hin, näher kennen zu lernen und damit auch die Geschichte andrer Religionsparteien zu vergleichen.

Zwar haben wir noch nicht alle einzelnen Länder betrachtet, in welchen die Reformation sich weiter verbreitete und in welchen sie mit Gewalt gehemmt wurde. Von ihren Schicksalen im höhern Norden, so wie in Polen, Ungarn und Siebenbürgen haben wir noch nicht geredet, auch nicht von den Versuchen, in Italien ihre Grundsätze einzuführen. Selbst des eignen engern Vaterlandes haben wir noch nicht gedacht.

Allein theils werde ich das, was ich Ihnen hierüber schuldig

geblieben bin, bei andern Gelegenheiten nachzuholen ſuchen*), theils iſt es auch nicht nothwendig, den Blick überall hin, bis an die äußerſten Grenzen Europa's zu tragen, um auch dort nur wieder Aehnliches zu finden, was wir ſchon bisher im Herzen deſſelben und zwar in großartigern Bildern geſchaut haben, als wir es dort finden würden. Es iſt ihnen vielleicht ſchon ſo vorgekommen, daß ſich vieles in unſrer Darſtellung wiederholt habe, und in der That ſieht ſich manches ſehr ähnlich von dem, was mehr oder weniger gleichzeitig in Frankreich, in den Niederlanden, in England und Schottland geſchehen iſt. Ueberall erſt kleine Anfänge von wenigen, die ſich entweder durch eignes Nachdenken und Schriftforſchen oder angeregt durch die Zeitverhältniſſe, namentlich durch die von Luthern in Deutſchland ausgegangene Bewegung, in Kampf einließen mit der beſtehenden Geiſtlichkeit und der römiſchen Kirche; dann Gegenwirkung mit Gewalt, Ketzergerichte, Hinrichtungen einzelner Märtyrer; ſodann auf einer weitern Stufe Religionskriege und politiſche Parteiungen, mit menſchlicher Leidenſchaft von beiden Seiten vermiſcht und endlich zuletzt entweder Sieg des Proteſtantismus in den einen, oder ſeine Niederlage in den andern Gegenden. Sowohl die einzelnen Märtyrergeſchichten, als die einzelnen Vorfälle, die blutigen Auftritte, die Schlachten und Tumulte ſehen ſich, wenn Sie wollen, einander ziemlich gleich, und auch in den perſönlichen Charakteren laſſen ſich viele Aehnlichkeiten nachweiſen. Aber ſo wie bei einer maſſenweiſen Betrachtung der Natur ſich uns erſt nur große Gruppen gleichartiger Gegenſtände darſtellen, bei welchen aber, ſo wie wir ſie genauer betrachten und unter einander vergleichen, doch wieder eine große Verſchiedenheit ſich offenbart, ſo dürfte ſich uns auch bei einer genauern Vergleichung der bisherigen Geſchichten ein ziemlicher Unterſchied bemerkbar machen in Betreff der Art, wie die Reformation aufgenommen wurde in den verſchiedenen Ländern und wie ihre Sache geführt ward, ſo wie auch der Erfolg ſelbſt ein verſchiedner iſt.

Faſſen wir jetzt noch einmal kurz das Ergebniß der bisher behandelten Ereigniſſe zuſammen, ſo ergiebt ſich uns folgendes Bild.

*) So die Geſchichte des Proteſtantismus in Italien und in Polen bei der Geſchichte der Unitarier, und das Schweizeriſche bei der Betrachtung der katholiſchen Kirche, namentlich beim Leben des Carlo Borromeo.

In Frankreich fanden wir einen reichen, bildſamen Stoff freiſinniger, religiöſer Ideen. Der Geiſt eines Calvin, der ſelbſt dieſem Lande entſtammte, ſchien ſich eine kühne Bahn brechen zu wollen. In vielen ernſter geſtimmten Gemüthern fand die Predigt des Evangeliums Anklang, und an dem Hauſe Navarra hatte der Proteſtantismus einen äußern Halt. Der verſtändig praktiſche, leicht bewegliche Geiſt der Franzoſen ſchien ordentlich drauf angewieſen; mit einer Religion ſich zu befreunden, die auf der einen Seite ein heilſames Gegengewicht zu dem natürlichen Leichtſinn, auf der andern Seite aber auch einen mächtigen Hebel der in eben dieſem Volke ruhenden edlern Kräfte dargeboten hätte. Was wäre — ſo erlaubt ſich die menſchliche Kurzſichtigkeit, freilich nur von ihrem beſchränkten Standpunkte aus, zu fragen — was wäre aus dieſem Volke geworden, wenn der Sinn für Freiheit, für großartige Unternehmungen, und der perſönliche Muth, der es unter den Völkern der neuern Geſchichte auszeichnet, eine tiefere Grundlage erhalten hätten an der Religion des gereinigten Evangeliums; wenn eine dieſer Religion angemeſſene tiefſinnigere Philoſophie, wie ſie auch noch ſpäter von einzelnen geübt ward, dieſe Ideen verarbeitet und ihnen jenen markigen Stempel aufgedrückt hätte, wie ihn z. B. ein du Pleſſis Mornay den Ideen ſeiner Zeit aufdrückte? — Was wäre, fragen wir noch einmal, aus dieſem Volke geworden, wenn der mit dem Proteſtantismus Hand in Hand gehende Schulunterricht und eine gründliche, durch alle Klaſſen ſich verbreitende chriſtliche Bildung von unten herauf, die Grundlage ſeiner Civiliſation geworden wäre, deren es ſich wohl jetzt rühmt, aber deren Ruhm ein höchſt verdächtiger bleibt in den Augen jedes tiefer Blickenden! So aber ſchien es nicht beſchloſſen im Willen der Vorſehung. Es ſiegte — nicht ſowohl der Fanatismus, als die kluge Berechnung des Verſtandes. Sie war es, welche die Gegenpartei in immer geſteigertem Verhältniß bis zu den Greueln der Bluthochzeit hingetrieben hatte, ſie war es aber leider! auch, welche Heinrich IV. bei ſeinem Uebertritte mehr oder weniger leitete. Und ſo blieb denn bei der wachſenden Aufklärung, hinter welcher Frankreich nie zurückblieb, (wenn es die Ausbildung des Verſtandes und die Schärfe des Witzes galt) nur die traurige Wahl übrig zwiſchen einer den geiſtigen Bedürfniſſen des Volkes wenig angemeſſenen und darum zur leeren

Form herabgeſunkenen Religion oder jener flachen Aufklärerei, die mit dieſer Form die Sache ſelbſt verwirft, weil ſie ſie in keiner andern als in dieſer Form kennt, und die daher Chriſtenthum und Prieſterthum, Religion und Bigotismus vermengt und in einer traurigen Freigeiſterei, im Hinwegſetzen über alles Heilige den Vorzug philoſophiſcher Bildung ſieht. Zwar in dem Janſenismus regte noch einmal der ernſtere religiöſe Geiſt ſeine Schwingen; aber es waren dunklere Schwingen, als die des calviniſchen Adlers, und auch ſie wurden gelähmt. Vergebens ſuchte die Bildung im Zeitalter Ludwigs XIV. den Mangel an tieferer Religioſität zu erſetzen, und aus dem ſich immer ſchrecklicher anhäufenden Verderben ging ſtatt der Reformation die Revolution hervor. Erſt jetzt, nach langen, bittern Erfahrungen, nach vielfachen Kämpfen, deren Ende wir noch nicht ſehen, erſt jetzt ſcheint, angeregt durch den ſo lang im Hochmuth verkannten Geiſt der deutſchen Bildung, auch für Frankreich eine Kriſis ſich vorbereiten zu wollen, welche nach 3 Jahrhunderten den beſſern Genius wieder wecken dürfte, der damals ſchon das Heil zu bringen nahe war, aber nach einer Reihe trauriger Begegnungen wieder verſchwand.

Wenn ſo in Frankreich der Proteſtantismus zur Zeit noch unterlag, und noch ſpäterhin neue Niederlagen erhielt, ſo ſahen wir dagegen in den nördlichen Landſchaften der Niederlande, die ſodann als die vereinigten Staaten zuſammentraten, den Proteſtantismus durch Abſchüttlung des ſpaniſchen Joches zu kirchlicher und politiſcher Selbſtſtändigkeit gelangen. Aber noch iſt ſeine Geſchichte für uns nicht vollendet. Noch ſchließt die neue Pflanzung einen bittern Samen der Zwietracht in ſich, den wir in der Geſchichte der Lehrſtreitigkeiten werden aufgehen ſehn, und noch bedurfte es manche Kämpfe, bis die reformirte Kirche neben der lutheriſchen zu einem ruhigen, erfreulichen Daſein gelangte. Der Charakter der Niederländer deutſchen Stammes ſchien indeſſen beſonders dazu berufen, das ruhig reflectirende, das verſtändig ſittliche Element des Proteſtantismus aufzufaſſen, wie es denn auch wirklich ſpäter in der arminianiſchen Kirche heraustrat. — Hier einigte ſich der Proteſtantismus mit biederem Gewerbsfleiß und gab auch der Kunſt eine mehr proſaiſche, als ideale Richtung.

Einen eignen Weg ging die Reformation in Brittanien. Wie ihr Urſprung in England von Anfang an durch Fremdartiges getrübt

war, ſo ſchien ſie nun auch ferner dazu genöthigt, in ihrer biſchöflichen Verfaſſung und in ihrer halbkatholiſchen Liturgie eine den freien Gang der Entwicklung hemmende, alterthümliche Rüſtung nachzuſchleppen, die zu dem Kampfe nicht immer paßte, den ſie zu führen berufen war. Die Halbheit auf der einen Seite rief den radicalen Gegenſatz auf der andern hervor. Wenn irgendwo, ſo ſehen wir hier den Proteſtantismus in zwei Richtungen zerfallen, die beide ſein Weſen nur unvollkommen und unbefriedigend darſtellen: hier ein Stehenbleiben auf halbem Wege und ein allmäliges Erſtarren in Formen, dort ein ſchroffes Verachten der Form, das ſelbſt wieder nur in eine entgegengeſetzte Förmlichkeit und Buchſtäblichkeit ausartete, und durch eigene Engherzigkeit die andere zu überbieten ſuchte. Wenn wir den brittiſchen Nationalcharakter mit dem franzöſiſchen vergleichen, ſo finden wir jenen allerdings weit mehr als dieſen vom kirchlichen Geiſte durchdrungen; ja aufs Innigſte mit ihm verwoben. Aber die Art, wie das engliſche Staatsleben mit dem Kirchenleben verbunden iſt, deutet auch wieder mehr auf die Form hin, als auf den Geiſt. Eine lebendige und eben darum freie Durchdringung der Elemente, ſo daß Politiſches und Religiöſes jedes ſeinen eignen Kreis ausfüllte und doch wieder beides im höhern Einklang zuſammen wirkte, iſt auch hier noch nicht zu Stande gekommen. Noch immer machen ſich die Nachwehen fühlbar von dem unnatürlichen Verhältniß, in das die biſchöfliche Gewalt zur engliſchen Kirchenverfaſſung trat, und von der Verkehrtheit, womit ſie dem katholiſchen Irland aufgedrungen wurde. Und noch jetzt iſt der Kampf derſelben Principien noch nicht ausgekämpft, der zu den Zeiten Eliſabeths und der Stuarts geführt wurde. — Noch iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in Frankreich das in den Materialismus verſunkene Heidenthum, noch in England das in der Form erſtarrte Judenthum zu bekämpfen, ehe das Chriſtenthum als die Blüthe der ächten Bildung ſich aufthun und alle Verhältniſſe mit ſeinem wohlthätigen Strahl beleuchten, mit ſeiner Kraft durchdringen, mit ſeiner Milde verklären wird. Wenn wir nun zum Schluſſe mit dieſen Reformationsgeſchichten fremder Länder unſre deutſche und ſchweizeriſche Reformation vergleichen, ſo weit uns dieſelbe noch erinnerlich iſt, ſo dürfen wir, ohne uns der Parteilichkeit ſchuldig zu machen, offen

bekennen, daß die Art, wie die Kirchenverbeſſerung bei uns zu Stande gekommen, im Vergleich mit jenen Ländern, etwas Schönes und Großartiges voraus hat. Sie iſt mehr aus einem Guſſe, mehr von innen heraus gewirkt, als von außen hereingebracht, ſie iſt urſprünglicher und darum friſcher. Die einfache Macht des Wortes tritt reiner hervor und die äußere Gewalt kommt erſt ſpäter hinzu. Hier, wo die Reformation zuerſt ihre Wurzeln geſchlagen, hat ſie auch am Reinſten den eigentlichen reformatoriſchen Charakter bewahrt, und wenn ſie auch ſpäterhin mit Fremdartigem, Politiſchem ſich gleichfalls vermengt hat, ſo tritt dieſes doch nicht ſo ſtörend in den Vordergrund, wie dieß in den Ländern der Fall iſt, die ihre Kirchenverbeſſerung erſt von außen her empfingen, wo ſie dann mehr einem Funken glich, der in das Haus geworfen, als dem Feuer, das auf dem ſtillen Heerde deſſelben genährt wurde. Wenn wir nun aber fragen, ob die Reformation in dem Lande wo ihr Heerd ſtand, in dem Vaterlande eines Luthers und Zwingli ſich auch ihrem Geiſte gemäß erhalten habe, ob hier der Proteſtantismus in ſchöner, naturgemäßer Entwickelung fortgeſchritten ſei, als ein Muſter, nach dem ſich die andern hätten bilden können, ſo ſtellt ſich die Sache freilich wieder anders; und wir müſſen dann wieder zur Ehre der andern Länder ſagen, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ungeachtet der vielen Ausartungen, da noch ein friſcherer Geiſt ſich zeigte, wo die Gluth der Verfolgung die Waffen des Religionskampfes härtete, als da, wo bei ſcheinbar äußerem Frieden die innern Zänkereien über die Lehrſätze der Kirche zu ähnlichen, ja zu noch empörendern Grauſamkeiten führten, als ſie dort geübt wurden. Geiſtloſe und langweilige Lehrſtreitigkeiten ſind es leider! welche wir von nun an auf dem fruchtbaren Boden der deutſch-proteſtantiſchen Kirche wuchern ſehen, und dieſe ſind es auch, mit welchen wir in der nächſten Stunde unſern zweiten Abſchnitt beginnen werden, der die innere Geſchichte des Proteſtantismus uns vorführen ſoll. Wenn wir denn aber auch genöthigt ſein werden, durch den Heidenvorhof eines wilden Gezänkes hindurch dem Heiligthum uns zu nähern, ſo laſſen wir uns darum doch nicht abhalten, die Ueberreſte dieſes Heiligthums auch unter dem Schutte aufzuſuchen, unter dem es wie begraben lag. Indem wir den Verirrungen, denen wir be-

gegnen, den Spiegel der Wahrheit entgegen zu halten gedenken, hoffen wir, in dieſem Spiegel auch das reine Urbild zu erblicken, von dem die Zerrbilder ausgegangen ſind, das Urbild, nach deſſen Verwirklichung wir alle noch ſtreben, und von dem ſich keiner rühmen darf, es in ſeiner ungetrübten Reinheit, in den Tiefen der eignen Seele erfaßt und bewahrt zu haben.

Zwölfte Vorleſung.

Innerer Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland. Das alte und neue Kurhaus, Jena und Wittenberg. Agricola. Amsdorf und Major. Strigel und Flacius. Oſiandriſcher Streit. Hartes Verfahren der Obrigkeiten. Erneuerung des Sacramentſtreites in Bremen und der Pfalz. Heidelberger Katechismus. Kryptocalviniſten. Peucers Schickſale. Concordienformel.

Wir beginnen mit der heutigen Stunde den zweiten Abſchnitt unſrer Aufgabe, welcher die innere Geſchichte des Proteſtantismus zu betrachten hat, die Entwicklung des Glaubens und der Lehre, und damit finden wir uns zunächſt wieder auf den Boden von Deutſchland und zwar vor allem in das engere Vaterland Luthers verſetzt, in welchem bald nach dem Tode, ja zum Theil ſchon während der Lebzeit des großen Reformators die Streitigkeiten ausbrachen, die ſich dann weiter über die Kirche verbreiteten.

Wir müſſen auch hier mit wenigen Zügen erſt die politiſchen Verhältniſſe berühren, weil dieſe auch auf den innern Streit der Parteien nicht ohne Einfluß geblieben ſind. Wir wiſſen, daß die Lehre Luthers ſich von Wittenberg aus über Deutſchland verbreitet hatte, und daß die Kurfürſten von Sachſen aus der erneſtiniſchen Linie die mächtigen Beförderer der Reformation wurden, während Herzog Georg von der albertiniſchen Linie als Gegner derſelben aufgetreten war. Allein Herzog Moritz von Sachſen,

der Bruderſohn Georgs, war gleich ſeinem Vater Heinrich dem proteſtantiſchen Glauben ergeben, ſo daß nunmehr beide Fürſtenhäuſer ſich zur augsburgiſchen Confeſſion bekannten. Gleichwohl hatte Moritz an dem ſchmalkaldiſchen Bunde der proteſtantiſchen Fürſten keinen Theil genommen, er hatte vielmehr im Heere des Kaiſers wider dieſelben gekämpft, und es dahin gebracht, daß ihm auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kurwürde übertragen wurde, welche der unglückliche Kurfürſt Johann Friedrich, ſein Vetter, in Folge des übelgeführten Krieges verlor. Eben ſo erhielt nun der neue Kurfürſt Moritz den größten Theil der Erbländer ſeines arm gewordenen Verwandten, der ſich überdieß ſeit der übel ausgefallenen Schlacht von Mühlberg in kaiſerlicher Gefangenſchaft befand. So ging denn auch Wittenberg, der ſtolze Sitz des Lutherthums, an die albertiniſche Linie über. Die Univerſität blühte in gleichem Glanze fort, ja ſie hob ſich dergeſtalt, daß ſie im Jahr 1561 gegen dritthalbtauſend Studierende zählte *). Zur Entſchädigung für das Verlorene richtete Johann Friedrich in den reizenden Thälern der Saale eine neue Univerſität auf, die Univerſität Jena 1547, welche bald mit tüchtigen Lehrern ausgeſtattet als eine bedenkliche Nebenbuhlerin neben Wittenberg ſich erhob, wenn ſie auch mit einer geringern Anzahl von Studierenden ſich begnügen mußte. Die Eiferſucht zwiſchen dem alten und neuen Kurhaus auf der einen, ſo wie zwiſchen den Univerſitäten Wittenberg und Jena auf der andern Seite trug manches zu den theologiſchen Irrungen bei, die wir zu betrachten haben. Die Lutheraner hatten ſich nun einmal gewöhnt, den Geiſt Luthers faſt eben ſo an den Lehrſtuhl Wittenbergs gefeſſelt zu ſehen, als die Päpſte den Geiſt der Apoſtel an den Stuhl Petri zu Rom. Welche Schmach war es nun für dieſe hochberühmte Stadt, wenn es ſich zeigen ließ, daß ſie dem ſtrengen Lutherthum abtrünnig geworden ſei, und welcher willkommene Anlaß für die neue Univerſität Jena, ſich als die unüberwindliche Burg des Lutherthums darzuſtellen. Nicht mehr an den Ort ſchien jetzt der Geiſt Luthers gebunden, ſondern vielmehr an das alte Kurhaus der

*) Nach Vogt, Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Weſen ſeiner Zeit in Raumers hiſt. Taſchenbuch. Jahrgang 2. 1831. Seite 266.

erneſtiniſchen Linie. Mit dieſem wanderte gleichſam der Schatten Luthers in die Verbannung nach Jena, und ſchleuderte von da die Bannſtrahlen ſeines Zornes auf das abtrünnige Wittenberg. In der That warfen ſich ſowohl der Kurfürſt Johann Friedrich der Aeltere, als ſein Sohn Johann Friedrich der Jüngere zu den eifrigſten Vertheidigern der alten, lutheriſchen Rechtgläubigkeit auf und bemühten ſich, da es ihnen an äußern Mitteln gebrach, ſich Anſehn zu verſchaffen, um ſo mehr durch ihre theologiſche Richtung eine eigene Staatspartei zu bilden *), worin ſie beſonders an dem Kanzler Chriſtian Brück einen eifrigen Rathgeber und an mehrern ihrer Jenenſer Theologen nur allzu willfährige Werkzeuge hatten. Noch lehrte und lebte in Wittenberg der alte Philipp Melanchthon, der ſchon längere Zeit durch ſeine Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit ſich den Tadel der ſtrengen Lutheraner zugezogen hatte, und auf den nun ihr Haß in immer reicherem Maße ſich entleerte. Es war um ſo kränkender für den altersmüden, tiefgebeugten Mann, daß mehrere ſeiner ehemaligen Schüler die erſten Steine gegen ihn erhoben. An ihrer Spitze ſtand Matthias Flacius Illyricus in Magdeburg, welche Stadt ſich gleichfalls durch ihren Eifer für das reine Lutherthum und durch ihre Anhänglichkeit an das alte Kurhaus auszeichnete.

Ehe wir nun den ſtreitigen Lehrpunkten ſelbſt näher treten, müſſen wir uns noch einmal die Hauptlehren des Proteſtantismus vergegenwärtigen, deren verſchiedenartige Auffaſſung, deren Mißverſtand und Uebertreibung zu den Streitigkeiten geführt hat. Wir müſſen dieſe Lehren aus der Lage des damaligen Kampfes ſelbſt begreifen und uns daher nicht wundern, wenn gewiſſe Lehrbeſtimmungen mit einer Schärfe und Entſchiedenheit aufgeſtellt wurden, die uns vom Standpunkte der heutigen Bildung aus als einſeitige Faſſung der allſeitigen Wahrheit des Chriſtenthums erſcheinen können. Dieß war beſonders der Fall mit der Lehre vom Menſchen, von der Sünde und Gnade, von der Freiheit und Vorherbeſtimmung. Da in die katholiſche Kirche allmälig eine grobe Werkheiligkeit eingedrungen war, alſo daß die verblendeten Menſchen glaubten, durch äußere Leiſtungen, durch Faſten, Wallfahrten und

*) Siehe Menzel IV. S. 67.

dergleichen den Himmel zu verſöhnen, ja da es endlich ſo weit gekommen war, daß man die Sünden um Geld abkaufte, was war da natürlicher, als daß die Reformatoren ihren Zeitgenoſſen die Augen darüber öffneten, welche morſche Stütze dieſe ſogenannten guten Werke dem von der Sündenſchuld gepeinigten Gewiſſen darböten; was war zweckmäßiger und redlicher zugleich, als daß ſie, die falſche Spur einer verderblichen Tradition verlaſſend, wieder auf die Bibel, beſonders auf das N. T. zurückgingen und aus den Worten Jeſu und den Schriften des Apoſtels Paulus vor allem den Ungrund aller äußern Werkheiligkeit darſtellten? Nicht aber nur die gröbere Werkheiligkeit des Aberglaubens, auch die feinere des religiöſen Unglaubens, die mit ihrer kalten philoſophiſchen Tugend, mit ihrer eingebildeten Selbſtgerechtigkeit den Himmel zu verdienen wähnte, ſtraften ſie Lügen, mit dem klaren Worte Gottes in der Hand, welches alle Menſchen und auch die beſten, unter die Sünde beſchloſſen erklärt, damit Gott ſich aller erbarme.

Das Gefühl des menſchlichen Elendes, welches durch das überhandnehmende Verderben der Kirche auch in den Einzelnen zu ſeiner Reife gekommen war, rief auch zugleich wieder das Gefühl der erbarmenden Gnade Gottes in Chriſto hervor, und dieß waren die beiden Grundgefühle des religiöſen Lebens der Reformatoren. Es waren dieß gleichſam die beiden Angeln, auf denen ſich die proteſtantiſche Theologie hinfort bewegte: die Lehre von der Sünde auf der einen, die Lehre von der Gnade auf der andern Seite. Die Reformatoren hatten hierin einen andern Standpunkt ihrer Zeit gegenüber, als die erſten Vertheidiger des Chriſtenthums im heidniſchen Zeitalter, ſo viel Aehnliches ſie auch ſonſt wieder mit ihnen haben. Es handelte ſich nicht darum, aus den Werken der Schöpfung das Daſein eines einigen und lebendigen Gottes nachzuweiſen, auch nicht die Thatſache zu erhärten, daß der Meſſias erſchienen ſei im Fleiſch, daß Chriſtus der Gottmenſch ſei; denn daran glaubte ja auch die katholiſche Kirche, und ſo blieb der Glaube der erſten Jahrhunderte, wie er ſich auf den Concilien ausgeſprochen hatte, die gemeinſame Grundlage beider Lehrſyſteme, des katholiſchen wie des proteſtantiſchen. Hingegen wiederholte ſich jene große Streitfrage, die zu Anfang des 5. Jahrhunderts

die abendländiſche Kirche bewegt hatte, als Pelagius auf der Seite der menſchlichen Willensfreiheit, Auguſtin ausſchließlich auf der Seite der Gnade ſtand. Wie damals, ſo drängten ſich jetzt wieder die ſchwierigen Räthſel hervor, in deren Löſung man ſo leicht auf der einen oder andern Seite das Maß überſchreitet, entweder, daß man den Menſchen durch Uebertreibung ſeiner freien Willenskraft von ſeinem Zuſammenhang mit der göttlichen Heilsordnung loslöſt, oder daß man ihn durch Uebertreibung des ihm anhaftenden Verderbens zu einer durch die Sünde alſo verhärteten, todten Maſſe herabwürdigt, daß er von ſich aus keiner beſſern Regung mehr empfänglich iſt. Ein unbefangener Bibelforſcher wird geſtehen müſſen, daß beide Uebertreibungen dem klaren Buchſtaben ſowohl als dem Geiſte des Evangeliums widerſprechen, da dieſes in ſeinen ſittlichen Anforderungen an uns überall einen freien Willen vorausſetzt, aber auch auf jeder Seite die Schwäche und Ohnmacht dieſes Willens uns zu Gemüth führt, wenn nicht Gott mit ſeinem lebendigmachenden Geiſte die Herzen reinigt, wenn er nicht durch die ſündenvergebende Gnade das Gewiſſen beruhigt und durch ſeinen höhern Beiſtand das Streben des Menſchen unterſtützt. Wie nun freilich beides ſich durchdringe, das Menſchliche und das Göttliche, in welchem Grad und Maße ſich die eigne Kraft thätig oder leidend verhalte, darüber giebt uns weder die Vernunft, noch die Offenbarung einen der menſchlichen Wißbegierde genügenden Aufſchluß. Aber das konnte auch nicht in den Abſichten einer Offenbarung liegen, deren Zweck ſchon erreicht war, wenn dem Menſchen nur die Mittel an die Hand gegeben wurden, durch deren redliche Anwendung er gewiß ſein kann, ſeine Seligkeit für Zeit und Ewigkeit zu ſchaffen. Treue Benützung aller natürlichen Kräfte, womit der Schöpfer uns ausgerüſtet hat und demüthige Anerkennung, daß alles, was wir Gutes haben und erſtreben, nicht unſer eigenes Werk, nicht unſer Verdienſt ſei, ſondern ein Werk Gottes in uns, wofür wir ihm unaufhörlich danken ſollen — das iſt für jedes geſunde Auge und für jedes geſunde Herz die Heilslehre, die ihm aus der Bibel entgegenſpringt, wenn jenes Auge nicht abſichtlich nur für die eine Seite dieſer Lehre geſchärft, für die andere geſchloſſen iſt.

Betrachten wir nun mit derſelben Unbefangenheit, mit der

wir die Schriftlehre betrachten ſollen, auch die Lehre unſrer Reformatoren, ſo dürfen wir uns nicht verhehlen, daß ſie durch den damals herrſchenden Kampf gar leicht nach der Seite hingetrieben werden konnten, welche aus Eifer, die Nothwendigkeit der Gnade feſtzuhalten, dem Menſchen die natürliche Willensfreiheit zum Guten in dürren Worten abſpricht. Gleichwohl konnten die Reformatoren bei ihrem praktiſchen Sinne nicht umhin, auch wieder ein Geringes von Empfänglichkeit im Menſchen zuzugeben, an welches die Gnade ihre heilſamen Wirkungen anknüpft, und beſonders war es Zwingli, der in dieſer Beziehung weniger ſtreng als Luther und Calvin auf der Seite Auguſtins ſtand. Auch muß man ſagen, daß, wo die proteſtantiſche Lehre dem Menſchen die Fähigkeit zum Guten abſpricht, ſie eben dieſes Gute ſelbſt in ſeiner höchſten Bedeutung faßt, d. h. in ſeiner Vollendung, ſo daß an dieſem Maßſtabe der ungetrübten Heiligkeit Gottes gemeſſen, die Tugenden des natürlichen Menſchen allerdings nur als gleißende Laſter erſcheinen mußten. Auch Melanchthon hatte ſich in der erſten Begeiſterung für die neue Lehre des Heils auf Behauptungen hinführen laſſen*), deren tiefere Wahrheit ſich zwar unter gewiſſen Vorausſetzungen und Verſtändigungen rechtfertigen läßt, die aber doch auch gar zu leicht mißverſtanden werden können, wenn man die geläufigen Begriffe dazu mitbringt, wie ſie zu allen Zeiten unter der Mehrzahl der Menſchen geherrſcht haben; weßhalb auch die Reformatoren ſelbſt ſich genöthigt ſahen, die Folgerungen abzuweiſen, die ein roher Verſtand oder ein rohes Gemüth aus ſolchen Behauptungen ziehen konnte. Ja, Melanchthon fand ſogar in ſeinen reifern männlichen Jahren nöthig, durch mildernde Erklärungen dieſem Mißverſtand zuvorzukommen, aber eben damit verdarb er es bei denen, welche den Buchſtaben der Lehre höher ſtellten, als deren Geiſt, und denen an der äußern Orthodoxie mehr gelegen war, als am wahren Heil der Kirche. — Doch nicht Melanchthon allein, auch der ſtrenge Luther ſah ſich bisweilen genöthigt, dem Mißverſtande vorzubeugen, der mit einer einſeitig gefaßten Gnadenlehre getrieben werden konnte. „Sehr Viele," ſagt er an einem Orte**), mißbrauchen heut zu Tage die chriſtliche

*) In der erſten Ausgabe der loci.

**) Siehe Raumers Geſch. III. S. 271. (nach Seckendorf III. 187.)

Freiheit und rufen Gnade! Gnade! als ſei es nicht mehr nöthig, Gutes zu thun und Uebels zu leiden. Dieſe machen aus der Gnade einen Uebermuth, das heißt eine Willkür, das zu thun, was ihnen behagt, und aus der Vergebung der Sünden eine Erlaubniß zu ſündigen.“ Wenn daher etwas, ſcheint mir, zum Beweis des menſchlichen Verderbens dienen kann, ſo iſt es grade das, daß auch die Erkenntniß dieſes Verderbens, daß auch die Heilslehre ſelbſt, welche aus dieſem Verderben erretten ſollte, mißbraucht werden konnte, wie alles Heilige. Und ſo finden wir es denn ſchon in den Zeiten der Reformation. Kaum war die Werkheiligkeit der Katholiken zurückgedrängt, ſo that ſich eine neue Werkheiligkeit auf, die Werkheiligkeit des Glaubens oder vielmehr des äußern Bekenntniſſes, der Orthodoxie. Oder war es nicht auch eine todte Werkheiligkeit eben ſo gut, als die, welche man mit der Meſſe, dem Faſten und den Wallfahrten trieb, wenn ſich nun viele überredeten, ſchon die bloße verſtändige, äußerliche Aneignung des Lehrbegriffes und die Vertheidigung deſſelben mit dem Munde und der Feder mache das wahre Chriſtenthum aus? Konnte nicht an die Stelle des phariſäiſchen Tugendſtolzes eben ſo gut ein phariſäiſcher Glaubens- und Wiſſensſtolz treten? Und wirklich brüſteten ſich viele ordentlich mit ihrer Rechtgläubigkeit und glaubten dadurch ſich ein nicht geringes Verdienſt zu erwerben, daß ſie die heilſamen Wahrheiten, die nur ſo lange Wahrheit bleiben, als ſie mit dem frommen Gemüth gefaßt werden, zur Carricatur verzerrten und am Ende die vernunftwidrigſten Behauptungen an die Stelle der reinen Schriftlehre zu ſetzen ſich erkühnten.

Lutheriſcher als Luther ſelbſt zu ſein, das ſchmeichelte der Eitelkeit der Nachbeter, die ſeine Größe nicht erreichen konnten, oder es war auch wieder eine wirkliche Aengſtlichkeit und ein pedantiſcher Kleinigkeitsgeiſt, welche bei den Beſſergeſinnten den Mangel der Genialität zu ergänzen ſuchten. So hatte ſchon zu Luthers Zeiten Johann Agricola von Eisleben behauptet, daß das Geſetz überhaupt keine Bedeutung mehr für den Chriſten habe, und auch die Sittengebote deſſelben ihn nichts mehr angingen, denn das Geſetz „gehöre aufs Rathhaus, nicht in die Kirche.“ Nicolaus Amsdorf, Profeſſor zu Jena, trieb den evangeliſchen Satz von der Unverdienſtlichkeit der guten Werke ſo weit auf die Spitze

daß er behauptete, die guten Werke seien schädlich zur Seligkeit, während Georg Major meinte, daß sie nützlich seien. — Gegen Victorin Strigel in Jena, der zwar annahm, daß der Mensch durch die Erbsünde im höchsten Grade verdorben sei, aber doch noch einen Punct offen lassen wollte, an welchen die göttliche Gnade sich anknüpfen könne, behauptete der schon genannte Flacius, die Erbsünde mache die eigentliche Substanz des Menschen aus, d. h. er bestehe durch und durch aus Erbsünde, sei gleichsam die personificirte Erbsünde selbst. Aber auch daran hätten die Anhänger dieses Eifrers noch nicht genug. Sie suchten den Meister noch zu überbieten, und trieben es zu der Behauptung, daß die Erbsünde auch der gläubigen Christen als ein unaustilglicher Krankheitsstoff in ihren Leichnamen sitzen bleibe bis zum Tage der Auferstehung*). Durch solche Uebertreibungen wurde der evangelischen Wahrheit gewiß kein Dienst geleistet, und mit Recht mußten am Ende die besonnenern Katholiken fragen: wohin eine solche Lehre führe? Ja, es darf uns nicht wundern, wenn sogar Protestanten von hellem Geiste wieder zur katholischen Kirche zurückkehrten, weil sie bei dieser einseitigen Richtung sich nicht befriedigt fanden**). In der That gerieth man auf diesem Wege, wie ein neuerer Geschichtschreiber***) richtig bemerkt „aus dem löblichen Bestreben, den Menschen vom Hochmuth auf eigene Verdienste und der äußern Werkheiligkeit abzubringen, in eine verwirrte Entgegensetzung des Religiösen und Sittlichen, und öffnete so der Verzweiflung, der kein Christ mehr preisgegeben werden sollte, nur eine andere Thüre."

Wäre es nur bei den Schulstreitigkeiten geblieben, so hätte dieß weniger auf sich gehabt, allein nicht nur wurden diese dürren und stachligen Hülsen der Schultheologie dem Volke von der Kanzel herab statt der gesunden Frucht evangelischer Lehre aufgeschüttet, so daß auf die Zeit der geistigen Fülle eine jämmerliche

*) Menzel V. S. 81. 82. Man nannte sie die Cadaveristen, und in der That ward unter ihren Händen das Wort des Lebens zum Cadaver!

**) So Wicel und Thamer. Auch zur Hebung der Universität Jena trug der Streit keineswegs bei; im Gegentheil verlor dadurch die Universität so sehr, daß sie sich im Jahr 1564 nur auf 500 belief, eine sehr geringe Zahl, im Vergleich mit Wittenberg. Siehe Vogt a. a. O.

***) Raumer a. a. O. S. 269.

Hungersnoth einzubrechen drohte, ſondern die chriſtliche Liebe wurde auch ſo weit verletzt, daß die gehäſſigſten Verdächtigungen, die ſchmählichſten Beleidigungen, ja die härteſten und grauſamſten Verfolgungen daraus erwuchſen. Es kann nicht unſre Abſicht ſein, dieſe unerbaulichen Streitigkeiten, deren Verlauf der gelehrte Theolog allerdings kennen muß, hier ins Einzelne zu verfolgen; wohl aber will ich einzelne Züge herausheben, die uns auch von der Art, mit der gekämpft wurde, einen Begriff geben können. Das Schimpfen war eine Kunſt, die manche blinde Anhänger Luthers ihm beſſer ablernten und worin ſie ihn um ſo leichter übertrafen, je weiter ſie hinter ſeiner klaren Frömmigkeit und ſeinem Tiefſinn zurückſtanden. Nicht nur in den ſächſiſchen Landen, ſondern auch in dem Herzogthum Preußen und anderwärts regte ſich derſelbe Geiſt der Unruhe und der dogmatiſchen Tobſucht. In Königsberg hatte Andreas Oſiander dadurch Streitigkeit erregt, daß er die Rechtfertigung des Sünders vor Gott und ſeine Heiligung miteinander vermengt, während Luther ſie als zwei geſonderte Dinge von einander geſchieden hatte, da die Heiligung erſt eintreten könne, wenn die Rechtfertigung geſchehen ſei. Gegen dieſen Oſiander ließ ſich nun Andreas Mörlin in einer Predigt alſo aus:*) „Oſianders Gerechtigkeit iſt ein Traum, und möchte ich wohl wiſſen, ob man ſie [von hinten oder von oben] durch einen Filzhut eingießen oder eintrichtern ſolle. Eine ſolche Gerechtigkeit iſt weder im Himmel, noch auf Erden. Pfui dich, du ſchwarzer Teufel mit deiner Gerechtigkeit, Gott ſtürze dich in den Abgrund der Höllen. Hole der Teufel dieſe Gerechtigkeit, ich will ſie nicht holen.“ In dieſem Tone ging die Predigt fort, wie denn überhaupt die gemeinſten Schimpfwörter nicht zu gering waren**), den Gegner damit zu bezeichnen. Man kann ſich denken, wie dieſe Predigtweiſe auf die Stimmung des Volkes wirkte. Dieſes war ſo erbittert auf Oſiander, daß ſich das Gerücht verbreitete, er ſtehe mit dem Teufel im Bunde. Wer zu Oſiandern in die Predigt ging, ſetzte ſich der Gefahr aus, daß man auf der Straße mit Fingern

*) Menzel IV. S. 319. (nach Salig.)

**) So nannte Oſiander einen ſeiner Gegner einen groben Tölpel und den andern einen unverſchämten Eſel, der ſtatt Seelenhirte ein Sauhirte ſei. Raumer a. a. O. S. 272.

auf ihn zeigte, ihm nachſchrie, oder gröbere Zeichen des Mißfallens von ſich gab*). Endlich kam es ſo weit, daß man den Kirchgängern Oſianders nichts mehr abkaufen oder verkaufen wollte. Der lutheriſche Papſt Mörlin aber ſchloß eigenmächtig alle die vom Abendmahl und vom Taufſtein aus, die er für Anhänger Oſianders hielt, und als ihm der Herzog Albrecht ſolches verwies, ſo wiegelte er das Volk auf, indem er es in einer Predigt alſo anredete**): „Thut dazu, liebe Kindlein! und leidet dieſen Greuel nicht länger im Lande. Thut dazu, nicht um eurer, ſondern um der kleinen Kinder willen, die noch in der Wiege liegen, [und um derer Willen, die ihr noch in den Lenden traget,] daß ſie nicht von dieſer teufliſchen Ketzerei vergiftet werden. Es wäre euch tauſendmal nützer, daß ihr im Blute watetet bis über die Kniee, daß der Türke vor die Stadt käme und euch alle ermordete, ja, es wäre euch ſelbſt nützer, daß ihr Juden und Heiden wäret, als daß ihr ſolches leidet; denn ihr ſeid ebenſowohl mit dieſer Lehre verdammt, als die Heiden. Ich will euch gewarnt haben, wer ſich noch will warnen laſſen. Welcher aber nicht will, der fahre hin zum Teufel. Ich darf ſie nicht erſt dem Teufel übergeben; denn ſie ſind ſchon zuvor ſein, alle, welche dieſe Lehre annehmen. Und ich will es wieder öffentlich anzeigen, daß ich derſelben keinen, der die Lehre annimmt oder in ſeine Predigten geht, zu dem Sacrament gehen laſſen will, ſie mögen hinlaufen, wo ſie hin wollen. Ihr ſollt ſie auch nicht grüßen, keine Gemeinſchaft mit ihnen haben, ſondern ſie fliehen, als wären ſie die Teufel ſelbſt.“ — Und fragt man ſich nun, weßhalb vereiferte ſich denn der zornige Mann alſo, ſo betraf es eine feine und ſubtile Lehrbeſtimmung im Artikel der Rechtfertigung, deren Unterſcheidendes das heutige Geſchlecht kaum zu faſſen den Scharfſinn haben möchte, wenn dieſer nicht durch beſondere Fachſtudien dazu geübt iſt***). Damals aber war alles Theolog, wie heut zu Tage alles Politiker iſt. Es ſchienen ſich

*) vor ihm ausſpuckte.

**) Nach Menzel a. a. O. S. 322.

***) In einigen Gegenden freilich, wo die theologiſche Zankſucht auf ähnliche Weiſe unterhalten wird, wie damals, mag eine Ausnahme von unſrer Behauptung ſtattfinden. Aber in ſolchen Exaſperationen können wir kein „lebendiges Chriſtenthum“ erkennen.

jene Zeiten des 4. und 5. Jahrhunderts zu wiederholen, wo man, nach dem Zeugniſſe der Kirchenlehrer, in Conſtantinopel nicht über die Straße gehn, ſich kein Bad beſtellen, keine Semmel kaufen oder Münze wechſeln konnte, ohne in die Streitigkeiten über das Gezeugtſein des Sohnes und über das Verhältniß der göttlichen Natur zur menſchlichen in Chriſto hineingezogen zu werden *). So jetzt in dem Streit über Rechtfertigung und Heiligung.

Man hat unſerm Zeitalter häufig den Mangel an Kirchlichkeit, und wohl nicht immer mit Unrecht vorgeworfen, und es iſt immer ein ſchlimmes Zeichen, wenn die weltlichen Intereſſen ſo ſehr vor den geiſtlichen vorwiegen, daß man unbekümmert iſt um die Faſſung der Glaubenswahrheiten. Eine ſolche Zeit läuft immer Gefahr, eine Beute zu werden von jedem Wind der Lehre, und in dieſer Hinſicht verdient die rege Theilnahme der ältern Zeiten an dem, was die Kirche bewegte, unſre Achtung. Aber das religiöſe, das praktiſch-chriſtliche Intereſſe, welches die Seele des Volkslebens iſt, darf nicht verwechſelt werden mit dem bloß theologiſchen. Es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn ſolche Zänkereien die Wiſſenſchaft verdunkeln; wo ſie aber einmal in das Volksleben eingedrungen ſind und den Samen des Unfriedens in den Familien ausſtreuen oder gar den Geiſt der Empörung nähren, da ſind ſie eben ſo gefährlich, als die unnützen politiſchen Händel. So wenig dieſe dem Staat helfen und gute Bürger ziehen, ſo wenig nützen jene der Kirche und ſo wenig ziehen ſie gute Chriſten.

Man verwechsle doch ja nicht den Kampf um den Glauben mit dem bloßen Meinungskampfe. Wir haben in einer Reihe der vorigen Stunden geſehen, wie zwar auch das neuerweckte religiöſe Leben im Zeitalter der Reformation häufig die Familien entzweite und ſogar manche auf den Scheiterhaufen brachte, und wir wurden dabei an das Wort erinnert, daß der Herr nicht gekommen ſei den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Aber dort galt es den letzten Grund der religiöſen Ueberzeugung, dort hieß es in der That (wenigſtens in den meiſten Fällen): Wer Vater oder Mutter mehr liebet, als mich, der iſt mein nicht werth, oder

*) Siehe Ullmanns Gregor von Nazianz. S. 159. und Neanders Chryſoſtomus Bd. II. S. 118.

wer Sohn oder Tochter mehr liebet, als mich, der iſt mein nicht werth. Aber hier galt es nicht das innere Leben, nicht den Grund der Seligkeit, es galt den äußern Lehrbegriff, die äußere Schaale; nicht das Wort Gottes, das klar für jeden redet, der es in ſich aufnehmen will, ſondern es galt die künſtlich ausgeheckte Menſchenlehre, und es gehörte ein gutes Maß von Eigenſinn und Verblendung dazu, in dieſen äußern Beſtimmungen das einzige Heil zu finden. Möchten wir doch dieß zu allen Zeiten beherzigen, wenn ähnliche Streitigkeiten in der Kirche wieder auftauchen! Es giebt einen gewiſſen Punkt, wo die Wahrheit ſich ſcheidet vom Irrthum und von der Lüge, und dieſen kann jeder, wenn auch nicht immer mit dem Verſtande, doch mit dem Herzen erkennen. Auf dem ſoll man feſthalten, und ſoll ſich das nicht rauben laſſen weder durch Liſt, noch durch Gewalt. Dafür auf Tod und Leben zu kämpfen, iſt keine Schwärmerei, iſt vielmehr Pflicht des heiligſten Gehorſams. Aber was dieſen Punkt nicht berührt, was der wandelbaren Meinung angehört, darin laſſen wir doch jedem ſeine Freiheit. Wer hier alles gleichmäßig beſtimmen, alles mit Gewalt in dieſelbe Form hineinzwängen will, dem wollen wir zwar das Zeugniß laſſen, daß er eifere, aber er eifert mit Unverſtand.

Bei dem bloßen Eifern mit Worten, bei geiſtlichen Bannſprüchen und öffentlichen Verunglimpfungen ließ man es jedoch nicht bewenden: häufig war Abſetzung, Verbannung, Kerker das Loos derer, deren Partei bei Hof unterlag, und es wiederholten ſich bei dem angemaßten Recht der Fürſten, in Glaubensſachen zu entſcheiden, dieſelben Auftritte, wie ſie ſich in den Streitigkeiten der alten Kirche gezeigt hatten, daß heute eine Partei als die rechtgläubige und vom Hofe geſchützte ihr Haupt erhob, welche morgen wieder als eine ketzeriſche verfolgt, der andern Platz machte. Bei den Reibungen der beiden Fürſtenhäuſer in Sachſen geſchah es dann gewöhnlich, daß die, welche aus den churſächſiſchen Landen verbannt wurden, im herzoglich Weimariſchen ihre Anſtellung fanden und umgekehrt*). — Grade ſo war es im römiſchen Reich zu der Zeit, als der eine Kaiſer im Morgenland, der andere im Abendland regierte und oft beide ein verſchiednes theologiſches Syſtem befolgten.

*) Raumer a. a. O. S. 268. Anm..

Auch ſtimmte die Art der Procedur keineswegs zu der ſonſtigen Hochachtung vor dem geiſtlichen Stande. Wer der Irrlehre angeklagt war, wurde als der gemeinſte Verbrecher behandelt. So wurden Victorin Strigel und Pfarrer Hugel zu Jena, welche ſich der Lehre des Flacius widerſetzt hatten, laut herzoglichem Verhaftbefehl*) Nachts überfallen, aus ihren Betten geholt, halb nackt auf einen Wagen geſetzt und unter vielen Mißhandlungen zuerſt nach Leuchtenburg und dann nach dem Grimmenſteine geführt. Die Frau des Victorin Strigel, die ſich der Gefangennehmung ihres Mannes widerſetzen wollte, ward aufs Roheſte von den Kriegsknechten mißhandelt; Spieße und Flintenläufe ihr auf die Bruſt geſetzt und die gröbſten Flüche und Beſchimpfungen gegen ſie ausgeſtoßen. Indeſſen hielten einige hundert Reiter und Hakenſchützen die Stadt beſetzt, um die Studenten im Zaum zu halten. Die Wittenberger trauerten über das ſchnöde Verfahren, und ſtellten Gebete für die Gefangenen an. Aber das alles war noch nichts gegen den Ausgang des Oſiandriſchen Streites in Preußen. In Folge deſſelben wurden der Hofprediger Johann Funk, (Oſianders Schwiegerſohn) und noch andere vom Gerichte der Schöppenmeiſter zum Tode verurtheilt und auf offnem Markt enthauptet, wozu das von den Predigern fanatiſirte Volk die Lieder ſang: „Nun bitten wir den heilgen Geiſt" und: „Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein**)." Am meiſten Aufſehn erregte neben den erwähnten Streitigkeiten der noch immer fortdauernde Streit über das Abendmahl. Nicht genug, daß die Verſchiedenheit der Auffaſſung dieſer Lehre eine Trennung zwiſchen den ſogenannten Lutheranern und Reformirten veranlaßt hatte — auch mitten in der lutheriſchen Kirche ſelbſt wurde jetzt ein heftiger, ja blutiger Streit geführt. Wir wiſſen, wie wenig Nachgiebigkeit Luther in dieſem Puncte gezeigt hatte. Noch bei Luthers Lebzeiten war Melanchthon etwas verſöhnlicher, und als Calvin endlich eine Ausdrucksweiſe gefunden hatte, welche dem Glauben an die geiſtige Gegenwart Chriſti im Abendmahl ſein Recht ließ, ohne darum dieſen Glauben ins Leibliche und Materielle herabzuziehn, ſo zeigten

*) Vom 24. März 1559. Siehe Menzel S. 170. und Vogt a. a. O. S. 285.

**) Menzel S. 333.

ſich allmälig auch andere lutheriſche Theologen geneigt, an dieſe vermittelnde Form ſich anzuſchließen. Aber eben dieß erregte einen gewaltigen Lärm unter den Eifrern für das reine Lutherthum, da Luther ſelbſt noch kurz vor ſeinem Tode die Lehre der Reformirten als eine lügneriſche und teufliſche Lehre bezeichnet hatte*). Wie hartherzig und unchriſtlich ſogar Regierungen gegen ihre proteſtantiſchen Glaubensbrüder aus der calviniſchen Schule verfuhren, davon nur Ein Beiſpiel**). Eine Anzahl franzöſiſcher und niederländiſcher Familien (175 Seelen ſtark), die wegen des proteſtantiſchen Glaubens aus ihrem Vaterland nach England geflüchtet waren, wo ſie unter Eduards VI. Regierung Schutz fanden, wurden unter der katholiſchen Maria auch von dort vertrieben und flüchteten nach dem Continent, in Begleitung ihres Predigers Johann a Lasco, eines gelehrten Polen. Sie landeten in Dänemark mitten im härteſten Winter. Kaum aber hatten ſie den Fuß ans Land geſetzt, und von dem König Audienz erhalten, als ſie bald auch den unwiderruflichen Befehl erhielten, ſich wieder einzuſchiffen und ſich an der Küſte von Deutſchland ausſetzen zu laſſen. Dringend flehten die Vertriebenen mit ihren Weibern und Kindern, doch wenigſtens den Winter über im Lande bleiben zu dürfen. Umſonſt! Sie wurden mit Gewalt fortgeſchafft, ja bei Lebensſtrafe ihnen gedroht, ſich wieder an der däniſchen Küſte blicken zu laſſen, ſelbſt wenn ſie durch einen Sturm dahin verſchlagen werden ſollten. Aber in Deutſchland angelangt erfuhren ſie dieſelbe Behandlung. In Wismar und Roſtock, in Lübeck und Hamburg ward ihnen angedeutet, daß ſie ihre Wanderung ſogleich fortſetzen müßten, ja, in Hamburg wurde allen Bürgern bei ſchwerer Strafe verboten, einen der Exulanten in ihr Haus aufzunehmen. Und fragen wir nach dem Grunde? — ſo ſchallt es von den Küſten Dänemarks und Deutſchlands wieder: „Sacramentirer!

*) Beſonders war es der Prediger Weſtphal in Hamburg, der mit Ungeſtüm über Calvin herfiel.

**) Siehe die intereſſante Darſtellung von Utenhoven: Simplex et fidelis narratio etc. Bas. 1560 im Auszuge bei Planck, Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs Buch VI. Cap. 2. S. 36 ff. und bei Menzel a. a. O. S. 119 ff. Wenn auch, wie Planck andeutet, der Bericht einſeitig lautet, ſo wäre doch ſchon an der Hälfte des Erzählten genug, um ein Bild von der Stimmung zu geben, die damals herrſchte.

Ketzer!" Und wer war es wohl, der Regierung und Volk gegen ſie aufhetzte? Niemand anders, als die Prediger, welche das Wort der Liebe verkünden ſollten. Sie waren es, welche die Anſteckung, die dieſe Leute mit ſich brächten, ärger als die Peſt fürchteten; ſie waren es, welche alles anwandten, die noch menſchlicher geſtimmten Magiſtrate dahin zu bewegen, daß ſie die bewilligte Friſt des Aufenthalts noch abkürzten, und ihnen am Ende als Geächteten Land, Luft und Waſſer verweigerten*).

Nach ſolchen Vorgängen kann man ſich wohl denken, wie die ihrer Amtsbrüder angeſehen wurden, die ſelbſt zu der calviniſchen Lehre hinneigten. In Bremen war ein Prediger, Namens Hardenberg, ein vertrauter Freund Melanchthons. Dieſer wurde, weil er ſich in der Lehre vom Abendmahl an die calviniſche Deutung anſchloß und von keiner andern Autorität, als der der heiligen Schrift wiſſen wollte, von ſeinem Gegner Tilemann Heßhus, einem ſtrengen Eifrer, der eben ſeiner Streitſucht wegen bereits aus der Pfalz verwieſen worden war, von ſeiner Stelle vertrieben. Auch die Schullehrer, die der Hardenbergiſchen Meinung verdächtig waren, wurden ohne Weiteres ihrer Aemter entſetzt, und die Bürger, die Hardenbergs Predigten beſuchten, weder zum heiligen Abendmahl noch zu Pathenſtellen zugelaſſen. Es kam darüber zu weitläufigen, Streitigkeiten zwiſchen Geiſtlichkeit, Magiſtrat und Bürgerſchaft. Als der Bürgermeiſter Büren von Bremen ſich von den geiſtlichen Gewalthabern nicht wollte einſchüchtern laſſen, forderten ihrer zwölf den Abſchied und ein großer Theil ihrer Anhänger folgte ihnen nach. Ein förmlicher Kreuzzug ward gegen das ketzeriſche Bremen beſchloſſen. Hamburg und Lübeck kündeten der Bundesſtadt alle Handelsverbindungen auf. Danzig legte Beſchlag auf alle bremer Schiffe und Waaren, und mehrere Stände der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Kreiſe ſperrten den bremiſchen Bürgern ihr Gebiet. Endlich wurde der Streit 1568 durch Vergleich beigelegt, aber die Theologen fuhren fort, die Stadt Bremen als calviniſtiſch zu

*) Auch dazu liefert uns die ältere Kirchengeſchichte eine lehrreiche Parallele. So wurde während des monophyſitiſchen Streites im 5. Jahrhundert den ägyptiſchen Holzhändlern die Landung in Tyrus verweigert, aus Furcht, daß ſie die Ketzerei einſchleppen möchten. Siehe Neanders Kirchengeſchichte II. 3. S. 1133.

verschreien, bis endlich wirklich der offene Calvinismus daselbst die Oberhand erhielt und das Lutherthum verdrängte.

Ein ähnliches Schicksal wie in Bremen hatte die lutherische Lehre in der Pfalz. Auch dort hatte der genannte Tilemann Heßhus für die Lehre geeifert, daß der wahre Leibe Christi in, mit und unter dem Brote des Abendmahls enthalten sei. Als sich ihm ein andrer Theologe, der Diaconus Wilhelm Klebitz entgegensetzte und die calvinische Lehre einer bloß geistigen Gegenwart Christi im Abendmahl vertheidigte, so kam es so weit, daß beide Kämpfer nach vergeblicher Warnung, den öffentlichen Streit darüber fallen zu lassen, des Landes verwiesen wurden. Auch hier hatte der unerbauliche Streit sich in das Volks- und Familienleben eingeschlichen, so daß die Anhänger der einen Meinung denen der andern sogar die Herberge in den Wirthshäusern versagten *). Der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz ließ sich darauf von Melanchthon ein Gutachten ausstellen, das ziemlich nach der calvinischen Seite hinneigte, und nach einer in Heidelberg gehaltenen Disputation siegte wirklich der Calvinismus. Friedrich III. stellte somit auch im Aeußern den reformirten Gottesdienst an die Stelle des lutherischen, indem er Altäre, Taufsteine, Orgelspiel und andere äußerliche Dinge abschaffte, welche die Lutheraner stehen gelassen hatten, und den beiden calvinisch gesinnten Theologen Zacharias Ursinus und Caspar Olevianus den Auftrag ertheilte, einen neuen Katechismus zu fertigen, in welchem dann die protestantische Lehre nach calvinischen Grundsätzen vorgetragen wurde. Es ist dieß der berühmte pfälzische oder Heidelberger Katechismus, der ein so großes Ansehn in der reformirten Kirche erhielt, daß er fast in alle Sprachen übersetzt und bis auf die neuesten Zeiten herab als Grundlage des christlichen Religionsunterrichtes gebraucht wurde. Diese Trennung des Kurfürsten von der Ausburgischen Glaubensverbindung und sein Uebertritt zur schweizerischen Lehre machte großes Aufsehn **). Eine Fluth von Schriften ergoß sich gegen die gefährliche Neuerung, und auf dem Reichstag von Augsburg 1566 suchten sogar die nächsten Verwandten des Kurfürsten, die strenge Lutheraner waren,

*) Menzel S. 146.
**) Siehe Menzel S. 165.

es dahin zu bringen, daß er vom Reichsfrieden ausgeschlossen würde.

Allein auch in Sachsen, dem Vaterlande des eigentlichen Lutherthums, trat der Streit über das Abendmahl zu den bisherigen Streitigkeiten über Gesetz und gute Werke, über Gnade und freien Willen. Die Anhänger Melanchthons wurden als geheime Calvinisten (Kryptocalvinisten) beschuldigt, und dieser krypto-calvinistische Streit gab zu den grausamsten Verfolgungen Anlaß. Das Haupt der gemäßigten Partei in Wittenberg war der Schwiegersohn Melanchthons, Caspar Peucer, ein Mediciner, der aber eben so eifrig die Theologie betrieb, als die eigentlichen Theologen von Beruf. Von dem Kurfürsten August von Sachsen, dessen Leibarzt er war, wurde er mit großer Auszeichnung behandelt, und gewann allmälig einen großen Einfluß auf die Schule zu Wittenberg. Kühn gemacht durch das Vertrauen, das er genoß, traten er und seine Anhänger erst verdeckt und dann immer offener mit ihren, dem calvinischen Lehrbegriff zugewandten Meinungen hervor. Es gelang ihnen in der That, die strengen lutherischen Zeloten zu vertreiben, wobei sie jedoch immer den Kurfürsten in der Meinung zu erhalten wußten, daß sie das wahre Lutherthum verkündeten. Als nun aber endlich bei der wachsenden Kühnheit dieser Partei dem getäuschten Kurfürsten die Augen drüber aufgingen, daß Peucer und sein Anhang nichts andres im Sinn hätten, als wirklich die calvinische Lehre vom Abendmahl an die Stelle des reinen Lutherthums zu setzen, da trat auch an die Stelle der bisherigen Gunst die empfindlichste Rache.

Wenn nämlich Kurfürst August bisher den Peucer begünstigt hatte, so geschah es immer in der Meinung, daß dieser für das wahre Lutherthum kämpfe und bloß dem Irrthum der Unverständigen entgegenarbeite; denn also äußerte sich der Kurfürst, „daß wenn er auch nur eine calvinische Ader im Leib hätte, er wünsche, daß der Teufel sie ihm ausreißen möge" *). Wie groß war nun sein Schrecken, als er erfuhr, daß der schlaue Peucer ihn selbst an den Abgrund der gräulichen Irrlehre geführt habe. Der Zorn des Fürsten traf außer Peucern auch den Kanzler Cracov, den

*) Raumer a. a. O. S. 276.

Kirchenrath Stößel und den Hofprediger Schütz. Sämmtliche wurden verhaftet, ihre Papiere in Beschlag genommen und ein förmlicher Criminalproceß gegen sie eingeleitet. Auch den übrigen Lehrern zu Wittenberg wurde eine Erklärung abgefordert, und wer keine genügende gab, ward abgesetzt oder gleichfalls verfolgt. Vier Mitglieder der theologischen Facultät in Wittenberg *) wurden, weil sie mit ihrer Antwort zögerten, verhaftet und als Staatsverbrecher mit einer Wache von 50 Soldaten nach der Pleißenburg abgeführt, später aber aus dem Lande getrieben. Am Härtesten verfuhr man mit dem Kanzler Cracov, der so lange gefoltert wurde, bis er endlich an den Folgen des peinlichen Verhörs im Kerker starb. Der Commandant der Festung, der ihm Schreibmaterialien geliefert hatte, wurde mit Staupenschlag aus der Stadt gejagt. Der Prediger Stößel ward gleichfalls auf der Festung Senftenberg so lange gemartert und ihm so sehr zugesetzt, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, welches mit Wahnsinn und einem verzweifelten Tode endete.

Am längsten aber wurde Peucer umhergezogen. Erst ward er nach dem Schlosse Rochlitz gebracht und schmachtete daselbst, nachdem man ihm gleichfalls mit der Folter gedroht hatte, im Kerker. Als Kaiser Maximilian II. **) im Jahr 1575 den Kurfürsten in Dresden besuchte, bat er um Loslassung des Gefangenen, den er zu seinem Leibarzt machen wollte. August erwiderte: „Ich selbst kann seiner Hülfe nicht entbehren." Und auf des Kaisers weitere Frage, warum er denn denselben gefangen halte, da er ihm auf diese Weise nicht helfen könne, antwortete der Kurfürst: „Weil ich nur solche Diener gebrauchen will, die in der Religion nur das glauben und bekennen, was ich glaube und bekenne, und unter sich alle einträchtig im Geiste und im Glauben sind." Maximilian entgegnete mit mildem Ernste: „Das maße ich mir nicht an, und will noch darf ich solches mir vornehmen, da ich keine Macht über die Gewissen habe, und niemanden zum Glauben zwingen darf." So antwortete der katholische Kaiser einem lutherischen Fürsten und war in diesem Stück protestantischer gesinnt, als dieser. (Und wirklich gebrauchten auch sowohl Ferdi-

*) Widebram, Cruziger, Pezel und Moller. Siehe Menzel S. 455.
**) Nach Menzel S. 461. ff.

nand I. als Maximilian II. unbedenklich protestantische Aerzte *), eine Unbefangenheit, zu der sich damals kaum ein protestantischer Fürst einem Katholiken, geschweige denn einem Reformirten gegenüber, erhoben hätte!) Peucer blieb in der Gefangenschaft. Seine Gattin durfte er seit seiner Verhaftung nicht mehr sehen. Sie starb unter der Zeit. Er selbst wurde immer härter behandelt. Alle Mittel zum Schreiben wurden ihm entzogen, alle Bücher weggenommen, selbst die Bibel ward ihm nicht vergönnt. Ein Jahr nach dem andern saß er so in einem dumpfen, schmutzigen Kerker, dessen Kosten sein Vermögen verzehrten, mit der Aussicht auf immerwährende Dauer desselben, und gepeinigt von der Sorge für seine verwaisten, in die Welt hinausgestoßenen Kinder, so daß unter dem fortwährenden Kummer sein eigner Körper zum Leichnam abgezehrt wurde. Aerger verfuhren dort wahrlich die katholischen Inquisitoren nicht mit ihren Opfern, als diese orthodoxen Lutheraner mit ihren verdächtigen Glaubensbrüdern! Und diesen traurigen Sieg des Lutherthums ließ der eitle und schwachmüthige Kurfürst noch durch eine Denkmünze feiern **), in welcher Christus siegend dargestellt wird über den Teufel und die Vernunft. Daß die Vernunft unterlag in diesen Kämpfen, war allerdings nur zu wahr; ob aber der Sieg ein Sieg Christi gewesen, möchte eine andre Frage sein. Als Peucer lange genug im Kerker zu Rochlitz geschmachtet hatte, wurde er nach Zeiz ***) und von da nach Leipzig in die Pleißenburg geführt. Von Krankheit darnieder gedrückt, schmachtete er nach dem Genuß des Sacramentes. Aber wie durfte man dieß einem Manne reichen, der nach den Vorstellungen der Orthodoxen das Sacrament gelästert hatte! Die Theologen, die sich deßhalb zu ihm ins Gefängniß verfügten (Andreä und Selnecker), suchten ihm einen schimpflichen Widerruf seiner Lehre zu entlocken, und als er in diese Zumuthung nicht einstimmen wollte, erhielt er endlich die eines spanischen Inquisitors würdige Antwort †), man werde schon Mittel dazu finden, und wenn es auch glühende Zangen sein sollten! — Statt der

*) So den Protestanten Krato siehe Menzel V. 63.
**) Ueber die geschmacklose Anordnung der Symbole siehe Menzel S. 464.
***) Menzel S. 540. ff.
†) Die Antwort gab Dr. Rauscher.

Bibel, die er wiederholt verlangte, wurde ihm bloß ein Abdruck der unter der Zeit von den Orthodoxen verfaßten Concordienformel gebracht, und so das Menschenwort statt des Wortes Gottes ihm aufgedrungen. Peucer aber, aller Schreibmittel beraubt, bereitete sich aus Bier und verbrannter Brotkruste eine Tinte, riß dann die Kiele aus einem Gänseflügel, der ihm zum Abkehren der Spinneweben gegeben worden war, (die Noth macht erfinderisch) und schrieb auf das ihm verhaßte Buch sein Bekenntniß und die Geschichte seiner Leiden nieder. Das Sacrament wurde ihm fortwährend verweigert. — Der Schloßhauptmann schlug sogar vor, dem Gefangenen auf den Fall des Todes ein Eselsbegräbniß angedeihen zu lassen, und selbst ein hochpreisliches Consistorium mißrieth diese letzte Grausamkeit nur darum, weil die Katholiken Aehnliches gegen rechtgläubige Protestanten vornehmen möchten, meinte aber doch, es könne nichts schaden, wenn der Kurfürst ihm wenigstens damit drohe, daß, wenn er stürbe, er nicht neben andern ehrlichen Christen begraben werden solle. Peucer genas jedoch von seiner Krankheit. Wiederum vergingen fünf Jahre seiner Gefangenschaft, ehe der Kurfürst seiner wieder gedachte. Endlich ließ ihm dieser wieder ein Bekenntniß abfordern. Als aber Peucer standhaft blieb, rührte endlich diese Standhaftigkeit den Kurfürsten und er fing an auf seine „Pfaffen" zu schelten, „die ihn ganz ungewiß gemacht hätten, von Tag zu Tag etwas Neues schmiedeten und ihn aus einer Irrlehre in die andere lockten;" dennoch blieb Peucer gefangen. Es war besonders die Kurfürstin Anna, welche Peucern aus verschiednen Gründen haßte und die geschworen hatte, so lang sie lebe, solle er nicht frei werden. Nun aber wurde die Kurfürstin krank und reiste auf den Rath der Aerzte mit ihrem Gemahl ins Schwalbacherbad. Als die hohen Herrschaften durch Leipzig kamen, wurde der gefangene Peucer durch den Schloßhauptmann auch um seine Meinung gefragt. Peucer mißrieth den Gebrauch des Bades mit den Worten, „die, welche den Herrschaften dieß gerathen hätten, schickten sie beide in den Tod." — Sie reisten aber dennoch (denn der ketzerische Arzt mußte auch in diesem Falle unrecht haben) kamen aber beide schwer erkrankt wieder, und mußten so wenigstens dem Scharfblick des Arztes Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie auch den Theologen in ihm als einen

Irrgeiſt ſchmähten. In der Nacht auf den 1. Oct. 1585 träumte der Gefangene, daß der ganze Hof in einem prachtvollen Leichenbegängniß an ihm vorüberziehe und daß er ſelbſt dazu läute. Auf einmal riß der Glockenſtrang, und Peucer erwachte mit den Worten des Pſalmiſten: Der Strick iſt entzwei, und wir ſind frei. In derſelben Nacht, da Peucer träumte, war die Kurfürſtin geſtorben; doch ging die Prophezeihung des Traumes in Beziehung auf ſeine Gefangenſchaft noch nicht in Erfüllung. Bald darauf aber verheirathete ſich der ſechzigjährige Kurfürſt wieder mit der dreizehnjährigen Prinzeſſin von Anhalt, der Tochter des Fürſten Joachim Ernſt, derein Gegner jener übertriebenen Orthodoxie war, und auf ſein Verwenden und noch mehr auf das der jungen Braut wurde endlich Peucer aus einer zwölfjährigen Gefangenſchaft befreit. Die Orthodoxen waren wüthend drüber, und als Gegenſtück gegen die früher erwähnte Denkmünze erſchien jetzt eine andere, auf welcher das kurfürſtliche Ehepaar als Adam und Eva dargeſtellt wurde, in dem Augenblick, wie das Weib dem Manne den Apfel reicht, mit der Unterſchrift: „Adam durch der Eva Rath — Gottes Gebot übertrat.“ Bald drauf ſtarb der Kurfürſt ſelbſt den 11. Febr. 1586. Peucer erſchien am Todestage des Fürſten zum erſtenmal wieder im Lande der Lebendigen, in der Kirche von Zerbſt, mit den langen Haaren, wie ſie ihm im Gefängniß gewachſen waren, verrichtete unter einem Strom von Thränen den Gottesdienſt und dankte Gott für das Ende ſeiner Leiden, unter denen bei allen Verunglimpfungen und Mißhandlungen ſein ächter Chriſtenglaube, das Vertrauen zu Gott und das Vertrauen in den Sieg der Wahrheit nicht erſchüttert worden war. — Aber noch nahm der unſelige Streit kein Ende, und auch das Mittel, das man zur Beſeitigung deſſelben anwandte, diente nur dazu, neue Kämpfe herbeizuführen. Von den angeſehenſten Theologen Deutſchlands war nämlich unterdeſſen allerlei verſucht worden, die in der Kirche herrſchenden Streitfragen aufs Reine zu bringen. Ein Mann war er beſonders, der ſich als Vermittler auszeichnete, der Kanzler der Univerſität Tübingen Jacob Andreä. Er war eines Schmiedes Sohn von Waiblingen und wurde daher auch von ſeinen Gegnern ſchimpfweiſe der Schmidlin genannt. Dieſer ſetzte alles in Bewegung, der deutſch-proteſtantiſchen Kirche eine

von ihm geſchmiedete Form aufzudringen, die er für die geeignete hielt, allen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Er knüpfte einen weit verbreiteten Briefwechſel an, reiſte an allen Höfen umher, ſchrieb Bücher in der Sache und betrieb mehrere Zuſammenkünfte der ſächſiſchen und der auswärtigen Theologen zu Maulbronn, zu Torgau und endlich im Kloſter Bergen bei Magdeburg. Hier erſt gelang es nach mehrern Verſuchen, eine Formel zuwege zu bringen, die unter dem Namen der Eintrachts- oder Concordienformel ans Licht trat*). Dieſe Formel war nun keineswegs geeignet, die Eintracht wirklich zu befördern (weßhalb ſie auch die Gegner die zwieträchtige Eintracht nannten)**) denn ſie enthielt meiſt jene ſchroffen Beſtimmungen, welche die übertriebene Partei der ſtrengen Lutheraner den mildern Anhängern Melanchthons gegenüber vertheidigt hatte. Aber mit Gewalt ſollte nun ein Werk durchgeſetzt werden, das ſo viele Mühe und unſägliche Koſten verurſacht hatte***). Alle Prediger und Schullehrer mußten dieſelbe unterſchreiben, und wer ſich weigerte, ward abgeſetzt; weßhalb denn beſonders die Pfarrsfrauen ihren Eheherrn, wenn ſie mit der Unterſchrift zaudern wollten, zugerufen haben ſollen: „Schreibt, lieber Herr, ſchreibt — auf daß ihr bei der Pfatre bleibt!“ Und wirklich ließen ſich manche aus Rückſicht für Weib und Kinder bewegen, ihre Unterſchrift zu einer Formel zu geben, die ſie im Herzen mißbilligten. Ein einziger Pfarrer und zwei Schullehrer hatten den Muth, die Unterſchrift zu verweigern †). Gleicherweiſe wie in Sachſen wurde dieſe Formel, die man mit Recht einem papiernen Papſte verglichen hat, im Brandenburgiſchen, im Braunſchweigiſchen, in Lüneburg, Mecklenburg, Oldenburg, Würtemberg, der Markgrafſchaft Baden und mehreren Reichsſtädten durchgeſetzt, und die Heuchelei ſogar dadurch befördert, daß im Brandenburgiſchen zur Beſchwichtigung der Gewiſſen hinzugeſetzt wurde, die Geiſtlichen

*) in ihrer vollendeten Geſtalt 1580, unter dem Titel: Concordia, chriſtliche, wiederholte, einmüthige Bekenntniß nachbenannter Kurfürſten, Fürſten und Stände Augsb. Conf. und derſelben zu Ende des Buchs unterſchriebenen Theologen Lehre und Glaubens u. ſ. w.

**) Concordia discors (Hospin.)

***) Achtzigtauſend Thaler wurden allein vom Kurfürſten von Sachſen, vierzigtauſend vom Herzog von Braunſchweig und Lüneburg drauf verwendet, ſiehe Walch. Introd. in libr. symb. p. 732.

†) Menzel S. 508.

ſollten nur unterſchreiben, es ſtehe ihnen darum doch frei, zu denken und zu lehren, was ſie wollten *). Edler zeigten ſich andere in ihrem Widerſpruch. Der Landgraf Wilhelm von Heſſen, die Herzöge von Pommern, der Herzog von Holſtein, der Fürſt Joachim Ernſt von Anhalt (der nachmalige Schwiegervater des Kurfürſten von Sachſen), ſo wie noch einige kleinere Fürſten und Städte, unter ihnen beſonders Magdeburg und Nürnberg, weigerten ſich ſtandhaft, an dieſer Tyrannei der Gewiſſen theilzunehmen. Am Heftigſten aber gab der König Friedrich II. von Dänemark, der Schwager des Kurfürſten, ſeinen Unwillen drüber zu erkennen, indem er die zwei Prachtexemplare der Concordienformel, welche ihm ſeine Schweſter, die Kurfürſtin Anna ſchickte, ſogleich ins Feuer warf. Gewiß, Luther hätte es auch ſo gemacht; denn ſo hartnäckig er auch in ſeinem Kampfe gegen Zwingli war, und ſo ſehr ſcheinbar das ganze Werk der Aufrechterhaltung ſeiner Lehre und der Verherrlichung ſeines Namens galt, ſo würde er gewiß nie zu ſolchen Maßregeln geſtimmt haben. Zu deutlich hatte er ſich ja dagegen erklärt, daß man ſich ihm nach Lutheraner nenne; zu ſehr widerſprach auch das Ganze den Abſichten der Reformation. Dieſe wollte ja die Kirche Chriſti wieder erlöſen aus der Macht der Menſchenſatzung, indem ſie die heilige Schrift als die alleinige Richtſchnur der Lehre aufſtellte. Und nun wohin war man in einem halben Jahrhundert gekommen? Dahin, daß zuerſt die Augsburgiſche Confeſſion, welche nur der Ausdruck des gemeinſamen Glaubens ſein ſollte, ſo weit derſelbe damals erforſcht worden war, eine auf alle Zeiten bindende Kraft erhielt, dahin, daß nun auch dieſer Buchſtabe der Augsburger Confeſſion nicht mehr genügte und daß man ſomit wieder einen neuen Buchſtaben aufſtellte in der Concordienformel und ſo das eine Bollwerk der Kirche durch das andere zu decken glaubte. Statt daß dieſe kirchlichen Confeſſionen oder ſymboliſchen Bücher, wie man ſie auch nannte, nach der heiligen Schrift geprüft werden ſollten, wozu man vom Grundſatz des Proteſtantismus aus das vollſte Recht hatte, wurden jetzt dieſe von Menſchen verfaßten und unter mancherlei erſchwerenden Umſtänden erſchienenen Bücher die Geſetzbücher des proteſtanti-

*) Menzel (nach Hospin.) S. 510.

ſchen Glaubens, nach welchen man allein die Schrift auslegen, ja von denen man auch dann nicht abweichen durfte, wenn die heilige Schrift das klare Gegentheil lehrte *). Welchen Einfluß dieß auf die ganze proteſtantiſche Theologie hatte, kann auch der abnehmen, der nicht Theologe von Beruf iſt. Man denke ſich einen von hohen und dumpfen Mauern umſchloſſenen Kirchhof, auf welchem die einen bemüht ſind, die Denkmäler der Reformatoren aufzuputzen und aufzuſchmücken und wo möglich noch einige Schnörkel an ihnen anzubringen, die andern aber in den Todtengebeinen herumwühlen und ſich gelegentlich damit bewerfen, ſo hat man ein ziemlich anſchauliches Bild von der ſcholaſtiſchen Dogmatik und Polemik der Zeit nach ihrer Schattenſeite. Doch dürfen wir über der Schattenſeite auch das Licht nicht verkennen, das mitten durch die Nacht hindurch leuchtete, ja wir müſſen vielmehr den tüchtigen Leiſtungen alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die aus der ſtrengen Schule dieſes dogmatiſch-polemiſchen Zeitalters hervorgingen. So wenig als an den Werken der alten Scholaſtiker, ſo wenig darf man auch an den händereichen dogmatiſchen Werken jener Zeit den eiſernen Fleiß, die ſtrenge Methode, den künſtlichen Scharfſinn und die Zähheit der Conſequenz unbewundert laſſen. Wir dürfen nur auf den Titelblättern jener Bücher die Bildniſſe der Verfaſſer betrachten in ihren langen Bärten und ſteifen Halskrauſen, mit ihren gefalteten Stirnen und ihren gewaltig durchdringenden Blicken, um, wenn auch nicht eine unbedingte Ehrfurcht, doch einen gewiſſen Reſpect zu empfinden, den auch die einſeitige Tüchtigkeit in irgend einem Fache uns abnöthigt. Aber freilich bedauern wir denn auch die herkuliſche Mühe, die auf die äußere Hülle und Schaale verwandt worden, während der Kern ſo oft unbeachtet blieb. Gottlob ging aber auch dieſer Kern ſelbſt nicht ganz verloren. Manche fromme Gemüther wußten ſich denſelben auch unter dieſer Form zu nutzen zu machen, ein doppelt erfreulicher Beweis von der Unverwüſtlichkeit der Wahrheit! Andere dagegen ſuchten ihn wieder in andern Formen und Verhüllungen auf, und ſo wie ſchon im Mittelalter neben der unfruchtbaren Scholaſtik ſich eine tiefſinnige Myſtik aufthat, ſo finden wir auch in dieſem Zeitalter

*) Der Streit über quatenus und quia.

dieſe Geiſtesrichtung wieder. Ehe wir jedoch auch ſie betrachten, werden wir in der nächſten Stunde noch einiges Weitere von den Streitigkeiten ſowohl in der lutheriſchen, als in der reformirten Kirche zu erzählen und uns einſtweilen damit zu getröſten haben, daß wenn auch bei der Gebrechlichkeit der Menſchen die Macht des Irrthums und des Haſſes groß, doch bei der nie ſchlummernden Kraft Gottes die Macht der Wahrheit und der Liebe noch unendlich größer iſt.

Dreizehnte Vorleſung.

Ueber den pſychologiſchen Eindruck der Streittheologie jener Zeit. Stellung der baſelſchen Kirche zu der lutheriſchen und reformirten. Erzbergerſcher Streit und ähnliche. Weitere Folgen der Concordienformel. Fortſetzung der kryptocalviniſtiſchen Unruhen. Streit über Exorcismus. Proceß und Hinrichtung Krells. Der Streit über die Gnadenwahl in den Niederlanden. Gomarus und Arminius. Dordrechter Synode. Oldenbarneveld's Tod. —

Wenn wir den Eindruck, welchen die Geſchichte der Streitigkeiten in der lutheriſchen Kirche nach der letzten Vorleſung auf uns gemacht hat, mit dem vergleichen, den die früher betrachteten Verfolgungen der Proteſtanten in den verſchiedenen Ländern auf uns machten, ſo dürfte ſich bei einigem Nachdenken Folgendes daraus ergeben:

So gräulich und entſetzlich auch die Verfolgungen ſind, die von der katholiſchen Kirche gegen die Proteſtanten ausgingen, ſo geben ſie uns doch ein großartigeres geſchichtliches Bild, als die in ihren Grundſätzen nicht minder grauſame Unduldſamkeit der Proteſtanten gegeneinander; ſie laſſen eine ernſtere, feierlichere Stimmung in uns zurück, als dieſe. Woher kommt dieß?

Es mag zum Theil daher kommen, daß wir es dort mit größern Staaten, mit Frankreich, England und den weitſchichtigen Staaten Philipps II. zu thun hatten, während wir hier auf die ſchmalen

Grenzen kleiner deutſcher Fürſtenthümer und die engen Mauern reichsſtädtiſcher Gemeinweſen uns gebannt ſehen. Aber das iſt es nicht allein. Dieſelben kleinen Fürſtenthümer ſind es ja, dieſelben Reichsſtädte, in denen wir ein halbes Jahrhundert zuvor das große Drama der Reformation ſich zuerſt enthüllen ſahen, und jene engen Formen der deutſchen Reichsverfaſſung verliehen ſogar dem Bilde einen eigenthümlichen Reiz. — Es muß alſo noch etwas anders ſein, was uns anwidert bei dieſen Zänkereien und was neben der Trauer über die menſchliche Verirrung, zugleich in uns den Eindruck des Lächerlichen, des Verzerrten und Fratzenhaften hervorbringt, deſſen wir uns kaum erwehren können. Es ſcheint mir dieß in einem doppelten Umſtand zu liegen, einmal darin, daß der Gegenſtand, um welchen geſtritten wird, ein geringfügiger iſt, während er dort ein großer und wichtiger war, und zweitens darin, daß die Perſonen, welche den Streit führen, ſich in einem fortwährenden Widerſpruch mit ihren eignen Grundſätzen oder mit den Grundſätzen über die Religion befinden, die ſie bekennen. Dieſen beiden Gedanken laſſen Sie uns einen Augenblick unſre Aufmerkſamkeit ſchenken.

Schon das, daß der Gegenſtand, um welchen geſtritten wird, ein ſo geringfügiger iſt in Vergleichung mit dem, um den es ſich früher handelte, bringt nach allen Geſetzen der Erfahrung — Seelenkunde, die Wirkung des Lächerlichen oder des Komiſchen (im Gegenſatz des Tragiſchen) hervor. Es iſt dieß in allen Gebieten ſo, wo wir einer großen Kraftanſtrengung um eines kleinen Zweckes willen begegnen. In jenen Glaubenskämpfen, die wir früher betrachteten, da handelte es ſich um den von Jahrhunderten her vererbten Glauben der Väter auf der einen, und um die Wiederherſtellung des reinen Gotteswortes auf der andern Seite; das war ein Kampf auf Leben und Tod, und auch die blutigſten Auftritte, wie die der Bartholomäusnacht, weckten in uns die heiligſten Gefühle des Ernſtes, der Wehmuth oder eines gerechten Zornes. Der Gegenſtand, das fühlen wir gar zu wohl, würde ſich niemals von einer komiſchen Seite behandeln laſſen, ohne das chriſtliche, ja das allgemein menſchliche Gefühl aufs Tiefſte zu verletzen; auch für die Kunſt iſt der Gegenſtand ein tragiſcher, ein hoch-erhabener, idealer. Er nimmt unſer Innerſtes in Anſpruch

und regt die verborgenſten Gefühle des Herzens auf. Nicht ſo bei den Zänkereien der Lutheraner und Reformirten untereinander. Hier wird das Heilige nicht ſelten zur Karrikatur. Bloß ſcherzen läßt ſich freilich nicht über die Sache, eben weil ſie in ihrer Grundlage zu heilig iſt, und doch liegt bei der ungeſchickten Art, in der wir die Kämpfer ſich bewegen ſehen, neben dem Aerger, den wir empfinden, auch der Reiz, den Kampf von ſeiner kleinlichen und ſomit von ſeiner lächerlichen Seite zu faſſen. Der Eindruck, den wir empfinden, iſt daher ein gemiſchter, ein tragikomiſcher, und hat viel Aehnliches mit dem Eindruck, den wir da empfinden, wo ein ernſter Gegenſtand auf eine plumpe, lächerliche Weiſe erzählt wird, wie dieß bei der Traveſtie der Fall iſt. Was aber noch ferner dazu beiträgt, dieſen Eindruck zu erhalten, iſt der Gegenſatz, in welchen ſich die Kämpfer zu ihren eignen Principien ſtellen. Wenn wir einen Philipp von Spanien und einen Alba als Würgengel einherſchreiten ſehen, das neugeborene Kindlein zu erſticken, ſo ergreift uns ein mächtiger Schauer, aber unſer Mund verzieht ſich zu keinem Lächeln; nicht die leiſeſte Anwandlung des Scherzes berührt die mächtig ergriffene Seele. Als tragiſche Perſonen ſchreiten ſie über die Bühne der Weltgeſchichte. — Oder wenn in den frühern Zeiten des Mittelalters der Papſt ſeinen mächtigen Bannſtrahl über die Länder ſchleudert und dieſe in geiſtlicher Dürre unter dem Interdicte ſeufzen, womit der Zorn des Kirchenfürſten ſie heimſucht, ſo läßt ſich auch dieſer großartigen Verirrung der menſchlichen Gewalt wenigſtens eine erhabene Seite abgewinnen, und wir zittern, wenn wir uns in die Zeit hineinverſetzen, gleichſam ſelbſt mit vor den Bannſtrahlen des Vaticans.

Wenn wir nun aber nach den großen, thatenreichen Kämpfen der Reformation aus dem Schooße der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt kleine Päpſtchen aufſteigen ſehen, die, während ſie den Mann auf dem Stuhle Petri zu Rom als den Antichriſt verſchreien, in der Aufgeblaſenheit ihres geiſtlichen Stolzes ein Aehnliches beginnen wie er, und dazu auf eine viel armſeligere und kleinlichere Weiſe, ſo tritt uns unwillkürlich ein Bild entgegen, das abermals ein Gemiſch von Betrübniß und Lächerlichkeit ſtatt der mächtigen oder erhabenen Empfindungen in uns aufregt. Aus der heroiſchen Gigantenwelt, die in ihrem Hochmuthe den Himmel ſtürmt und

endlich von der höhern Macht beſiegt in ihre Trümmer zerfällt, ſehen wir uns in das Reich der Pygmäen verſetzt, welche den Streit mit den Kranichen führen — und die höhere Stimmung des Ernſtes iſt dahin.

Dieſe pſychologiſchen Bemerkungen*) glaubte ich ſowohl Ihnen, als mir ſchuldig zu ſein, um die Streitigkeiten, womit wir uns in der letzten Stunde beſchäftigten und deren Fortſetzung wir nun erwarten, aus einem richtigen Geſichtspunkte zu beurtheilen. Man würde nämlich die höhere Abſicht dieſer Schilderungen verkennen, wenn man glauben wollte, ich hätte die einzelnen grellen Züge derſelben bloß der Beluſtigung wegen angeführt. Sie dienen mit zur Charakteriſtik des Ganzen, und wenn uns auch hie und da neben dem gerechten Aerger, den wir empfinden, ein Lächeln abgenöthigt werden ſollte, ſo hoffe ich, daß dieß nicht dem Ernſte ſchaden wird, womit die Geſchichte der Kirche Chriſti auch in ihren weniger günſtigen Entwicklungsperioden betrachtet werden muß. So lange wir nur nicht über den aufſteigenden Schaumblaſen, in denen das laute und verkehrte Leben der Welt gaukelt, den tiefern Grund vergeſſen, auf den wir ſtets zurückzukehren uns bemühen werden, ſo lange wird auch in ſolchen Betrachtungen des Einzelnen keine Gefahr für unſer tieferes religiöſes Leben ſein, es wird vielmehr auch aus ihnen geläutert und gehoben hervorgehn.

Wenn es nun auch mit zu dem Zwecke dieſer Vorleſung gehörte, das, was zunächſt in unſrer vaterländiſchen und vaterſtädtiſchen Geſchichte ſich ereignet hat, in die Darſtellung des Allgemeinen hineinzuziehn, ſo darf ich, indem ich den Faden der Streitigkeiten über das Abendmahl und über die Einführung der Concordienformel in Deutſchland, womit wir uns in der letzten Stunde beſchäftigt haben, wieder aufnehme, eines Streites nicht unerwähnt laſſen, der unſre basler Kirchengeſchichte im Engern berührt und der uns ähnliche Auftritte vor Augen führt, wie wir ſie in Bremen, in der Pfalz, in Sachſen und anderwärts gefunden haben.

*) — die ich auch rein als pſychologiſche Obſervation hinſtelle, und auf die ich bloß ein äſthetiſches Urtheil gründe, ohne damit eine moraliſche Würdigung auszuſprechen; denn allerdings iſt darum der Fanatismus, der einen großartigern äſthetiſchen Eindruck macht, keineswegs vor dem andern gerechtfertigt: die ſittliche Mißbilligung bleibt in beiden Fällen dieſelbe.

Es ist vielleicht den wenigsten von Ihnen bekannt, daß unsre baselsche Kirche in den damaligen Zeiten auf dem Punkte war, von ihrer Verbindung mit den übrigen schweizerisch-reformirten Kirchen losgerissen und dagegen in das deutsch-lutherische Kirchenverband hineingezogen zu werden; denn so wie es in der lutherischen Kirche solche gab, welche im Geheimen zur reformirten Lehre hinneigten, so gab es auch umgekehrt in der reformirten Kirche solche, welche heimlich dem Lutherthum ergeben waren. Unter diese gehörte ein baselscher Antistes, der Nachfolger des Oswald Myconius, Simon Sulzer, der eine weite Verbindung mit den damaligen Hauptanführern der lutherischen Partei unterhielt und recht eigentlich dran arbeitete, die sogenannte Concordienformel, das gemeinsame Bekenntniß der Lutheraner, auch in Basel einzuführen, während er den Beitritt Basels zu dem helvetisch-reformirten Bekenntniß (1566) auf alle Weise zu hintertreiben wußte*). Simon Sulzer war ein geborner Haslithaler**) und ein Freund des verstorbenen Myconius, der schon zu seiner Zeit an Vereinigung der Lutheraner und Reformirten gearbeitet hatte, ohne jedoch dem Lutherthum so weit nachzugeben, als es Sulzer that***). Nachdem Sulzer erst eine Predigerstelle zu St. Peter bekleidet hatte, folgte er den 3. Januar 1553 dem Myconius in der obersten Pfarrstelle und in der damit verbundenen theologischen Professur. Daneben stand er aber auch im Dienste des lutherischen Markgrafen Karl II. von Baden, dem er in der Einrichtung des dortigen Kirchenwesens behülflich war. Schon in Beziehung auf den äußern Gottesdienst suchte nun Sulzer die streng reformirte Form desselben, wie sie sich von den Zeiten Zwinglis und Oekolampads her erhalten hatte, der lutherischen näher zu bringen. Er war es z. B., welcher das Orgelspiel, das auch bei uns unterblieben war, wieder einführte; eben so rührt das feierliche Geläute, das wir noch jetzt an den hohen Festtagen haben, das Läuten der sogenannten Papstglocke von den Zeiten Sulzers her. So unschuldig diese Aenderung war, ja so sehr sie vielleicht (in Beziehung auf die Or-

*) Vgl. über den ganzen Streit meine Geschichte der Entstehung und der Schicksale der ersten basler Confession (Basel 827.) S. 87 ff.
**) der (uneheliche) Sohn des Propsts von Interlachen.
***) Vgl. Kirchhofers Schrift über Oswald Myconius.

gel) zweckmäßig genannt werden darf, ſo ſehr erbitterte ſie damals die ſtreng Reformirten. Man höre darüber nur den Chroniſten Wurſtiſen, der ſich in ſeiner Schrift vom Münſter (S. 32. 33.) alſo vernehmen läßt. „Es iſt 1561, fing man an nach der Predigt widerum zu orgeln ſo aus Anregen Doctoris Sulceri geſchehn, welcher ſich in allweg bearbeitet, dieſe reine, wohl reformirte Kirche den ſächſiſchen (in welchen nicht nur die Orgeln, ſondern auch Bilder, Altäre, Kerzen, Chorhemden und andere Ueberbleibende des Papſtthums noch bräuchig) gleichförmig zu machen. Dergeſtalt iſt dieſe unerbauliche Papſtleier in eine wohl reformirte Kirche eingeſchlichen. Mit ſolchen nichtigen Elementen gehn wir um, da wir uns vielmehr bemühen ſollten, Aufſehens zu haben, daß die Lehre in der Kirche nach Gottes Wort geſtimmt wäre und die Pfeifen unſeres Lebens in rechter Harmonie gingen. Gott gebe, daß es nicht Vorboten ſeien des wieder hinein lauernden Papſtthums!"

Ueber das Läuten der großen Glocke ſagt er Folgendes. „Als man am nächſten Weihnachttag im Jahr 1565 hören wollte, wie die (bisher übliche) Glocke*) gegen die Papſtglocke einen Klang hätte, erwiſchet ſolchen Anlaß der Simon Sulzer, Pfarrherr im Münſter, und verſchuffe, daß man forthin an hohen Feſttagen, zu Oſtern, Pfingſten und Weihnachten dieſe zween großen Kübel zuſammen läuten ſollte, welches zuvor ſeit unſerer chriſtlichen Reformation nicht bräuchig geweſen." —

Wahrlich, wenn Sulzer nichts Schlimmeres gethan hätte, als was ihm der entrüſtete Wurſtiſen Schuld giebt, ſo könnten wir nur die Befangenheit des letztern bedauern, der in ſeiner kahlen Verſtändigkeit Orgelton und Glockenklang ſo wenig zu würdigen weiß, daß ihm dabei nur die Leiern und die Kübel einfallen.

Allein wir werden dieſen Eifer begreifen, wenn wir die Abſichten Sulzers, auch die Lehre zu verfälſchen, genauer werden kennen gelernt haben.

Unſere baſelſche Kirche hatte in der That das Glück gehabt, bei dem unſeligen Streit über das Abendmahl bald den richtigen Ausdruck zu finden, der eben ſo weit entfernt iſt von jener bloß nüchternen Auffaſſung des Abendmahls, die nichts anders als eine

*) Die Mußglocke oder Heinrichsglocke.

geſchichtliche Erinnerung drin ſieht, als auch von jener abergläubiſchen Verehrung des Sacramentes, die in den äußern Zeichen ſelbſt die leibhaftige Gegenwart Chriſti mit Hand und Mund zu berühren glaubt. Wie ſchön und einfach drückt ſich unſre Confeſſion*) drüber aus, wenn ſie ſagt, daß zwar die äußern Zeichen, unter welchen Chriſtus vorgebildet werde, Brod und Wein bleiben, daß aber „Chriſtus ſelbſt ſei die rechte Speiſe der Seele" durch den wahren Glauben an ihn, den Gekreuzigten; „alſo daß wir (geiſtig) mit ſeinem Fleiſch und Blut geſpeiſt und getränkt werden, ſo daß er in uns lebt und wir in ihm." Nur den Gläubigen iſt er gegenwärtig, „nicht aber eingeſchloſſen in des Herrn Brot und Trank, ſondern ſitzend zur Rechten Gottes, von wo er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten."

Aber eben dieſe, in ihren Grund-Zügen von Oekolampad verfaßte und bald nach deſſen Tode eingeführte basler Confeſſion war dem lutheriſch geſinnten Sulzer und einigen ſeiner Collegen anſtößig, weßhalb ſie auch die weitere Verbreitung derſelben zu verhindern ſuchten. Außer Sulzer waren es nämlich noch der Pfarrer Koch zu St. Peter und der Pfarrer Füglin zu St. Leonhard, welche die lutheriſche Lehre vom Abendmahl von einer wirklichen leiblichen Genießung Chriſti in demſelben zur öffentlichen Kirchenlehre zu erheben ſich bemühten. Darüber kam es zu Streitigkeiten im Jahr 1570. Der Diaconus Heinrich Erzberger zu St. Peter glaubte ſich den Umtrieben dieſer Herrn widerſetzen zu müſſen, und hielt deßhalb am heiligen Weihnachtfeſte eine Predigt, worin er ſich darüber bitter beklagte, daß man von der reinen Lehre Oekolampads abgewichen ſei. Darüber ward er von ſeinem Pfarrer Koch zur Rede geſtellt und bald drauf mußte er ſich vor den Deputirten und der verſammelten Geiſtlichkeit, endlich vor Rath verantworten. In der von Erzberger verfaßten Beſchreibung der Sache kommen eine Menge naiver Züge vor, die uns freilich von dem guten collegialiſchen Vernehmen der damaligen Geiſtlichen nicht das erfreulichſte Bild geben, die wir aber hier als zu weit führend übergehen müſſen**). Faſt alle Amtsgenoſſen

*) Erſte basler Confeſſion in ihrem 6. Artikel.

**) Sie finden ſich in der oben angeführten Geſchichte der basler Confeſſion ausführlich mitgetheilt.

Erzbergers waren durch den Antiſtes eingeſchüchtert; bloß der Pfarrer Brandmüller von St. Theodor ſtand auf ſeiner Seite, der jedoch zuletzt nachgab. Mit Erzberger aber wußte man es dahin zu bringen, daß er endlich wegen ſeiner treuen Anhänglichkeit an das reformirte Glaubensbekenntniß von ſeiner Stelle verdrängt ward und darauf im Unmuthe die Stadt verließ, worauf er ſich nach Paris begab, und wie wir bei einem frühern Anlaß geſehn haben, nur mit Mühe dem Blutbade der Bartholomäusnacht entrann. Wie unbrüderlich übrigens auch bei dieſem Anlaß der ſulzerſche Anhang gegen die reformirten Glaubensgenoſſen geſinnt war, gab ſich daraus zu erkennen, daß Füglin ſich der Aufnahme der franzöſiſchen Emigrirten mit eben dem Eifer widerſetzte, mit welchem die Lutheraner in Dänemark und Norddeutſchland die geflüchteten Calviniſten von ihren Küſten abhielten*). Doch nur bis zu Sulzers Tode dauerte der lutheriſche Paroxysmus in Baſel. Zur förmlichen Annahme der Concordienformel kam es nicht. Unter Sulzers Nachfolger, dem Antiſtes Jacob Grynäus kam alles wieder in den alten Stand und das baſelſche Glaubensbekenntniß gelangte zu neuem Anſehn. Ja, es fehlte von nun an nicht an Streitigkeiten mit den benachbarten Lutheranern im Badenſchen, mit denen man zu Sulzers Zeiten in gutem Vernehmen geſtanden hatte. Auch Grynäus hatte früher als Pfarrer von Rötelen dem Lutherthum gehuldigt. Seitdem er ſich aber nun entſchieden der reformirten Lehre zugewandt hatte, zog er ſich und der baſelſchen Kirche den Haß ſeiner frühern Amts- und Glaubensgenoſſen zu. Es gehört mit zur Charakteriſtik der Zeit, daß ſogar Gelegenheitspredigten der unſchuldigſten Art zu polemiſchen Ausfällen benützt wurden. So machte eine in Wyl gehaltene Hochzeitspredigt großes Aufſehn. Da der Bräutigam ein Badenſer (ſomit ein Lutheraner), die Braut aber eine Baslerin war**) und mehrere ihrer reformirten Verwandten ſich in der Kirche befanden, ſo be-

*) Auch die Hoftheologen Andreä und Selnecker gaben in ihren Berichten an den Kurfürſten Auguſt von Sachſen zu verſtehn, daß ſie die in der Bluthochzeit gefallenen Reformirten keineswegs für Märtyrer, ſondern für bloße Aufrührer hielten, die das Blutbad als gerechte Strafe ihrer Schuld ſich zugezogen hätten; ſiehe Menzel V. S. 40.

**) Eine geborne Brandin. Vgl. die Geſchichte der basler Confeſſion S. 151. 152.

nützte der Superintendent Weininger, der die Predigt hielt, diesen Anlaß, seinem Eifer Luft zu machen. — Es ist schwer zu errathen, wie man eine Traurede einrichten konnte, um kirchliche Streitigkeiten aufzurühren. Aber was konnte man damals, ja was konnte man zu allen Zeiten nicht aus einem biblischen Texte machen, wenn man sich einmal über die Bedenklichkeit wegsetzte, persönliche Leidenschaft an die Stelle der christlichen Ermahnung treten zu lassen? Das Gleichniß, wonach Christus dem Bräutigam und die Kirche seiner Braut verglichen wird, gab dem Prediger Anlaß, von der geheimnißvollen Verbindung Christi mit den Gläubigen im Abendmahl zu reden, und so wurde aus der Hochzeitpredigt eine polemische Abhandlung. Wie man in spätern Zeiten des 18. Jahrhunderts die tiefern Geheimnisse des Glaubens dadurch zu umgehn suchte, daß man an den hohen Festtagen von den Pflichten des geselligen Lebens und den häuslichen Tugenden handelte und Christum bei Seite ließ, so verfiel man damals in das entgegengesetzte Extrem und setzte das christliche Leben hintan, vor lauter Eifer für die Reinheit der Lehre. — Die basler Theologen nahmen übrigens diese Predigt sehr übel und verklagten den Superintendenten bei dem Markgrafen von Baden, Georg Friedrich; auch ließen sie es ihrer Seite nicht an Gegenschriften fehlen. Doch, wir kehren nach dieser Abschweifung in unser heimisches Gebiet, zu der Geschichte der Streitigkeiten in Deutschland zurück.

Weit entfernt, daß durch die Concordienformel die Eintracht wäre hergestellt worden, dauerten die Zerwürfnisse in der lutherischen Kirche fort und nahmen sogar eine ernstere, tragische Gestalt an. Unter dem sächsischen Kurfürsten Christian I., dem Sohne des Kurfürsten August, erhielt wider alles Erwarten die gemäßigte wittenbergische Schule wieder einen bedeutenden Einfluß, besonders da der Kanzler Nicolaus Crell dieselbe begünstigte. Nun trat eine Reaction ein. Strenge Lutheraner wurden ihrer Stellen mit derselben Willkür entsetzt, mit der man früher die Reformirten vertrieben hatte, und um dem Volke die neue Lehre genehm zu machen, wurde eine eigene Ausgabe der Bibel veranstaltet, deren Anmerkungen im Sinne Calvins waren *). Zugleich

*) Die sogenannte Crellische (rebellische) Bibel, deren Druck jedoch nicht vollendet wurde.

wurden einige lutherische Gebräuche *) untersagt, namentlich der Exorcismus oder die förmliche Austreibung des Teufels bei der Taufe, den die lutherische Kirche beibehalten, die reformirte aber von Anbeginn verworfen hatte **). Dieß erregte aber großen Unwillen. In Dresden folgte ***) ein Fleischhauer den Pathen, welche sein Kind zur Taufe trugen, mit dem Beil in die Kirche, und drohte dem Geistlichen den Kopf zu spalten, wenn er nicht ordentlich taufen werde, was diesen so in Schrecken setzte, daß er, dem obrigkeitlichen Gebot zuwider, den Exorcismus verrichtete. In Zeiz mußten sich die Prediger durch die Flucht retten, um vor der Wuth des Volkes sicher zu sein. — Crell war es auch, der den Kurfürsten bewog, den Hugenotten unter Heinrich IV. Hülfstruppen zu schicken, während früher diese Hülfe von lutherischer Seite stets verweigert worden war, weil man die Reformirten für Ketzer und Aufrührer zugleich hielt. Aber nach eben dieses Kurfürsten Tod, 1591, änderten sich die Verhältnisse wieder zu Gunsten der Lutheraner. Noch am Tage vor dem Leichenbegängniß Christian I. wurden der Minister Crell und die ihm ergebenen Prediger verhaftet; doch ließ man die letztern noch vorher die Leichenpredigt halten. Der Leipziger Prediger Gundermann, der sich erst durch die Flucht hatte retten wollen, wurde auf die Pleißenburg geführt, und bloß die Sorge für seine Frau, die ihrer Niederkunft nahe war, bewog ihn, ein Bekenntniß zu unterschreiben, das er im Herzen mißbilligte. Aber die in der Angst ihm abgedrungene Nothlüge half ihm nicht. Die Frau hatte sich unterdessen entleibt und er verfiel drüber in Wahnsinn †). So groß war die Wuth des aufgeregten Pöbels gegen die des Calvinismus verdächtigen Personen, daß sie sich sogar auf die Leichen erstreckte ††).

*) Z. B. das Anzünden der Lichter auf dem Altar. — Gegen dieses polterte in Torgau der kryptocalvinistische Prediger Mentz Gongraf mit der Drohung, daß dem, der die Lichter wieder anzündete, die Hand verdorren solle; auch „sollen ihn die Lichter noch in der Sterbestunde auf die Seele brennen," siehe Grulich, Torgauer Denkw. S. 84.

**) Uebrigens bemerkt Mengel mit Recht, wie es eigentlich zuerst die melanchthonianisch-gesinnten Adiaphoristen waren, die diesem Gebrauch das Wort redeten, während grade nachher ihre Gegner sich zu Vertheidigern desselben aufwarfen.

***) Mengel V. S. 180 (nach Weck, Beschreibung von Dresden S. 313.)

†) Mengel V. 185.

††) Ebend. S. 182.

Am Tage der Beerdigung des Dresdner Hofpredigers Schütz, eines Kryptocalviniſten, ſammelte ſich das Volk vor deſſen Hauſe, warf die Fenſter ein und verlangte mit großem Geſchrei, die Leiche ſolle unter dem Galgen verſcharrt werden. Nur mit Mühe konnte man dieſelbe auf einem Karren nach dem Kirchhof ſchaffen. Einem Muſiker der kurfürſtlichen Kapelle ſollte gleichfalls das ehrliche Begräbniß verweigert werden, weil er calviniſch geſinnt und ohne Zuſpruch eines lutheriſchen Geiſtlichen geſtorben war. Der unglückliche Leichnam wurde wirklich in aller Stille von vier Taglöhnern nach der Begräbnißſtätte für Verbrecher getragen. Aber auch daran hatte das Volk noch nicht genug. Ein Haufe von Fleiſcher- und Schmiedeknechten fiel über die Träger her, ſchlug den Sarg auf und ließ an der Leiche des Calviniſten ſeine Wuth aus.

Zu argen Auftritten kam es um dieſelbe Zeit in Leipzig. Einige daſelbſt wohnende Schweizer gaben einem ihrer Landsleute, dem Profeſſor Huber aus Wittenberg zu Ehren ein Gaſtgebot *), den 14. Mai 1593. Ueber Tiſche kam es zu theologiſchen Diſputaten und endlich zum Handgemenge, wobei ſogar ein lutheriſchgeſinnter Profeſſor die Drohung ausſtieß, dem Huber das Meſſer in den Leib zu ſtoßen **). Huber verließ die Geſellſchaft und klagte deßhalb beim Rath, erhielt aber keinen Beſcheid. Bald wurde die Sache zum allgemeinen Stadtgeſpräch. Auf den Märkten und in den Collegien fand man einige Tage drauf Zettel ausgeſtreut: „Wer ein rechtes lutheriſches Herz habe, ſolle des Abends acht Uhr auf dem Markt erſcheinen und das Haus des Calviniſten Weinhauſen (ſo hieß der Gaſtgeber) ſtürmen helfen; kein gut lutheriſcher Bürger werde ſich dawider gebrauchen laſſen.“ Hierauf verſammelte ſich am Abend des 19. Mai der Pöbel vor dem Hauſe und trieb die ganze Nacht über den gräulichſten Unfug, bis endlich am Sonntag Morgen, als es eben in die Kirche läutete, die förmliche Erſtürmung und Plünderung des Hauſes erfolgte. Ein ſchönes Gemälde von Dürer, die Paſſion darſtellend, das dem Hausbeſitzer gehörte, wurde bei dieſem Anlaß nebſt vielen Geräthſchaften zer-

*) Ob es der Samuel Huber aus Bern geweſen, der überhaupt durch ſeine Streitſucht viel Aergerniß anrichtete, ſagt Menzel nicht beſtimmt.

**) Johann Major und Johann Müller hießen die Gegner, die Drohung kam vom letztern.

trümmert, anderes als Beute weggeſchleppt. Mit den geſtohlenen Pfannen und Keſſeln wurde vor den Häuſern der Calviniſten eine Spottmuſik aufgeführt, und der Sonntag durch wüſtes Toben entheiligt. Vergebens wandte ſich der Rath an die übrige Bürgerſchaft, damit ſie mit Hülfe der Waffen dem Unfug ſteuern helfe. Die Antwort lautete: „Die Bürger wollten keine Calviniſten ſchützen helfen; vielmehr ſolle der Rath dieſelben noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt ſchaffen, dann würden ſie thun, was gehorſamen Bürgern gebüre.“ Der ſchwache Rath ließ ſich wirklich in das Begehren des ſouveränen Volkes ein, und bat um drei Tage Aufſchub. Nun wurde ein Verzeichniß der des Calvinismus verdächtigen Perſonen (eine förmliche Proſcriptionsliſte!) angefertigt, und alle mußten noch bei Sonnenſchein die Stadt verlaſſen. Erſt jetzt wurde dem Plündern Einhalt gethan. Freilich wurden hinterher die ärgſten Rädelsführer geſtraft, ja einige ſogar hingerichtet. Aber, einer der letztern geſtand, er würde ſich nicht haben ſo weit hinreißen laſſen, wenn ihn nicht der Herr Bürgermeiſter, der mit meheren Rathsherrn aus dem Fenſter der Hofgerichtsſtube dem Spectakel zugeſehen, durch beifälliges Lachen dazu ermuntert hätte.

Doch ich will durch die Darlegung ſolcher Züge von Rohheit und Fanatismus Sie nicht länger ermüden. Aehnliches hat ſich ja auch zu unſern Zeiten, wenn auch nicht in dieſen grellen Formen ereignet, doch in der Luſt des Pöbels ſich kundgegeben, nicht bloß trauliche Gaſtmähler, ſondern ſogar religiöſe Verſammlungen anders Geſinnter durch wilden Lärm und durch perſönliche Beleidigungen zu ſtören. Die That bleibt dieſelbe, ob ſie aus Eifer für die Rechtgläubigkeit oder zur Ehre der Aufklärung geſchieht, und wahre Chriſten haben eine ſolche Pöbelhaftigkeit zu allen Zeiten verabſcheut.

Wir haben jetzt bloß noch den blutigen Ausgang zu berichten, welchen der über den Kanzler Crell verhängte Proceß nahm. In dieſen wurden auch politiſche Puncte verflochten, und namentlich wurde dem Beklagten die Kriegshülfe, die er den reformirtgeſinnten Hugenotten verſchafft hatte, zum Staatsverbrechen gemacht; dazu aber auch ſeine eigene theologiſche Geſinnung. Crell wurde zum Tode verurtheilt. Auf dieſen Ausgang war er nicht gefaßt. Der

lutheriſche Beichtvater, der ihm zugeſchickt wurde, begann damit, ihm folgende Schilderung eines Calviniſten oder Sacramentirers zu machen, vor der wir als Reformirte allerdings zurückſchaudern müßten, wenn nur das Drittel davon nach der Wahrheit gezeichnet wäre: „Derſelbige iſt ein Menſch, der weder Glauben noch Vertrauen auf Gott und ſein Wort ſetzt, der aufgeblaſen von der Meinung beſonderer Heiligkeit, Weisheit und Gelehrſamkeit alle, die ihm nicht beipflichten, verachtet und verläumdet, der Chriſto als Menſchen ſeine göttliche Majeſtät entzieht, ihn neben oder nur um einige Stufen über die Engel und die Seligen ſtellt, der die Allmacht und Wahrheit Chriſti läugnet, dem Neſtorianismus, Arianismus, Mahomedanismus und dem Heidenthum Thore und Thüren aufthut, Obrigkeiten und andere Leute betrügt, ſich und die Seinigen dem Verderben des Leibes, des Lebens und der Seele preis giebt, Königreiche, Fürſtenthümer und Städte mit Feindſeligkeiten, Aufſtänden, Kriegen und Blutvergießen erfüllt, überall die heilſame Eintracht ſtört, heimtückiſch und hinterliſtig gegen Einfältige handelt, Wahres verläugnet und Falſches vorſpiegelt, ſeine Lehren mit dem Winde wechſelt, auf den weltlichen Arm ſich verläßt, dem Fleiſche der Welt, nicht dem Fleiſche Chriſti ſich weiht, und nur auf Gelegenheiten durchzuſchlüpfen und wieder emporzukommen lauert. Allhier hat der Herr Doctor eine artliche Beſchreibung eines heimlichen und öffentlichen Calviniſten. Iſt nun der Herr ein Calviniſt, dafür er männiglich gehalten wird, als trifft ihn auch dieſe Beſchreibung, ſie gehet ihn auch an, und vermöge derſelben iſt er nicht ſo unſchuldig, als er ſich machet. Iſt derowegen unſer aller treuer Rath, daß er dem Exempel Achans folge, Gott die Ehre gebe und was er Böſes gethan, anſagen thue.“ Dieſer Eingang war nicht geeignet, Crells Vertrauen zu erwecken. Er bat den Prediger, er möge ihn mit ſolchen Reden verſchonen und ihn dafür tröſten und ſtärken, was ſeines Amtes ſei. Dieſer aber hörte nicht auf ihn zu bearbeiten, und obwohl Crell ſich keinen Widerruf abnöthigen ließ, ſo wurde doch das allgemeine Sündenbekenntniß, das er im Angeſicht des Todes von Herzen ablegte, als Widerruf gedeutet. Kranken Leibes wurde nun der Gefangene, nach genoſſener Communion, aus ſeinem Bette auf einen Stuhl gehoben und in ſeinem Schlafpelze

ſeine Wiedergeburt wie ein Klotz oder Stein), ſo ſehr vermieden ſie doch die nothwendig aus dieſer Annahme fließende Folgerung, daß hiermit Gott allein es ſei, der den Menſchen zum Guten beſtimme, und daß auch die Böſen darum verdammt ſeien, weil ſie Gott in dieſer Verdammniß gelaſſen, ihnen ſeine erbarmende Gnade entzogen habe. Conſequenter dachten hierin die Reformirten, an deren Spitze der ſcharfſinnige Calvin ſtand. Auch ſie gingen, wie die Lutheraner, von der gänzlichen Verdorbenheit des Menſchen aus, machten aber darum auch das Heil des Menſchen ausſchließlich abhängig von der göttlichen Gnadenwahl, die ſich bloß derer erbarme, deren ſie ſich erbarmen will, die Uebrigen dem Verderben überlaſſe.

Es war dieß in der That eine harte Lehre. Das Harte lag nicht ſowohl darin, daß der Menſch ſein Unvermögen bekennen und ſeine Rettung allein der Gnade Gottes verdanken ſolle. Dieſe Demüthigung des menſchlichen Stolzes, dieſes Niederſchlagen aller eignen Anſprüche, dieſes Bekenntniß einer gänzlichen Abhängigkeit von Gott — war richtig gefaßt, dem Geiſte des Chriſtenthums vollkommen gemäß und trug zu allen Zeiten die heilſamſten Früchte des chriſtlichen Gehorſams. Das Gefühl, unverdienter Weiſe von Gott ſo hoch geliebt und begnadigt worden zu ſein, konnte in dem wahrhaft Wiedergeborenen unmöglich Stolz oder Sicherheit erzeugen, vielmehr mußte es die reinſte Gegenliebe, die uneigennützigſte Begeiſterung für alles Gute und eine ernſte, heilige Stimmung der Reſignation hervorbringen, wie ſie die der eignen Kraft und Weisheit vertrauende menſchliche Moral nicht zu geben vermag. Aber darin lag das Harte, daß man eine Lehre, die nur für den wahrhaft Wiedergebor'nen vorhanden, die nur der Ausdruck ſeiner ſelbſtgemachten geiſtigen Erfahrung iſt, zu einem abſtracten, trokkenen Verſtandesſatze ausbildete, den man wie andere Verſtandesſätze mit mathematiſcher Evidenz zu beweiſen ſuchte. Darin lag das Harte, daß man, ſtatt dem Geiſt dieſer Lehre gemäß, mit Furcht und Zittern ſein eignes Heil zu ſchaffen, ſich zum Richter über das Schickſal andrer aufwarf und „freventlich über ſie urtheilte*);" weßhalb auch die helvetiſche Confeſſion, die an dieſe

*) Nach einem liturgiſchen Ausdruck unſrer Kirche.

Lehre sich anschließt, sehr besonnen vor einem solchen unbesonnenen Urtheil warnt und dem christlichen Bruder anräth, sich und jeden andern Bruder einstweilen für erwählt zu halten, Gott aber das Urtheil über die einzelnen*) zu überlassen. Für rohe Gemüther und herzlose Denker war es aber gleich schwer, auf der rechten Linie sich zu halten. Jene verfielen bald in den gefährlichen Schwindel, sich gehen zu lassen, weil sie ja doch nichts zu ihrer Erwählung beitragen könnten, diese geriethen in die Vermessenheit, Gottes Rathschlüsse ergründen zu wollen, oder wie eine Schrift aus jener Zeit sich naiv genug ausdrückt „mit ihrer Vernunft in den Himmel zu klettern und allda in einem sonderlichen Register oder in Gottes geheimer Kanzlei und Rathstuben zu erforschen, wer da zum ewigen Leben versehen sei oder nicht, da doch Gott das Buch des Lebens versiegelt hat, daß ihm wohl keine Creatur hineingucken wird**)." — Darum möchte ich die Lehre von der Erwählung einer zarten Pflanze vergleichen, die nur in dem guten Boden eines feinen frommen Herzens gedeiht und Frucht schaffet, aus diesem Boden aber herausgerissen und in das systematisch geordnete Kräuterbuch der Schultheologie eingetragen, ihre Farbe verliert und statt ihres belebenden Duftes einen widrigen Modergeruch verbreitet, ja, die für den Ungeweihten sogar eine gefährliche Giftpflanze werden kann, aus der er, statt einer heilsamen Arznei, sich und den übrigen Verderben bereitet.

Den Beleg zu dieser Behauptung geben die Streitigkeiten, die wir nun zu betrachten haben.

Auf eben der Universität Leyden, welche ihre Gründung dem Muthe der Bürger verdankte, womit diese in den Zeiten der spanischen Verfolgung die Stadt vertheidigt hatten, brach der wüthende Sturm aus, der die reformirte Kirche auf eine gefährliche Klippe hinaustrieb, von der sie nur mit Gottes Hülfe wieder gerettet werden konnte. Es lehrten auf dieser Universität zu Anfange des 17. Jahrhunderts zwei Männer, welche bald als die Anführer zweier Parteien in dem Kampfe erscheinen. Gomarus hieß der

*) Conf. helv. 2. Cap. 10.

*) Siehe Conf. Sigismundi bei Winer, comparative Darst. des Lehrbegriffs S. 46. neue Ausg. S. 91. und bei Augusti libri symb. etc. p. 383.

eine, Arminius der andere. Beide waren durch die calviniſche Schule hindurchgegangen*); aber in der Folge milderte ſich die Lehre des Arminius ſo weit, daß ſie dem ſtrengen Gomarus mißfiel. Arminius wich überhaupt darin von den meiſten Theologen der damaligen Zeit ab, daß er den kirchlichen Bekenntnißſchriften kein bindendes Anſehn zugeſtehen wollte, ſondern ſich einzig an die heilige Schrift hielt, und daß er eben deßhalb auch alle die Beſtimmungen verſchmähte, welche eine überfeine Kirchenlehre in die einfachen Ausſprüche derſelben hineingezwängt hatte. Es kam darüber zu weitläufigen Streitigkeiten, und auf mehrern holländiſchen Synoden**) wurde die Sache ohne Erfolg behandelt. Aber bereits hatte ſich die Leidenſchaft der Gemüther geſteigert und Parteinamen blieben nicht mehr aus. Arminius, von Natur ein friedliebender Mann, kränkte ſich ſehr wegen der Wendung, die dieſer Streit genommen. „Ach, meine Mutter!“ rief er aus, „warum haſt du mich zur Zwietracht geboren. Ich habe nicht Unrecht gethan, und doch reden alle Menſchen Böſes von mir.“ Seine Geſundheit wurde mehr und mehr angegriffen. Er ſtarb im Jahr 1609, ſeine Anhänger dauerten aber auch nach ſeinem Tode fort. Sie hießen Arminianer oder Remonſtranten. Den letztern Namen erhielten ſie davon, daß ſie bald nach dem Tode des Armjnius, im Jahr 1610 den Staaten von Holland eine Vorſtellung (Remonſtranz) eingaben, die aus fünf, die Gnadenwahl betreffenden Artikeln beſtand, worin ſie zwar die calviniſche Lehre von der Vorherbeſtimmung annahmen, aber ſie nur dahin beſchränkten, daß ſie behaupteten, Chriſtus ſei zur Erlöſung aller Menſchen geſtorben (während die Gegner annahmen, er habe ſich nur für die Auserwählten geopfert) und daß ſie dieſe Gnade weder für eine unwiderſtehliche, noch für eine unverlierbare halten wollten, ſondern ſo viel zugaben, daß der Menſch ſich vermöge ſeiner Freiheit gegen den Gnadenruf verhärten, und auch, wenn er bereits die Gnade erlangt habe, wieder aus dem Gnadenſtand herausfallen könne.

*) Arminius hatte in Marburg, Baſel und Genf ſtudiert. In Baſel unter Grynäus, in Genf unter Beza; letzterer entließ ihn mit guten Zeugniſſen.

**) Zu Rotterdam (1605), zu Gokrum (1606), im Haag (1607), zu Delft und Dordrecht (1608); ſiehe Graf, Beiträge zur Kenntniß der Geſchichte der Synode von Dordrecht. Baſel 825. S. 4. 5.

Sie wollten damit die Vorstellung einer äußerlichen, mechanischen Wirksamkeit der Gnade entfernen und die sittliche Freiheit nicht ganz untergehen lassen. — An der Spitze der Remonstranten stand Simon Episcopius (Bischof), ein Schüler des Arminius, und bald gesellten sich noch andere bedeutende Männer, als Uytenbogart, Grotius, Oldenbarneveld zu dieser Partei. In den Provinzen entstanden bedeutende Unruhen. Die Obrigkeiten vertrieben die orthodoxen Prediger, und im Ganzen zeigte sich die vorherrschende Stimmung des Volkes den Remonstranten günstig. Bald nahm auch hier die Politik ihren Theil an den kirchlichen Streitigkeiten, indem die freisinnigern Republikaner es mit den Arminianern hielten, die Gegner aber dem Statthalter Moritz schmeichelten. Dieser schien erst von dem Streite wenig Notiz nehmen zu wollen. „Ich bin ein Soldat, meine Herrn!" sagte er einmal zu den Abgeordneten der Provinz Seeland, „dieß sind theologische Sachen, die ich nicht verstehe und um die ich mich nicht bekümmere*)." Aber bald änderte er seine Gesinnung, besonders nachdem er die politisch gefährliche Richtung bemerkt hatte, welche der Streit bei der allgemeinen Aufregung der Gemüther zu nehmen drohte. Nichts reizte ihn mehr zum Widerstand, als daß der greise Oldenbarneveld der Arminianer sich annahm. Oldenbarneveld, jetzt in seinem 76. Lebensjahre**), hatte seit frühester Jugend seinem Vaterland in Krieg und Frieden gedient und ehrte auch in Moritz den Sohn seines noch größern Vaters. Als aber dieser darauf ausging, sich unumschränkte Macht in dem jungen Freistaate zu verschaffen, da fand er an Oldenbarneveld einen entschiedenen Vertreter der Rechte seines Vaterlandes. Als nun die Anhänger des Gomarus eine allgemeine Synode verlangten, auf der sie die arminianische Lehre niederzudrücken gedachten, widerrieth Oldenbarneveld die Anstellung einer solchen Synode, als der Gewissensfreiheit zuwiderlaufend. Aber Moritz fand sich eben dadurch nur um so mehr in seinem Vorsatz bestätigt, dieselbe anzuordnen, und durch ihr Organ die aufkeimende Freiheit der Gedanken und Bestrebungen mit Gewalt zu unterdrücken. So ward

*) Siehe Graf S. 9.

**) Vgl. Raumer III. S. 205.

denn, nachdem verſchiedene andere Zuſammenkünfte den Frieden nicht hatten zuwegebringen können, unterm 25. Juni 1618 eine allgemeine Kirchenverſammlung nach Dordrecht ausgeſchrieben. Noch während der Zubereitung zu ihr wurden die Häupter der arminianiſchen Partei, Oldenbarneveld und Hugo Grotius verhaftet; Uptenbogart hatte die Flucht ergriffen. Die Synode ſelbſt ward den 13. November eröffnet. Sie wurde nicht nur von holländiſchen, ſondern von den reformirten Theologen Deutſchlands, Englands und der Schweiz beſucht, ſo daß ſie auch in ihrer Bedeutung als eine Generalſynode ſich herausbob, wie die Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche ſonſt keine aufzuweiſen hat. Die franzöſiſchen und brandenburgiſchen Theologen erſchienen nicht, weil ihnen von ihren Fürſten die Erlaubniß dazu auch mit aus politiſchen Gründen verweigert ward. Aus der Schweiz bezogen die Synode Antiſtes Breitinger von Zürich, Rütimeier von Bern und Sebaſtian Beck, Doctor und Profeſſor der Theologie zu Baſel*), nebſt dem Pfarrer Wolfgang Meyer zu St. Alban. Den Vorſitz der Verſammlungen, welche bis um die Mitte Januars öffentlich gehalten und auch von Frauen beſucht wurden, führte Johann Bogermann, ein heftiger Feind der Remonſtranten, ein Mann, deſſen Geſinnung gegen Andersgläubige ſchon daran mag erkannt werden, daß er ein Buch geſchrieben hatte, worin er das Recht vertheidigte, Ketzer am Leben zu ſtrafen. Neben großer Härte wurde ihm von ſeinen Gegnern ſchmuziger Geiz vorgeworfen und ſogar von ihm behauptet, er habe die holländiſche Regierung um 377 Gulden betrogen**). Jedenfalls war ſein Benehmen auf der Synode ein willkürliches und gewaltſames. Episcopius und die übrigen Prediger der Remonſtranten wurden nicht als Mitglieder, ſondern als Angeklagte vor die Synode geladen, und als ſie gegen dieſes Verfahren proteſtirten, wies man ihnen die Thüre. Die Synode verurtheilte ſie als Störer der öffentlichen Ruhe, als Irrlehrer, Religionsverderber

*) Dr. Beck hatte auch in der Folge einen ſolchen gewaltigen Reſpect vor der Synode, daß er ſie nur die heilige Verſammlung (sacrosancta synodus) nannte und jedesmal dabei ſein Sammetkäppchen lüftete. Vgl. Graf a. a. O. S. 114., welche Schrift überhaupt manche intereſſante Specialität enthält und uns zugleich einen Blick in die nichts weniger mer ernſte Stimmung der verſammelten Väter thun läßt.
Graf (nach Arnold) S. 80.

und Urheber ärgerlicher Spaltungen. Sie ſetzte ihrem gemäßigten Lehrbegriff die ſchroffſten Beſtimmungen hinſichtlich der Gnadenwahl entgegen, und wer dieſe nicht annehmen wollte, der mußte ſich darauf gefaßt halten, von Amt und Brot, von Haus und Hof vertrieben ins Elend zu wandern.

Den 6. Mai 1619 wurden in der großen Kirche der Stadt Dordrecht unter zahlreichem Zulauf des Volks und nach vorhergegangenem Gebet des Präſidenten, die Beſchlüſſe bekannt gemacht. Als Episcopius und ſeine Anhänger ihre Abſetzungsurtheile vernahmen, antworteten ſie, „ſie dankten Gott und Jeſu Chriſto, würdig erfunden zu werden, um der Wahrheit willen Schmach zu leiden; die Synode würde vor Gottes Gericht einſt Rechenſchaft über ihr Betragen ablegen müſſen; ſie wünſchten, daß die Väter nie ſolche Richter finden möchten, als ſie ſich gegen die Arminianer gezeigt hätten.“ An 200 Prediger und viele Schullehrer*) verloren ihre Stellen, weil ſie ihren Nacken nicht unter das Joch der Synode beugen wollten. Ein Organiſt ſagte, man ſolle ihm die Beſchlüſſe in Muſik ſetzen, ſo wolle er ſie auf der Orgel ſpielen; aber mit gutem Gewiſſen unterzeichnen könne er ſie nicht**). Den 9. Mai hielt die Synode ihre letzte Sitzung. Ein Gaſtmahl mit Geſang und Saitenſpiel, das die Gegenwart vieler Frauen verſchönern half, machte der Herrlichkeit des Ganzen ein Ende. Jeder der anweſenden Theologen ward überdieß mit einer goldnen Schaumünze beſchenkt, ohne die Taggelder, die ſie bezogen. In traurigen Gegenſatz trat zu dieſem Jubel der Abzug der vertriebenen Remonſtranten von Heerd und Vaterland, die theils mit Spott verfolgt, theils mit Thränen des Mitleids nach dem Hafen begleitet wurden, wo ſie ſich einſchifften. In England nahm ſich ihrer der Biſchof Laud an; mehrere Engländer gaben ihnen Jahrgelder. Längere Zeit hielten die im Lande Zurückgebliebenen in Wäldern, in Scheunen oder Kellern ihren Gottesdienſt, wurden aber von da aufgeſcheucht und den Mißhandlungen der Soldaten preisgegeben, nicht anders als in den ſpaniſchen Zeiten geſchehen war. Erſt ſpäter gelang es den Vertriebenen wieder, ihre Haushaltung und ihren Gottesdienſt unverkümmert im Lande aufzurichten. Im Jahr

*) Raumer III. S. 208.
**) Graf S. 28.

1626 wurden ihnen Kirchen zu Rotterdam und 1630 zu Amſterdam gewährt und in letztrer Stadt erhielten ſie ein Gymnaſium. Die Remonſtranten, welche recht eigentlich den gemäßigten, beſonnenen Proteſtantismus repräſentiren, zeichneten ſich fortwährend durch Gelehrſamkeit und eine milde Frömmigkeit aus, während die Strenge des dordrechtiſchen Lehrbegriffes wenig zum Heil der Kirche beitrug und endlich von ſelbſt nachließ.

Traurig iſt es aber, wie der große Theil eines Volkes, das noch kurz zuvor ſelbſt ſo muthig für die Gewiſſensfreiheit gekämpft hatte, ſich von ſeinen blinden Führern in ein ähnliches Syſtem hineinleiten ließ, wie das ſpaniſche, und daß der Sohn eines Wilhelm von Oranien dieſelben Grundſätze unterdrücken half, für die ſein Vater und ſeine Oheime ihr Blut verſprützten.

Wir haben noch das blutige Ende Oldenbarnevelds nicht betrachtet, welches in der Geſchichte dieſer Streitigkeiten ein ernſtes Seitenſtück bildet zu der Hinrichtung Crells in dem kryptocalviniſtiſchen Streit. Beide Proceſſe haben viel Aehnliches miteinander, indem die Beſchuldigung politiſcher Vergehungen mit dem Vorwurf der Ketzerei ſich auf eine ſolche Weiſe vermiſcht, daß die Todesſtrafe den Augen der meiſten als eine doppelt verdiente erſcheinen mußte. Den 12. Mai empfing Barneveld das Todesurtheil*). Das Erſte war, daß er ſich theilnehmend nach dem Schickſal ſeiner Leidensgefährten, Grotius und Horgenberts erkundigte, von dem wir an einem andern Orte zu reden gedenken. Tags darauf beſtieg der 71jährige Greis, auf ſeinen Stab geſtützt, das Blutgerüſte. „Gott, was wird aus dem Menſchen!“ ſo ſprach er mit zum Himmel gerichtetem Blicke, und bezeugte dann, wie er ſtets nur das Wohl ſeines Vaterlandes geſucht habe, und wie er unſchuldig ſterbe. Prinz Moritz aber ſah von ferne durch ein Glas der Hinrichtung eines Mannes zu, der dem Haus Naſſau-Oranien die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte. Dieß empörte viele Gemüther, und man hielt das Beiſpiel Nero's dagegen, von welchem Tacitus**) berichtet, daß er zwar Verbrechen befohlen, aber ihrer Vollziehung doch wenigſtens nicht zugeſchaut habe.

*) Vgl. Luden, Hugo Grotius S. 148 ff.
**) Agricola 45. Vgl. Luden S. 149.

Hören wir noch zum Schluſſe den Brief, welchen der Gemordete an die Seinen hinterließ*): „Sehr liebe, geliebte Hausfrau! Kinder, Schwiegerſöhne und Enkel! Ich grüße euch alleſammt ſehr freundlich. In dieſen Stunden empfange ich eine ſehr ſchwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienſte, die ich dem Vaterlande ſo viele Jahre lang treu und redlich bewieſen... mich vorbereiten muß, morgen zu ſterben. Ich tröſte mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen iſt und alle Menſchen richtet, und bitte euch daſſelbe zu thun. Ich habe meinen Herrn, den Ständen von Holland, Friesland und Utrecht aufrichtig, fromm und treu gedient und gerathen, um ſie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit ſie ſo lange bedroht wurden, und eben ſo habe ich mich bemüht, daß in den Städten Hollands jeder möge beſchirmt, niemand beſchädigt werden. Lebt miteinander in Liebe und Frieden. Bittet für mich Gott den Allmächtigen, daß er uns Alle gnädiglich in ſeinen heiligen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß, den 12. Mai 1619. Euer ſehr lieber Mann, Vater, Schwiegervater und Großvater Johann von Olden Barneveld.“

Dieſe einfachen Worte, ohne allen Prunk einer in theologiſchen Redensarten ſich bewegenden Frömmigkeit, zeigen uns, wie die wahre Religion zu allen Zeiten das Gemüth feſt macht gegen die Pfeile der Bosheit und die Verſuchungen der Welt. Sie enthalten kein Glaubensbekenntniß in künſtlichen Worten und Begriffen, und doch ſind ſie ein Bekenntniß des ächten Glaubens; denn ſie ſind der Ausdruck einer Gott ergebenen, tugendhaften Geſinnung. Sie enthalten, (wenn Sie wollen) nicht einmal einen beſtimmten chriſtlichen Lehrſatz, im engern Sinn des Wortes, und doch ſagt uns unſer Innerſtes: ſo konnte nur ein Chriſt reden und ſchreiben im Angeſichte des Todes. Wenigſtens für mein Gefühl (ich geſtehe es) hat dieſer einfache, rührende Brief mehr Werth, als die weitſchichtigſten Abhandlungen über Glaubensſätze von Männern, die durch ihre rohe Leidenſchaft bewieſen, daß ſie den Geiſt der chriſtlichen Lehre nicht verſtanden. Gleichwie der Thau auf das dürre Land fällt, ſo richten die wenigen, aber

*) Raumer a. a. O. S. 212.

körnigen Worte des Weisen, zumal wenn sie aus einem edeln Herzen stammen, zu allen Zeiten wieder die Gemüther auf und zeugen mächtig von der nie alternden Kraft der Wahrheit. Zum Glücke war es nur eine vorübergehende Verirrung, in welche die protestantische Kirche der Niederlande sich durch falschen Eifer hatte verlocken lassen. Bald verließen die Niederländer die in Dordrecht betretene Bahn, „und gaben früher als irgend ein andrer Staat das große Beispiel einer allgemeinen, friedlichen Duldung aller Religionsparteien*).

So haben wir denn die hauptsächlichsten Streitigkeiten der lutherischen und reformirten Kirche mit einander betrachtet, wie sie vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Geister bewegt haben, und leicht könnten wir uns daraus zum Schlusse verleitet fühlen, das geistige Gut, welches die Reformation uns gebracht, sei am Ende nicht so hoch anzuschlagen, da es zu solchen Ausartungen geführt habe. Aber wir dürfen nur etwas genauer die Lehre der Reformatoren mit der ihrer nächsten Nachfolger vergleichen, um das Voreilige eines solchen Schlusses einzusehen. Was dort Geist und Leben war, das wurde erst unter den Händen blinder Nachbeter zur geisttödtenden Form; was in ihrem Munde die höchste Bedeutung hatte für die Zeit, das wurde in dem Munde der blinden Zionswächter zum Wahnsinn, bisweilen zur Lästerung. Mit den Feinden wäre der Protestantismus bald fertig geworden; aber sein größtes Uebel war die unglückliche Wuth seiner Freunde. Aber wenn gerade der Körper der gesunde ist, der nach den heftigsten Fieberanfällen sich doch wieder erholt, weil die Natur noch hinlänglich Lebensstoff vorfindet, den sie zur Gegenwirkung verwenden kann, so zeugt die Geschichte dieser Streitigkeiten noch mehr als die der äußern Verfolgungen von der Gesundheit der protestantischen Lehre und der auf sie gebauten Kirche; denn weit entfernt, daß die gemachten Erfahrungen dahin geführt hätten, nun auch die Grundlehren des Protestantismus selbst als unhaltbar aufzugeben (obwohl man dieß in einem spätern Zeitalter der Aufklärung aus entgegengesetztem Mißverstande versucht hat), ist die ächte Wissenschaft der Theologie durch viele Kämpfe dahin gelangt und wird

*) Raumer a. a. O. S. 213.

mit Gottes Hülfe immer mehr dahin gelangen, das Weſen vom Falſchen, die oben auf ſchäumende Uebertreibung von der tiefern Grundlage zu unterſcheiden und, während ſie jene verwirft, nur um ſo feſter an dieſer zu halten, weil ſich aus ihr noch immer das Leben erzeugt, das aus der unverſieglichen Quelle des Lichtes ſtammt.

Vierzehnte Vorleſung.

Ueber das Weſen der Myſtik und des Myſticismus. Rückblick auf die ältere Geſchichte. Caſpar Schwenkfeld. Theophraſtus Paracelſus. —

Wie der einzelne Menſch, wenn ſein Leben in eine von Stürmen bewegte Zeit fällt, darin eine ſüße Befriedigung findet, daß er in die ſtille Bucht der innern Welt ſich zurückzieht, ſo geziemt es auch der hiſtoriſchen Betrachtung im Großen, von dem äußern bewegten Schauplatz der Begebenheiten den Blick zu lenken in die Gemüther der Menſchen; denn auch was da vorgegangen, in dieſer geheimen Werkſtätte der menſchlichen Thaten und Unternehmungen, gehört mit dem vollſten Rechte der Geſchichte der Menſchheit an; auch da begegnen uns große und reiche Thatſachen, auch da ein anhaltendes, mächtiges, oft verworrenes Ringen und Streben. Unberechenbare, gewaltige Kräfte ſind es, welche im Zuſtand der Zwietracht und des Kampfes begriffen, die Herrſchaft ſich ſtreitig machen, bis endlich eine die Oberhand gewinnt und das Zepter führt über die übrigen. Beſonders aber liegt es in unſrer Aufgabe, die wir die Geſchichte der religiöſen Entwicklung eines Zeitalters betrachten wollen, dieſen innern Vorfällen des Lebens noch ſorgſamer nachzugehn, als die Weltgeſchichte es ſich geſtattet.

Wir haben zwar ſchon in den beiden vorigen Stunden die innere Geſchichte der Kirche zu betrachten begonnen; aber auch bei dieſen Betrachtungen wurden wir wieder aufs Aeußere hingezogen, weil eben die Angelegenheiten des geiſtigen Lebens ſelbſt

auf eine äußerliche und weltliche Weiſe geführt wurden, und wenn wir glaubten, mit unſerm Eintritt in das innere Heiligthum der Kirche der Geſchichte der Verfolgungen und politiſchen Bedrückungen überhoben zu ſein, ſo fanden wir uns getäuſcht, indem wir ähnlichen Scenen aufs Neue im Schooße der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt begegneten. Die Hinrichtungen Crells und Oldenbarnevelds erinnerten uns an die Scheiterhaufen, womit der katholiſche Fanatismus die Proteſtanten verfolgt hatte, und wir konnten nicht umhin, daſſelbe, was wir an den Gegnern des reinen Evangeliums verabſcheuten, an den inconſequenten Bekennern deſſelben mit verdoppeltem Nachdruck zu rügen. Nachdem wir nun aber auch dieſe unerbaulichen Streitigkeiten für eine Zeitlang hinter uns haben, treten wir jetzt näher heran an das Herz des kirchlichen Lebens, um ſeine Pulsſchläge zu beobachten mitten unter den Mißhandlungen, die ſich der Leib der Gemeinde von innen und außen mußte gefallen laſſen. Es ſind bald die heftigeren Zuckungen eines mächtig erregten Gefühls, bald die ſanftern Wellenſchläge eines in Gott beruhigten und beſeligten Gemüthes, die uns begegnen. Durch die Erſcheinungen des Myſticismus werden wir uns hindurchzuarbeiten haben zu den klarern und geſundern Aeußerungen des praktiſch chriſtlichen Lebens, an denen es auch in dieſer Zeit nicht gefehlt hat. Die heftigern Stürme haben wir hinter uns; noch gilt es, durch einige Nebel hindurch uns zu winden, und dann wird im Sonnenſcheine vor uns liegen das fruchtbare und geſegnete Feld der evangeliſchen Kirche mit den verſchiedenen Männern, die darauf gearbeitet haben. Es iſt ſchon früherhin erwähnt worden, daß, wie im Mittelalter der trockenen Scholaſtik ſich eine tiefſinnige Myſtik entgegenſtellte, ein Gleiches auch in den Zeiten nach der Reformation der Fall geweſen ſei; und mit dieſer Erſcheinung des Myſticismus in der evangeliſchen Kirche werden wir uns vorerſt zu beſchäftigen haben.

Dazu werden aber einige Vorerinnerungen über das Weſen der Myſtik und des Myſticismus nothwendig ſein, wenn wir nicht Gefahr laufen ſollen, eine gar zu unbeſtimmte Vorſtellung zu dieſer hiſtoriſchen Betrachtung hinzuzubringen und ſo die reine hiſtoriſche Auffaſſung durch vorgefaßte Meinungen uns trüben zu laſſen. Was iſt nicht alles ſchon Myſtik und Myſticismus genannt wor-

den! Welche Thorheiten und Verkehrtheiten ſind nicht ſchon mit eben demſelben Namen bezeichnet worden, mit dem man ſich hinwiederum nicht ſcheute, die Aeußerungen des lebendigen Chriſtenthums, ja die Aeußerungen eines tiefern religiöſen und poetiſchen Gemüthes überhaupt zu bezeichnen! Während die einen ſich vielleicht etwas drauf zu gut thun, zu den Myſtikern gerechnet zu werden, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, zu den tiefer Eingeweihten zu gehören, der großen Menge nüchterner Verſtandesmenſchen gegenüber, fliehen andere ſo ſehr auch nur den Schein des Myſticismus und laſſen ſich von dem Schreckbilde dieſes Namens ſo ſehr einnehmen, daß ſie jeder Betrachtung gefliſſentlich aus dem Wege gehen, welche die Geheimniſſe des natürlichen oder des geiſtigen Lebens berührt.

Wenn wir einmal geſtehen müſſen, daß der Menſch ein vielſeitig ausgeſtattetes Weſen iſt, welches eben ſo wohl fühlt, als denkt, eben ſowohl ahnt, als ſchaut, ja deſſen Denkkräfte ſelbſt wieder auf die verſchiedenſte Weiſe ſich äußern können, bald mehr mit dem Gemüthsleben vermiſcht, bald mehr von demſelben abgezogen: ſo werden wir auch zugeben müſſen, daß die Richtung des Geiſtes, die man gemeiniglich die myſtiſche zu nennen pflegt, wenigſtens einen Anhaltpunkt in der menſchlichen Einrichtung ſelbſt habe, und daß es wohl eher eine würdige Aufgabe der Vernunft ſein dürfte, dieſe Richtung in ihrem Zuſammenhange mit andern Richtungen zu begreifen, ihr ihre Stelle anzuweiſen, ſie wo es noth thut, zu beſchränken und zu leiten, als von vorneherein über ſie den Stab zu brechen.

Das Streben nach Erkenntniß der innern Welt, die in ſeinem Herzen ſich offenbart, ſo wie der äußern Welt, die ihn umgiebt und auf ſeine Sinne wirkt, iſt dem Menſchen tief eingepflanzt. Zu allen Zeiten hat es ſich kundgegeben, aber nicht immer auf dieſelbe Weiſe. Der Verſtand des Menſchen iſt es, der die einzelnen Erſcheinungen der Natur beobachtet, ſie unter einander vergleicht, und indem er das Gleichartige derſelben zuſammenfaßt und das Ungleichartige ausſondert, auf Geſetze ſtößt, nach denen die Natur ſich bewegt, ſich fortpflanzt, ſich ergänzt. Auf der mühſamen Leiter der Beobachtung, des Verſuchs, der Berechnungen, der Schlüſſe ſteigt der menſchliche Geiſt von Sproße zu Sproße,

mit jedem neuen gelungenen Verſuche gewinnt ſein Tritt neue Sicherheit, und jedes neugefundene Geſetz iſt ein wiederholter Triumph für die in ihm wirkende und ſchaffende Kraft des Verſtandes. So hat ſich die Wiſſenſchaft allmälig emporgehoben vom Niedern zum Höhern, und ſo iſt ſie dahin gelangt, die Bahn des Himmels zu durchmeſſen und die Geſetze zu beſtimmen, wonach die Weltkörper ſich anziehn und abſtoßen, wonach ſie aufeinander wirken, wonach ſie ſich miſchen und zu neuen Geſtaltungen verbinden. So thut ſich vor unſerm erſtaunten Blicke auf das weite Gebiet der Naturforſchung, welches der menſchliche Geiſt ſeit Jahrtauſenden durchſchritten hat, und in welchem er wieder die einzelnen Felder der Sternkunde, der Erdbeſchreibung, der Phyſik und Chemie u. ſ. w. abgeſteckt hat. Aber mit dieſem Forſchen nach den Geſetzen der Natur begnügte ſich der menſchliche Geiſt nicht. Er that einen Blick in ſich ſelbſt und fand, wie in einem Spiegel, die geiſtige Welt als ein Abbild der irdiſchen in der Tiefe ſeines Weſens wieder. Und doch wieder fand er bei allem Zuſammenhang des Leiblichen und Geiſtigen eine merkliche Verſchiedenheit des äußern und des innern Lebens; er fand in ſich ein Geſetz der Freiheit, gegenüber dem Geſetz der Nothwendigkeit und der Gebundenheit in der Natur. Es genügte ihm nicht von den Denkkräften Gebrauch zu machen, die in ihm lagen, um der Natur ihre Geſetze abzulauſchen: die eigene Denkkraft ſelbſt unterwarf er der Unterſuchung, und es trat die Aufgabe der Vernunft ein, über ſich ſelbſt klar zu werden; und dieſe Aufgabe zu löſen, verſuchte die Philoſophie, wie ſie ſich ihrer ſpätern Entfaltung zufolge, bald als Seelenkunde (Pſychologie) im Allgemeinen, bald als Denklehre (Logik), bald als die Lehre von den Geſetzen des menſchlichen Fühlens, Handelns und Wirkens (als Aeſthetik und Ethik) kundgab. Endlich aber war es außer der Natur, die den Menſchen umgiebt, und außer dem eignen Geiſt, der in ihm denkt und wirkt, ein höheres Drittes, das über der Natur und über dem Menſchen waltet, und in deſſen geheimnißvollem Schooße die Grundkraft aller Dinge ruht, von dem alles ſtammt und alles zeugt, und in deſſen Willen die Geſetze, die wir finden, ihre höchſte Gewähr haben. Daß auch nach dieſem unbekannten Dritten der menſchliche Geiſt von je geforſcht, bezeugt der Apoſtel, wenn er

ſagt, daß die Menſchen „den Herrn geſucht hätten, ob ſie doch ihn fühlen und finden möchten," wie er denn nicht ferne ſei von einem jeglichen unter uns. — Bei dieſem Streben des menſchlichen Geiſtes, die Natur, ſich ſelbſt und Gott zu erkennen, finden wir nun aber, daß verſchiedene Wege eingeſchlagen wurden, und was wir heut zu Tage Wiſſenſchaft nennen, iſt erſt eine Frucht vielfacher Anſtrengungen, ein abgeleitetes, der Natur und dem Geiſte künſtlich abgewonnenes, nicht ein urſprünglich gegebenes Erbtheil der Menſchheit. Von unſerm heutigen wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus verlangen wir mit Recht in allen Gebieten des Denkens und des Forſchens eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit, ein gründliches, von ſichern und ermittelten Thatſachen ausgehendes, von ruhiger Prüfung geleitetes, methodiſch fortſchreitendes Verfahren, wobei die willkürlichen Einfälle einer regen und lebendigen Einbildungskraft in ihre Schranken gewieſen und ſelbſt die geiſtreichſten Ahnungen und Vermuthungen ſo lange dahin geſtellt bleiben müſſen, bis ſie durch die Erfahrung und genaue Beobachtung beſtätigt ſind. Namentlich gilt dieß von den Naturwiſſenſchaften. Man würde den mit Recht als einen Phantaſten bezeichnen, der mit dichteriſcher Gabe ausgeſtattet, die Stufen, auf denen die geſetzmäßige Forſchung ſich emporgearbeitet hat, muthwillig überſpringen und wunderliche Einfälle von geheimnißvollen Kräften und Beziehungen an die Stelle des reiflich Erwogenen ſetzen wollte. Aber ſo war es nicht und ſo konnte es nicht ſein in der frühern Zeit, als auch die Naturwiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit war. Wenn wir ſagen, in ihrer Kindheit, ſo ſagen wir damit nichts Verächtliches. Wem wäre nicht die Zeit der Kindheit eine ſchöne, eine blüthenvolle, reich begabte Zeit? Wie in der Kindheit des einzelnen aber die Phantaſie, d. h. jene Geiſtesgabe vorherrſcht, welche die unmittelbaren Eindrücke der Sinnlichkeit in farbige Bilder faßt und dieſe einſtweilen an die Stelle ſetzt, welche ſpäter die beſtimmtern, aber trocknern Begriffe einzunehmen berufen ſind, ſo erſetzte auch bei den alten Völkern eine unmittelbar ſchauende und ſchaffende Phantaſie die ruhigere Thätigkeit des Verſtandes, obwohl dieſer ſelbſt, im Dienſte der Phantaſie, keineswegs müßig blieb, ſondern ſchon damals erſtaunenswerthe Kenntniſſe zum Daſein bringen half. So wird ja die Sternkunde der Chaldäer, die Weisheit der Aegypter

und der alten Indier noch jetzt ſogar von vielen als Zeugniß einer tieferen Erkenntniß angeführt, hinter der die unſrige in ihrer Nacktheit und Nüchternheit weit zurückſtehe. Mag auch dieſes Urtheil übertrieben ſein und mögen wir alſo auch immerhin zugeben, daß jenes Vorherrſchen der Einbildungskraft auf die Erkenntniß der reinen Wahrheit trübend eingewirkt habe, ſo daß z. B. die Aſtronomie mit dem Aberglauben der Aſtrologie ſich vermiſchte, wie dann auch ſpäter die Chemie unter den Händen der Araber im Mittelalter als wunderſüchtige Alchimie auftrat, mit der ſich die im Dunkeln tappende Magie und Aehnliches verband: ſo werden wir denn doch uns hüten, mit einem Hochmuth, der uns übel anſtehen würde, auf alle dieſe Verſuche herab zu ſchauen, und lieber würden wir in zweifelhaften Fällen dem Beiſpiele des klaren und beſcheidnen Sokrates folgen, der*) von den Schriften eines alten Naturphiloſophen, des Heraklit aus Epheſus, den man ſeiner Schreibart wegen den Dunkeln nannte, urtheilte, was er in demſelben verſtanden habe, ſei vortrefflich, und daraus ſchließe er, daß auch das, was er nicht verſtanden, der Forſchung eines tiefern Geiſtes würdig ſein müſſe. Wenigſtens werden wir geſtehen müſſen, daß ſo ſicher und empfehlenswerth auch der Weg einer ruhig und geſetzmäßig fortſchreitenden Erfahrung iſt, es doch auch wieder die von allem Zwang der Methode ſich losreißenden Geiſtesblicke einzelner Denker waren, welche nicht ſelten das Dunkel der Wiſſenſchaft erleuchteten, und an denen ſich ſelbſt wieder ein neues und klareres Licht entzündet hat. So klug und zweckmäßig wir es ferner finden mögen, daß die Forſchung der Wiſſenſchaft ſich eben den Gebieten zuwende, die aller bisherigen Erfahrung nach dem menſchlichen Auge zugänglicher ſind, als jene dunklern Gebiete, welche man nicht unpaſſend die „Nachtſeite der Natur“ genannt hat, ſo können wir uns doch nie ganz jenes Triebes erwehren, auch dahinein einen Blick zu wagen, wohin die ſtrenge Wiſſenſchaft mit ihren ſorgfältigen Beobachtungen, ihren ſchulgerechten Beweiſen, ihren bündigen Schlüſſen uns entweder gar nicht oder nur von ferne zu folgen vermag; denn ſo ſehr auch das große Gebiet der Natur ausgebeutet iſt durch die Macht des Wiſſens, ſo bleibt

*) Nach Diogenes Laertius II. p. 93. (Amſt. Ausg.)

doch noch immer auch auf ihr das dunklere Gebiet der Ahnung übrig, in welches ſich hinein zu wagen für viele ein unwiderſtehlicher Reiz liegt. Ueber dem ſchon ermittelten Zuſammenhange der Naturweſen unter ſich, ahnen wir gerne einen noch geheimnißvollern Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt, und wenn wir auch nicht die Kühnheit unſrer Vorfahren beſitzen, in ſolchen Dingen zuzugreifen und eine Theorie darüber aufzuſtellen (obwohl man ja auch in neueren Zeiten Aehnliches wieder verſucht hat), ſo ergehen wir uns doch gerne in dieſem Zaubergarten der Phantaſie und brauchen dabei bloß die Vorſicht, daß wir, um unſere Beſonnenheit zu bewahren, eine ſchärfere Grenzlinie zwiſchen dem Gebiet der Dichtung und der Wahrheit ziehen, als es zu jener Zeit geſchah, wo beides mehr ineinander überfloß. —

Wenn wir nun ſchon auf dem Gebiete der Natur das Dunkle und Geheimnißvolle wenigſtens als ein Problem ſtehen laſſen, ohne der Wiſſenſchaft vorzugreifen, die vielleicht noch manches in ihren hellern Kreis ziehen wird, das jetzt im bloßen Dämmerlichte uns erſcheint (man denke nur an die Lehre vom Magnetismus!) ſo werden wir um ſo leichter darüber uns vereinigen, daß in dem Weſen des Menſchen ſelbſt, in den Tiefen ſeines Geiſtes ſich Kräfte und Triebe regen, die man ſchwerlich nach denſelben Geſetzen meſſen und beſtimmen kann, nach denen wir die bloß endlichen Verrichtungen unſeres Verſtandes etwa in der Mathematik begreifen. Wer vermag es im Allgemeinen ſchon die Gefühle genügend zu erklären? Vielleicht der Dichter eher als der Philoſoph. Aber auch der Dichter drückt ſich nur in Bildern aus, und wir ſelbſt müſſen wieder ſeine Sprache uns auslegen, wenn wir ſie verſtehen wollen. Auch der Philoſoph kann uns das Verſtändniß über das Weſen des Gefühls erleichtern, indem er es ſcheidet von anderm, und indem er unſer Nachdenken auf den innerſten Kern unſeres Weſens zurücklenkt. Aber erſchöpfen in Formeln und Ausdrücken kann er das Weſen des Gefühls nicht, und er wird ſeine Aufgabe noch am Beſten löſen, wenn er uns gerade dieſes Unerſchöpfliche, Unerklärliche als ein ſolches zum Bewußtſein bringt, und uns zur Anerkenntniß deſſelben nöthigt. Am Schwierigſten läßt ſich aber das religiöſe Leben des Menſchen, ſein Verhältniß zu Gott oder auch das innerſte Verhältniß

zu ſich ſelbſt, (das Selbſtbewußtſein, das mit dem Gottesbewußtſein in uns ſo innig zuſammenhängt), auf eine dem bloßen Verſtande einleuchtende Weiſe erklären. Die frommen Zuſtände, deren wir theilhaft werden, ſind von der Art, daß wir zwar wohl durch ein verſtändiges Nachdenken (Reflexion) ihres Inhaltes uns bewußt werden können, immerhin aber laſſen ſie ſich mehr erfahren, als beſchreiben, mehr im Gemüthe ſich hegen, pflegen und bewegen, als in feſte, ſtarre Begriffe ſich faſſen. Unſre Sprache, die zunächſt aus der Sinnenwelt ſtammt, und die uns nur Zeichen an die Hand giebt, welche wir uns ſelber wieder auf einem andern Wege deuten müſſen, reicht nicht hin, alles in eins zu faſſen, und je feiner und eigenthümlicher die Anforderungen des Gefühls an die Sprache ſind, deſto ſpröder und ungelenker gebährdet ſich dieſe. Die Bildlichkeit des Ausdrucks hindert oft die Klarheit und führt Nebenvorſtellungen mit ſich, welche wir gerne abwehren möchten; während umgekehrt dann wieder eine gar zu bildloſe, (wie man zu ſagen pflegt) abſtracte Sprache häufig des Lebens, der Anſchaulichkeit und der rechten Eindringlichkeit ermangelt. Die Religion hat ihre eigene Sprache, die nur dem Religiöſen, dem Gleichfühlenden verſtändlich iſt, und deßhalb kann es kommen, daß derſelbe Ausſpruch, der dem trocknen Verſtandesmenſchen als Thorheit erſcheint, einen tiefern Gehalt in ſich ſchließt, an welchem der Gleichgeſinnte; weit entfernt ſich zu ſtoßen, vielmehr ſich erbaut. Gleichwohl hat die Religion auch wieder ihr gemein verſtändliches Gebiet, und es wäre ſchlimm, wenn die gegenſeitige Mittheilung des religiöſen Lebens auf eine dunkle Hieroglyphenſprache beſchränkt bliebe. Da müßte die religiöſe Denkweiſe eines jeden einzelnen ſich auf ſich ſelbſt zurückziehn, und keine Mittheilung des innern Lebens nach außen wäre dann mehr möglich. Der einſeitige Myſticismus führt auch wirklich leicht zu dieſer Abſonderung von der Gemeinſchaft und zur Verſchloſſenheit. Es liegt daher im Intereſſe aller wahren Religion, daß ein gemeinſames religiöſes Sprachgebiet ermittelt werde, das dem Verſtand wie dem Gemüth gleichmäßige Befriedigung verſtattet, auf deſſen gemeinſchaftlichem Grunde die Erbauung ſtattfinden kann, und es iſt daher wohl eins der hauptſächlichſten Verdienſte des Chriſtenthums, daß durch die deutlichen Offenbarungen deſſelben, wie

ſie uns in der Sprache der Bibel entgegentreten, ein Sprachgebiet ſich aufgethan hat für alle Zeiten, das ſich zwar an die Bildlichkeit des morgenländiſchen Ausdrucks von der einen Seite anlehnt, von der andern aber wieder den höchſten und tiefſten Gedanken einen Ausdruck verleiht, der der Würde des Gegenſtandes eben ſo angemeſſen iſt, als der natürlichen Faſſungskraft des Menſchen. Auf dieſem bibliſchen, zugleich reinmenſchlichen Sprachgebiete des Chriſtenthums findet gewiß eher eine gemeinſame Verſtändigung über religiöſe Dinge ſtatt, als in den Schulen der Philoſophen oder in irgend einer Geheimlehre der alten Prieſter-Religionen. Das Myſterium des Chriſtenthums unterſcheidet ſich eben darin von den alten Myſterien der heidniſchen Völker, daß es zwar auch ein Geheimniß iſt für den, der kein empfängliches Herz ihm entgegenbringt, daß es hingegen ſich gar wohl mittheilen läßt an alle verſchiednen Bildungsgrade und ſo ein Licht wird, das alle erleuchtet, die ſich von ihm wollen erleuchten laſſen.

Nach dieſer Vorbemerkung dürfte es wohl bald entſchieden ſein, inwiefern das Chriſtenthum ſelbſt ſeiner ganzen Beſchaffenheit nach eine Art von Myſticismus ſei, wie viele haben behaupten wollen? Nennen wir Myſticismus alles, was eine Beziehung zu den geheimen, unerklärlichen Trieben der menſchlichen Seele, eine Beziehung zum Ueberſinnlichen und zum Unendlichen hat, alles was über die gemeine Begreiflichkeit hinausgeht, ſo müſſen wir allerdings ſagen, das Chriſtenthum iſt Myſticismus, und wir müſſen uns dann gefallen laſſen ſammt und ſonders unter die Myſtiker gerechnet zu werden, ſobald wir Chriſten ſein und heißen wollen. Ich glaube aber doch, daß man damit dem Begriffe des Myſticismus eine zu weite Ausdehnung giebt, und wenn wir auch über Worte nicht ſtreiten wollen, ſo dürfen wir doch wenigſtens das behaupten, daß es in der Geſchichte des Chriſtenthums noch eine beſondere Richtung giebt, die wir im engern Sinne mit dem Namen des Myſticismus bezeichnen, ohne daß wir ſagen dürften, ſie ſei ein und daſſelbe mit dem Chriſtenthum überhaupt. Beſſer werden wir ſagen, das Chriſtenthum ſchließe, wie eine jede Religion, myſtiſche Beſtandtheile in ſich, weil es in der geheimen Grundkraft unſrer Seele wurzelt, und dieſe myſtiſchen Beſtandtheile ſeien von den einen mehr, von den andern weniger aufgegriffen

und bald auf eine geſchicktere, bald auf eine ungeſchicktere Weiſe mit dem übrigen Seelenleben in Verbindung gebracht worden. Will man z. B. die Vorliebe, mit welcher ein frommes Gemüth bei den Geheimniſſen der Religion verweilt, während andere vielleicht mehr an dem gemeinſam Verſtändlichen ſich erbauen, oder mehr das praktiſch Sittliche auffaſſen, will man, ſag' ich, das innigere Vertiefen in die chriſtliche Gefühlswelt, das höhere Erglühen der Andacht, das tiefere ſich Verſenken in die Liebe Gottes — das nicht allen gleichmäßig gegeben iſt und auch nicht für alle taugt — Myſtik nennen, ſo können wir uns eine ſehr reine chriſtliche Myſtik denken, wie ſie in der Seele eines Johannes ſein mußte und wie ſie in manchen Seelen gewohnt hat, die den ſtillen Bund des Herzens mit Gott in reiner Demuth und Liebe bewahrt haben. Von dieſer edlern Myſtik aber müſſen wir dann die Entartungen derſelben unterſcheiden, die bald in größerm bald in geringerm Maße in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche uns begegnen.

Dieſe Entartungen der Myſtik, die wir dann lieber, zum Unterſchiede von derſelben, Myſticismus nennen, zeigen ſich uns beſonders nach zwei Seiten hin, nach der Seite der Erkenntniß und nach der Seite des Gefühls hin, oft aber auch vermiſcht. Es iſt eine Entartung der Myſtik nach der Seite der Erkenntniß hin, wenn das Weſen der Religion, das doch neben der geheimnißvollen auch ſeine verſtändliche Seite hat, abſichtlich nur als ein Myſterium gefaßt, ihre Ausſprüche in ein geheimnißvolles Dunkel von bildlichen Redensarten gehüllt und die Ergründung dieſer dunkeln Seite zur ausſchließlichen Beſchäftigung des Geiſtes gemacht wird. Daraus entſteht dann leicht ein dumpfes Brüten, ein unklares, das einfache Verſtändniß der Religion verwirrendes Grübeln, das am Ende ſich in Dunſt und Nebel verliert und in Beziehung auf das Leben der Gemeinſchaft eine unſelige Sprachverwirrung herbeiführt. Wer ſich dieſer ſpeculativen Myſtik oder der Theoſophie hingiebt, läuft Gefahr, den natürlichen Standpunkt der Dinge ſich ſo zu verrücken, daß zuletzt ſein eigner Verſtand in Verrückung geräth; er verzehrt ſeine Kraft, die er aufs Leben anwenden ſollte, in nutzloſen Träumereien und verdirbt ſich den Sinn und Geſchmack für die einfachen Eindrücke

alles menſchlich Wahren und Guten. Ja, leicht bemächtigt ſich eines ſolchen der Schwindelgeiſt des Hochmuthes, der auf die ihm vermeintlich zutheil gewordene höhere Erleuchtung ſich ſtützend, auf die Menge derer herab ſieht, die mit ihrem geſunden Verſtande und einfachen Gemüthe an ſeine Höhe nicht heranzureichen vermögen. Auch die chriſtliche Wahrheit iſt dann ſeinem verwöhnten Geſchmacke bald nicht mehr inhaltsreich genug, und er legt ſomit willkürlich in ihre Ausſprüche hinein, was ſeine überreizte Phantaſie ihm eingiebt; ſtatt die dunklern Stellen der Schrift nach den hellern zu erklären, kehrt er das Geſetz der geſunden Auslegung dahin um, daß er auch den einfachſten Wortverſtand zur geheimnißvollen Allegorie umdeutet und zu einem willkürlichen Symbole ſeiner Ideen ſtempelt. Mit dieſem ſpeculativen Hochmuthe verbindet ſich dann auch leicht die Verwegenheit, auch in einzelnen Fällen das Unbeſtimmbare beſtimmen, die Zukunft der Dinge durch künſtliche Berechnungen herausbringen und den Rathſchluß Gottes durch geheime Künſte ergründen zu wollen. Nicht nur wirft ſich eine ſolche verwöhnte Theoſophie mit Vorliebe auf das Apokalyptiſche in der heiligen Schrift, ſondern ſie bemächtigt ſich auch nicht ſelten der Naturwiſſenſchaft zu ihrem Zwecke. Wenn nämlich auch eine klare und geſunde Vernunft in dem äußern Naturleben Sinnbilder des Geiſtigen und Göttlichen findet, ſo begnügt ſich der Myſtiker nicht bei dieſer dichteriſchen, ſinnbildlichen Auffaſſung, ſondern durch gewaltſame Sprünge ſucht er Erde und Himmel zu vermählen. Auch an dem Buche der Natur deutet er wie an dem der Offenbarung herum, und wie er ſich dort über die Geſetze der Sprache und des Denkens hinwegſetzte, ſo ſetzt er ſich hier über alle ſinnliche Erfahrung und Beobachtung hinweg. In den Sternen und im Glanz der Metalle lieſt er den Willen Gottes ſtatt im Gewiſſen und in der Schrift, und in den geheimen Kreiſen von Ziffern und Figuren glaubt er den Geiſt des Weltalls bannen zu können, damit er ihm Rede ſtehe und den Zauber der Endlichkeit ihm löſe. Die furchtbarſte Entartung eines ſolchen Myſticismus iſt die, wenn er aus der urſprünglichen Gottesandacht überſchlägt in jene frevle Gottesvergeſſenheit, die, weil ſie vergebens Gott ſeine Geheimniſſe abzuringen verſucht hat, nun mit der dunkeln Macht des Böſen ſelbſt einen Bund einzu-

gehen wähnt und mit dem Fürſten der Finſterniß gemeinſame Sache macht, um die Natur zu bewältigen und in ihre verſchloſſenen Schatzkammern zu dringen. Dieſe letztere Entartung des Myſticismus hat ſich beſonders auch in dem Zeitalter gezeigt, mit dem wir es hier zu thun haben, wie aus der bekannten Geſchichte des Doctor Fauſt und andrer ſogenannten Schwarzkünſtler, Goldmacher und Adepten hervorgeht.

Verſchieden von dieſer Entartung der Myſtik nach der Seite der Erkenntniß hin, iſt die andere mehr religiöſe nach der Seite des Gefühls hin. So wenig wir der Stärke und Innigkeit religiöſer Empfindungen ein Ziel ſetzen können, wo ſie ſich von ſelbſt ergiebt, und ſo wenig wir das Vorwalten des innern Menſchen vor dem äußern eine falſche myſtiſche Richtung nennen möchten, da ſie vielmehr das Zeugniß einer wahrhaft-geiſtigen Geſinnung iſt, ſo gewiß iſt, daß die künſtliche Erregung ſolcher Gefühle und der übertriebene Werth, den man ihnen als Gefühlen beilegt, auf gefährliche Abwege führen kann. Auch auf dieſem Wege kann ſich krankhafter Ueberreiz, fleiſchliche Genußſucht, geiſtlicher Hochmuth oder eine erheuchelte Demuth und Inbrunſt erzeugen. Jenes Ringen und Kämpfen der Seele nach höherer Vollkommenheit, jenes Streben nach Einigung mit Gott, jenes ſelige Leben, deſſen der Chriſt ſchon hienieden fähig werden kann durch die geiſtige Gemeinſchaft mit dem Erlöſer, wie leicht kann es, wenn es verlaſſen wird von dem nüchternen Geiſte der Zucht und der chriſtlichen Weisheit, eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen und die Geſtalt einer ſelbſt erwählten und darum verwerflichen Heiligkeit annehmen!*) Die Geſchichte des Kloſterlebens giebt vielfache Belege dazu. Doch genug von dem Weſen der Myſtik überhaupt und ihren möglichen Entartungen. Wir treten jetzt nach dieſer Abſchweifung wieder auf den hiſtoriſchen Boden, und erlauben uns auch hier einige vorläufige Bemerkungen über frühere Richtungen der Myſtik, ehe wir die Männer genauer betrachten, die im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts unter dieſem Namen vorkommen. Wir haben ſchon bemerkt, daß es eine reinere chriſtliche Myſtik giebt, und dieſe hat zu allen Zeiten unter den fromm-

*) Auf die Verwandtſchaft des Myſticismus und Pelagianismus haben ſchon andere hingedeutet.

ſten und gelehrteſten Männern ihre Jünger gehabt, und manche der ſogenannten Myſtiker haben durch ihre lebendige, innige Frömmigkeit dieſen Namen ſich zugezogen, der ihnen als ein Ehrenname bleiben ſoll. Aber früher ſchon hatte der in den Zeiten des Exils genährte orientaliſche Myſticismus des Judenthums, verbunden mit einer ſchon entarteten griechiſchen Philoſophie einen Einfluß auf die chriſtliche Erkenntniß geübt und jene phantaſtiſche Denkweiſe erzeugt, die unter dem Namen des Gnoſticismus bekannt iſt. Als dieſer aber von dem auf Geſchichte gegründeten, poſitiven Kirchenglauben allmälig war überwunden worden, ſo zog ſich auch ſpäter noch *) ein myſtiſcher Faden durch die Geſchichte der chriſtlichen Glaubenslehre hindurch, an welchen ſich ſo manches anreihte, was in den Beſtimmungen der Kirchenlehre keinen Platz fand. Je trockener dieſe Beſtimmungen wurden unter den Händen der Scholaſtiker, deſto ſtärker trat von der entgegengeſetzten Seite das Bedürfniß hervor, die gefühlvolle Seite der Religion in ihrer bildlichen Sprache herauszukehren. Oft brach dieſe gewaltſam hervor und erzeugte neue Secten, die wegen ihrer Schwärmerei, oft aber auch wegen ihres lebendigern Chriſtenthums verfolgt wurden. Reines und Unreines miſchte ſich oft auf wunderliche Weiſe, ſo daß es ſchwer iſt, an ſolchen Erſcheinungen alles gut zu heißen, noch ſchwerer, alles an ihnen zu verdammen. Endlich trat im 15. Jahrhundert der Geiſt der Myſtik in erleuchteten Lehrern auf, die bei allen Mängeln ihres Syſtems doch eine wunderbare Wirkung auf die Gemüther hervorbrachten, den Geiſt wieder aufs Innere hinlenkten und einen glühendern Glaubenseifer, eine lebendigere Liebe erzeugten, als der herkömmliche Vortrag einer vererbten Kirchenlehre es vermochte. Wie dieſer Geiſt der Myſtik in den Schriften eines Tauler, eines Suſo u. a. der Reformation vorarbeiteten, habe ich ſchon bei meinen Vorträgen über die Reformationsgeſchichte gezeigt. An dieſen Schriften hatte Luthers Geiſt ſich genährt, ſeine Sprache ſich gebildet. In ihnen fand ſeine ernſte Stimmung ſich angeſprochen, und manches, was durch ſie war angeregt worden, ging auch in ſeine Lehre über. Gleichwohl kann man nicht ſagen, daß Luther und die Reformatoren

*) z. B. in den Schriften des falſchen Dionys.

eigentliche Myſtiker geweſen ſeien. Schon zu Luthers Myſtik bildete ſein klarer Verſtand und ſein praktiſcher Sinn, ſeine Lebensfriſche ein heilſames Gegengewicht. Noch weniger waren Melanchthon, Zwingli und Calvin dem Myſticismus ergeben, da bei ihnen der Verſtand noch mehr vorherrſchte, als bei Luthern. Dagegen war es allerdings eine ſtärkere Hinneigung zum Myſticismus, und zwar zum falſchen Myſticismus, welche bei den Wiedertäufern ſich kundgab, indem dieſe dem äußern Wort der Schrift die innere Offenbarung entgegenſtellten, auf außerordentliche Entzükkungen ſich beriefen und über die Vorgänge der innern Welt auf eine dunkle und verworrene Weiſe ſich ausdrückten. Neben den Wiedertäufern war es beſonders zu Luthers Zeiten noch ein Mann, der zwar nicht in allen Beziehungen zu den Myſtikern gerechnet werden kann, aber deſſen gutmüthige Schwärmerei doch immer einen myſtiſchen Anſtrich hatte, Caſpar Schwenkfeld, mit deſſen Lehren wir uns hier zuerſt bekannt machen wollen.

Caſpar Schwenkfeld, geb. 1490, ſtammt aus dem ſchleſiſchen Geſchlechte derer von Oſſik (im Herzogthum Liegnitz). Bei dem Ausbruche der Reformation in Deuſchland trat auch er auf die Seite der Gegner Roms und der römiſchen Kirche. Allein die Art, mit welcher Luther reformirte, ſchien ihm nicht die geeignete. Auch er nahm, wie noch manche andere denkende Männer ſeiner Zeit, Anſtoß an der ausſchließenden Entſchiedenheit, womit die Lehre von der Rechtfertigung vorgetragen wurde, indem er glaubte, daß der ſo nöthige Eifer in guten Werken dadurch leicht gehemmt werden könne. Auch die ausſchließliche Hinweiſung der Reformatoren auf die Bibel als auf das äußere Wort konnte ihm nicht genügen, da er vielmehr der Meinung war, daß auch das innere Wort mitwirken müſſe zur Erleuchtung des Menſchen, und daß ohne dieſes innere Wort das äußere ein todter Buchſtabe bleibe, eine Behauptung, die ſelbſt Luthern nicht fremd war, die aber, ſo viel Wahres auch ihr zum Grunde liegt, leicht zur Herabſetzung des äußern Wortes und zur Einſetzung menſchlicher Träume an die Stelle der Offenbarung mißbraucht werden konnte. — Als der Streit über das Abendmahl ausbrach, trat Schwenkfeld weder auf Luthers, noch ganz auf Zwinglis Seite, ſondern bildete ſich ſeine eigne Anſicht, die aber von Luthern gleichfalls

mißbilligt, ja als eine höchſt anſtößige und gefährliche verworfen wurde *). Mit ſeiner Anſicht vom Abendmahl hing auch die myſtiſche Vorſtellung zuſammen, welche ſich Schwenkfeld von dem Körper Chriſti machte. Während nämlich die orthodoxe Kirche ſchon in den älteſten Zeiten daran feſtgehalten hatte, daß Jeſus, obwohl er Gottes Sohn geweſen, dennoch einen wirklichen, menſchlichen Leib gehabt habe, und daß alſo ſein leibliches Daſein nicht ſeiner Gottheit, ſondern ſeiner Menſchheit angehöre, ſo ſuchte Schwenkfeld die Meinung zu verbreiten, daß Jeſus auch dem Fleiſche nach aus Gott geboren ſei, daß er, wie er ſich ausdrückte, ein „vergottetes, glorificirtes Fleiſch" gehabt habe, und daß man deßhalb auch Chriſtum nach dem Fleiſche nicht eine Creatur (ein Geſchöpf) nennen dürfe. Er vernichtete alſo, indem er die Gottheit Chriſti feſthielt, ſeine wahre Menſchheit, welche die rechtgläubige Lehre gleichfalls feſtgehalten wiſſen will, und verfiel dadurch in einen Irrthum, der Chriſtum dem menſchlichen Brudergeſchlecht entzieht und die Bande löſt, die ihn als den Menſchenſohn mit der ſichtbaren Natur verbanden (Doketismus). Daß das Menſchliche überall durch das Göttliche geheiligt und verklärt werden ſollte und daß eben dieſe Durchdringung des Göttlichen und Menſchlichen in Chriſto verwirklicht erſchien, das war zu allen Zeiten der tröſtliche und erhebende Glaube des Chriſtenthums, und hätte Schwenkfeld mit ſeinem glorificirten Fleiſche Chriſti nichts anders ſagen wollen, als dieſes, ſo würde er damit — freilich auf eine etwas unklare Weiſe — eine Wahrheit ausgeſprochen haben, an der kein Chriſt zweifeln wird. Allein darin lag das Falſche ſeines Myſticismus, daß er das Göttliche und Menſchliche, das zwar für einander da iſt, durcheinander vermengte, das Göttliche zuſehr ins Fleiſch herabzog, oder auch das Fleiſchliche wieder auf eine ſolche Weiſe in das Göttliche ſich verwandelt dachte, daß eins durch das andere mehr getrübt und verwirrt, als daß eine ſchöne Harmonie beider erzielt wurde. Dieſe unbefugte Vergötterung der Materie, dieſes Niederreißen aller Schran-

*) Bekanntlich kehrte Schwenkfeld den Satz: „Dieß iſt mein Leib," dahin um, daß er den Leib des Herrn zum Subject und das „dieß" (das Brot) zum Prädicat machte, als ob Chriſtus habe ſagen wollen: Mein Leib iſt das Brot des Lebens (Joh. 6, 51.) — Luther wurde auch gegen ihn ſehr heftig und nannte ihn gewöhnlich Stenkfeld.

ken zwiſchen dem Leiblichen und Geiſtigen, dem Göttlichen und Menſchlichen, dieſes Untereinandermengen des Theologiſchen und Phyſikaliſchen, dieſe Gleichmacherei von Gott und Natur, die man Pantheismus oder die Vergötterung des Welttalls nennt, iſt aber ein charakteriſtiſches Merkmal faſt aller Theoſophen und Myſtiker, und was wir hier bei Schwenkfeld nur zunächſt in Beziehung auf die Lehre von Chriſto finden, nämlich die Vermengung des Gottlebens und des Naturlebens, das finden wir bei andern, wie bei Paracelſus, Valentin Weigel und Jacob Böhm im Allgemeinen wieder. Die Verbindung der Theologie mit der Naturphiloſophie führte von ſelbſt auf dieſe Vermengung, und man hat ſich daher auch nicht zu verwundern, wenn bei dem allgemeinen Hange zur Alchimie, zur Aſtrologie, Necromantie und ähnlichen Künſten die Naturwiſſenſchaft und Arzneikunde der damaligen Zeit in einer viel engern Verwandſchaft zur Theologie ſtand als in der heutigen, und ſo iſt es auch nicht ein Theologe, ſondern ein Phyſiker und Mediciner, mit dem wir die Reihe der eigentlichen Myſtiker dieſer Periode beginnen. Der Mann, den ich meine, Theophraſtus Paracelſus, hat für uns noch ein näheres Intereſſe dadurch, daß er längere Zeit in Baſel ſein Weſen trieb. Daß er aber dem äußern Bekenntniß nach Katholik war, hindert uns nicht, ihn hier mit aufzuführen, da ſein myſtiſches Syſtem mehr noch in der evangeliſchen Lehre, als in der katholiſchen zu wurzeln ſchien und auch mehr Anklang bei den Proteſtanten, als bei den Katholiken fand.

Philippus Aureolus Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus von Hohenheim iſt der gewaltige Name des Mannes, der in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften und der Heilkunde, wie in der Geſchichte der Myſtik eine merkwürdige Stellung einnimmt*). Ob er, wie gewöhnlich angenommen wird, von Einſiedeln, oder, wie Haller behauptet, aus dem Kloſter Appenzell gebürtig ſei, kann uns gleichgültig ſein. Die Zeit ſeiner Geburt fällt ins Jahr 1493. Paracelſus wurde früher von andern theils von Gelehrten, theils aber auch von herumziehenden

*) Siehe über ihn beſonders Sprengel, Geſch. der Arzneikunde Bd. III. und Athenae rauricae Bas. 778 p. 170. Kirner und Siber, Beitr. z. Geſch. der Phyſiologie war mir nicht zur Hand.)

Zigeunern und Marktſchreiern in die Geheimniſſe der Alchimie eingeweiht und machte viele Reiſen. Er ſah Deutſchland, Italien, Frankreich, Spanien, die Niederlande, Polen, Siebenbürgen, Dänemark und Schweden. Ja, ſelbſt in die Mutterländer der geheimen Weisheit, nach Aegypten und Arabien ſoll ihn der Durſt nach Wiſſenſchaft und die ihm eigene Ruhmbegierde geführt haben. Sein Ruf als Arzt und Wunderthäter verbreitete ſich weit umher, und von dieſem Rufe getragen, ja von dem frommen und weiſen Oekolampad ſelbſt empfohlen, ſetzte er ſich 1521 bereits in Baſel feſt, wo er Lehrvorträge über Phyſik und Chirurgie hielt. Er hatte ſich bald eines großen Zulaufs zu erfreuen, wozu auch der Umſtand beitragen mochte, daß er, gegen die damalige Gewohnheit der Gelehrten, ſeine Vorträge deutſch hielt und — was zu allen Zeiten hier und da Gewohnheit war, die bisherigen Syſteme herabſetzte. Die gefeierten Namen Hippokrates und Galenus entkleidete er ihres beſtechlichen Glanzes, und verbrannte ſogar die Werke des letztern, ſo wie die des berühmten arabiſchen Arztes Avicenna, öffentlich. Daß er in zehn Jahren kein Buch in die Hand genommen und ſeine ganze Liberei nicht aus ſechs Blättern beſtehe, deſſen pflegte er ſich als eines geniellen Vorzugs vor andern zu rühmen*). Auch ſoll er behauptet haben, ſeine Schuhriemen und ſeine Mütze ſeien gelehrter, als die berühmteſten Aerzte, und ſein Bart habe mehr Erfahrung als alle Akademieen**). Angeſehene Männer, wie Froben und Erasmus zogen ihn zu Rath. Eine Hauptcur machte er aber an einem damals in Baſel reſidirenden Domherrn, Cornelius (Conrad?) von Lichtenfels***); doch dießmal zog ihm ſeine Kunſt nicht Gunſt, ſondern die Ungnade des basler Magiſtrats zu. Er hatte ſich nämlich von dem Domherrn zum Voraus auf den Fall des Gelingens ſeiner Cur ein Honorar von 100 Gulden ausgebeten. Der Wiedergeneſene zeigte ſich jetzt nicht mehr geneigt, die Summe zu bezahlen†), und Paracelſus nahm ihn vor Gericht.

*) Siehe Sprengel S. 343.

**) Siehe Sprengel S. 345. und Ochs, Geſchichte von Baſel V. S. 750.

***) Vermittelſt dreier Pillen des von ihm gerühmten Laudanum.

†) Nicht beſſer hatte es ihm der Markgraf Philipp von Baden gemacht ſ. Sprengel a. a. O. 343.

Dieſes fand den Preis zu hoch und ſetzte ihn herab. Darüber ward aber der Wunderdoctor ſo entrüſtet, daß er auf die Regierung ſchimpfte, und auf den Rath ſeiner Freunde die Stadt verließ, ehe er noch für ſeine Schmähungen zur Verantwortung gezogen werden konnte. Er zog ſich nun ins Elſaß zurück, änderte jedoch öfter ſeinen Aufenthalt und ſtarb zuletzt trotz des Lebenselixirs, deſſen er ſich rühmte, in Salzburg 1541 an einem Fieber. Seine Habe vermachte er den Armen. Es wird ihm vorgeworfen, daß er ſich im Leben ſtark dem Trunk ergeben und eine ſchmuzige, liederliche Knaben-Haushaltung geführt habe. Es kann unſre Abſicht nicht ſein, aus den zehn großen Quartbänden ſeiner deutſchen Werke, die hier gedruckt ſind, dasjenige mitzutheilen, was der myſtiſchen Betrachtung und Behandlung der Natur angehört. Daß er auf die drei Principien Schwefel, Salz und Queckſilber das Geheimniß alles Lebens gründete, mag genügen, uns eine Vorſtellung von ſeiner alchimiſtiſchen Weisheit zu geben. Aber die Art, wie er die Theologie mit einmiſchte und wie er die chriſtlichen Glaubenslehren auf ſeine Naturbetrachtung anwandte, darf von uns nicht übergangen werden.

Schon die Stellung, welche er der Religion oder Theologie neben der Phyſik, Aſtronomie und Alchimie anweiſt, indem er ſie im Verein mit dieſen drei Wiſſenſchaften als Grundſäule der Medizin aufführt, läßt uns erwarten, welchen Einfluß dieſelbe auf ſein Syſtem gehabt habe. Wir würden dem Manne unrecht thun, wenn wir behaupteten, er habe die Religion abſichtlich zu nichtswürdigem Aberglauben mißbraucht, wie es ſo viele andre Nekromantiker und Aſtrologen der damaligen Zeit thaten. Vielmehr eifert er ernſtlich gegen den Frevel, den dieſe trieben, und ſchreibt ihre Werke dem Teufel zu*). „O du großer Erznarr,“ ruft er aus, „der du ſolchen greiflichen Lügen glaubſt — ein Gaukelſack (iſt es) und ein Theriakskram, womit man den Zuſchauern das Maul aufſperrt, die Augen verblendet und das Geld aus dem Seckel lockt, und doch alles nicht eines Pfennigs werth iſt.“ Gleichwohl übt er dieſelben Künſte und iſt ſo ſtolz darauf, daß er

*) So in der Schrift de occulta Philosophia im IX. Theil ſeiner Werke. Basler Ausg. 1591. S. 331.

die, welche ihm keinen Glauben beimeſſen*), den Juden und Phariſäern vergleicht, die die Wunder Chriſti verachtet hätten. Sonach war er in einem argen Selbſtbetrug befangen, daß er das, was er an andern verdammte, ſelber übte. Eben ſo verwarf er den Glauben an den unbedingten Einfluß der Geſtirne, in wiefern dadurch die Allmacht Gottes beſchränkt und der Menſch unter ein blindes Schickſal geſtellt wurde, ob er gleich wieder eine von Gott ſelbſt geordnete Conſtellation annahm und ſich in die Berechnung derſelben einließ. Hören wir ihn ſelbſt, wie er ſich über das Verhältniß der geheimen Naturkräfte zur göttlichen Urkraft und das Verhältniß der Geſtirne zur göttlichen Vorſehung ausſpricht**).

„Wenn man fragt: was hat dieß Kraut für eine Kraft? und man ſagt, es hat die Kraft, ſo muß man bedenken, wer iſt der, der ihm die Kraft gegeben hat? So wird niemand gefunden, der das vermög', als allein Gott. Darum ſo fließen alle natürlichen Dinge aus Gott und ſonſt keinem andern Grund. Nun werden ſie alsdann natürlich geheißen; denn aus dem nimmts der Menſch, daß ſie natürlich ſind, darum, daß ſie wachſen. Nun wie kann aber Gott natürlich ſein? Die Ding, die ſind ſein; das Kraut hat er geſchaffen, aber die Tugend (Kraft) darin nicht; denn eine jegliche Tugend (Kraft) iſt ungeſchaffen, das iſt, Gott iſt ohn' Anfang und nicht geſchaffen. So ſind alle Tugenden und Kräfte in Gott geweſen vor Himmel und Erde, und ehe alle Ding geſchaffen ſind worden, da Gott ein Geiſt war und ſchwebete über den Waſſern; das iſt, da Gottes Geiſt, über die Waſſer gegangen. Auf ſolches hin mag niemand ſagen, daß die Tugend der Dinge, ihre Kraft natürlich ſei, ſondern übernatürlich ohn' End und Anfang. Von dem ſie gekommen ſind, zu dem gehen ſie wieder, ſo Himmel und Erde zergehen wird."

Er denkt ſich mithin die Kraft der Dinge nicht als eine endliche Kraft, die mit den Dingen ſelbſt wird und vergeht, ſondern als ewig in Gott vorhanden, als von ihm ausfließend und zu ihm zurückkehrend. Man nennt dieſes Syſtem der unendlichen Kraft-Ausflüſſe aus der Gottheit und der Zuflüſſe zu ihr das Emanationsſyſtem, welches ſchon die alten Gnoſtiker, Manichäer und

*) ib. p. 337.
**) Liber phil. de vera influentia rerum a. a. O. S. 133.

andere Secten in Umlauf brachten und wodurch die Lehre von einem selbstständigen, über die Welt erhabenen Gott, Schöpfer und Regierer häufig getrübt wurde; denn denkt man sich die Kräfte gleich ewig mit Gott, so ist klar, daß Gott nicht mehr der Schöpfer derselben, sondern nur die belebende Grundkraft ist — ein gefährlicher Irrthum! Paracelsus denkt sich diese Kräfte als persönliche Wesen, er belebt diesem Systeme gemäß das ganze Weltall mit einer Anzahl von Lebensgeistern, die fast zu einer heidnischen Vielgötterei hinführen. In der Luft herrschen die Sylvanen, im Wasser die Nymphen oder Undinen, im Feuer die Salamander*). Sie sind die Hüter der verborgenen Schätze und greifen vielfach in die Schicksale der Menschen ein.

Was das Verhältniß der Gestirne zur göttlichen Vorsehung betrifft, so spricht er sich auf eine Weise aus, die auf den ersten Augenblick den Aberglauben zu entfernen scheint, wenn er sagt**): „Das Gestirn im Himmel hat der Dinge nichts in ihm, hat nicht der Nessel zu geben, daß sie brennt u. s. w. Nicht aus den Planeten, nicht aus den zwölf Zeichen, nicht aus den andern Sternen, sondern aus Gott geht die Kraft hervor. Bei ihm und nicht bei den Sternen liegt die Austheilung dieser Kräfte. Gott ist der Schmied, und setzet keinen Statthalter, als die vermeinte Astronomia und Sternenguckerei sammt etlichen Büchern der Philosophie ausweiset. Also weiter, daß ein Mensch geschickt ist, aus wem ist es? Aus dem Gestirn? nein! denn wenn es aus dem Gestirn wär', so wäre er ein Sohn des Gestirns. Und Christus heißt ihn einen Sohn des Menschen, nicht des Gestirns, darum er sich auch selbst Sohn des Menschen nennt und nicht der Sonne Sohn, was doch ganz abgöttisch und falsch wäre. Auch Adam war ein Sohn Gottes und nicht der Sterne u. s. w."

Auch die Berufung der Apostel und die Auszeichnung so vieler großer Männer in der Geschichte will Paracelsus nicht von den Gestirnen abhängig gemacht wissen, sondern allein von Gott. Gleichwohl redet er wieder davon, wie der Himmel mit seinen Gestirnen die Dinge „koche," die Gott anordne, und wirft dann in diesen mystischen Tiegel wieder alles Mögliche hinein, so daß

*) Siehe Sprengel S. 362.
**) de vera influent. p. 136 ff.

man am Ende in der That nicht mehr weiß, wer der Koch iſt. Der ganze Läuterungsproceß der Welt erſcheint ihm nämlich unter dem Bilde einer alchimiſtiſchen Scheidung, wobei das Feuer der Geſtirne bald in höherm, bald in milderm Grade thätig iſt. So bedurften z. B. die Propheten und Patriarchen keiner Conſtellation*), ſondern die Hand Gottes ſelbſt hat ſie „gekocht;" eben ſo bedurften die Apoſtel dieſes Kochens und Läuterns nicht, da (nach ſeinem Ausdruck) der Sohn Gottes ſie ſelbſt „gekocht hat." Die übrigen aber müſſen durch dieſen chemiſchen Proceß des Kochens hindurch. Das Göttliche und Gottverwandte muß vermöge dieſes Proceſſes als das reine Gold ausgeſchieden werden, das Uebrige bleibt als unreiner Niederſchlag zurück. Hören wir darüber unſern Adepten ſelbſt**): „Sucht doch ein Imme das Honig aus der Blumen und thut der Blumen kein Schaden; kann das die Imm, ſo ſoll der Menſch das viel mehr können und wiſſen, aus den Stätten und Orten das Perlein herauszuſaugen, und Gott loben, daß er den Unflath, darin es liegt, davon kann ſcheiden und den Unflath liegen laſſen. Dann ob gleichwohl der Hüttenrauch bei'm Gold iſt, ſo läßt man doch darum nicht davon; das Gold muß rein und ſauber werden, und der Wuſt muß hinweg, alſo mit dem Silber auch. Nun was iſt das alles, als allein: iſt etwas Gut's an einem Ort, ſo iſt's aus Gott; iſt nun Sach, das Böſes dabei iſt, als Hüttenrauch, Mercuri, Arſenic, Opperment und dergleichen, ſo thu's daraus. Man läßt's darum nicht ungeſucht."

Dieß führt uns auf die Lehre des Paracelſus von der Natur des Menſchen. Daß der Menſch eine Wiederholung der Welt im Kleinen ſei, iſt eine Beobachtung, die faſt ſo alt iſt, als die Menſchengeſchichte ſelbſt, und daher haben nicht bloß Myſtiker, ſondern auch beſonnenere Denker den Menſchen eine kleine Welt (Mikrokosmus) genannt. Aber auch dieſer einfache Satz iſt von der Myſtik dahin entſtellt worden, daß man den unläugbaren Zuſammenhang des menſchlichen Organismus mit dem Univerſum auf eine bilderreiche, phantaſtiſche Weiſe darſtellte und ſtatt die näherliegenden Berührungspunkte des Menſchen mit der Außenwelt

*) de influent. S. 145. 146.
**) de infl. 157.

zu erforſchen, nach fern liegenden Beziehungen griff. Außer dem Einfluß der Geſtirne, wovon wir eben geredet haben, gehört dahin der Einfluß der Metalle, der Elemente und ſelbſt der thieriſchen Körper. Ueber alle dieſe Dinge weiß uns Paracelſus viel Wunderliches zu berichten. Die einfache Wahrheit, daß der Menſch aus einem Höhern und einem Niedern, aus Seele und Leib beſteht, ſchmückt er dahin aus, daß er von einem ſideriſchen (geſtirnlichen) oder aſtraliſchen Leibe des Menſchen redet, den er vom gemeinen Leib wieder unterſcheidet und ſonach den Menſchen aus drei Theilen beſtehen läßt, oder daß er den figürlichen Ausdruck, der Menſch beſtehe aus Thier und Engel, dahin ausdehnt, daß er ein wirkliches Thier in dem Menſchen thätig ſein läßt, das mit den übrigen Thieren des Feldes und dem Gevögel unter dem Himmel in einem geheimen Rapport ſteht. So trägt der Unmäßige einen Wolf, der Zornige einen Bären, der Liſtige einen Fuchs in ſich u. ſ. w. aber dieß ſind dem Paracelſus keine bildliche Redensarten, ſondern thatſächliche Erſcheinungen*). Nicht nur die gröbere Sinnlichkeit gehört nach Paracelſus dem Thier in uns an, ſondern auch alle Kunſtfertigkeiten, die der Menſch dem Thiere abgelernt hat, da ja auch dieſe noch nicht im Stand ſind, dem Menſchen zum Bewußtſein ſeines göttlichen Weſens zu bringen. Selbſt die Vernunft, welche ſonſt den Menſchen vom Thiere unterſcheidet, gehört nach Paracelſus zur thieriſchen Natur, indem er mit dem Worte „Vernunft“ nicht ſowohl die Kraft, das Ueberſinnliche zu vernehmen, als vielmehr den der Endlichkeit zugekehrten, im Irdiſchen ſich bewegenden Verſtand meint, wie die meiſten Myſtiker dieſe Verwechslung von Vernunft und Verſtand begehen. Ueber die Verwandtſchaft der Thierwelt zur Menſchenwelt wollen wir ihn in ſeiner Sprache hören**). „Ein (und derſelbe) Stern regiert den Wolf im Walde und den Wolf im Menſchen; ein Stern den Mörder im Wald d. i. den Bären, und alſo auch den Bären im Menſchen; und viehiſch iſt die Vernunft, die ſich den Thieren vergleicht,“ (d. h. die nicht über das Thier hinausgeht, ſich den Thieren gleichſtellt). „Was aber in ihm iſt, das nicht hineingeht (das iſt was nicht von außen

*) Ganz Aehnliches finden wir ſchon bei den Gnoſtikern. Siehe das Syſtem des Baſilides bei Neander, gnoſt. Syſteme S. 54. 55.

**) Vom Fundament der Weisheit und Künſte. Opp. T. IX. p. 445.

in ihn kommt) das iſt über das Aeußere des Viehes; denn es iſt ein Theil engliſch." — „Der iſt noch nicht weiſe, der wohl bauen kann, er iſt ein Vieh, und iſt nichts höher, denn daß ein Storch mehr Kunſt brauchet zu ſeinem Neſt, denn eine Taube. So viel iſt er mehr, als ein Storch gegen eine Taube; ſind beide nichts denn ein Vieh. Der wohl ſingen kann, iſt nichts als ein Vieh, er iſt gleich als eine Nachtigal über den Raben; ſind beide Vieh und Vögel. Der wohl ſchwatzen kann, iſt nichts anders denn ein Thier, iſt gleich als ein Specht oder ein Kranich; ſind beide Thiere, und wie ſich die gradiren durch einander, alſo auch im Menſchen einer beſſer, einer lieblicher, einer zorniger, einer grimmiger, und ſind alle viehiſche Weſen und Eigenſchaft, darin dem Menſchen kein Lob zu geben, ſondern allein dem Vieh und dem Thier, das in ihm iſt. Ihr Lob und ihr Zucht und ihr Ehr' iſt nicht Gottes, ſondern ein viehiſch Lob." — „Gott aber (fährt Paracelſus fort) hat mehr aus dem Menſchen gemacht, das iſt, daß er nicht viehiſch ſein ſoll, ſondern ein Menſch. Was thieriſch an ihm iſt, das wird alles von dem äußern Thier genommen, vom Himmel*) und den vier Elementen, die ſind alle tödtlich. Der Menſch aber hat einen Vater, der iſt ewig, dem ſoll er leben und nicht dem Thier."

Abgeſehen von der eigenthümlichen und uns etwas derb klingenden Ausdrucksweiſe des Mannes, kennen wir dieſer Stelle ein tiefere chriſtliche Wahrheit nicht abſprechen; denn auch nach der chriſtlichen Lehre fällt ja alles dem natürlichen Menſchen und dem Fleiſch anheim, was nicht vom Geiſte Gottes gewirkt iſt. Alle ſogenannten Talente und Fertigkeiten ſtellen den Menſchen nicht auf ſeine wahre Höhe, die ihn vom Thier unterſcheidet, ſo lang er nicht ſittlich geadelt, oder geiſtig wiedergeboren iſt, eine Wahrheit, die auch unſerer Zeit gilt, wo ſo oft das Abrichten zu äußrer Fertigkeit mit der menſchlichen Erziehung verwechſelt und über der bloßen Cultur die wahre innere Bildung vernachläſſigt wird. Aber wenn wir uns dann in den Schriften des Paracelſus nach einer auch nur halbweg klaren Vorſtellung von jenem Höhern umſehn, das den Menſchen zum Menſchen macht, das ihn ſeiner gött-

*) Unter dem Himmel verſteht er nicht den Begriff des Ueberſinnlichen, den ſogenannten empyreiſchen, ſondern den aſtronomiſchen Himmel.

lichen Beſtimmung näher führt, ſo finden wir uns überall verlaſſen. Da leuchtet nicht der wohlthätige Stern, der die Weiſen des Morgenlandes nach dem beſcheidenen Bethlehem führte; ſondern da funkelt es durcheinander von Sternſchnuppen und Irrlichtern und unfreundlichem Geiſterſpuk. Nur ſelten blitzt ein reinerer Funke hindurch, der zu Gott leitet, aber nirgends baut ſich eine Himmelsleiter, auf der ſich auch nur einigermaßen fußen ließe. Wir haben ſomit in dem Myſticismus des Paracelſus ein Beiſpiel jener Ausartung der Myſtik in eine neugierige Speculation, welche die Religion mehr zur Sache des höhern Wiſſens, als des praktiſchen Lebens macht und das wahrhaft Erbauliche derſelben in einem ſchweflichten Dunſtkreis von magiſchen Formeln erſtickt. Paracelſus war zwar kein Theologe von Beruf; aber das allein kann den Mangel ſeines religiöſen Syſtems uns nicht erklärlich machen, da ja auch andere Nichttheologen, zumal in jener Zeit, ein Bedeutendes aus dem Schatz ihres Herzens beigetragen haben zur Förderung der chriſtlichen Wahrheit. Es ſcheint ihm wirklich an einem ſpeciellern chriſtlichen Intereſſe gefehlt zu haben; dieſes ſpielt nur eine höchſt untergeordnete und zweideutige Rolle. Das Religiöſe und Chriſtliche, das wir bei ihm finden, ſchien mehr in der Zeit, der er angehörte, als in ihm zu liegen, mehr zufällige Form ſeiner Philoſophie, als die Grundlage derſelben. Sein eitler, hochmüthiger Geiſt, ſein unordentlicher Lebenswandel, ſein Durſt nach Gold hinderten ihn wohl an der Empfänglichkeit für die wahren Ideen und für die lebenswirkende Kraft des Chriſtenthums, wozu vielmehr eine demüthige Hingebung und ein einfacher, kindlicher Sinn gehört. Paracelſus ſteht hierin auf einer Linie mit ſo manchen andern, die das Wiſſen aufgebläht hat und von denen der Apoſtel ſagt, daß ſie immer lernen, aber nie auslernen, d. h. vor lauter Suchen und Speculiren nie zur Erkenntniß jener einfachen Wahrheit gelangen, von der Chriſtus ſagte, daß ſie der Vater nicht den Weiſen der Welt, ſondern den Unmündigen geoffenbart habe.

Fragen wir endlich noch nach der beſondern Stellung, die Paracelſus zum Proteſtantismus eingenommen, ſo iſt auch das merkwürdig, daß die große Erſcheinung der Reformation, in die ſein Leben fiel, ziemlich unbeachtet an ihm vorüberging. Daß ihn Oekolampad den Baslern empfohlen haben ſoll, läßt weiter

auf kein innigeres Verhältniß beider Männer ſchließen. Ueber Luthern urtheilte er in ſeinem Hochmuth, daß dieſer nicht werth ſei, ihm die Schuhriemen aufzulöſen, und daß, wenn er anfangen wolle zu reformiren, ſo wolle er den Papſt und die Reformatoren erſt recht in die Schule führen*). Von der andern Seite aber war er keineswegs ein gläubiger Katholik, wandte auch ſeinen Myſticismus (ſo viel mir bekannt iſt) nicht an zur Stützung der katholiſchen Lehre, was ihm ein Leichtes geweſen wäre; ſondern im Gegentheil kommen in ſeinen Schriften mehrere Stellen vor, worin er den Aberglauben ſeiner Kirchgenoſſen bekämpft. So ſchrieb er ein Buch wider die Gelübde**), die er als eine Erfindung des Antichriſts beſchreibt, ein anderes wider die abergläubiſche Verehrung der Heiligen und eins über die Ceremonien***), welche ſämmtlich einen reformatoriſchen Anſtrich haben und auch in einer weniger myſtiſchen Sprache abgefaßt ſind †).

Eben ſo wenig aber als Paracelſus ein rechtgläubiger Katholik war, eben ſo wenig ſtimmte ſein Syſtem mit der orthodoxen proteſtantiſchen Theologie überein; denn darin, daß er nach der thieriſchen Natur in dem Menſchen einen Samen des Göttlichen, etwas Engelgleiches annahm von Natur, entfernte er ſich bedeutend von denen, welche im Sinne der Kirche ein gänzliches Verderben des Menſchen behaupteten. Hingegen lehnten ſich an ſeine Behauptungen die der folgenden Myſtiker in der evangeliſchen Kirche an. Indeſſen können wir ſeine Erſcheinung nur als eine vorbereitende auf dieſe ſpätern Erſcheinungen betrachten, indem er die Form zu einer theologiſchen Denkweiſe zubereitet hat, in welche andere, mehr chriſtlich geſtimmte Gemüther den tiefern Gehalt ihres innern Lebens niederlegten. Mit dieſen Männern und ihren Lehren, namentlich mit Valentin Weigel und Jacob Böhm werden wir uns in der folgenden Stunde zu beſchäftigen haben.

*) Sprengel a. a. O. S. 354.

**) Liber philophiae de votis alienis im IX. Bd. der deutſchen Werke.

***) De auctoritate Sanctorum, de superstitionibus et ceremoniis.

†) Andere ſeiner theologiſchen Werke, z. B. ſein Commentar über den Brief Judä ſind mir nicht zu Geſicht gekommen.

Funfzehnte Vorleſung.

Valentin Weigel (Eſaias Stiefel. Ezechiel Meth. Robert Fludd) und Jacob Böhm.

Wir haben uns in der vorigen Stunde mit dem Weſen der Myſtik und des Myſticismus beſchäftigt. Wir haben geſehn, wie die Neigung, das Geheimnißvolle zu ergründen, tief in der Natur des Menſchen wurzelt und wie dieſe Neigung durch wiſſenſchaftliche Methode nothwendig beſchränkt werden muß, wenn nicht eine ungemeſſene Phantaſterei an die Stelle beſonnener Forſchung treten ſoll. Wir haben aber auch anerkannt, wie bei allen Fortſchritten der Wiſſenſchaft doch auch noch viel Dunkles übrig bleibe, das der der Wiſſenſchaft voraneilenden Ahnung einen weiten Spielraum läßt, und daß wenigſtens im Gebiete der Dichtung die Phantaſie ein Recht haben müſſe, auch dieſe geheimnißvollen Saiten anzuſchlagen, vorausgeſetzt daß die Verwirrung von Dichtung und Wahrheit möglichſt vermieden werde. Beſonders aber ſuchte ich darzuthun, daß das religiöſe Leben des Menſchen Beziehungen in ſich faſſe, die ſich ſchwerlich in bloßen Verſtandesbegriffen darſtellen laſſen, und daß ſomit das religiöſe Gefühl ſich eine eigne Sprache ſchaffe, die nur dem Religiöſen ſelbſt verſtändlich iſt. Wir haben darum auch derjenigen religiöſen Richtung ihr volles Recht widerfahren laſſen, die überwiegend nach der Seite des Gefühls hinneigt, ſo lange ſie nur einer klaren Verſtändigung über dieſe Gefühle ſich nicht entzieht, ſo lange ſie nicht in förmliche Einſeitigkeit ausartet. Wir haben ſodann dieſe Einſeitigkeit ſelbſt näher beleuchtet, und gezeigt, wie der Myſticismus auf zwei Abwege gerathen kann, wovon der eine mehr in der Verwirrung der menſchlichen Erkenntnißkräfte, der andere mehr in der Ueberſpannung und Ueberreizung des Gefühls beſteht, und haben die Gefahr angedeutet, welche damit für das wahre religiöſe und chriſtliche Leben verbunden iſt. Endlich ſind wir dann zur

Geſchichte des Myſticismus übergegangen und haben uns zuletzt mit dem Syſtem eines Mannes beſchäftigt, der in dem kühnen Streben, der Natur ihre Geheimniſſe abzulocken, auf mancherlei ſonderbare Behauptungen geführt wurde, dabei aber auch wohl einzelne Blicke in das Weſen des Geiſtes that, die gegenüber einer verdorrten und verſchrumpften Begriffstheologie immer noch von einigem Leben zeugten. Paracelſus gehört indeſſen weder der Geſchichte des Proteſtantismus noch der des Katholicismus, ſondern vielmehr der Geſchichte der Myſtik überhaupt an, indem das Confeſſionelle keinen Einfluß auf ſein Syſtem übte. Auch war er weniger Theoſoph, als Naturphiloſoph, da bei ihm das Religiöſe mehr nur im Dienſt des Natürlichen ſtand, während bei ſeinen Nachfolgern eher umgekehrt die natürliche Seite des Syſtems mehr der Theologie dienen mußte.

Valentin Weigel und Jacob Böhm — ſind die beiden Männer, an denen wir jetzt den Myſticismus der evangeliſchen Kirche oder die Theoſophie genauer kennen lernen ſollen.

Valentin Weigel, geb. 1533 zu Hayn im Meißniſchen, bekleidete ſeit 1567 die Pfarrſtelle zu Tſchopau, in derſelben Gegend, und ſtarb eben daſelbſt nach einer Wirkſamkeit von 21 Jahren im Jahr 1588. Während ſeines Lebens gab Weigel keinen Anſtoß mit ſeinen Lehren; er genoß vielmehr das Lob eines frommen, andächtigen Predigers *). Seine Vorliebe zur Myſtik hatte er bloß dadurch kundgegeben, daß er das auch von Luthern hochgeſchätzte Büchlein von der deutſchen Theologie mit einer Vorrede herausgab. Nicht ohne inneres Widerſtreben hatte er auch die Concordienformel unterſchrieben **); er ſchien aber wenig Werth auf die gelehrte Behandlung der Theologie zu legen, wie ſie damals betrieben wurde. Ihn reute die Mühe, die Arbeit und das Geld, welche auf die vielen theologiſchen Werke verwandt würden, und meinte, es möge einer über dieſem Studium faſt krank und unſinnig werden und graue Haare drüber bekommen, ohne dadurch näher zu Chriſto geführt zu werden. — Nach ſeinem Tode gerieth

*) Vgl. über ihn Walchs Einl. in die Religionsſtreitigkeiten der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. Bd. IV. S. 1028. ff. und Planck, Geſchichte der prot. Theol. S. 72. ff.

**) Walch S. 1027.

ein Cantor von Tschopau auf den Gedanken, den schriftlichen Nachlaß Weigels durch den Druck herauszugeben. Die Schriften erschienen zu Magdeburg (oder Halle) unter dem erdichteten Namen Neustadt. Unter ihnen haben die Kirch- und Hauspostille und eine andere Schrift mit dem Titel: „Der güldene Griff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen," das meiste Ansehn erlangt. —

Weigel stimmte darin mit Schwenkfeld zusammen, daß er neben der Bibel, welche die protestantische Kirche als die einzige Richtschnur des Glaubens aufstellte, zugleich ein inneres Licht annahm, ohne welches das Verständniß der Bibel uns dunkel bleibe, eine Behauptung, die selbst Luther hie und da geäußert hatte, und welche später von den Quäkern einseitig herausgehoben wurde. Bei dem überwiegenden Hange zur Buchstäblichkeit, wie wir ihn bei den Orthodoxen der damaligen Zeit gefunden haben, darf es uns nicht wundern, wenn sich auch solche Stimmen erhoben, die dieser Aeußerlichkeit gegenüber das Innere, wenn auch mit Vernachläßigung des Aeußern, heraushoben. Die Behauptung, daß die wahre Erleuchtung in religiösen Dingen nicht nur von dem richtigen grammatischen und logischen Verständniß der Bibel abhange, sondern daß ein dem Göttlichen verwandter Geist in uns das Göttliche, das von außen an uns kommt, sich aneignen, und gleichsam in Saft und Blut verwandeln müsse, ist an und für sich eine so vernünftige und dem ächten Geiste der Religion so vollkommen angemessene Behauptung, daß die Verkennung derselben, die leider! zu allen Zeiten geherrscht hat, nur zu bedauern ist; denn die Bibel selbst versichert uns ja, daß der Buchstabe tödte, der Geist aber lebendig mache; Christus selbst sagt, „meine Worte sind Geist und Leben," und weist uns überall an die innere Erfahrung, an die Stimme des Gewissens, ob er gleich auch sagt, „forsche in der Schrift." In der ganzen katholischen Kirche hatte sich auch von Anbeginn an der Glaube erhalten, daß der Geist Gottes, der aus der Schrift redet, auch fortwährend in der Kirche thätig sei, daß er noch immer in die Wahrheit leite, und diese Behauptung war an sich so vollkommen richtig, daß die angesehensten Kirchenlehrer ihr beitraten. Erst als die katholische Kirche angefangen hatte, willkürliche Menschen-

satzung neben die Schrift zu stellen und auch das für Aussprüche des göttlichen Geistes auszugeben, was sogar gegen die Aussprüche der heiligen Schrift war und dem Geiste des Christenthums widersprach, war es nöthig, auf die früheſten geschriebnen Urkunden des Christenthums, auf die älteſten Zeugniſſe des Geiſtes zurückzugehn, und dieſe allein festzuhalten, der verderbten Ueberlieferung gegenüber. Das thaten denn die Reformatoren. Statt nun aber aus dieſer wieder neu eröffneten Quelle des geschriebenen Wortes Gottes den frischen Geiſt des Lebens zu schöpfen und das daraus Geschöpfte selbſt wieder geiſtig und lebendig zu verarbeiten, wie es die Reformatoren selbſt thaten oder wenigſtens verſuchten, klammerte ſich der ſpätere Proteſtantismus mit einer falſchen Aengſtlichkeit an den Buchſtaben der Schrift an, und behandelte die Bibel ungefähr wie ein menſchliches Geſetzbuch, wo man bald vornen, bald hinten aufſchlägt, um den Willen des Geſetzgebers zu erfahren, ohne daß dieſer Wille in ſeiner Zuſammenſtimmung mit den innerſten Bedürfniſſen unſers Geiſtes gefaßt wurde. Die aufs Aeußerſte getriebene Anſicht von dem Verderben des Menſchen und ſeiner natürlichen Unfähigkeit, das Gute zu erkennen, die Annahme, daß ſeine Vernunft in Beziehung auf die Lehre des Heils eine ſtockblinde ſei, mochte zum Theil ohne es zu wollen, dieſe rein äußerliche Verfahrungsweiſe begünſtigen. Um ſo weniger haben wir uns aber dann zu wundern, wenn nun einzelne — und das waren gewiß die geiſtigern Menſchen — wieder in den eigenen Buſen griffen und auf die Stimme lauſchten, die auch von da und nicht bloß von der Blattſeite des geſchriebenen Buches aus an uns ergeht, und in den fleiſchernen Tafeln des Herzens, von denen der Apoſtel redet, eben ſowohl zu leſen ſich bemühten, als in den ehernen Tafeln des Geſetzes oder gar auf den papierenen der kirchlichen Bekenntnißſchriften. Freilich war aber auch bei dieſem Forſchen nach dem innern Worte Gottes eine nicht geringe Gefahr vorhanden, von der richtigen Spur der geſunden Gotteserkenntniß ſich zu verlieren und auf gefährliche Abwege zu gerathen. „Traut nicht, hieß es auch hier, einem jeglichen Geiſte, ſondern prüfet die Geiſter, ob ſie aus Gott ſeien?“ — Und an was ſollte man die Geiſter prüfen? Woran ſollte man erkennen, ob die Stimme in uns wirklich eine Stimme Gottes, oder ob ſie nicht

vielmehr die Stimme des Eigenwillens, der fleiſchlichen Weisheit ſei? — Hier trat nun wieder das äußere, das geſchriebene Wort des Evangeliums in ſeine heiligen Rechte ein, und ſo ſehr die irrten, welche glaubten, man könne ohne Rückſicht auf die innere Stimme des Herzens, aus den heiligen Büchern eine ſchon äußerlich fertig gemachte Wahrheit ſchöpfen, eben ſo ſehr hatten die recht, welche behaupteten, man müſſe auch das innerlich Erfahrene und Gegebene an dem geſchriebenen Worte Gottes meſſen und prüfen *). Mochte auch wieder das Verſtändniß dieſes geſchriebenen Wortes ſelbſt mehr oder weniger von der innern Verfaſſung und Stimmung des Gemüthes abhangen, ſo ließ ſich doch ohne abſichtliche Selbſttäuſchung das klar Ausgeſprochene nicht hinwegdeuten, und eine Verſtändigung war bis auf einen gewiſſen Grad für jeden möglich, der ſich wollte zurechtweiſen laſſen. In der Schrift war alſo die heilige Schranke gegeben für alle ſich ſelbſt überlaſſene Schwärmerei des Gedankens. Aber eben dieſe Schranke wurde von den Myſtikern häufig überſprungen. Sie begnügten ſich nicht damit, das innere Wort neben das äußere zu ſtellen, es gleichſam nur als den tiefern Wiederhall deſſen zu betrachten, was in der äußern Offenbarung laut und vernehmlich uns verkündet wird; ſondern ſie ſtellten es nicht ſelten über die Schrift und ſetzten ſich über die Ausſprüche derſelben in hochmüthigem Selbſtvertrauen hinweg.

Ob und in wie weit nun dieß auch Weigel gethan habe, kann ich in Ermanglung der nöthigen Quellen, nicht vollſtändig beurtheilen **). Doch wenn wir einige ſeiner Aeußerungen darüber vernehmen, ſo ſcheinen dieſe hauptſächlich gegen die falſche äußere Buchſtäblichkeit gerichtet; und wenn ſie auch an den eben bezeichneten Irrthum ſtreifen, ſo müſſen wir nur bedenken, daß der Irrthum jener auf ihre Rechtgläubigkeit pochenden Buchſtabenmenſchen nicht geringer war. So ſagt Weigel unter anderm ***):

*) Richtiger wird die heilige Schrift, inſofern ſie geſchriebenes Wort iſt, als die Norm des Glaubens (regula, κανων), denn als die Quelle deſſelben bezeichnet; obwohl ſie es auch mit iſt.

**) Es ſtand mir dieß die Poſtille zu Gebot; den güldnen Griff konnte ich nicht auftreiben und mußte mich auf die Mittheilungen daraus beſchränken, welche Walch a. a. O. giebt.

***) Poſtille Th. II. S. 61. 62. und Walch 1044.

„Das iſt gewiß, wir müſſen vom heiligen Geiſt, von der Salbung in uns gelehret werden; ſonſt iſt alles umſonſt, was man auswendig lehret oder ſchreibet. Wir müſſen alle von Gott gelehrt werden; von innen muß herausquellen die Erkenntniß in dem Gegenwurf, und nicht vom Buch hineingetragen werden; denn daſſelbe hält nicht Stich.“ — Auch ſchien die Lehre Weigels darauf hinauszukommen, nicht darum ſei etwas wahr, weil es in der Bibel ſtehe oder weil es ein Apoſtel geſagt habe, ſondern darum ſtehe es in der Bibel, und darum werde es von dem Apoſtel gelehrt, weil es wahr und göttlich ſei. — „Es iſt nicht genug, ſagt er *), ſprechen, dieſer iſt ein ſolcher Mann geweſen; er hat den heiligen Geiſt gehabt, er kann nicht irren... Was iſt Kephas? Wer iſt Paulus? ſpricht der Apoſtel. Wer iſt dieſer oder jener? Menſchen ſind ſie. Gott, Gott, Gott iſt es allein, der den Glauben wirket und Urtheil giebt zu prüfen alle Geiſter und Schriften.“ — Hiemit unterwirft Weigel allerdings die heilige Schrift dem Urtheil Gottes in uns, d. i. dem innern Worte, der innern Stimme. Ob er aber damit gemeint habe, auch das Einzelne der Schrift müſſe den Ausſprüchen des innern Wortes unterworfen und darnach erſt geprüft oder gedeutet werden, oder ob er bloß meinte, unſer Inneres müſſe uns allerdings Zeugniß geben von der Göttlichkeit der Schrift im Allgemeinen, vermag ich nicht zu entſcheiden. Im letztern Fall müßten wir ihm Recht geben; denn wenn wir nicht irgendwie oder irgendwo einen innern Prüfſtein in uns trügen, an dem wir die Wahrheit einer Offenbarung erkennen, ſo könnte man uns ja eben ſo gut jedes andere Buch als die Bibel aufdringen. Aber nach andern Aeußerungen zu urtheilen, ſcheint Weigel noch weiter gegangen zu ſein und z. B. die Bücher der heiligen Schrift am meiſten geſchätzt zu haben, die ſeiner myſtiſchen Richtung am meiſten zuſagten; ſo nannte er die Offenbarung Johannis, welche grade Luther minder hochgeſtellt hatte, „das allervornehmſte Buch und den Kern der ganzen heiligen Schrift **).“ So mag alſo Weigel allerdings die bloße ſubjective Stimmung mit dem Worte Gottes in uns

*) Im güldnen Griff. C. 19. (nach Walch).
**) Nach Walch S. 1045.

verwechſelt haben, grade wie andere den handgreiflichen (poſitiven) Buchſtaben mit dem Worte Gottes außer uns verwechſelten.

Wie die Myſtiker in der Lehre von der Schrift ſich der Aeußerlichkeit derer entgegenſetzten, welche die Offenbarungen Gottes ſoſehr in den Buchſtaben der Bibel einſchloſſen und ihn auch damit abſchloſſen, daß ſie jede weitere Erleuchtung des Menſchen auf innerlichem und geiſtigen Wege für Schwärmerei hielten, ſo ſetzten ſich auch die Myſtiker jener äußerlichen Anſicht von der Schöpfung entgegen, wonach Gott zwar einmal Himmel und Erde geſchaffen hat, nun aber mit der Welt in keine lebendige Berührung mehr tritt, ſondern ſie gleichſam, wie der Künſtler die von ihm gefertigte Maſchine, ihrem Schickſal überläßt. Wie ſchon Paracelſus annahm, daß Gott ſelbſt durch die Kraft in den Dingen wirke und ſo der zeitlichen Schöpfung eine ewige Schöpfung entgegenſetzte, ſo lehrte auch Weigel Aehnliches; wobei er ſich freilich wie dieſer auf eine Weiſe ausdrückte, die leicht den Begriff der Schöpfung ganz aufhob und die Welt Gott gleichſtellte. Eine ſolche pantheiſtiſche Aeußerung Weigels iſt folgende *): „Was Gott ſchaffet, das iſt er ſelber; und Gott ſchaffet nichts, denn das er ſelber iſt; ſo macht er auch nichts anders, denn das er ſelber iſt, das iſt alle Dinge; denn er iſt alle Dinge.“ — So war auch ſeine Vorſtellung von der Beſchaffenheit des Menſchen der des Paracelſus ähnlich. Auch er ließ, wie P., den Menſchen aus drei Theilen, aus Leib, Seele und Geiſt beſtehn; der Leib iſt von den Elementen, die Seele aus dem Geſtirn, (entſprechend dem ſideriſchen Leib des P.) der Geiſt aber aus Gott ſelbſt. — Aehnlich mit Schwenkfeld nahm er auch einen göttlichen Leib Chriſti an, den er neben ſeinem eigentlichen irdiſchen Leib beſeſſen habe, und andres der Art mehr.

So wenig als die Myſtiker mit dem äußerlichen Begriff der Offenbarung und der Schöpfung ſich begnügten, ſo wenig mit dem äußerlichen, bloß hiſtoriſchen Begriff der Erlöſung. Sie meinten, daß das, was einmal äußerlich durch Chriſtum geſchehen ſei, nun ſich auch innerlich in jedem Menſchen wiederholen müſſe, und gaben den bibliſchen Redeweiſen von einem Sterben mit Chriſto und einem

*) Oeffent. Bekennt. c. 18. bei Walch 1049. u. tabern. Mos. ebend.

Auferſtehen mit ihm einen viel buchſtäblichern Sinn, als die ſonſt buchſtäblichen Orthodoxen. So ſagt Weigel *): „Chriſti Tod und Auferſtehung hilft keinem nicht von außen an; ein jedes muß es in ihnen haben; denn zu gleichem Tod ſind wir mit Chriſto getauft und durch die Taufe mit ihm begraben. — Ein trefflicher Irrſal iſt es bei den falſchen Chriſten, daß ſie einen andern laſſen das Geſetz thun, leiden und ſterben, und ſie wollen ohne Buße ſich behelfen mit der bloß (von außen) zugerechneten Gerechtigkeit **). Nein, in der Wahrheit, es hilft nichts von außen an; ſpring hoch oder nieder, das Leben Chriſti in dir muß es thun, der in dir wohnende Chriſtus, nicht der, der außer dir bleibt" Das bloße ſich Verlaſſen auf Chriſti Verdienſt ohne eigene Anſtrengung nennt er „ein Zechen auf ſeine Kreiden ***)."

Auch rückſichtlich der Gnadenmittel konnte ſich Weigel nicht mit den gewöhnlichen Vorſtellungen vom Gebet, dem Genuß der Sacramente u. ſ. w. begnügen. Das äußerlich geſprochene Gebet war ihm nur eine Stütze der Schwachen; das rechte Gebet beſtand ihm im gänzlichen Verſenken der Seele in Gott. Er nimmt hier drei Stufen von Betern an: „Die Anfangenden" ſagt er †), „bitten mit dem Munde, auch etlichermaßen mit dem Herzen, welche oft nicht wiſſen, was ſie beten; als etliche Kranke bitten um Geſundheit, etliche Arme bitten um Reichthum, und wiſſen nicht, daß ſie oftmals die Verdammniß bitten: ſolche Anbeter fallen oftmals in große Sünde und verhindern ihr Gebet ſelber. — Die Zunehmenden im Glauben (die zweite Stufe) bitten mit Herz und Mund zugleich, gebens Gott anheim; wie er's gebe und mache, ſoll es ihnen lieb ſein, ſie beten um Geduld in Armuth, Krankheit, im Elend und hüten ſich vor Sünden, ſo viel ſie mögen. — Die Vollkommenen (und dieß iſt die Stufe, welche Weigel ſelbſt erreicht zu haben glaubte) bedürfen keines Mundgebetes, ſie beten im Geiſte und in der Wahrheit; da iſt eine ganze Ergebung und Aufopferung ihrer ſelbſt, in ge-

*) Poſtille Th. III. S. 15. 16. bei Walch 1054.
**) Wörtlich: mit der imputativa justitia. Auch in den folgenden Anführungen geben wir (unbeſchadet der Treue) die eingemengten lateiniſchen Brocken deutſch wieder.
***) Poſtile S. 235.
†) Siehe Kirch- oder Hauspoſtile S. 67.

laſſener Gelaſſenheit; ihr Geiſt wird ganz geſenket in die Gottheit, und in einem Augenblick bekommen ſie Erleuchtung von Gott; denn ſie beten nicht um ein Stück Brot oder um ein Paar Stiefeln oder um ein Hemde, ſondern ſie ſuchen allein das ewige Gut, und das andere wird ihnen zugeworfen." — Dieſe Vollkommenheit hat freilich etwas Schönes, aber auch ihr Gefährliches. Wer kann ſagen, er bedürfe des Mundgebetes nie und in keiner Lage? und wer bedürfte nicht auch der Bitte um das tägliche Brot? Hier gehen die Forderungen der Myſtik über die des Evangeliums hinaus, indem ſie das Unmögliche, Unnatürliche verlangen. Den Gebrauch der Sacramente verwarf Weigel nicht geradezu, wie andere Myſtiker thaten. Daß ihm aber die bloße Waſſertaufe und die äußere Communion nicht genügen konnte, ſondern daß er nur die als wahre Chriſten erkannte, welche vermöge der Geiſtestaufe wiedergeboren ſind und welche Chriſti Leib und Blut geiſtig in ſich aufnehmen, ja daß er namentlich mit andern Myſtikern die Liebe über alles hochſtellte, durch die wir alle Gebote erfüllen können, wird man ihm ſchwerlich, als Schwärmerei anrechnen wollen. In ſolchen Hinweiſungen auf das Innere lag gerade das heilſame Gegengewicht, welches die Myſtik gegen die äußere Scholaſtik der todten Begriffstheologie bildete, und ſo muß man auch das Hinüberſchwanken auf die entgegengeſetzte Seite den damaligen Myſtikern zu gut halten. —

Freilich konnte dann auch das Mißverſtändniß und die Uebertreibung nicht immer ausbleiben. Die Sprache der Myſtiker glich einer Flamme, die ſich ſchwer bezähmen und bewachen läßt, und die leicht weiter um ſich griff, als zur Erwärmung der Gefühle nöthig war. An die Stelle der letztern trat bei vielen Erhitzung der Phantaſie, und die Fieberglut des entzündeten Gehirns mußte die reinere Glut des Herzens erſetzen. So wurde ein Leſer der Weigelſchen Schriften, ein gewiſſer Eſaias Stiefel von Langenſalz, der mehrere Traktätchen verfaßte, beſchuldigt, ſich ſelbſt für den Herrn Chriſtum ausgegeben zu haben, was ihm eine harte Gefangenſchaft zuzog*). Andere Schwärmer, wie Ezechiel Meth verfielen auf ähnliche Behauptungen, wie ſie ſchon bei den Wie-

*) Vgl. Walch S. 1065. und Planck S. 85.

derläufern zur Zeit der Reformation im Schwange waren. Auch über Deutschland hinaus verbreitete sich der Hang zur Mystik, und in England trat unter verschiedenen Formen Robert Fludd in die Fußtapfen des Paracelsus. Noch mehr Aufsehen aber, als Valentin Weigel und sein ganzer Anhang machte in Deutschland der berühmte Mystiker und Theosoph Jacob Böhm. Dieser merkwürdige Mann ist geboren 1575 zu Altseidenburg, einem Marktflecken in der Oberlausitz*). Seine Aeltern waren arme Bauersleute, denen der Knabe in ihren Geschäften an die Hand ging, indem er das Vieh hütete. Schon hier war die Phantasie des sich selbst überlassenen Knaben thätig und ließ ihn in wunderlichen Gesichten Dinge schauen, die seine Anhänger später nicht unterließen als Beweise seiner göttlichen Berufung geltend zu machen, während seine Feinde sie eben so entschieden für absichtlich erlogene Mährchen erklärten. Wir werden am Besten thun, ihre äußere Wahrheit auf sich beruhen zu lassen.

Mit einem dürftigen Lese- und Schreibunterricht versehen, trat der junge Böhm in Görlitz bei einem Schuster in die Lehre. Auch hier hatte er einst eine Vision. Als er sich nämlich allein in der Bude des Schusters befand, kam ein fremder Mann, der ein Paar Schuhe kaufen wollte. Der Lehrling, der in der Abwesenheit des Meisters nicht gern etwas verkaufte, suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er für die Schuhe einen übermäßigen Preis forderte, in der Hoffnung, der Käufer werde sich zurückziehen. Dieser zahlte aber ohne Weitres die verlangte Summe und nahm die Schuhe mit sich. Kaum war er zum Laden hinaus, als Böhm die Worte hörte: Jacob! komm' heraus! — Jacob gehorchte, wiewohl mit erschrockenem Herzen. Da sah er denselben Herrn, der die Schuhe gekauft hatte, mit funkelnden Augen vor sich stehen, und dieser sagte: „Jacob, Jacob, du bist klein; aber du wirst groß und ein ganz andrer Mann werden, so daß die

*) Vgl. über ihn (außer Walch und Planck) Abelung, Geschichte der menschlichen Narrheit im 2. Band. Franz Horn, Geschichte der Beredtsamkeit I. S. 236 ff. Menzel, Geschichte der Deutschen Bd. VI. Wullen, Jacob Böhms Leben und Lehre Stuttg. 836. und auch besonders den Artikel von Rätze in der Hall. Encyklopädie unter: Böhm. Für die Lehre, außer Wullen, Umbreit, Jacob Böhme Heidelb. 835. und Baurs christl. Gnosis S. 557 ff.

Welt ſich über dir verwundern wird. Sei alſo fromm, fürchte Gott und ehre ſein Wort. Beſonders lies gern in der heiligen Schrift, worin du Troſt und Unterweiſung finden wirſt; denn du wirſt viel Noth, Armuth und Verfolgung leiden müſſen. Aber ſei getroſt und bleibe beſtändig; denn du biſt Gott lieb, und er iſt dir gnädig."

Böhm führte hinfort eine eingezogene Lebensweiſe und ward von ſeinen Mitgeſellen nicht ſelten wegen ſeiner Frömmigkeit verſpottet. Nach überſtandner Lehrzeit begab er ſich auf die Wanderſchaft, erwarb ſich dann 1594 in Görlitz das Meiſterrecht und heirathete die Tochter eines dortigen Fleiſchhauers. Aber ſchon auf ſeiner Wanderſchaft hatte Böhm fortwährend den religiöſen und philoſophiſchen Ideen nachgehangen, wie ſie durch Paracelſus, Weigel u. a. hie und da verbreitet waren, in ſeiner eigenthümlichen Geiſtesſtimmung aber eine tiefere Nahrung fanden. Schon hier war er einſt, wie er ſich ausdrückt, „durch den Zug des Vaters in dem Sohne dem Geiſte nach in den heiligen Sabbath und Ruhetag der Seele verſetzt worden, worin er ſieben Tage lang in höchſter göttlicher Beſchaulichkeit verweilte." Auch als Schuſtermeiſter ſetzte er dieſes beſchauliche Leben fort, und auch die Viſionen ſtellten ſich von Zeit zu Zeit wieder ein. Eine der merkwürdigſten war die, welche er im Jahr 1600 im 25. Jahre ſeines Alters hatte, wo er durch den Anblick eines zinnernen Gefäßes „als eines lieblichen jovialiſchen Scheines," von einem Strahl des höhern Lebens ſich ergriffen und in „das Centrum der geheimen Natur ſich hineinverſetzt" glaubte. Man muß ſich dabei erinnern, daß die Natur der Metalle in dem Syſtem der Myſtiker eine wichtige Rolle ſpielte, um zu begreifen, wie der Anblick eines zinnernen Gefäßes, das uns alle ſehr kalt laſſen würde, eine ſolche Wirkung auf Böhms Einbildungskraft hervorbringen konnte. Zu dieſen Viſionen kam der Umgang mit einigen Aerzten, welche gleichfalls den geheimen Wiſſenſchaften ergeben waren und durch ihre gelehrtere paracelſiſche Sprache auf Böhms Ausdrucksweiſe einigen Einfluß übten. Genug, Böhm fühlte ſich ums Jahr 1610 angeregt, als Schriftſteller auf dieſem Gebiete aufzutreten. Das erſte Werk, das er ans Licht treten ließ, führte den Titel: „Morgenröthe im Aufgang, das iſt die Wurzel oder Mutter der Philosophiae,

Atrologiae und Theologiae aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natur, wie alles gewesen und im Anfang worden ist, wie die Natur und Elementa creatürlich worden sind, auch von beiden Qualitäten, bösen und guten; woher alle Ding seinen Ursprung hat, und wie es jetzt stehet und wirket, und wie es am Ende der Zeit werden wird, auch wie Gottes und der Höllen Reich beschaffen ist, und wie die Menschen in jedes creatürlich wirken; alles aus rechtem Grunde und Erkenntniß des Geistes im Wallen Gottes mit Fleiß gestellet durch Jacob Böhmen in Görlitz im Jahr Christi 1612, seines Alters 37 Jahr, Dienstag im Pfingsten."

Anfänglich war es Böhms Absicht nicht, die Schrift drucken zu lassen, sondern ein ihm befreundeter Adliger (Karl von Enderen), dem er sie mittheilte, ließ sie durch Abschriften vervielfältigen, und von diesen Abschriften fiel eine dem Pastor Primarius von Görlitz, Gregorius Richter in die Hände. Dieser war ein strenger lutherischer Orthodox, ein arger und gewaltiger Poltrer. Daß ein ungelehrter Schuster es wage, von seinem Leisten weg in die Theologie zu pfuschen, erschien dem gelehrten Manne als ein gräulicher Eingriff in die gelehrte Zunftgerechtigkeit. Er unterließ nicht, seinen Eifer dagegen auf der Kanzel laut werden zu lassen, ja er bedrohte Görlitz mit dem Schicksal von Sodom und Gomorrha, wenn es einen solchen Irrlehrer länger in seinen Mauern dulde. Der Magistrat, der sich sofort in die Sache mischte, forderte Böhm die Handschrift seines Werkes ab, verwahrte sie unter Schloß und Riegel auf dem Rathhause und untersagte ihm das Bücherschreiben, dem Pastor aber das Poltern auf der Kanzel. Beide gehorchten jedoch nur für einige Zeit. Böhm nahm sich zwar ernstlich vor, nichts mehr zu schreiben; aber diesen Entschluß seines „äußern Menschen," mußte er, wie er sich selbst ausdrückt, an seinen „innern Menschen" gefangen geben. Auch munterten ihn viele bedeutende Personen, namentlich mehrere Adlige auf, sein Talent nicht zu vergraben, und als das lässig betriebene Schusterhandwerk endlich aufgegeben werden mußte, unterstützten ihn diese vornehmen Gönner hinlänglich genug, als daß er nicht von nun an seinem Schriftstellerberuf mit ungestörter Muße hätte nachleben können. So folgten seit dem Jahre 1619 seiner Morgenröthe im Aufgang noch mehrere andere Schriften, unter denen

ſein „Weg zu Chriſto“ eine der berühmteſten iſt. Aber um ſo grimmiger brach nun auch der Zorn des Primarius Gregorius Richter wider ihn aus. Eine Privatangelegenheit half dieſen Zorn erhöhen, und dient zugleich dazu, uns einen Beweis von der niedrigen Geſinnung dieſes Zeloten und von dem ſittlichen Zuſtande der Zeit überhaupt zu geben. Ein junger Bäcker, ein Verwandter Böhms, hatte kurz vor Weihnachten von dem Prediger einen Thaler entlehnt. Dieſe Schuld hatte er nach dem Feſte wieder abgetragen und aus Dankbarkeit einen „Striezel“ (Butterwecken) als Geſchenk beigefügt, in der Meinung, daß ihm der Paſtor die Zinſen erlaſſen werde. Aber der Paſtor verlangte zu dem Striezel auch noch die Zinſen, die der Thaler in vierzehn Tagen getragen hatte, und dräuete dem armen Schuldner mit dem göttlichen Fluche, wenn er dieſelben nicht erlege. Böhm wollte ſich des unglücklichen Verwandten, der an ſeiner Seligkeit zu zweifeln anfing, annehmen und machte dem Prediger deßhalb einen Beſuch, um ihn zur Nachſicht zu bewegen. Dieſer aber war ſo ungehalten auf Böhm, daß er in lautes Toben und Schelten ausbrach, und den Pantoffel auf ihn ſchleuderte. Böhm in aller Gelaſſenheit hob den Pantoffel auf, ſtellte ihn zu des ergrimmten Mannes Füßen, und verabſchiedete ſich mit den Worten: „Herr, zürnet nicht, ich thue euch kein Leid, ſeid Gott befohlen.“ Aber die feurigen Kohlen, welche Böhm durch dieſes Benehmen auf des Paſtors Haupt ſammelte, erglühten ſtatt in Schaam nur in erhöhtem Zorn und ſchlugen vollends in Flammen aus, als Richter den Sonntag drauf wieder die Kanzel beſtieg. Da nannte er Böhmen öffentlich einen Aufrührer, einen unruhigen, leichtfertigen Mann und Ketzer, einen Tumultuanten und Reſiſtenten des heiligen Predigtamts u. ſ. w. und forderte den Magiſtrat und die Bürgerſchaft von Görlitz auf, das Rachſchwert wider ihn zu ergreifen, damit Gott nicht Urſache habe, „in ſeinem Zorn die Stadt verſinken zu laſſen, gleichwie geſchehen den Aufrührern, die dem Moſes widerſtanden.“ Böhm ſtand während der ganzen Predigt an einen Pfeiler gelehnt der Kanzel gegenüber. Nach vollendetem Gottesdienſt, als das Volk ſich verlaufen hatte, trat er noch in der Kirche zu dem Prediger, der mit dem Capellan gegenwärtig war, und bat ihn beſcheiden, ihm ſeine Miſſethaten zu nennen, damit er ſich beſſern könne.

Der Prediger aber antwortete ihm: „Hebe dich weg von mir, Satan! trolle dich in den Abgrund der Höllen mit deiner Unruhe! kannst du mich nicht zufrieden lassen? mußt du mich hier beschimpfen und molestiren? siehst du nicht, daß ich ein Geistlicher bin und in meinem Amt gehe?" Böhm erwiderte, er bitte ja nur, ihm zu sagen, was er ihm zu leide gethan, und bat den Capellan, ihm bitten zu helfen. Aber der Primarius rief seinem Bedienten zu, er solle die Stadtknechte holen, um den Bittenden in den Thurm zu werfen; doch suchte dieß der Capellan zu verhindern. Böhm ging schweigend nach Hause. Aber des andern Tages versammelte sich der Magistrat, um über den Vorfall zu richten. Böhm sowohl, als der Pastor wurden vorgeladen. Der erstere erschien als ein gehorsamer Bürger, betheuerte aber, nicht zu wissen, womit er den Prediger beleidigt hätte. Der stolze Primarius aber, von dem Böhm nachwärts sagte, „er habe unter dem Purpurmantel Christi des Satans Hammer getragen*)," gerieth über die Einladung in gewaltigen Zorn. „Er habe, ließ er den Rathsherrn sagen, auf ihrem Gerichts- und Rathhause nichts zu thun; was er zu sagen habe, das sage er an Gottes Statt von der Kanzel, da sei sein Rathsstuhl und Professionbank; was er da gesagt habe, dem sollen sie nachkommen und den leichtfertigen, losen, verwegenen Ketzer der Stadt verweisen, auf daß er nicht mehr dem heiligen Predigtamt widerstehe und die Strafe Korach, Dathan und Abiram über die ganze Stadt bringe." Diese Antwort erschreckte die Rathsherrn dergestalt, daß sie aus Furcht vor der „Vehemenz" ihres Predigers auf der Kanzel, seinem Begehren willfahrteten und den armen Schuster durch die Gerichtsdiener aus der Stadt bringen ließen. Nur wenige Mitglieder des Raths widersetzten sich der heillosen Menschenfurcht und verließen unwillig die Versammlung. Böhm gehorchte ohne Widerrede auch dem ungerechten Beschluß seiner Obrigkeit. Er bat nur, noch einmal in sein Haus gehen zu dürfen und die Seinigen mitzunehmen, oder wenn dieß nicht sein könne, sie wenigstens zu trösten. Aber auch diese Bitte wurde ihm abgeschlagen. Er habe gehört, hieß es, daß er stracks vom Rathhause mit Schimpf und Spott zur

*) Wullen S. 31.

Stadt hinaus geleitet werden ſollte. Dieß geſchah auch wirklich. Doch bald beſann ſich der Rath eines Beſſern, und der Verbannte konnte vor Ablauf von 24 Stunden wieder mit Ehren in die Stadt zurückkehren*). Auch jetzt noch hatte Böhm manche Anfechtungen zu erdulden. Auf den Ruf einiger Freunde hatte er ſich nach Dresden begeben, aber auch dahin verfolgte ihn die Rache des Gregorius Richter. Er bewirkte, daß Böhm vor das dortige Conſiſtorium beſchieden wurde. Eine Prüfungsbehörde von Theologen und Mathematikern wurde niedergeſetzt, unter welcher ſich auch der durch ſeine Orthodoxie berühmte Hoe von Hoheneck befand. Die verſammelten Geiſtlichen behandelten jedoch den ſeltſamen Mann mit weit mehr Achtung und Schonung, als der görlitzer Prieſter. Der berühmte Dogmatiker Johann Gerhard erklärte, „er wolle die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdammen helfen," worauf ein andrer eben ſo gelehrter Mann (Dr. Meisner) erwiderte, „Ich auch nicht, Herr Bruder! wer weiß, was dahinter ſteckt? Wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben, noch begreifen können, ob es recht, ſchwarz oder weiß ſei. Gott bekehre den Mann, ſo er irret, und erhalte uns bei ſeiner göttlichen Wahrheit, er gebe uns dieſelbe je länger je beſſer zu erkennen, auch Sinn und Muth, ſie auszuſprechen und Vermögen, ſie fortzupflanzen." Ein Beweis, daß nicht alle Orthodoxen der damaligen Zeit dieſelbe unduldſame Sprache führten, ſondern daß grade die Angeſehenſten und Gelehrteſten unter ihnen noch billiger urtheilten, als der Haufe der Schreier**). Wenige Zeit nachher ſtarb das Haupt der letztern, Gregorius Richter; bald drauf aber auch unſer Böhm ſelbſt, der wieder nach Görlitz zurückgekehrt war. Sein Ende war erbaulich. „Nun fahre ich ins Paradies," das waren ſeine letzte Worte. Aber auch noch in den Tod verfolgte ihn der Eifer einer beſchränkten Glaubensdeſpotie.

*) Adelung ſucht die ganze Geſchichte von der Verweiſung und Zurückberufung Böhms zu bezweifeln, doch nur aus Gründen einer ziemlich ſubjectiven (innern!) Kritik. —

**) Adelung zweifelt auch an der Richtigkeit dieſes von Frankenberg, dem Freunde Böhms, herrührenden Berichts über das Examen. Der Verfaſſer des Aufſatzes in der Encykl. vermuthet, daß die Sache bei einem Abendeſſen abgemacht worden ſei. Vgl. jedoch Planck, Geſch. der prot. Theol. S. 83., der ſich nach einer ruhigen Prüfung der Zeugen in der Hauptſache für das Factum ausſpricht.

Weder der neue Primarius Niclaus Thomas, noch der Geiſtliche, der ihm auf das Sterbebette das heilige Abendmahl gereicht hatte, wollten ihm die Leichenpredigt halten, und als der letztere von dem Rathe dazu gezwungen ward, hob er ſeine Rede damit an, zu bekennen, daß er lieber einem zu Gefallen zwanzig Meilen weit gegangen wäre, als dieſe Predigt zu halten. Seine Freunde ließen ihm ein mit myſtiſchen Figuren ausgeziertes Kreuz ſetzen; daſſelbe ward aber vom Pöbel beſchmuzt und endlich zerſchlagen. Abraham von Frankenberg, einer der Hauptanhänger Böhms, giebt uns von dem merkwürdigen Manne folgende Schilderung: „Seine äußere Leibesgeſtalt war verfallen und von ſchlechtem Anſehn, kleiner Statur, niedriger Stirn, erhabenen Schläfen, etwas gekrümmter Naſe, grauen und faſt himmelbläulich glänzenden Augen, kurzem, dünnen Barte, kleinlautender Stimme, doch aber holdſeliger Rede, züchtig in Geberden, beſcheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden und ſanftmüthig von Herzen.“ Er ſtarb im November des Jahres 1624.

Seine Schriften erhielten wie die Schriften Weigels, ja noch mehr als dieſe, einen zahlreichen Anhang von Verehrern; man nannte ihn ſchlechthin den deutſchen Philoſophen (Philosophus teutonicus); aber auch an Gegnern fehlte es nie. Bis auf die neueſten Zeiten herab finden wir die Urtheile über ihn ſehr getheilt. Als der Eifer der Orthodoxen nachließ, fielen die Männer der Aufklärungsperiode eben ſo unbarmherzig über ihn her. Aber trotz der Verketzerungen von beiden Seiten, hatte Böhm unter Hohen und Niedern, unter Gelehrten und Ungelehrten ſeinen Anhang. Während hier in einem abgelegenen Bergdorfe eine ſtille Separatiſtengemeinde beim nächtlichen Schein der Lampe um das vererbte Familienexemplar der Böhmiſchen Schriften in aller Andacht ſich verſammelt, erklärt dort ein begeiſterter Jünger der neuern philoſophiſchen Schule vom Katheder her, daß von dem großen Plato bis zu Meiſter Hegel herab keiner würdig ſei, des tiefſinnigen Schuſters Schuhriemen zu löſen. Aber nicht Myſtiker und Naturphiloſophen allein verkündeten eifrig ſein Lob. Soll doch auch Lichtenberg, der keins von beiden war, Böhm für den größten deutſchen Schriftſteller erklärt haben *) rückſichtlich der

*) Siehe Menzel VI. S. 25.

Kraft und Lebendigkeit seines Stils, wogegen dann freilich wieder ein andrer Gelehrter, der in der deutschen Sprachlehre längere Zeit als Autorität galt, Adelung, dem „Pechritter," wie er ihn verächtlich nennt *), die einzige Ehre anthat, daß er ihm in der Geschichte der menschlichen Narrheit eine der ersten Stellen einräumte.

Indem unsere Aufgabe nicht erheischt, zu zeigen, wie weit Jacob Böhm die Philosophie und die Sprache an sich gefördert, so verzichten wir auch darauf, ihm die Stellung anzuweisen, die er in der Entwicklungsgeschichte dieser Wissenschaften einnimmt. Wir haben bloß seine Bedeutsamkeit für die Geschichte der religiösen Entwicklung des deutschen Volkes, so wie seine Bedeutsamkeit für die Geschichte des Protestantismus überhaupt zu erwägen, und dabei werden wir die möglichste Unparteilichkeit zu beobachten suchen.

Ehe wir noch dem Inhalte der Böhmischen Lehre näher treten, muß sich uns schon das als eine erfreuliche Wahrnehmung herausstellen, daß der Mysticismus der damaligen Zeit bei allen Verirrungen, die ihm anhaften mochten, doch einen hohen Grad von Duldsamkeit erblicken läßt, der Intoleranz der Zeit gegenüber. Mag es auch sein, daß gedrückte Parteien oft nur so lange die Duldsamkeit predigen, bis sie selbst die Unduldsamkeit gegen Andersdenkende ausüben können, so kann ich mir doch nicht wohl denken, daß der Mysticismus, wie er sich in den Schriften eines Weigel und Böhm ausspricht, je unduldsam gegen andere geworden wäre, er hätte sich denn selbst verleugnen müssen. Eben das Bekenntniß, daß die Sache der Religion nichts Aeußerliches sei, daß sie sich somit auch nicht mit äußrer Gewalt erzwingen lasse, mußte jeden Versuch fern halten, durch Gewaltsmittel auf die Ueberzeugung anderer wirken zu wollen. Es giebt freilich außer dieser groben Unduldsamkeit noch eine feinere, eine Unduldsamkeit des Herzens, die zwar nicht zu Feuer und Schwert greift, die aber im Stillen gegen die Andersdenkenden das Urtheil der ewigen Verdammniß ausspricht und ihnen durch ihr ganzes Betragen zu erkennen giebt, daß sie die Irrenden für verloren

*) Adelung a. a. O. S. 225.

halte. In einen ſolchen geiſtlichen Hochmuth verfielen allerdings manche Myſtiker; doch glaube ich, daß Böhm ſeiner Anlage nach auch davon ferne war, wenn er auch hie und da in ſeinen Urtheilen über Andere ſich zu weit führen ließ. Geſetzt daher auch, er ſei in vielen Dingen ein Schwärmer geweſen, ſo ſchwärmte er auf ſeinen Kopf, und dieſe gutmüthige Schwärmerei iſt gar ſehr zu unterſcheiden von dem ungeiſtlichen Eifer des Fanatismus, der in Ermanglung der innern Kraft und Befriedigung nach außen wüthet. Auch in dieſer praktiſchen Beziehung bildete der Myſticismus einen wohlthätigen Gegenſatz ſowohl gegen die päpſtliche Kirche der damaligen Zeit, als auch gegen die lutheriſche und reformirte Orthodoxie, wie wir ſie in den frühern Stunden kennen gelernt haben. Es mag Ihnen daher zu einem nicht geringen Vergnügen gereichen, einige Aeußerungen Böhms über die Gewiſſensfreiheit zu vernehmen, die uns Zeugniß geben von ſeiner ächt proteſtantiſchen Geſinnung in dieſem ſo wichtigen Puncte.

„O ihr blinden Menſchen *), laſſet ab vom Zanke und vergießet nicht unſchuldig Blut, und verwüſtet darum nicht Land und Städte nach des Teufels Willen und Gutdünken; ſondern ziehet an den Helm des Friedens und gürtet euch mit Liebe gegeneinander und braucht euch der Sanftmuth. Laſſet ab von Hoffart und Geize, mißgönne keiner dem andern ſeine Geſtalt, laſſet euch das Zornfeuer nicht anzünden, ſondern lebet in Sanftmuth, Keuſchheit, Freundlichkeit und Reinigkeit: ſo ſeid und lebet ihr alle in Gott.“

An einem andern Orte **):

„Darum iſt es ein Unbilliges, daß die Welt alſo tobet, ſchändet und ſchmähet, ſo ſich die Gaben Gottes in dem Menſchen ungleich erzeigen, und nicht alle einerlei Erkenntniß haben. Was kann ihm ein Menſch nehmen, ſo es nicht in ihm erboren wird, welches doch nicht in menſchlicher Wahl ſtehet, wie er's begehret; ſondern wie ſein Himmel in ihm iſt, alſo wird auch Gott in ihm offenbar: denn Gott iſt nicht ein Gott der Zerſtörung in der Geburt, ſondern ein Erleuchter und Anzünder, und hat eine jede

*) Von den Principien des göttlichen Weſens Cap. 9. §. 16. vgl. Umbreit über Jacob Böhm. S. 33.

**) Theoſ. Sendbriefe, ſiehe Umbreit S. 37.

Creatur ihr eigen Centrum in ſich, ſie lebe gleich in Gottes Heiligkeit oder in Gottes-Zorn; Gott will aber in allen Creaturen offenbar ſein *)."

Wieder an einem andern Orte **):

„Wo man zum Schwert, zu Feuer und Verwüſtung von Land und Leuten greift, da iſt kein Chriſtus, ſondern des Vaters Zorn, und der Teufel iſt Aufblaſer. Denn das Reich Chriſti läſſet ſich nicht alſo finden, ſondern in der Kraft, wie das Exempel der Apoſtel Chriſti ausweiſet, welche nicht Rache lehrten, ſondern ließen ſich verfolgen und beteten zu Gott; der gab ihnen Zeichen und große Wunder, daß die Völker haufenweis zufielen; alſo wuchs die Kirche Chriſti mächtig, daß ſie faſt die Erde beſchattete. Nun, wer iſt dann der Verwüſter derſelben? Siehe, thue die Augen recht auf, es iſt am Tage, und muß an Tag kommen, denn Gott will's haben um der Lilien willen; das iſt der Gelehrten Hoffart." —

„Spricht auch ***) ein Kraut, Blume, Baum zum andern: „du biſt ſauer und dunkel, ich mag nicht neben dir ſtehen?" Haben ſie nicht alle eine Mutter, daraus ſie wachſen, alſo auch alle Seelen aus Einer, alle Menſchen aus Einem? Warum rühmen wir uns Kinder Gottes, ſo wir doch unverſtändiger ſind als die Blumen und das Kraut auf dem Felde? Iſt's nicht auch alſo mit uns, daß Gott ſeine Weisheit in uns offenbaret? Gleichwie er die Tinctur der Verborgenheit in der Erde durch die Erde mit ſchönen Gewächſen offenbaret, alſo auch in uns Menſchen; wir ſollen uns vielmehr darüber erfreuen und uns herzlich lieben, daß Gott ſeine Weisheit in uns ſo vielfältig offenbaret. Der aber richtet und verdammet auf dem gottloſen Wege, welcher nur in Hoffart lauft, ſich ſehen zu laſſen, der iſt der Treiber zu Babel, ein drehend Rad, das nur Zank aufbläſet."

Abermals an einem Orte †);

„Ich habe mit den Kindern Gottes wegen ihrer ungleichen Gabe keinen Zank; ich kann ſie in mir alle einigen, ich gehe mit

*) Dieß galt ihm auch von Juden und Heiden, ſ. Umbreit S. 34.
**) Von den drei Principien Cap. 26. Umbreit S. 41.
***) Siehe Umbreit S. 50. (aus eben der Schrift).
†) Theoſ. Sendbriefe 12. Bf. §. 43. Umbreit S. 51.

ihnen nur aufs Centrum, ſo habe ich die Probam aller Dinge. (Merken wir's uns, aufs Centrum, auf den innerſten Grund des Menſchen ſollen wir dringen, wenn es gilt, ihren Glauben zu beurtheilen, aufs Centrum, das iſt die Proba aller Dinge!")

Ferner *):

„Träget doch eine Biene aus vielen Blumen Honig zuſammen; ob manche Blume gleich beſſer wäre, als die andere, was fraget die Biene darnach? Sie nimmt, was ihr dienet; ſollte ſie darum ihren Stachel in die Blumen ſtechen, ſo ſie des Saftes nicht möchte, wie der verächtliche Menſch thut? Man ſtreitet um die Hülſen, und den edeln Saft, der zum Leben dient, läſſet man ſtehen."

„Liebe Herrn und Brüder **), laſſet uns Chriſto die Ehre geben, und uns untereinander freundlich mit züchtigen Worten und Unterweiſung begegnen; thue einer dem andern ſeine Gaben in brüderlichem Willen dar: denn es ſind mancherlei Erkenntniß und Auslegungen; ſo ſie nur aus dem Sinne Chriſti gehen, ſo ſtehen ſie alle in einem Grunde."

„Wir ſollen uns wegen der ungleichen Gaben nicht verfolgen, ſondern vielmehr in der Liebe untereinander erfreuen, daß Gottes Weisheit ſo unausſchöpflich iſt, und denken auf das Künftige, wie uns ſo wohl geſchehen ſoll, wenn alle dieſe Wiſſenheit wird aus einer und in einer Seelen offenbar werden, daß wir alle Gottes Gaben erkennen und unſere Freude aneinander haben werden, und ſich jeder des Andern Gabe erfreuen wird, wie die ſchönen Blumen in ihren unterſchiedlichen Farben und Tugenden auf der Erden nebeneinander in einer Mutter ſich erfreuen."

Dieſe Stellen, welche ſich in der That auf einem damals noch von Ketzerblut getränkten Boden als liebliche Blumen ausnehmen und aus den zornigen Wolken eines verdüſterten theologiſchen Himmels als freundliche Sterne leuchten, mögen uns wohl einiges Zutrauen geben, der Lehre des Mannes einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken; und wenn wir denn auch unter ſeinen Gaben hie und da etwas finden werden, das uns weniger an-

*) Aus eben dieſen Briefen b. Umbreit S. 56.
**) Von der Gnadenwahl Cap. 13. Umbreit S. 59.

ſpricht, ſo wollen wir auch hier ſeine Mahnung nicht vergeſſen — „auf das Centrum zu dringen.“

Daß Jacob Böhm auf das äußere Gerüſte der theologiſchen Gelehrſamkeit wenig Werth legen mußte, weil er eben darin eine Quelle der Intoleranz ſah, können wir ihm bei den traurigen Erfahrungen, die er an den Orthodoxen ſeiner Zeit gemacht hatte, nicht verdenken, wenn er auch bisweilen, wie die meiſten, die durch die Kraft des eignen Genie's ſich emporgehoben haben, die Bedeutung der Wiſſenſchaft zu tief herabſetzen mochte. Damit hing auch der geringe Werth zuſammen, den er überhaupt auf den Buchſtaben legte, weßhalb er, ähnlich wie Schwenkfeld, Weigel u. a. Myſtiker, gleichfalls das innere Wort über das äußere ſtellte und ſich gelegentlich ſehr derb über die ausdrückte, welche meinten, aus Büchern, und wäre es auch aus dem Bibelbuche ſelbſt, die Gottſeligkeit erlernen zu können. „Es iſt nicht genug,“ ſagt er*), „daß du alle Bücher auswendig lerneſt, und wann du Jahr und Tag ſtündeſt, und läſeſt alle Schriften und könnteſt gleich die Bibel auswendig, ſo biſt du damit nichts beſſer vor Gott, als ein Säuhirte, der dieſe Zeit die Säue gehütet hat, oder ein armer Gefangener in der Finſterniß, der des Tages Licht dieſer Zeit nicht geſehen hat.“

An einem andern Orte**) heißt es:

„Ob nun zwar die Vernunft***) nur ſchreiet: Schrift und Buchſtaben her! ſo iſt doch der äußere Buchſtabe allein nicht genug zu der Erkenntniß; wiewohl er der Anleiter des Grundes iſt; es muß auch der lebendige Buchſtabe, welcher Gottes ſelbſtſtändiges ausgeſprochenes Wort und Weſen iſt, in der Leiterin des ausgeſprochenen Wortes im Menſchen ſelber eröffnet und geleſen werden, in welchem der heilige Geiſt der Leſer und Offenbarer ſelber iſt.“

Aehnlich wie Weigel, ſo unterſcheidet auch Böhm überall das hiſtoriſche Chriſtenthum von dem innern; und das erſtere hat nur Bedeutung, wenn es im letztern ſich wiederholt. „Das

*) Vom dreifachen Leben des Menſchen Cap. 7. Umbreit S. 53.
**) Von der Geburt und Bezeichnung aller Weſen. Umbreit S. 66.
***) Unter Vernunft kann Böhm hier nicht das ſpeculative Vermögen verſtehen, ſondern (wie aus dem Zuſammenhang hervorgeht) die todte, mechaniſche Gelehrſamkeit, den verſtändigen Poſitivismus.

Reich Chriſti," ſagt er *), „wuchs nicht allein in der Kraft, ſondern meiſtentheils in der Hiſtorien...., und als nun die hiſtoriſche Chriſtenheit neben den rechten Chriſten wuchs, ſo ſtund das Scepter allein bei den Gelehrten, die erhoben ſich und machten ſich mächtig, und der Einfältige gab ihnen alles recht." — In ſeinem Eifer gegen dieſes bloße hiſtoriſche Aneignen des Chriſtenthums und gegen den Autoritätsglauben läßt er ſich dann allerdings zu harten Behauptungen hinreißen, die nicht immer zu der von ihm geprieſenen Duldſamkeit ſtimmten, und mit dem Ausdruck „Larvenpfaffen, Baalspfaffen," womit er die Diener der ſichtbaren Kirche bezeichnete, und wobei er freilich zunächſt Männer wie den Hauptpaſtor Richter im Auge haben mochte, mußte er auch manchen würdigen Mann kränken und ſeine Wirkſamkeit über die Gebür herabſetzen. So verkannte er z. B. ganz die weiſe Beſchränkung des menſchlichen Fürwitzes von Seiten gewiſſenhafter und beſcheidener Theologen, welche dem Grübelgeiſt damit Einhalt thaten, daß ſie behaupteten, Gottes Weſen ſei unergründlich. Er ſah darin nur ſtrafbare Trägheit und Dumpfheit des Geiſtes. „Unſere Theologi" ſagt er**), „legen ſich mit Händen und Füßen dawider, ja mit ganzem Vermögen, mit Verfolgung und Schmähen, daß man nicht ſoll forſchen vom tiefen Grunde, was Gott ſei, man ſoll nicht in die Gottheit grübeln und forſchen. So ich ſoll deutſch davon reden, was iſt's aber? Ein Koth und Unflath iſt es, daß man den Teufel verdecket und die inficirte Bosheit des Teufels im Menſchen zudecket, daß man beides, den Teufel, den Zorn Gottes und die unartige böſe Beſtia im Menſchen nicht kenne." Allein Böhm verwechſelt hier offenbar, wie alle Myſtiker und ſpeculativen Köpfe ſeiner Art, die eigentliche praktiſche Gotteserkenntniß, wie ſie uns durch Schrift und Gewiſſen gegeben iſt und wie ſie allein zur Erkenntniß des Heils frommt, mit jenem neugierigen Wiſſen um des Wiſſens willen, das den Menſchen ſo oft ſtatt in die rechte Demuth des Geiſtes zu einem anmaßlichen Hochmuthe führt. Dieſer Mangel an Beſcheidenheit und ächter Philoſophie führte ihn grade in der Lehre von Gott auf ähnliche Irrthümer, wie wir ſie ſchon bei Paracelſus und Weigel kennen

*) Von den drei Principien Cap. 26. Umbreit S. 42. und 43.
**) Von den Principien des göttlichen Weſens Cap. 3. Umbreit S. 63.

gelernt haben; d. h. auch er ſtreifte an den Pantheismus, indem er (was ihm immerhin als Verdienſt mag angerechnet werden) einer todten, mechaniſchen Auffaſſung der göttlichen Dinge gegenüber eine tiefere und lebendigere Anſicht zu begründen ſich beſtrebte.

Der gewöhnlichen Anſicht, nämlich welche Gott außer der Welt, hoch über den Sternen ſucht, ſetzte Böhm überall die Anſicht entgegen, welche Gott im Innern wiederfindet, und dieſer Gott in uns war ihm die Hauptſache. Hören wir ihn ſelbſt *).

„Du darfſt nicht ſagen: wo iſt Gott? Höre du blinder Menſch, du lebeſt in Gott, und Gott iſt in dir, und ſo du heilig lebeſt, ſo biſt du ſelber Gott; wo du nur hinſieheſt, da iſt Gott.“ Die Worte: „ſo biſt du ſelber Gott,“ ſind nun allerdings der Mißdeutung fähig, und wir merken es wohl, wie gar nöthig bei aller Achtung vor der myſtiſchen Tiefe Böhms die Behutſamkeit in der Würdigung ſeiner Schriften ſei. — Weiter fährt er fort: „Wann du die Tiefe zwiſchen Sternen und Erden anſieheſt, wollteſt du ſagen: Das iſt nicht Gott, oder hie iſt nicht Gott? O du armer verderbter Menſch, laß dich unterweiſen; denn in der Tiefe über der Erden, da du nichts ſieheſt und erkenneſt und ſprichſt: Da iſt nichts — daſelbſt iſt gleichwohl der Lichtheilige Gott in ſeiner Dreifaltigkeit, und wird allda erboren, wie in dem hohen Himmel über dieſer Welt.“

An einer andern Stelle heißt es **):

„Gott iſt im Himmel, und der Himmel iſt im Menſchen, will aber der Menſch im Himmel ſein, ſo muß der Himmel im Menſchen offenbar werden.“

Und wieder an einem andern Orte ***):

„So wir nun wollen unſer Gemüth erheben und forſchen nach dem Himmel, da Gott innen wohnet, ſo können wir nicht ſagen, daß Gott allein über den Sternen wohnet, und alſo eine Veſte um ſich habe geſchloſſen, da niemand hinein käme, es würde ihm denn aufgethan, welcher Gedanke die Menſchen faſt narret; oder aber auch können wir nicht ſagen, wie etliche vermeinen, Gott der Vater mit dem Sohne ſei alſo im obern eingeſperrten Himmel

*) Aurora Cap. 22. §. 46.
**) Theoſ. Sendbfe. 12. Bf. Umbreit S. 57.
***) Von den drei Principien Cap. 7. Umbreit S. 72.

mit den Engeln, und regiere alſo allhier in dieſer Welt nur mit dem heiligen Geiſt, welcher vom Vater und Sohne ausgeht. Dieſe Gedanken alle haben noch keine rechte Erkenntniß von Gott, denn alſo wäre Gott zertheilet und wäre umfaßlich gleich der Sonnen, welche hoch über uns ſchwebet, und ihre Kraft und Licht zu uns ſchießt, daß alſo die ganze Tiefe licht wird und überall wirket*)." —

Wir haben vorhin eine Stelle angeführt, in welcher Böhm den Menſchen ſelbſt Gott nennt, wenn er vom göttlichen Leben durchdrungen iſt. An andern Stellen ſucht er jedoch dieſem Mißverſtand zu begegnen und ſich vor dem Vorwurf des Pantheismus oder der Gleichſtellung von Gott und Creatur zu reinigen**).

„Man muß allezeit, ſagt er, die Menſchheit und die Gottheit unterſcheiden und den menſchlichen Willen von Gottes Willen..... Wir ſind wohl ſeine lieben Kinder, aber aus dem Etwas gezeugt...; greife ein jeder in ſeinen Buſen und ſchaue ſich doch, was er ſei, und denke ja nicht, daß er Gott gleich ſei oder Gott ſelber ſei: eine Offenbarung Gottes ſind wir wohl, als das Inſtrument ſeiner Harmonie, wir ſind ſeine Pfeife, dadurch er pfeifet." — Man muß ſich überhaupt hüten (ſo ſcheint es mir wenigſtens), eine durchgehende Conſequenz in den Schriften der Myſtiker zu ſuchen. Eben weil ſie die Worte nicht abwägen und häufig der Bilder ſich bedienen, begegnet es ihnen auch, daß ſie in einen Ausdruck bald mehr bald weniger hineinlegen. Alles iſt auf den unmittelbaren Eindruck, auf Phantaſie und Gefühl berechnet, daher das Schlagende, das Ueberraſchende ihrer Behauptungen, das oft grade durch den ſcheinbaren Widerſpruch einen Reiz für den forſchenden Geiſt in ſich ſchließt, weiter zu bringen und den Widerſpruch zu heben. — Zu allen Zeiten hat dieſe glühende, flackernde und aufblitzende Schreibart, wie ſie auch heute wieder bei Vielen zur Mode werden will, ihre Liebhaber gefunden, wie ja auch die verwöhnten Gaumen die gewürzte Speiſe der einfachen Leibeskoſt vorziehen. Aber wie man nach einiger Sättigung von jener gerne wieder zu dieſer zurückkehrt, ſo dürfte auch in den An-

*) Vgl. auch 177 Fragen von göttlicher Offenbarung, Umbreit S. 77.
**) Von dem Irrthum der Secten Stiefels und Meths, bei Umbreit S. 81. 82.

gelegenheiten des Geiſtes die klare, beſonnene Sprache, wenn ſie nur mit dem rechten Ausdruck des Gefühls begleitet iſt, auf die Länge einen reichern und ſicherern Segen ſtiften. Dieß ſoll uns aber nicht abhalten, das Gute zu erkennen, das die Myſtik zu ihrer Zeit gewirkt hat, um ſo mehr, da durch ſie vorzüglich die Bahn gebrochen wurde, auf welcher wir dann auch wieder eine beſonnenere Gotteslehre mit dem Leuchter des Heils und der Palme des Friedens werden einherwandeln ſehen.

Sechszehnte Vorleſung.

Noch etwas über Böhm und ſeine Schriften. Johann Arnd und das wahre Chriſtenthum.

Es bleibt uns in der heutigen Stunde noch einiges von der Lehre Jacob Böhms zu betrachten übrig, mit deſſen Perſönlichkeit wir uns in der vorigen bekannt gemacht haben. Es würde uns zu weit führen, einen vollſtändigen Abriß ſeines myſtiſchen Syſtems zu geben, manches darin würde uns auch unverſtändlich ſein, und ich traue mir weder das Geſchick zu, noch maße ich mir den Beruf an, der Deuter der geheimen Zeichen zu werden, mit denen er an dem einen Orte ſeine tiefern Geiſtesblicke, an dem andern wieder ſeine wunderlichen Träume und Einfälle auf eine vielleicht ihm ſelbſt nicht immer verſtändliche Weiſe kundgab. Wir können ſeine phyſikaliſchen Irrthümer, ſeine fabelhaften Naturbilder, ſeine paracelſiſchen Phantaſieſprünge in das Geiſterreich, ſeine metalliſchen und aſtronomiſchen Berechnungen mit dem ganzen wunderlichen Apparate derſelben ruhig bei Seite liegen laſſen, und uns allein an das halten, was mit dem chriſtlichen Leben überhaupt und der proteſtantiſchen Theologie der damaligen Zeit insbeſondere in genauerer Verbindung ſteht. In dieſer Beziehung haben wir bereits in der vorigen Stunde einen Mann an ihm kennen gelernt, der durch ſeine freiſinnigen Ideen über die Verſchiedenheit der re-

ligiöſen Denkweiſe und durch die daraus herfließende Duldſamkeit ſich über die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen erhob und von dieſer Seite dem Proteſtantismus Ehre machte. Auch darin hat er ſich uns des proteſtantiſchen Geiſtes würdig gezeigt, daß er jede äußere Autorität von ſich wies und über den bloßen Buchſtaben zur geiſtigen Auffaſſung der Glaubenswahrheiten ſich zu erheben ſtrebte.

Von der andern Seite freilich durften wir uns auch die Gefahr nicht verhüllen, in die er bei dieſem Streben gerieth, weil er, bei dem Mangel an Bildung und Anleitung, eines ſichern Führers entbehrte und ſo bisweilen im Vertrauen auf den kühnen Flug ſeines Geiſtes zu Aeußerungen gelangte, von denen er ſich ſelbſt wieder in andern Momenten zurückwandte. So haben ihn Viele des Pantheismus, d. h. einer Gleichſtellung von Gott und Natur beſchuldigt, wodurch der Schöpfer in die Creatur hinabgezogen und ſeine perſönliche Selbſtſtändigkeit gefährdet wird. Wir haben aber geſehen, wie er ſich gegen dieſen Vorwurf zu verwahren wußte, und wir dürfen auch wirklich nicht glauben, daß es je ſeine Abſicht war, den Unterſchied von Gott und Welt ohne Weiteres aufzuheben; vielmehr wollte er — und das mit Recht — den lebendigen Gott nicht aus ſeiner Schöpfung verbannen, er wollte ihn nicht, wie den Künſtler, der außer ſeinem Werke ſteht, nur von oben herab müßig zuſehn laſſen, ohne lebendig in den Geſchöpfen zu wirken. Dieſe letztere Vorſtellung iſt in der That eine todte Vorſtellung von Gott, ſo verbreitet ſie auch iſt*), und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die, welche ihr huldigen, ſogleich mit dem Vorwurf des Pantheismus bei der Hand ſind, ſobald jemand Gott auch in der Welt ſucht und nicht bloß über ihr. In den Augen dieſer Nüchternen und Beſchränkten wäre auch der Apoſtel Paulus ein Pantheiſt geweſen, wenn er ſagt: „In ihm leben, weben und ſind wir," und der Apoſtel Johannes, wenn er ſpricht: „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm."

Das Richtige, wozu auch die Bibel uns anleitet, iſt aber das, daß wir beides anerkennen, ein höchſtes Weſen, das ſelbſtſtändig über der Welt waltet (ſo weit in geiſtigen und göttlichen

*) Man nennt ſie im Gegenſatz gegen die pantheiſtiſche die deiſtiſche.

Dingen von einem „Ueber" die Rede sein kann), das aber auch wieder in der Welt sich lebendig offenbart, und eben so wohl aus dem Thautropfen und dem Blumenkelche zu uns redet, als aus dem Sternenhimmel. Eben so ist es im Geistigen und Sittlichen. Es ist ein höchster, selbstständiger Wille über uns, der sich uns als der heilige Wille des obersten Gesetzgebers und Richters ankündigt, und der im geschriebenen Worte und in der Geschichte der Menschheit zu uns redet. Aber derselbe Gott, der über uns waltet, unsre Schicksale regiert, und von außenher uns seinen Willen kundgiebt, derselbe wohnt auch in uns, und wir haben (auch nach den Aussprüchen der Schrift) Theil an seinem Wesen: „denn wir sind göttlichen Geschlechts."

Wenn nun dem Mysticismus ein Vorwurf gemacht werden soll, so ist es allerdings der, daß die Mystiker einseitig nur den Gott, der in uns ist, herausheben und darüber die andere Seite vernachlässigen. Für unser religiöses und sittliches Leben sind aber beide Betrachtungsweisen wichtig. Das einemal ist es der Abstand zwischen Gott und uns, der uns zur demüthigen Anbetung seines Wesens führt; das andremal ist es das Gefühl der Verwandtschaft mit ihm, das uns in einem edeln Stolz über uns selbst, über die Beschränktheit unseres endlichen Seins erhebt und uns Vertrauen einflößt in den Sieg des Geistes über das Fleisch, der ewigen Idee über die zeitliche Form derselben.

Mit der Frage über das Verhältniß Gottes zur Welt hängt eine andere alte Frage zusammen, mit der sich die Weisen aller Jahrhunderte, mit der sich aber besonders auch die Gnostiker in der frühern Zeit des Christenthums, die Mystiker in der spätern Zeit beschäftigten, und die der menschliche Geist noch nie vollkommen aufs Reine gebracht hat, ich meine die Frage nach dem Ursprung des Bösen, des Mangelhaften und Unvollkommnen in der Welt. Gott selbst zum Urheber des Bösen zu machen, widerspricht unserm Gefühl, und deutlich genug erinnert uns fortwährend unser Gewissen an die eigne Schuld des Menschen. Aber freilich wirft dann der Verstand wieder die Frage auf, wie Gott es zulassen konnte, daß der von ihm recht geschaffene Mensch in die Sünde fallen konnte? und daraus entsteht allerlei Verlegenheit. Will man die Schuld auf ein anderes böses Wesen außer uns, etwa

auf den Teufel werfen, so schiebt man die Frage nur weiter hinaus, indem es dann wieder unbegreiflich ist, wie Gott den Teufel fallen lassen konnte, da er zuvor ein Engel des Lichts war? Und so treibt man sich am Ende immer in einem Cirkel herum.

Das biblische Christenthum läßt sich in diese Fragen nicht ein. Es versichert dem Menschen, daß von Gott, als dem Urquell alles Guten, bei welchem kein Wechsel ist des Lichts und der Finsterniß, nur gute Gaben kommen, daß er, selbst unversuchbar zum Bösen, auch kein Versucher zum Bösen sei, sondern daß der Mensch versucht werde durch die eigne Lust. (Jac. 1, 13. 14.) Es versichert uns, daß der Inbegriff der Schöpfung an sich gut sei und nur in Uebel sich verkehre durch den Mißbrauch, daß aber denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.) Es lehrt uns im Glauben über die Unvollkommenheiten dieser Welt uns erheben, indem es uns deutlich versichert, daß alle Trübsale dieser Welt nicht werth seien der Herrlichkeit, die einst an uns soll offenbar werden. Mit Christus, der die Welt überwunden und der unsterbliches Wesen ans Dasein gebracht hat durch sein Evangelium, soll der Christ das Böse in der Welt gleichfalls überwinden lernen und schon hier den Sieg feiern über Tod und Hölle.

Aber mit diesen einfachen praktischen Wahrheiten begnügte sich die menschliche Weisheit nicht, die immer wieder nach den entfernten und letzten Ursachen zu fragen sich erkühnte, statt die nächste Ursache durch Anwendung der dazu geeigneten, von Gott selbst uns dargebotnen Mittel aus dem Wege zu räumen. So geriethen schon die Manichäer in den ältesten Zeiten des Christenthums auf den Gedanken, daß neben Gott, als dem guten Grundwesen, sich noch ein anderes böses Grundwesen befinde, und daß sich so zwei einander entgegengesetzte feindliche Mächte die Herrschaft der Welt streitig machen. Sie erwogen aber nicht, daß durch die Annahme eines bösen Grundwesens die Allmacht Gottes beschränkt, ja seine Einheit aufgehoben wird, indem dadurch gleichsam zwei Götter entstehen, ein böser und ein guter Gott, wovon einer die Schranke des andern ist. Der manichäische Irrthum wurde von der Kirche verworfen, aber von mehrern Secten des Mittelalters

wieder erneuert, und auch späterhin waren es nicht selten die Mystiker, welche diese Zwieheit der Principien wieder aufgriffen.

Auch Jacob Böhm ist nicht ferne von dieser Ansicht. Indem er die Welt betrachtet, findet er in ihr einen ewigen Widerstreit der Kräfte, der durch alles sich hindurchzieht, durch die leblose Natur, wie durch die belebte, durch die Menschenwelt, wie durch das Geisterreich, und der nur an den äußersten Grenzen des Lichtreichs und des Reiches der Finsterniß sich bricht.

„Es ist nichts in der Natur," sagt er*), „da nicht Gutes und Böses innen ist, es wallet und lebet alles in diesem zwiefachen Trieb, es sei was es wolle, ausgenommen die heiligen Engel und die grimmigen Teufel; denn dieselben sind entschieden." Diesen Gegensatz des Lichts und der Finsterniß, des Süßen und des Sauren, der Milde und des Grimmes erklärt er sich nun durch verschiedene Mischung der Qualitäten und durch den Einfluß der Gestirne. Alle diese Gegensätze ruhen vereint in Gott. Auch das Böse ist ursprünglich in Gott, aber nicht als ein Böses; es wird erst böse durch den Abfall. So ist in Gott**) die „bittere Qualität" auch vorhanden, wie die süße, aber nicht auf Art und Weise, wie im Menschen die Galle. In ihm ist die Quelle des Zorns, aber der Zorn Gottes ist als göttlicher Ernst und Strenge, nicht als menschlicher Zorn zu fassen. Daß im göttlichen Leben schon die Gegensätze zu finden seien, die auch in der Welt auseinander treten, das weist Böhm, zwar nicht ohne Scharfsinn, aber auch nicht ohne Willkür an der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens nach. In Gott dem Vater offenbart sich das Ernste und Strenge, im Sohn das Freundliche und Liebliche, und der Geist ist es, in welchem der Gegensatz beider sich wieder ausgleicht. Aber auch an dieser philosophischen Deutung der Dreiheit des göttlichen Wesens, in der man schwerlich die einfach biblische Lehre von Vater, Sohn und Geist wieder finden wird, genügt ihm nicht; sondern er führt seine Ideen noch weiter hindurch durch die mystische Siebenzahl von „Quellgeistern," die aus Gottes Wesen hervorquillen und von denen die verschiedenen „Qualitäten" ausfließen u. s. w., mit welchen Theorien

*) Aurora Cap. 2. §. 5. (S. 30.).
**) Ebend. §. 40.

er immer weiter über das in der Bibel Geoffenbarte hinausschreitet und so auch immer mehr von der praktischen Wahrheit der heilsamen Gotteslehre sich entfernt.

Besonders beschäftigt ihn der Abfall des bösen Geistes, den er als den König Lucifer bezeichnet. Auch hierin wagt sich Böhm auf ein weites Gebiet der Speculation hinaus. Was ist aber das Resultat davon, als daß er das böse Grundwesen aus dem Wesen Gottes sich hervorarbeiten und gleichsam einen Gott wider den andern streiten läßt; und mit diesem unerquicklichen Streite soll das Räthsel der Entstehung einer sichtbaren Welt, das Räthsel der Schöpfung gelöst sein? — Wen überfiele nicht ein unheimliches Gefühl, wenn er sich nach der mystischen Weltansicht Böhms die Schöpfung nicht mehr als ein Werk des guten Gottes allein, sondern als ein Product des Kampfes zwischen dem guten und dem bösen Grundwesen denken soll? „Wenn du ansiehest die Sonne und die Sterne," sagt Böhm*), „so mußt du nicht denken, das ist der heilige und reine Gott..., sondern sie sind die angezündete strenge Geburt seines Leibes, da Liebe und Zorn miteinander ringet." Ja, die Sterne sind ihm eben daraus entstanden, daß der Teufel das Haus Gottes angezündet hat, sie sind der Abglanz jenes Zornfeuers Gottes, das bis ans Ende der Welt glüht und die himmlischen Körper in unruhiger Bewegung umherwälzt. Eben so ist alles Bittere, alles Finstere, Kalte, alles Scharfe, Schroffe und Harte in der Natur, alles Giftige und Ekle eine Ausgeburt des Satan. — Schlangen, Kröten, Fliegen u. s. w. gehören dem dämonischen Reiche an. Donner, Blitz und Hagel sind hölliſche Gewalten. — Wie sehr durch eine solche mehr phantastische, als gemüthliche Naturbetrachtung die christliche Weltansicht getrübt und die Stimmung des Herzens verdüstert werde, ist leicht zu ersehen. Der Christ soll ja den Blick freudig zu den Sternen erheben, er soll auch im Ungewitter den Vater erkennen, der alles zum Besten lenkt, und kein Geschöpf soll er als ein unreines verachten, denn „die Erde ist des Herrn und was darin ist."

Wenden wir uns von dieser Schattenseite des Böhmischen

*) Aurora Cap. 24. §. 64. Vgl. Baur, Gnosis S. 578.

Mysticismus ab, und lassen wir ihn dagegen in seiner dichterischen Sprache uns das Leben der Engel beschreiben, was er wenigstens uns mit ebenso lieblichen Farben zu malen versteht, als er das Reich des Satan mit schwarzen Tinten aufträgt*). „Wem soll ich nun die Engel vergleichen? Den kleinen Kindern will ich sie recht vergleichen, die im Maien, wenn die schönen Röslein blühn, miteinander in die schönen Blümlein gehen und pflücken derselben ab, und machen feine Kränzlein daraus, und tragen die in ihren Händen und freuen sich und reden immerdar von der mancherlei Gestalt der schönen Blumen... und wenn sie heimkommen, so zeigen sie dieselben den Eltern und freuen sich, darob dann die Eltern gleich eine Freude an den Kindern haben, und sich mit ihnen freuen. Also thun auch die heiligen Engel im Himmel, die nehmen einander bei den Händen und spazieren in dem schönen Himmels-Maien, und reden von den lieblichen und schönen Gewächsen in der himmlischen Pomp (Herrlichkeit) und essen der holdseligen Früchte Gottes und brauchen der schönen Himmelsblümlein zu ihrem Spiel, und machen ihnen schöne Kränzlein und freuen sich in dem schönen Maien Gottes. Da ist nichts denn ein herzlich Lieben, eine sanfte Liebe, ein freundlich Gespräch, ein holdselig Beiwohnen, da einer immer seine Lust an dem andern siehet und den andern ehret. Sie wissen von keiner Bosheit oder List oder Betrug, sondern die göttlichen Früchte und Lieblichkeit sind ihnen alles gemein; einer mag sie gebrauchen, wie der andere; da ist keine Mißgunst, kein Widerwille, sondern ihre Herzen sind in Liebe verbunden. Daran hat nun die Gottheit ihr höchstes Wohlgefallen, wie die Eltern an den Kindern, daß sich ihre lieben Kinder im Himmel also freundlich und wohl gebährden; denn die Gottheit in sich selbst spielet auch also, ein Quellgeist in dem andern." — Gewiß verdient diese Stelle auch rücksichtlich der Sprache ihre Beachtung, indem sich uns in ihr die poetische Seite Böhms neben der speculativen auf eine so vortheilhafte Weise darstellt, daß wir uns fast mehr zu jener, als zu dieser hingezogen fühlen**). Doch lassen Sie

*) Aurora Cap. 12. §. 31.

**) In dieser Hinsicht kann ich nur den Wunsch unterstützen, den der tiefe Gemüthsdichter Gustav Schwab (in der Rec. von Wullen, Heidelb. Jahrb. Dec. 1836) ausgesprochen hat, daß uns bald, ohne Rück-

uns ſein Syſtem noch etwas weiter verfolgen. Wenn die Engel bloß das Gute, die Teufel bloß das Böſe darſtellen, ſo iſt dagegen in dem Menſchen fortwährend derſelbe Kampf des Guten und des Böſen, der in der ganzen Schöpfung iſt; und hier zeigt nun Böhm, wie die Aufgabe des Menſchen eben darin beſtehe, ſich loszuwinden aus der blinden Gewalt der Natur und mit dem göttlichen Lebensgeiſte ſich zu einen. Auch hierüber drückt er ſich in Bildern aus. Das göttliche Ebenbild im Menſchen vergleicht er einer reinen Jungfrau, und bringt damit die Erlöſung durch Chriſtum, als den Sohn der Jungfrau, in Verbindung. — Wir wiſſen ſchon aus der vorigen Stunde, wie wenig Böhm auf das bloße hiſtoriſche Chriſtenthum hielt, wenn daſſelbe nur als eine äußerliche Thatſache gefaßt und nicht als eine ewig ſich wiederholende innere Geſchichte der menſchlichen Zuſtände begriffen wird*). Noch immer muß ſomit Chriſtus in uns geboren werden durch die Jungfrau, noch immer in uns ſterben, noch immer in uns auferſtehen und ſeine Himmelfahrt noch immer in uns vorgehn. Hierin ſchließt er ſich ganz an Weigel, und widerſetzt ſich eben ſo ſtreng als dieſer allen denen, welche auf die einmal geſchehene Erlöſung durch Chriſtum ſich verlaſſend, keiner innerlichen Buße mehr zu bedürfen glauben." Die gleißneriſche Babel**) (ſo nennt er nicht etwa bloß die katholiſche, ſondern auch die damalige lutheriſche Kirche) lehret jetzt, unſere Werke verdienen nichts, Chriſtus habe uns vom Tode und der Höllen erlöſet, wir müſſen's nur glauben, ſo werden wir gerecht. Höre, Babel, der Knecht, der ſeines Herrn Willen weiß, und ihn nicht thut, ſoll viel Streiche leiden. Ein Wiſſen ohne Thun iſt eben als ein Feuer, das da glimmet und kann vor Näſſe nicht brennen. Willt du, daß dein göttlich Glaubensfeuer brennen ſoll, ſo mußt du daſſelbe aufblaſen, und aus des Teufels und der Welt Näſſe ausziehen, du mußt

ſicht auf Böhms Syſtem, eine poetiſche Blumenleſe aus ſeinen Werken möchte gegeben werden, indem die Ausbeute vielleicht (ja gewiß!) noch reicher ſein würde, als die philoſophiſchen Ergebniſſe ſeines Syſtems. „Vielen würde dieß einen Genuß bereiten, denen Böhme's Abſtractionen unzugänglich ſind, ſeine Bilder aber Labſal und Geiſtesnahrung wären."

*) Daß von da nur noch ein Schritt ſei zu der neuerlich viel beſprochenen mythiſchen Auffaſſung des Lebens Jeſu, leuchtet ein.

**) Von der Menſchwerdung Jeſu Chriſti, 2. Th. Cap. 7. §. 15. Vgl. Umbreit S. 51.

ins Leben Christi *eingehen*; willt du sein Kind werden, so mußt du in sein Haus eingehen und sein Werk treiben, oder du bist draußen und ein Heuchler, der den Namen Gottes unnütz führet; anders lehrest du, anders thust du, und bezeugest also, daß Gottes Urtheil recht über dich sei. Oder was hat Gott für Gefallen an deinem Wissen, da du ein Schalk bleibest? Meinest du, er nehme deine Heuchelei an, daß du zu ihm schreiest: Herr gieb mir einen starken Glauben an das Verdienst deines Sohnes Christi, daß ich's von Herzen glaube, daß er für meine Sünde hat genug gethan! — Meinest du, das sei genug? o höre, nein! du mußt in Christi Leiden und Sterben eingehen und aus seinem Tode anders geboren werden, du mußt ein Glied *mit* und *in* ihm werden; du mußt den alten Adam stets kreuzigen und immer an Christi Kreuz hängen und mußt ein gehorsam Kind werden, das immer höret, was der Vater saget, und immer dasselbe wollen gerne thun. Ins *Thun* mußt du eingehen, sonst bist du eine Larve ohne Leben, du mußt mit Gott gute Werke der Liebe gegen deinen Nächsten wirken, deinen Glauben stets üben, und immer bereit sein zur Stimme des Herrn, wenn er dich heißet aus dem alten Pelz heimgehen in das reine Kleid. Siehe, ob du gleich auf diesen Weg trittst, so wirst du dennoch Schwachheit genug und viel zu viel an dir fühlen, du wirst noch *zu* viel Böses wirken*); *denn wir haben einen bösen Gast in uns zur Herberge*; es gilt nicht nur trösten, sondern wider denselben kämpfen, streiten, ihn stets tödten und überwinden; er ist ohne das immer zu stark und will das Oberregiment haben. — Christus hat wohl *für* uns und *in* uns den Tod zerbrochen und die Bahn in Gott gemacht; was hilft mich's aber, daß ich mich des tröste, und solches lerne wissen, bleibe aber im finstern Zorn verschlossen liegen, an der Ketten des Teufels gefangen. Ich muß in dieselbe Bahn eingehen, und in derselben Straße wandeln, als ein Pilgrim, der aus dem Tode ins Leben wandelt.

An einem andern Orte sagt er**):

„Der Mantel mit dem Leiden und der Genugthuung Christi,

*) In der That schließt der rechte Tugendeifer niemals die Demuth aus, was die einseitigen Glaubenseifrer bedenken sollten.

**) Theos. Sendbriefe 12. Bf. §. 61—64. Umbreit S. 56.

den man jetzt dem Menſchen umdecket, wird manchem zum Strick und hölliſchen Feuer werden, daß man ſich alſo nur will mit Chriſti Genugthuung kitzeln und den Schalk anbehalten.“

Die Wiedergeburt war Jacob Böhm das Höchſte im Chriſtenthum; ein geheiligtes, geläutertes, mit Gott verſöhntes Gemüth, das ging ihm über alles, und darin hatte auch vor allem jene Duldſamkeit ihren Grund, die wir in der vorigen Stunde an ihm gerühmt haben.

„Nicht allein um die Wiſſenſchaft zanken (ſollen wir)*), ſondern ein neuer Menſch werden, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit in Gott lebe. Man muß den Schalk austreiben und Chriſtum anziehen, alsdann ſind wir in Chriſto, und mit Chriſto in ſeinen Tod begraben, und ſtehen mit Chriſto auf und leben ewig in ihm. Was ſoll ich dann lang um das zanken, das ich ſelber bin?“

„Man findet**) die neue Wiedergeburt und den edeln Stein nicht im Streite, auch in keiner weiſen Vernunft; du mußt alles, was in dieſer Welt iſt, es ſei hochglitzend, wie es wolle, fahren laſſen und in dich ſelber eingehen und nur deine Sünde, in der du gefangen biſt, zuſammen auf einen Haufen raffen und in die Barmherzigkeit Gottes werfen und zu Gott fliehen, und den um Verzeihung bitten und um Erleuchtung ſeines Geiſtes.“

„Nicht lange disputiren, nur Ernſt; denn der Himmel muß zerſpringen, und die Hölle erzittern, und es geſchieht auch.“

Somit hätten wir die hauptſächlichſten Gedanken Böhms, ſo weit ſie das chriſtlich religiöſe Leben betreffen, in wenigen Zügen kennen gelernt, und es bleibt uns nur noch übrig, die bisherigen zerſtreuten Urtheile, die wir uns über ihn gebildet haben mögen, in eins zuſammenzufaſſen.

Es konnte nicht meine Abſicht ſein, das Studium dieſes Mannes und ſeiner Schriften in dem Grade wieder erwecken zu wollen, wie Einige durch übertriebene Lobpreiſung ſeiner Geiſtestiefe und ſeiner Ideenfülle es zu beabſichtigen ſcheinen. In dieſem Falle würde ich eher ſtatt der Auszüge auf ihn ſelbſt gewieſen haben. Ich bin aber überzeugt, daß ein zuſammenhängendes

*) Ebend. Umbr. S. 56. 57.
**) Vom dreifachen Leben Cap. 7. Umbr. S. 55.

Studium der Werke Böhms nur dem von einigem Genuß und Gewinn ſein kann, der in die Geſchichte der Philoſophie und der Sprache tiefer eingeweiht, und mit der nöthigen Schärfe des Geiſtes ausgerüſtet iſt, das Wahre vom Falſchen zu ſcheiden. Noch viel weniger kann ich mir daher denken, daß durch die Verbreitung dieſer und ähnlicher Schriften für ächte Volksbildung, wie unſre Zeit ſie bedarf, etwas Gedeihliches gewonnen werden könnte. Dazu ſind andere, verſtändlichere und, ich darf wohl ſagen, beſſere Schriften vorhanden. So wenig ich aber die Böhmiſche Theoſophie unbedingt empfehlen möchte, weil neben der Erbauung, die ſie ſtiften mag, auch viele Unklarheit und eine falſche Neugierde auf Koſten des praktiſchen Chriſtenthums befördert wird, eben ſo wenig und noch weniger kann ich mich dem Urtheil derer anſchließen, welche über den Schuſter von Görlitz hochmüthig ihre Achſeln zucken und ihn mit ſeinem ganzen Anhang ins Tollhaus verweiſen. Wer wird dieß auch nach dem bisher Mitgetheilten noch thun wollen, ohne ſich einer offenbaren Sünde ſchuldig zu machen? Gewiß, Böhm hatte einen tiefen Geiſt und ein reiches, Gott-inniges Gemüth. Sein Chriſtenthum war ein lebendiges, ſein Wandel ein reiner, und ſchon deßhalb nimmt er eine nicht geringe Stellung in der Geſchichte des religiöſen Denkens und Lebens ein, zumal in einer Zeit, die ſo viel dürres Geſtrüppe auf dem theologiſchen Boden aufſproſſen ließ. Aber mit ſeiner ganzen Erſcheinung gehört er doch mehr eben dieſer ſeiner Zeit an, und kann nur aus ihr ganz begriffen werden. Somit bedürfte das Meiſte von dem, was er uns hinterlaſſen, einer Entkleidung und Sichtung, wenn es den Geſchmack der jetzigen Zeit befriedigen und dem Geiſt unter allen Verhältniſſen eine bleibende Nahrung geben ſollte. Eine ſolche zeitgemäße Bearbeitung ſeiner und ähnlicher Schriften zum Behufe der chriſtlichen Erbauung könnte allerdings Segen ſtiften, wenn ſie mit dem rechten Sinn, mit dem rechten Takt und Geſchick unternommen würde. Es müßte dabei das bloß Speculative, das Problematiſche vermieden und nur das herausgehoben werden, was unmittelbarer Ausdruck des frommen Gefühls und Ergebniß der innern Erfahrung iſt.

Wir verlaſſen nunmehr das eigentliche Gebiet der Myſtik, und ſehen uns nach andern Erſcheinungen in der proteſtantiſchen

Kirche um, welche zwar mit den eben betrachteten einige Verwandtschaft haben, doch aber nicht ganz derselben Kategorie angehören.

Der Uebergang von der mystischen Theologie zu einer lebendigen und erbaulichen Religionslehre ist ein fast unmerklicher, und die Grenze zwischen beiden läßt sich schwer bestimmen. Schon in den Zeiten vor der Reformation kann man jedoch die eigentlichen Mystiker, wie Tauler, Suso, Rusbroch unterscheiden von einem Thomas a Kempis, der sich zwar noch in manchen Dingen an die Sprache der Mystiker anschließt, aber doch mehr das Praktische, als das Beschauliche heraushebt. Unter diese erbaulichen, vorzüglich auf das fromme Leben dringenden Schriftsteller, die man zum Unterschiede von den Mystikern besser Asketen nennt, rechnen wir im 17. Jahrhundert vor allen Arnd und Scriver, zwei Männer, deren Werke noch bis auf den heutigen Tag als Erbauungsbücher in manchem christlichen Hauswesen sich erhalten haben, und deren Verdienst um die Menschheit nur der verkennen wird, dem das Höchste der Menschenbestimmung ein Fremdes geblieben. Da Scrivers Wirksamkeit größtentheils in die Zeiten nach dem 30jährigen Krieg fällt, so werden wir uns in unsrer Periode auf Johann Arnd beschränken müssen, dessen Bücher vom wahren Christenthum, wenn auch nicht ihrem Inhalt, doch ihrem Namen nach gewiß allen von Ihnen bekannt sind.

Johann Arnd*) wurde am Tage Johannis des Evangelisten 1555 zu Ballenstädt im Fürstenthum Anhalt geboren, wo sein Vater Jacob Arnd Hofprediger war. Die günstigsten Verhältnisse schienen auf die Ausbildung seines religiösen Sinnes wirken zu wollen, denn nicht nur waren Vater und Mutter selbst durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnet, sondern auch das Leben am anhaltischen Hofe war im Vergleich mit dem Hofleben jener Zeiten ein musterhaftes zu nennen. Ja, der Fürst Wolfgang von Anhalt

*) Vgl. Freheri Theatrum viror. eruditione claror. p. 409. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistor. I. II. Iselin, hist. Lex. Pahl über Johann Arnd, in Tzschirners Memorabilien, 3. Bds. 1. Stück. (Leipzig 1812). Schröckhs Kirchengesch. seit der Ref. IV. 451 ff. Horn, Gesch. der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen I. S. 144 ff. Eine zusammenhängende Biographie ist mir nicht bekannt. Wie sehr wäre der Mann ihrer würdig!

verwaltete damals noch in der Mitte der Seinigen bisweilen das Amt des Predigers auf ächt patriarchalische Weise. Aber dieser günstige Himmel verdunkelte sich bald. Arnd verlor seinen Vater frühe, schon im achten Jahre, und es begann für ihn eine harte, auch durch körperliche Krankheiten erschwerte Zeit. Wie Luther, so nährte auch Arnd seinen Geist schon frühe an den Schriften der Mystiker, eines heiligen Bernhard, eines Johann Tauler, Thomas a Kempis und dem Büchlein von der deutschen Theologie. Immer mehr entwickelte sich in ihm die Vorliebe für geistliche Studien, weßhalb er denn auch den anfänglichen Vorsatz, sich der Heilkunde zu widmen, aufgab und sich der Theologie zuwandte. In einem Alter von 21 Jahren und in den folgenden bezog er mehrere der damals berühmtesten Hochschulen, unter andern auch Basel, wo er sich auch nach vollendeten Studien noch einige Zeit aufhielt, indem er einem polnischen Edelmann Privatunterricht ertheilte. Arnd war in seiner Jugend öfter in Lebensgefahr; so auch während seines Aufenthaltes in Basel, wo er einst beim Baden im Rheine fast ertrunken wäre, wenn ihm nicht ein herbeieilender Student zu Hülfe gekommen wäre.

Er bekleidete in der Folge mehrere Predigerstellen, und auch er wurde in den Streit hineingezogen, der damals die Kirche bewegte. Arnd war ein entschiedener Anhänger der lutherischen Lehre, und wir dürfen nicht glauben, daß er nur aus Anbequemung sich an die Augsburgische Confession, ja sogar an die Concordienformel angeschlossen habe, sondern gewiß that er beides mit voller Ueberzeugung. So gewiß nämlich viele der damaligen Theologen aus bloßer Streitsucht den Gegensatz gegen die Calvinisten auf die Spitze trieben, so viel Antheil auch die Politik und andre Menschlichkeiten an jenen Zänkereien hatten, so gut läßt sich auch denken, daß manche wohlgesinnte Gemüther aus treuer Anhänglichkeit an den Lehrbegriff ihrer Kirche mit in die Streitigkeiten verflochten wurden und vielleicht auf gewisse Bestimmungen einen größern Werth legten, als nöthig war, wobei ihr Verstand zwar in einem Irrthum befangen, aber ihr Herz rein sein konnte. Genug, Arnd wurde seiner entschiednen Anhänglichkeit an das Lutherthum wegen, namentlich darum, weil er den Exorcismus bei der Taufe nicht unterlassen wollte, von einer Pfarrstelle vertrie-

ben*), die er in Paderborn bekleidet hatte, und begab ſich darauf 1590 nach Quedlinburg, wo er 9 Jahre als Prediger an der St. Nicolauskirche diente. Hier erwarb er ſich eine ſo große Liebe, daß, als er 1599 einen Ruf nach Braunſchweig erhielt, die Bürger ſich faſt mit Gewalt widerſetzten und die Kirche zu ſchließen drohten, wenn er die Abſchiedspredigt halten wolle. Nur mit der größten Mühe gelang es ihm, nach langem Widerſtreben der Aebtiſſin, der Obrigkeit und der Gemeinde, ſeinen Zweck zu erreichen**). — In Braunſchweig ward ihm abermals das Leben durch Streitigkeiten verbittert. Später, vom Jahr 1608 an finden wir ihn in Eisleben (der Geburtsſtadt Luthers) wieder, endlich vom Jahr 1614 ***) an als Superintendent zu Celle. Mehrere vortheilhafte Rufe, die noch weiter an ihn ergingen, ſchlug er nunmehr ſtandhaft aus. Sein Name war ſo gefeiert, daß nicht nur viele hohe und gelehrte Perſonen mit ihm in Briefwechſel ſtanden, ſondern auch manchen eine Reiſe von 70 Meilen nicht zu groß war, um den frommen Mann von Angeſicht zu ſehen und mit ihm über die Angelegenheiten des eignen Herzens und des Reiches Gottes ſich zu unterhalten. Scheuet ja auch der Wandrer in der Wüſte den weiten Weg nicht, der ihn über die öden Steppen hin zur Quelle leitet. Eine ſolche Quelle des Lebens aber floß aus dem Schatze ſeines Gemüthes zu einer Zeit, da die Kirchenlehre ſo oft zur öden Wüſte vertrocknet ſchien.

Den 3. Mai des Jahres 1621 hielt Arnd ſeine letzte Predigt über den Text: „Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden erndten.“ (Pſ. 126.) Als er nach Hauſe zurückkehrte, ſagte er ſeiner Gattin: „Heute habe ich meine Leichenrede gehalten.“ Wirklich fühlte er von da eine zunehmende Schwäche ſeines Körpers, und ſchon den 11. Mai erfolgte ſeine Auflöſung. Seine letzten Worte waren: „Ich habe überwunden.“ Und in der That konnte der fromme Mann ſein Sterben ein Ueberwinden nennen; denn an vielfachen Anfechtungen und Geduldsprüfungen hatte es ihm nie gefehlt. So ſtreng auch Arnd der lutheriſchen Rechtgläubigkeit ergeben war, ſo konnte er es doch den übertriebenen Eifrern

*) Nach Horn war es der Bilderſtreitigkeit wegen.
**) Horn S. 145.
***) Nach Andern von 1611.

der Pfaffen nicht zu Danke machen. Schon das, daß er das Streiten um Glaubenslehre nicht zur Hauptsache seines Strebens und Wirkens machte und daß er die Mystiker achtete, wenn er auch nicht alles an ihnen guthieß, zog ihm vielfache Verdächtigungen zu, und noch nach seinem Tode wurde er mit Paracelsus, Weigel und Böhm in eine Linie gestellt, obwohl sich jedem Unbefangenen der Unterschied zwischen seiner Lehre und der der eigentlichen Mystiker darbieten mußte. — Nicht nur aber für einen Mystiker und Fanatiker, auch für einen Schwarzkünstler hielten ihn Einige und redeten ihm nach, er verstehe die Kunst, Gold zu machen. Und wirklich verstand Arnd diese Kunst. Nicht nur im geistigen Sinne schied er das reine Gold der Lehre von den Schlacken der Wortstreitigkeiten, sondern auch mit irdischen Gaben wußte er auf eine Weise haushalten, die ihm bei einem dürftigen Einkommen noch immer genug übrig ließ, den Armen Gutes zu thun. So war es das Beichtgeld, das er empfing, jedesmal in den Armenkasten, und dieß war es, was ihn ins Geschrei brachte, er könne Gold machen und besitze den Stein der Weisen *).

Von Arnds religiösen Schriften haben die schon genannten vier Bücher vom wahren Christenthum den ausgebreitetsten Ruf erhalten; sie sind fast in alle neuern Sprachen, selbst ins Malabarische übersetzt worden. Nächst ihnen ist das Paradiesgärtlein am bekanntesten, eine Art von Gebetbuch, in welchem das eigentlich Erbauliche noch mehr vor dem Belehrenden vorherrscht, und so auch die mystische Sprache noch auffallender als in den Büchern vom wahren Christenthum sich vernehmen läßt. Schon der Titel Paradiesgärtlein, wie auch die ähnlichen Titel einiger seiner andern Schriften, als: „Geistliches Brotkörblein," „Haus- und Herzkirch" u. s. w. erinnern an den Geschmack der Zeit und an die Vorliebe der Mystiker zu bildlichen Ausdrücken. Man würde aber Unrecht thun, durch diese Aeußerlichkeit sich von der nähern Bekanntschaft mit solchen Schriften abschrecken zu lassen. Vielmehr hoffe ich, manchen unter Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn ich auch aus Arnds Schriften Ihnen einige Proben mittheile. — Allerdings wiederholen sich bei

*) Siehe Iselin a. a. O.

ihm gewiſſe Gedanken, die wir ſchon bei Weigel und Böhm, ja ſogar ſolche, die wir bei Paracelſus gefunden haben, wie denn überhaupt das Gepräge einer Zeit nicht ſobald ſich verwiſcht; aber wenn wir bei jenen die wahrhaft erbaulichen und fruchtbaren Gedanken aus einem Schwall von naturphiloſophiſchen und myſtiſchen Formeln herausleſen mußten, ſo kommen uns bei Arnd dieſe freundlichen Kinder ſeines Geiſtes wie von ſelbſt entgegen und leiten, ohne alle Umwege durch den myſtiſchen Irrgarten mit uns einzuſchlagen, ſogleich auf die rechte Spur, die zu dem Tempel einer geläuterten Andacht führt, an welchem die myſtiſchen Verzierungen höchſtens nur als Arabesken angebracht ſind. Abgeſtreift iſt von der Frucht die wunderliche Hülle, und der Kern liegt offen da zu jedermanns Genuß.

Auch Arnd ſtellt, wie Weigel und Böhm, das lebendige Aneignen des chriſtlichen Geiſtes überall voran, und bringt ſomit auf die geiſtige Wiedergeburt. Ohne dieſe gilt auch ihm die äußere Rechtgläubigkeit eben ſo wenig als die äußere Werkheiligkeit, und auch die heilige Schrift und die heilige Geſchichte ſind ihm nur die Mittel, wodurch das innere Leben geweckt werden ſoll. Ohne dieſe Wirkung bleibt ihre Kenntniß fruchtlos.

„Aus Gott geboren ſein," ſagt der Verfaſſer des wahren Chriſtenthums mit einer Beredſamkeit, die aus ſelbſteigener Erfahrung ſtammt*), „aus Gott geboren ſein iſt wahrlich kein Schattenwerk, ſondern ein rechtes Lebenswerk. Gott wird nicht eine todte Frucht, ein lebloſes und kraftloſes Werk gebären, ſondern aus dem lebendigen Gott muß ja ein lebendiger Menſch geboren werden. Und unſer Glaube iſt unſer Sieg, der die Welt überwindet. Was nun überwinden ſoll, das muß eine mächtige Kraft ſein; ſoll der Glaube der Sieg ſein über die Welt, ſo muß er eine lebendige, obſiegende, thätige, wirkliche, göttliche Kraft ſein; ja Chriſtus muß es alles thun durch den Glauben."

„Es hat Gott **)," ſo ſpricht er ſich ferner aus über den Gebrauch der Bibel, „es hat Gott die heilige Schrift nicht darum offenbart, daß ſie auswendig auf dem Papier als ein todter Buchſtabe ſoll ſtehen bleiben, ſondern ſie ſoll in uns lebendig werden

*) Buch I. S. 25. (nach der Straßb. Ausg. v. 1626).
**) S. 28. Ebend.

im Geiſt und Glauben, und ſoll ein ganzer innerlicher neuer Menſch daraus werden, oder die Schrift iſt uns nichts nütze. Es muß alles im Menſchen geſchehen durch Chriſtum, im Geiſt und Glauben, was die Schrift äußerlich lehrt. So findeſt du in der Geſchichte Kains und Abels das, was in dir iſt, nämlich den alten und neuen Menſchen mit allen ihren Werken. Dieſe beide ſind in dir wider einander; denn Kain will immer den Abel unterdrücken und erwürgen. Was iſt das anders, denn der Streit zwiſchen dem Fleiſch und Geiſt, und die Feindſchaft des Schlangenſamens und des Weibesſamens? Die Sündfluth muß in dir geſchehen und die böſe Unart des Fleiſches erſäufen; der gläubige Noah muß in dir erhalten werden; Gott muß einen neuen Bund mit dir machen und du mit ihm; das verworrene Babel muß in dir nicht aufgebaut werden mit ſeiner Pracht. Du mußt mit Abraham ausgehen von aller deiner Freundſchaft, alles laſſen, auch deinen Leib und (dein) Leben, und allein in dem Willen Gottes wandeln, auf daß du den Segen erlangeſt, ins gelobte Land und ins Reich Gottes kommeſt. — Du mußt mit Abraham ſtreiten wider die 5 Könige, die in dir ſind, nämlich Fleiſch, Welt, Tod, Teufel und Sünde. Du mußt mit Lot aus Sodom und Gomorrha gehen, d. i. das ungöttliche Leben der Welt verleugnen u. ſ. w."

Auf ähnliche Weiſe redet er vom N. T. Auch hier muß alles, was ſich äußerlich mit Chriſto ereignete, ſich innerlich wiederholen.

„Wie Chriſtus durch den heiligen Geiſt im Glauben von Maria leiblich empfangen und geboren, alſo muß er in mir geiſtlich empfangen und geboren werden, er muß in mir geiſtlich wachſen und zunehmen.... Ich muß mit ſeiner Taufe getauft werden, mit ihm ſterben und auferſtehen... denn: wer mit Chriſto nicht will der Sünde abſterben, dem iſt ſein Tod nichts nütze, und wer nicht will mit Chriſto von Sünden auferſtehen, dem iſt ſeine Auferſtehung nichts nütze. Wer nicht im himmliſchen Weſen und Leben will wandeln, dem iſt Chriſti Himmelfahrt nichts nütze*)."

„Chriſtus ſelbſt, der lebendige, iſt das Buch, in dem wir leſen, woraus wir lernen ſollen**)."

*) Buch I. S. 43.
**) Ebend. S. 89.

Auch die Wunder Jesu deutete Arnd allegorisch, wie schon vor ihm manche Kirchenväter, z. B. Origenes, ja wie selbst Luther gethan hatte, obwohl alle diese deßhalb nicht die Thatsachen selbst in Abrede stellten. So muß Christus die geistig Blinden sehend, die geistig Erlahmten stark und gesund machen und die geistig Todten vom Tode erwecken (Ebend. S. 31.). —

Während die blinden Streiter der damaligen Zeit so häufig Glauben und Werke auseinanderrissen, zeichneten sich die besonnenen und frommen Theologen, zu welchen Arnd gehörte, eben dadurch aus, daß sie das neue Leben, welches die christliche Heilslehre fordert, als ein unzertrennliches Ganze faßten. Auch Arnd ging vom Verderben der menschlichen Natur aus und schlug alle die Ansprüche nieder, welche die menschliche Selbstgefälligkeit zu machen pflegt. Die größten und herrlichsten Gaben sind ihm nichts, wenn sie nicht mit einer frommen Gesinnung gepaart sind, und wie Paracelsus, so sucht auch er in den äußern Kunstfertigkeiten nichts anders, als die natürlichen Triebe, die wir mit den Thieren und den übrigen Geschöpfen gemein haben, wenn sie nicht durch Religion geadelt sind.

„Gleich wie eine Blume, wenn sie noch so schön ist von Farbe, von Geruch und Geschmack und aber ein verborgenes Gift drin steckt (wie man derselben etliche findet), so ist doch ihre schöne Farbe, Geruch und süßer Geschmack dem Menschen nicht allein nichts nütze, sondern auch hochschädlich. Also ein Mensch, wenn er noch so schöne Gaben hat, und wenn's englische Gaben wären, und ist voll Hoffarth, eigner Ehre und Liebe, so sind dieselben nicht allein nichts nütze, sondern auch hochschädlich, denn alles was gut sein soll, das muß lauter und rein aus Gott gehen, und aus Gott kommen und sich in Gott enden; hat's einen andern Ursprung und Ende, so kann's nicht gut sein, denn Gott ist der Ursprung alles Guten. Ja, wenn der allerbegabteste Mensch nicht in täglicher Buße lebt und in Christo erneuert wird, der Welt absagt und alle dem, das er hat an Gaben, sich selbst verläugnet, sich selbst haßt und lauter und bloß an Gottes Gnade hängt, wie ein Kind an der Mutter Brust, so kann er nicht selig werden, sondern wird mit aller Kunst verdammt *)."

*) Vgl. Buch I. S. 171. u. 176.

Von dieſem erhabenen Standpunkte aus hatte ihm auch die ſogenannte Tugend keinen Werth, wenn ſie nicht aus der innigſten Liebe zu Gott hervorging, weßhalb er auch einen Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und heidniſchen Tugend machte, wie er von den meiſten Theologen ſeiner Zeit gemacht wurde (Ebend. S. 145.). Aber ſo wenig Werth er auf die äußere Tugend ſetzte, eben ſo wenig Werth ſetzte er in einen bloß äußern, im trocknen Wiſſen beſtehenden Glauben.

„Der Glaube," ſagt er (Ebend. S. 112.), „iſt kein bloßes Wiſſen, ſondern eine fröhliche, freudige, lebendige Zuverſicht, dadurch ich Gottes Allmacht an mir kräftiglich und tröſtlich empfinde, wie er mich hält und trägt, wie ich in ihm lebe, webe und bin, daß ich auch ſeine Liebe und Barmherzigkeit an ihm fühle und empfinde." Daß ein ſolcher Glaube nicht ohne Werke bleiben könne, verſteht ſich von ſelbſt."

„Aus dieſem immer grünenden, lebendigen Geiſt Gottes müſſen herfürblühen die chriſtlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein Palmbaum, und wächſet wie ein Ceder auf dem Libanon, die der Herr gepflanzt hat" (Ebend. S. 121.).

Die Grundkraft aller chriſtlichen Tugenden iſt die Liebe. Das erkannte Arnd mit einer lebendigen Ueberzeugung, und im Loben und Preiſen dieſer Liebe und ihrer unendlichen Macht iſt er unerſchöpflich.

„Wenn es ein Menſch recht bedenkt," ſagt er an einem Orte (Buch II. S. 154.), „ſo ſind wir in Gottes Liebe eingeſchloſſen, gleich wie wir alle unter dem Himmel eingeſchloſſen ſind, indem wir in Gott leben, weben und ſind; denn gleich wie ein Menſch nirgend hinlaufen kann, der Himmel iſt doch allenthalben um ihn, über ihm, unter ihm, zur Rechten, zur Linken, — alſo kann ein Menſch nirgend hinlaufen, die Liebe und Güte Gottes folget ihm doch nach, und rufet ihn durch alle Creaturen, ja durch ſein eigen Herz und Gewiſſen und ſpricht: „Du liebes Kind! wo willt du dann hinlaufen? wo willt du hinfliehen, da ich nicht wäre? Führeſt du gen Himmel, ſo bin ich da, führeſt du in die Hölle, ſo bin ich auch da. Nähmeſt du Flügel der Morgenröthe und bliebeſt am äußerſten Meer, ſo würde dich doch meine Hand daſelbſt finden. Darum komme zu mir, erkenne

meine Liebe und Gnade, damit ich dir in allen meinen Creaturen begegne."

„Die Liebe," ſagt er ferner (Buch I. S. 144.), „iſt das Geſetz der Natur, aus welchem dem menſchlichen Geſchlecht alles Gute entſteht und ohne welche es vergehen müßte; denn alles, was dem Menſchen Gutes geſchieht, das quillet und entſpringet aus der Liebe."

„Des Menſchen Herz (Ebend. S. 153.) iſt alſo von Gott geſchaffen, daß es ohne Liebe nicht leben kann; es muß etwas lieben, es ſei Gott oder die Welt oder ſich ſelbſt. Dieweil nun der Menſch etwas lieben muß, ſo ſoll er das Allerbeſte lieb haben, welches iſt Gott ſelbſt, und ſoll dieſen Affect, welchen Gott in das Herz gepflanzet und durch den heiligen Geiſt angezündet hat, Gott wieder geben und bitten, daß er ſeine Liebe je mehr und mehr anzünde; denn Gott liebet dich erſt und entzündet deine Liebe mit ſeiner Liebe; liebeſt du ihn aber wieder, ſo wirſt du von ihm geliebt werden."

„Behalte die Wurzel der Liebe allzeit in dir durch den Glauben, ſo mag nichts denn Gutes aus dir gehen, und du wirſt anfangen, die Gebote Gottes zu erfüllen, die alle in der Liebe beſchloſſen ſind" (Ebend. S. 132.).

Man hat dem Myſticismus häufig vorgeworfen, daß er die geiſtliche Liebe zu einer Art von Gefühlsſchwelgerei hat ausarten laſſen, und es fragt ſich, ob Arnd nicht vielleicht hierin ſeiner Zeit nachgegeben und ſich in dieſer Beziehung an die Schattenſeite des Myſticismus angeſchloſſen habe. In dem bisher Mitgetheilten iſt uns nichts der Art begegnet. Allerdings aber kommen in ſeinem Buch vom wahren Chriſtenthum, und noch mehr in dem Paradiesgärtlein Stellen vor, wo das Verhältniß der Seele zu ihrem Bräutigam unter denſelben Bildern ausgeführt wird, deren die Myſtik von jeher in ihrer Sprache ſich bediente. Wir würden indeſſen auf der Oberfläche ſtehen bleiben, wenn wir nicht hinter dieſen im Geſchmack der Zeit übermalten Stellen den tiefern Goldgrund zu erkennen vermöchten, auf den ſie aufgetragen ſind. Jedenfalls begnügt ſich Arnd nicht mit dieſen poetiſchen Ergüſſen des Gefühls, ſondern überall wird der genaue Zuſammenhang der innigſten Gottesliebe mit der thätigſten Menſchenliebe nachgewieſen,

ſo wie auch wieder der innige Zuſammenhang dieſer mit allen chriſtlichen Tugenden, und eben dieß iſt es, was die Schriften Arnds vor denen der gewöhnlichen Myſtiker auszeichnet und ſie fürs Leben ſo überaus fruchtbar macht.

„Wie in Chriſto zuſammengefaßt iſt Gott und Menſch (ſagt Arnd) durch ein unauflösliches Band, alſo faſſet die Liebe Gottes in ſich die Liebe des Nächſten, und wie göttliche und menſchliche Natur nicht können getrennt werden, alſo auch Gottes und des Nächſten Liebe.“

„Darum hat auch Gott in der Schöpfung nicht mehr denn einen Menſchen geſchaffen, auf daß, weil alle Menſchen von einer Wurzel entſproſſen, ſie ſich auch deſto mehr untereinander liebten, als Zweiglein eines Baumes*).“

Und ſo läßt Arnd aus dieſer reinen Gottes- und Menſchenliebe alle Tugenden von ſelbſt hervorquellen. Er tritt zwar weniger in die einzelnen ſittlichen Lebensverhältniſſe ein, und moraliſirt wenig, wie dieß überhaupt nicht im Geiſte der asketiſchen Myſtik lag; aber wo er dieſe Verhältniſſe berührt, da zeigt er neben der religiöſen Tiefe auch überall Welt- und Menſchenkenntniß. So ſehr er auch mit der proteſtantiſchen Kirchenlehre den Menſchen für verdorben hält und untüchtig zum Guten, ſo beſtimmt redet er doch an verſchiedenen Stellen wieder von einem natürlichen Funken des Göttlichen im Menſchen, den die Gnade zur lichten Flamme anfache, und ſo weiß er auch bei allem Unterſchied, den er zwiſchen heidniſcher und chriſtlicher Tugend macht, die erſtere zu ſchätzen, wo ſie ihm begegnet. Dieſe moraliſche Fruchtbarkeit hat er mit Kempis gemein; nur hat er dieß als evangeliſcher Proteſtant vor ihm voraus, daß er nichts von jener klöſterlichen Art an ſich hat, wie wir bei Kempis ſie finden. — Folgende Regeln eines chriſtlichen Lebens, die er in ſeinem Buche aufſtellt, mögen hier noch an ihrer Stelle ſtehen**).

„Ob du gleich nicht alſo vollkommen leben kannſt, wie es Gottes Wort fordert, und wie du gern wollteſt, ſo ſollſt du es doch wünſchen; denn ſolche heilige Begierde gefällt Gott wohl, und Gott nimmt ſie an für die That; denn er ſiehet das Herz

*) Siehe Buch I. S. 158. u. 59.
**) Buch I. S. 228 ff.

und nicht die Werke; doch ſollſt du allezeit dein Fleiſch kreuzigen und nicht herrſchen laſſen."

„In allen Dingen, die du gedenkeſt, redeſt oder thuſt, ſiehe zu, daß du die Reinigkeit des Herzens bewahreſt, dich nicht verunreinigeſt mit hoffärtigen Gedanken, Worten und Werken, mit Zorn und dergleichen fleiſchlichen und teufliſchen Werken, denn dadurch wird dein Herz dem Satan aufgethan und Gott zugeſchloſſen."

„Die Freiheit deiner Seele befleiße dich zu erhalten, daß du dieſelbe nicht durch unordentliche Begierde des Zeitlichen zum Knecht und Leibeignen der irdiſchen Dinge macheſt; denn es iſt ja deine Seele edler, denn die ganze Welt; wie ſollteſt du denn dieſelbe den unedeln, nichtigen, zeitlichen Dingen unterwerfen und verkaufen, und dein Herz an das Nichtige hängen."

„Wenn dir Gott himmliſchen Troſt und Freude verleiht, ſo nimm dieſelben mit demüthigem Dank an. Entzieht dir aber Gott ſeinen Troſt, ſo wiſſe, daß die Tödtung des Fleiſches beſſer ſei, als die Freude des Geiſtes.... denn durch Trauern wird das Herz gebeſſert."

„Wenn du deinem lieben Gott nicht kannſt ſo große und viele Opfer bringen, Andacht, Gebet, Dankſagung, ſo bringe ihm, was du haſt und vermagſt, und dazu einen guten Willen und heilige Begierde, und wünſche, daß ihm dein Gottesdienſt wohlgefallen möge..... Bitte aber deinen Herrn Chriſtum Jeſum, daß er alle deine Opfer und Gaben wolle vollkommen machen mit ſeinem vollkommnen Opfer; denn in ihm iſt unſre Vollkommenheit, in uns iſt's Stückwerk.... Gleichwie ein bloßes elendes Kind, wenn's nackt und unſauber iſt, ſo iſt's unlieblich; aber wenn man's ſchmücket und weiß anzieht, ſo gefällt's einem gar wohl. Alſo iſt all dein Thun an ſich ſelbſt nichts, aber wenn's mit Chriſti Vollkommenheit geſchmückt wird, ſo gefallen alle deine Werke Gott wohl."

„Alle deine Feinde und Läſterer ſollſt du lernen mit Wohlthat und Gütigkeit überwinden und verſöhnen; denn mit Rachgier, Zorn und Widerſchalten gewinnt man keinen Feind; in der Tugend iſt der Sieg, nicht in dem Laſter.... Gleichwie kein Teufel den andern austreibt, ſo wird auch kein Laſter das andere ver-

treiben... Laſſet euch nicht das Böſe überwinden, ſondern überwindet das Böſe mit Gutem; das iſt der Sieg."

„Wenn du ſieheſt, daß ein Anderer von Gott eine Gabe hat, die du nicht haſt, ſo neide ihn darum nicht und mißgönn' es ihm nicht, ſondern freue dich des und danke Gott dafür."

„Die Sünde und das Laſter in dem Menſchen ſollſt du haſſen als ein Werk des Teufels; aber nicht den Menſchen ſelbſt ſollſt du haſſen, ſondern dich über ihn erbarmen, daß ſolche Laſter in ihm wohnen, und Gott für ihn bitten, wie der Herr Chriſtus am Kreuz für die Uebelthäter gebeten hat."

„Iſt dein Nächſter gleich ein großer und ſchrecklicher Sünder, ſo gedenke nicht, daß du darum vor Gott beſſer ſeiſt; wer ſich ſelbſt dünkt, er ſtehe, mag wohl zuſehn, daß er nicht falle."

Schon dieſe einzelnen abgebrochenen Sätze und Lebensregeln mögen beweiſen, welcher geſunde Geiſt der chriſtlichen Frömmigkeit in dem Buche weht. Kein Wunder, wenn das Volk begierig nach ſolcher Speiſe griff. Mochten immer die Schriftgelehrten ihren Bann dagegen ſchleudern, wie denn einer derſelben (Lucas Oſiander) das Buch vom wahren Chriſtenthum ein „Buch aus der Hölle" nannte: es machte ſich die Wahrheit von ſelber Bahn. Das verſchriene Höllenbuch war in den Augen des Volkes ſogar ein von Gott ausgezeichnetes Himmels- und Wunderbuch, von dem erzählt wurde, daß verſchiedene Exemplare deſſelben bei verſchiedenen Anläſſen aus Feuers- und Waſſersnoth wunderbar ſeien gerettet worden*).

Auch in neuern Zeiten fanden Arnds Schriften fortwährend einen Weg zu den Herzen einfach frommer Menſchen, ſo daß ſie noch heute in mancher alterthümlichen Familie zu der chriſtlichen Hausbibliothek gehören, während die feiner gebildete Welt ſo oft an der viel dürftigern Speiſe, welche die modiſchen Andachtbücher ihr bieten, ſich genügen läßt. Wie ſollte ſie es auch über ſich bringen können, einen ſolchen alten Tröſter**) zur Hand zu nehmen? Und gleich-

*) Siehe Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie Theil II. B. 17. Cap. 6.

**) Man gebraucht das Wort ſo häufig im Spott; hat es nicht auch ſeine ernſte Bedeutung?

wohl frage ich, zu was wohl ein höherer Grad von Bildung gehöre, eine ſchon zurecht gelegte, breitgetretene Rede ſich nothdürftig anzueignen, oder ſich in fernliegende Zeiten und Perſonen zu verſetzen und auch unter dem, was weniger für unſere Zeit ſich eignet, das Gute und ewig Wahre mit richtigem Takte herauszufinden? Ich will darum nicht unbedingt denen beiſtimmen, welche die chriſtliche Andacht allein von dieſen älteren Büchern und von der in ihnen herrſchenden Form abhängig machen wollen; denn eine jede Zeit bringt aus dem beſſern Schatz ihres Weſens Gutes hervor. Ja, was ich vorhin bei Böhm bemerkte, das muß ich auch bei Arnd wiederholen: ich glaube nicht, daß mit dem bloßen mechaniſchen Abdruck und der quantitativen Verbreitung ſolcher Schriften für das Reich Gottes das gewonnen wird, was Viele davon zu hoffen ſcheinen. Ich möchte ſogar zu bedenken geben, ob nicht die Breite und Weitſchweifigkeit des Ausdrucks, wie ſie der damaligen Zeit eigen war, den Schwung der Andacht eher hemme, als fördere, abgeſehen davon, daß ſich doch auch in Arnd manche Stellen finden, die an einer gewiſſen Unklarheit leiden und neben der Erbauung auch Irrthum aufkommen laſſen. Auch hier möchte ich einem zweckmäßigen Auszug den Vorzug geben. Aber das glaube ich verlangen zu dürfen, daß ein jeder, der auf wahre Bildung, ja der auch nur auf einige Kenntniß der Geſchichte Anſpruch machen will, mit dem Leben und den Leiſtungen der Männer, welche in Zeiten der Noth das geiſtige Leben ihres Volkes bewahrt und gefördert haben, eben ſo wohl bekannt werden ſoll, als mit denen, die Städte eroberten oder neue Erfindungen brachten in den äußerlichen Dingen; daher ich auch keiner Entſchuldigung zu bedürfen glaube, wenn ich mich länger, als Sie vielleicht erwarteten und vermutheten, bei ſolchen Heroen des Glaubens aufgehalten habe. Wenn es aber je einer Rechtfertigung bedarf, ſo ſei es mir erlaubt, Ihnen zum Schluß der heutigen Betrachtung noch eine Stelle anzuführen aus dem Werk eines Mannes, der die ſogenannte Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts herbeiführen half, und von dem ſich alſo wohl nicht befürchten läßt, daß er mit einſeitiger Vorliebe von dieſem Zweig der Geſchichte gehandelt habe. Thomas Abbt, in ſeinem berühmten Werke vom Verdienſt, ſagt in Beziehung auf die ſchrift-

ſtelleriſchen Verdienſte Folgendes*): „Ganz oben an ſtelle ich die Erbauungsſchriften, die mit einer wahren Salbung, d. h. nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinſten Verſtand geſchrieben worden.... Von dieſer Art ſind die Schriften eines Arnd, eines Scriver und anderer. Dieſe Schriften lieſt der gemeine Mann, in dieſen erbaut er ſich. Sie und ſein Morgen- und Abendſegenbuch (worüber ſchon ſo oft und ſo unvernünftig geſpottet worden) haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen Malen die wichtigſten Dienſte geleiſtet. Wenn der Fürſt oder ſeine Diener Bluthunde und Gelderpreſſer ſind, wenn ſie dem fleißigen Handwerker nicht nur ſeinen Sparpfennig, ſondern auch ſeinen Zehrpfennig wegnehmen, was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? und o! was bewahrt denn dieſe Menſchenquäler vor der gewaltthätigen Hand, die oft wie unſichtbar durch Wachen und Mauern durchgedrungen iſt? was vor dem tödtlichen Blei, das durch die Luft ziſchet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Bruſt des Wüthrichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauern hineingepredigt worden. Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröſtet ſich in ſolchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Ausſicht in ein ewiges Leben, mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Verſprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in ſeinen Zuſagen beſſer Wort halten werde, als ſein meineidiger Landesvater. Sein Abendſegen, den er mit ſeinem ganzen Hauſe lieſt, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er ſich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt, ſo kommt dadurch eine gewiſſe Ruhe in ſeine Leidenſchaften, eine gewiſſe Gelaſſenheit in ſein Thun, wodurch ſeine Nachbarn und ſeine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelaſſenheit, auch Muth und Freudigkeit erwächſt dadurch bei ihm... O ihr Herrn Moraliſten, ſammt und ſonders,

*) S. 298. (Wiener Ausgabe 804).

ihr zierliche, witzige Schriftsteller, das thut ihr nicht; ihr Dichter, vom untersten Nachtgedankenschmierer bis zu Young und Klopstock hinauf, das thut ihr nicht; ihr heiligen Redner, vom schön lallenden Candidaten bis zu Mosheim hinauf, das thut ihr nicht!"

So weit Abbt vom allgemein menschlichen, politisch geselligen Standpunct aus. Vergleichen wir damit das Urtheil eines andern Mannes, der zwar nicht jener Aufklärungsperiode angehörte, der aber ein halbes Jahrhundert nach Arnd eine ähnliche Stellung in der Kirche eingenommen, wie dieser, ich meine den frommen Philipp Jacob Spener, welcher über seinen Vorgänger sich also aussprach*): „Ich setze Lutherum billig vornen an, nachdem Gott durch ihn ein noch größeres Werk, so mehr in die Augen gefallen, ausgerichtet hat, als durch Arndtium, lasse ihm auch darin seinen Vorzug; aber dieser streicht ihm nahe, und weiß ich nicht, ob er nicht noch in seinen Schriften zu einem nicht geringern Werk als Lutherus mag von Gott bestimmt sein."

Diese Gleichstellung mit Luthern hat in der That etwas in sich, dessen Wahrheit sich von selbst empfiehlt. Wer mit Luthers kräftiger, bilderreicher Sprache vertraut ist, der wird in Arnd ein Aehnliches wiederfinden, obwohl Luther vielseitiger ist. Vor allem aber scheint Arnd darin Luthers Geist zu haben, daß er das Wort vom Glauben wieder in seiner apostolischen Lebendigkeit, nicht aber in der dogmatischen Erstorbenheit der Schultheologie auffaßt. Jene Streithelden allzumal, welche zur Erhaltung der äußern Rechtgläubigkeit so manche saure Mühe aufgewandt, so manche Nacht durchwacht, so manches Buch vollgeschrieben, so manche Lanze gebrochen, ja Verfolgungen deßwegen herbeigeführt und ausgestanden haben, jene Flacius, Hoe von Hoenegg und wie sie alle heißen, sie haben Luthers Werk weniger gefördert, als ein einziger Mann mit frommem Sinn und klarem Geiste. Ihre Werke leben höchstens noch in den Bibliotheken der Theologen oder modern auch dort unter Staub und Schutt begraben, ihre Namen prangen wohl noch in den Compendien und Tabellen der Kirchengeschichte,

*) Theol. Bedenken 3. Thl. S. 714. (in Rosenmüllers Beitr. zur Homiletik S. 13. Note).

aber ſie haben keinen andern Klang, als den hohlen Klang eines Todtenſchädels; während die Bäume, welche Arnd und nach ihm Spener pflanzten, immer wieder mit neuen Blüthen ausſchlagen, wenn auch der Froſt der Zeit hie und da über ſie ergangen iſt. Mit ihnen zugleich leben auch die frommen Liederdichter im Mund und Herzen des Volkes fort. Das ſind die lebendigen Steine der Kirche, zu deren Aufbau übrigens jede Zeit das Ihrige beiträgt, — hier die Einen Heu und Stoppeln, dort die Andern Gold und Edelſtein.

Siebenzehnte Vorleſung.

Reformatoriſche Wirkung der Wiſſenſchaft. Johann Valentin Andreä und ſeine Schriften. Die Roſenkreuzer. Aus dem guten Leben eines rechtſchaffenen Dieners Gottes. Die Chriſtenburg.

Aus der Geſchichte des Myſticismus haben wir in der vorigen Stunde den Schritt gethan in das Gebiet der asketiſchen, d. h. der praktiſch erbaulichen Litteratur dieſer Zeit, als deren Stellvertreter wir Johann Arnd gleichſam als den zweiten Thomas a Kempis betrachtet haben. Wir haben ſomit das Feld einer Wirkſamkeit erreicht, die auch in jenen dürren Zeiten geſegnete Früchte trug; Früchte, an denen zwar auch die Myſtik (ihrer beſſern Bedeutung nach) einigen Antheil hat, ohne daß jedoch die weniger erfreulichen Auswüchſe des falſchen Myſticismus daran ſich bemerkbar machten.

Wie nun aber in den Zeiten vor der Reformation neben der Myſtik und der Asketik auch noch die Wiſſenſchaft mitwirkte, eine beſſere Zeit hervorzurufen, ſo daß Männer, wie Johann Weſſel, Reuchlin, Valla, Erasmus auch ihren Antheil an dem reformatoriſchen Werke auf ihre Weiſe erhielten, ſo fehlte es auch

in den spätern Zeiten des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts nicht an Männern, welche vermöge eines angeborenen und ausgebildeten freien und hellen Blickes über manche Vorurtheile des Herkommens sich erhoben und so den protestantischen Geist, der sich wieder zu verlieren schien, in seiner ursprünglichen Frische zu bewahren, ja, da wo er bereits untergegangen war, ihn von den Todten herauf zu beschwören suchten. Auch diese Klasse von reformatorischen Geistern müssen wir jetzt betrachten.

Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich in meiner ersten, einleitenden Vorlesung bemerkte, wie der Protestantismus nach zwei Seiten hin sich ausgebildet habe, wovon ich die eine mehr in das Verneinen und Bestreiten des Unrechten und Unwahren, die andere mehr in das Bejahen der Wahrheit, in das Aufbauende, Schützende und Bewahrende gesetzt habe. Ich habe das Eine die negative, das Andere die positive Seite der Reformation oder des Protestantismus genannt. Die positive Seite hat sich uns nun vorzugsweise bei den Mystikern und praktisch frommen Asketen dargestellt; es bleibt uns nun aber auch die andere, mehr aufräumende, sichtende und prüfende Thätigkeit zu betrachten übrig, die zu jener eine nothwendige Ergänzung bildet. Am Schönsten ist es freilich, wenn beide Richtungen in einer Persönlichkeit sich durchdringen und in den Werken, die von ihr ausgehen, sich darstellen lassen, wie dieß bei Luther und den meisten Reformatoren der Fall ist. Aber bei der menschlichen Unvollkommenheit müssen wir Gott danken, wenn auch nur in den Einen die eine Seite, in den Andern die andere mit Entschiedenheit hervortritt; wobei ja nicht gesagt ist, daß die andere nothwendig schlummern oder gar nicht vorhanden sein müsse, wenn sie auch etwas zurücktritt. Auch die Mystiker verbanden ja mit ihrer positiven Thätigkeit eine verneinende, indem sie sich manchen Mißbräuchen und dem steifen Formenwesen widersetzten, und eben so bewahrten auch die Männer, die wir jetzt zu betrachten haben, mehr oder weniger den tiefern positiven Grund des Glaubens treu und fest in ihrem Gemüthe, wenn sie auch schärfer, als die bisher Genannten, die Rechte des Verstandes und der gesunden Einsicht geltend machten. Ja, wie es schon im Zeitalter vor der Reformation Männer gab, welche durch eine glückliche Harmonie ihres Geistes beides so voll-

kommen als möglich zu verbinden wußten, und während ſie auf der einen Seite an die Myſtiker ſich anſchloſſen, doch auf der andern wieder an der beginnenden Aufklärung lebhaften Antheil nahmen (wie z. B. ein Johann Weſſel), ſo bildete auch in dieſer Zeit ein Valentin Andreä eine Ausnahme von den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, indem er mit der einen Hand den Schutt der Vorurtheile hinwegräumte, und mit der andern an dem Tempel der Chriſtenheit als ein weiſer Künſtler fortbaute, und ſomit das reinigende Handeln mit dem wirkſamen, die ſchaffende Thätigkeit mit der zerſtörenden, das Klare mit dem Tiefen, das Verſtändige mit dem Gemüthlichen und die Gediegenheit des ſittlichen Ernſtes mit dem ſcharfen Salz der Ironie und der Satire zu verbinden wußte. Mit ihm laſſen Sie uns die Reihe der reformatoriſchen Geiſter beginnen, mit denen ich Sie in dieſer und der folgenden Stunde bekannt zu machen gedenke. Vielleicht iſt der Mann mehrern unter Ihnen ſelbſt dem Namen nach unbekannt, und auch wirklich blieb längere Zeit ſein Andenken ſo gut als begraben, bis zuerſt wieder der ſo vieles anregende und belebende Herder die Aufmerkſamkeit auf dieſen ſeltnen Geiſt hinlenkte. Seitdem aber hat ein deutſcher Theologe, der Prediger Hoßbach in Berlin, derſelbe Gelehrte, dem wir auch eine gediegene Lebensbeſchreibung Speners verdanken, das Leben des merkwürdigen Mannes ausführlicher beſchrieben. An dieſe Beſchreibung mich anlehnend, will ich es verſuchen, denen, die den Mann ſchon näher kennen, ſein Bild wieder in der Erinnerung aufzufriſchen, die aber, die ihn noch nicht kennen ſollten, mit ihm bekannt zu machen.

Johann Valentin Andreä, der Enkel jenes ſtreitbaren Theologen, der die Concordienformel in Deutſchland eingeführt hatte, iſt geboren den 17. Aug. 1586 zu Herrenberg im Würtembergiſchen, wo ſein Vater Pfarrer war. Als funfzehnjähriger Jüngling verlor er ſeinen Vater und zog mit ſeiner Mutter nach Tübingen. Sowohl in dem frühen Verwaiſtwerden, als auch darin, daß mancherlei äußere Unglücksfälle ſein junges Leben bedrohten *), hat ſeine Ge-

*) „Auf dem Wege nach Tübingen hatte er das Unglück, bei einem verfehlten Sprung aus dem fahrenden Wagen mit beiden Füßen in das Rad zu kommen; aber wie ſchon einmal in ſeiner frühen Kindheit ein

ſchichte viel Aehnliches mit der des Johann Arnd, deſſen Schriften in der Folge viel auf ihn wirkten.

Nach einem ſechsjährigen Aufenthalt in Tübingen begab er ſich mit einer Münze von zwölf Kreuzer Werth, die ihm ſeine arme Mutter zuſteckte, auf Reiſen, brachte ihr aber nach einigen Jahren mehrere hundert Gulden wieder zurück, indem er durch eine vortheilhafte Hofmeiſterſtelle bei zwei adligen Jünglingen ſich jährlich hundert Philippsthaler verdient hatte. Noch einmal legte er ſich jetzt und gründlicher als zuvor auf das Studium der Theologie in Tübingen, worauf er abermals den Wanderſtab ergriff. Auf dieſer Reiſe beſuchte er auch die Schweiz und Genf. Dieſe chriſtliche Republik, die von Calvin her eine ſtrenge Sittenzucht bewahrte, wie ſie in der lutheriſchen Kirche nie eingeführt werden konnte, machte einen ſtarken Eindruck auf ſein Gemüth. So feſt er auch an ſeinem lutheriſchen Glaubensbekenntniß hing, ſo hinderte ihn dieß doch nicht, das Gute an der Schweſterkirche anzuerkennen, und redlich ſtrebte er, obwohl vergeblich, Aehnliches im lutheriſchen Deutſchland einzuführen. Nachdem er ſeine Jugendzeit noch ferner bald auf größern Reiſen, die ihn auch nach Oeſtreich und Italien führten, bald im Umgange mit den gelehrten und frommen Theologen ſeines Vaterlandes zugebracht hatte, erhielt er im Jahr 1614 ſeine erſte Stelle als Diaconus in Vaihingen, worauf er ſich auch bald verheirathete. Schon von da beginnt Andreä's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, welche beſonders in genauer Beziehung zu dem damaligen Zuſtande der deutſch-lutheriſchen Kirche und Theologie ſtand.

Man würde ſich eine falſche Vorſtellung von der reformatoriſchen Thätigkeit Andreä's und ähnlicher Männer jener Zeit machen, wenn man glauben wollte, ſie hätte darin beſtanden, die mühſam aufgeführten Lehrgebäude der Väter auf einmal über Bord zu werfen, oder auch nur den Gehalt der kirchlichen Bekenntniſſe im Einzelnen zu prüfen und alles auszuſcheiden, was nicht aus der Schrift ſich rechtfertigen ließ. Ob es ihnen zu der letztern Arbeit

ſchwer beladner Heuwagen über ihn hinweggegangen war, ohne ihn zu beſchädigen, ſo entrann er auch dieſer Gefahr dadurch, daß unvermuthet ein im Wege liegender Stein den Wagen hemmte. Doch wurden die Beine ihm etwas verdreht, und er behielt die Spuren davon bis an ſeinen Tod." Hoßbach S. 2.

an Unbefangenheit des Sinnes gebrach, will ich nicht entscheiden. Genug, Andreä blieb wie Arnd ein entschiedener Anhänger nicht bloß der Bibellehre, sondern auch der lutherisch-orthodoxen Lehre, wie sie weiland sein Großvater in der Concordienformel niedergelegt hatte. Aber worin er sich mit Arnd von den Zeitgenossen, und auch von seinem berühmten Großvater, unterschied, war das, daß er diese äußere Rechtgläubigkeit nicht für das Einzige nahm, was den Christen ausmacht, daß er das geistlose Nachbeten solcher Lehrformen für eben so schädlich hielt, als Ketzerei und Irrthum, und daß er den Reichthum des menschlichen Wissens auf eine sehr geschickte Weise mit jener ungelenken theologischen Schulbildung zu verbinden und überdieß durch den Geist einer gesunden Frömmigkeit die starre Form zu beleben wußte. Ohne sich einseitig an die Mystiker anzuschließen, nahm Andreä den frommen, erbaulichen Geist eines Arnd in sich auf, suchte aber zugleich auch durch Witz und durch das attische Salz der Satire, das er sich im Studium der Alten angeeignet, das Leben der Kirche und der Wissenschaft vor Fäulniß zu bewahren.

Hören wir, auf welche treffende Weise er den damaligen Disputirgeist der Theologen, den wir aus der Geschichte der Streitigkeiten selbst schon einigermaßen kennen, in folgendem Gespräche uns abschildert *).

„A. Sehr glücklich bin ich heute von einer großen Gefahr befreit worden. B. Wirklich? Viel Glück dazu! A. Ich danke dir, aber auch dem, durch welchen ich jetzt vorsichtiger glaube. B. Was heißt das? kannst du etwa auch unvorsichtig glauben? A. Sehr leicht; denn wenn ich grade einen Lehrsatz glaube, der mir sehr gesund und klar zu sein scheint, so kann ein Wörtchen darin sein, das die gefährlichsten Folgen hervorbringt. So kommt's, daß ich aus Unvorsichtigkeit gottlos glaube. B. Und so klagst du dich denn wohl der Gottlosigkeit an? A. Allerdings; daher sinne ich schon jetzt auf Formeln, um nachher so vorsichtig als möglich zu glauben. B. Ich, so sehr ich auch an euch die Schärfe des Disputirens und Unterscheidens billige, kann mich doch nicht zu jener Höhe des Genies erheben, sondern ergreife mit einfachem und

*) Aus dem Menippus, siehe Hoßb. S. 28.

faſt bäuriſchem Glauben, was ich mit der Schrift übereinſtimmen ſehe, und ich bin nicht ſo ängſtlich in Worten, daß ich daraus eine mir unbekannte Ketzerei fürchten ſollte. A. Sieh' einmal, wie ſorglos du biſt! Hat Chriſtus nicht gelitten? B. Allerdings; Preis ſei ihm dafür. A. Sage mir, nach welcher Art der Vereinigung beider Naturen? B. Ich bin ſo kühn, das nicht wiſſen zu wollen. A. O du Unglücklicher! Aber jenes Leiden, hatte es ſeinen Grund in dem vorhergehenden oder nachfolgenden göttlichen Willen? B. Ich weiß nur, daß es Gott gewollt hat. A. O du Elender! In der Reihe der Urſachen aber ging da der Rathſchluß Gottes über das Leiden der Schöpfung voraus, oder folgte er ihr? B. Ich ſage meinem Erlöſer Dank, und forſche nicht weiter nach dem Rathſchluß. A. Da ſiehſt du nun, welch ein Chaos von Ketzereien in dir iſt, ohne daß du es im mindeſten merkſt, und daß du den Hauptſätzen unſrer Religion nicht glaubſt. B. Ich glaube an die Symbole und an die Summe unſrer Religion, welche mir die heilige Schrift von ſelbſt darbietet, nehmlich an die Größe meines Elends, an die Ueberſchwänglichkeit der göttlichen Barmherzigkeit, an den Kampf in dem Dienſte Chriſti, an die Uebung der vorgeſchriebenen Frömmigkeit. A. Es iſt nicht genug, dieſes Allgemeine zu kennen, ſondern du mußt auch die Klippen bemerken, an denen die menſchliche Neugierde ſcheitert, damit dir nicht auf dem Wege zum Heil daſſelbe begegne. B. O ja, wie neue Geſetze neue Verbrechen erzeugen, ſo neue Lehrſätze auch neue Ketzer. A. Du ſollteſt nicht ſcherzen in einer ernſten Sache. B. Ich geſtehe dir, daß ich auch einſt ſo etwas unbedachtſamer Weiſe verſucht habe; ich wollte nehmlich die Zweifelsknoten der menſchlichen Vernunft alle auflöſen und die Klippen ebnen; aber da jenes Spüren nach unbedeutenden Kleinigkeiten nur immer neue (Zweifel) herbeiführte, ſo wünſchte ich zuerſt die Erinnerung daran ganz zu verlieren, dann verſtopfte ich vor ihnen ſo viel möglich alle meine Sinne und widmete dieſe dem demüthigen Gehorſam Chriſti. Seit der Zeit bin ich ruhiger, und werde nur noch durch die Erinnerung an meine frühere Neugierde geſtört. A. Wie iſt es aber möglich, daß unter ſo vielen Einwürfen, Unterſcheidungen und ſogar Sophiſtereien du allein ohne irgend einen Führer die Wahrheit erlangt haſt? B. Sehr leicht; denn während Andere unzählige Ausleger

der göttlichen Dinge um Rath fragen und den ungeheuern Widerſtreit unter ihnen auszugleichen trachten, bin ich überzeugt, daß die Wahrheit der Worte Chriſti auf keinen Künſteleien der Auslegung, ſondern auf einem einfältigen und demüthigen Willen beruht, und ſo ſuche ich meinen Gehorſam auf keine Ausflüchte oder Entſchuldigungen, ſondern auf eine ſtete Bereitwilligkeit und auf eine fromme Ausübung zu gründen. A. Das iſt in der That eine bäuriſche Theologie. B. Mag ſie es doch ſein; jene aber iſt eine ſophiſtiſche und durch unnütze Fragen und Unterſcheidungen ſo dornicht, daß heutiges Tages weder Petrus noch Paulus, wenn ſie ins Leben zurückkehrten, ihr würden genug thun können!"

Wenn hier die Ironie vorherrſcht, ſo nimmt dagegen die Rede Andreä's an einem andern Orte einen entſchiedenern Ton des Ernſtes an, wo er darüber klagt, wie man die Werke von dem Glauben getrennt, und dieſen zur bloßen Sache der Disputation gemacht habe*). „Daß die Sitten und das Leben der Chriſten an einer ſo großen Zügelloſigkeit leiden, daß in den Thaten kein ſolcher Eifer als in den Worten, daß kein ſolches Streben nach chriſtlicher Liebe als nach Scharfſinn, keine ſolche Uebung der Geduld als der Kämpfe, keine ſolche Freude an der Demuth als an der Prahlerei unter uns iſt, darüber wird kein Verehrer Chriſti ſich wundern, weil, was vereinigt wahrhaft göttlich und heilig wäre, in ſeiner Trennung minder geſchätzt wird. Denn diejenigen, welche vor Zeiten und auch heutiges Tages die tapferſten Streiter Chriſti waren, hatten ihr Vermögen nicht ſowohl durch Dialektik und Rhetorik, als durch Gebet und Faſten, nicht ſowohl durch Zwang, als durch eine wohlwollende, reine und freimüthige Geſinnung, und führten den Streit gegen den Satan eifrigſt durch beides, durch Gelehrſamkeit wie durch Rechtſchaffenheit. Aber der große Haufe der Geiſtlichen hat nur das Eine ergriffen, und gefällt ſich wunderbar, wenn er eine bewaffnete Theologie, mit bloßen Dornen der Logik geſtachelt, und irgend etwas Lärm Erregendes unter dem Beifall des Pöbels behaupten kann, wovon denn der Erfolg kein anderer iſt, als daß ſie wie die Wahnſinnigen anders geredet zu haben ſcheinen, als wie ſie fühlen und glauben. Denn

*) Alethea exul. S. 326. Hoßbach S. 32.

wenn ſie nun von der Kanzel zu ihren Angelegenheiten zurückkehren, ſo ſind ſie von den gewöhnlichen Sitten der Welt nicht minder erfüllt, als ein Gefäß, dem das Waſſer abgezapftiſt, von der Luft. — Wer jetzt ein rechtſchaffenes Leben ſucht, der wird ein Enthuſiaſt, ein Schwenkfeldianer, ein Wiedertäufer geſcholten u. ſ. w.“

So ſehr Andreä die edlere Myſtik zu ſchätzen wußte der geiſt- und gemüthloſen Scholaſtik ſeiner Zeitgenoſſen gegenüber, ſo ſehr erfüllte ihn jenes Treiben mit Widerwillen, das die Religion zum Vorwande nahm, um der Natur ihre Geheimniſſe abzulauſchen, und ſie dem unſeligen Durſt nach Gold dienſtbar zu machen. Mit derſelben Satire, mit der er die dürren Dogmatiker verfolgte, ſtrafte er auch die Wunderſucht und Geheimnißkrämerei der Alchymiſten als eine verderbliche Krankheit der Zeit. Man hat zwar längere Zeit unſern Andreä ſelbſt im Verdacht gehabt, daß er der Stifter einer geheimen Geſellſchaft oder eines Ordens von Myſtikern geweſen ſei, der unter dem Namen der Roſenkreuzer damals viel Aufſehn machte und ſich weithin verbreitete; allein eine genauere Bekanntſchaft mit ſeinen Schriften hat zu der Einſicht geführt, daß er grade in dieſen Schriften ſich bloß über die Neigung ſeiner Zeit zu dergleichen Dingen luſtig gemacht habe, und daß nur Mißverſtand der Ironie ſeine Worte für baares Geld nehmen konnte. — Mehrere andere Irrthümer und Mißbräuche ſeiner Zeit, die Anmaßung der Gelehrten, die Univerſitäten, das Erziehungsweſen zog Andreä durch ſeine ſcharfe Hechel, ließ es aber auch hier nicht bei bloß negativer Satire bewenden, ſondern kam auch hier den Krankheiten ſeiner Zeit mit poſitiver Arznei zu Hülfe. So ſpricht er ſich unter andern über das Erziehungs- und Unterrichtsweſens in ſeiner Schrift „Theophilus“ folgendermaßen aus*). „Als den Grund aller wahren oder chriſtlichen Zucht ſetze ich die Frömmigkeit, den Inbegriff und das Ziel der ganzen Sache, nicht jene oberflächliche und außergewöhnliche, welche von vielen zu den Nebengeſchäften gerechnet wird, ſondern die beſtändige, feierliche und vorherrſchende, die das ganze Leben begleite und beſchäftige, und die Jugend ganz durchdringe. Das iſt dem zarten Alter am meiſten einzuprägen, daß es Gott auf-

*) Hoßbach S. 144.

richtigſt verehre, nicht nur mit äußeren Zeichen einer ſcheinbaren Frömmigkeit, ſondern mit innigſter Empfindung des Herzens, das ganz durchſchaut und gerichtet werde von Gott, den keine Heuchelei täuſchen, deſſen Liebe kein erlogener Gehorſam erwerben könne, der alle Herzen erforſche, die Heuchler haſſe, die Liebenden wieder liebe.... Die Jugend muß mit den heiligen Schriften wie mit den Samenkörnern der Frömmigkeit befruchtet, ſie müſſen ihr ganz zu eigen gemacht, ihrem Gedächtniß eingeprägt und verſtändlich ausgelegt werden, ſo daß ſie eher das, was Gott und die Heiligen angeht, als die Fabeln vom Aeneas und die Verwandlungen des Ovid kennt, ſicherer heilige Sprüche, als Verſe aus dem Virgil herſagen kann, und öfter durch heilige Lieder Gott, als durch ſchändliche Geſänge der Venus huldigt, kurz ſich feſter die Wahrheit der chriſtlichen Religion, als die Lockung heidniſcher Eitelkeit einprägt. So müßten alle Jünglinge gebildet werden, vornehmlich aber die, welche alle ihre Arbeit und ihr ganzes Leben Gott und der Kirche widmen wollen, und oft mehr profane Gelehrſamkeit, als himmliſche Wiſſenſchaft (bisweilen ſogar keine von beiden) in das heilige Amt mitbringen. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier Andreä nur den Mißbrauch tadelt, der mit den Schriftſtellern der alten Welt damals getrieben wurde. Daß er dieſelben keineswegs aus den Schulen verbannt wiſſen wollte, wie eine ängſtliche Frömmigkeit auch in ſpätern Zeiten wieder angerathen hat, geht daraus hervor, daß er, ſelbſt mit den Schönheiten des klaſſiſchen Alterthums vollkommen vertraut, ſogar die Form, die er ſeinen eignen Schriften gab, meiſt aus den Geſprächen des Plato und manche ſeiner Bilder und Allegorien aus der alten Mythologie entlehnte *). Ja, an derſelben Stelle bringt er auf das Studium der alten Sprachen. Aber daß auch dieſes mit Beziehung auf Chriſtum geſchehe, daß jeder Geiſt, wie er ſich ausdrückt, „ein Echo von Chriſto" ſein müſſe**), wenn er bildend auf die Jugend einwirken ſolle, das war ſeine innigſte Ueberzeugung. — Die Behandlung der alten Schriftſteller in den Schulen, auf welche ſich damals faſt der ganze Jugendunterricht beſchränkte, wurde häufig auch durch eine ſchlechte Methode weniger

*) Letzteres zwar nicht immer mit dem beſten Geſchmacke; ſiehe Herder, zerſtreute Blätter V. S. 84.

**) Omnis spiritus Christum resonet!

bildſam, als ſie es bei einer guten Methode hätte werden können. Wie trefflich ſagt in dieſer Beziehung Andreä: „Ein guter Lehrer führt*), während ein ſchlechter ſchleppt; jener leuchtet, dieſer verdunkelt; jener lehrt, dieſer verwirrt; jener lenkt, dieſer treibt; jener regt auf, dieſer drückt nieder; jener ergötzt, dieſer quält; jener bildet, dieſer zerſtört. Um es kurz zu ſagen, wenn nicht der Lehrer ſelbſt ein Buch, ja eine wandelnde Bibliothek und ein wandelndes Muſeum, wenn er nicht ſelbſt ein Abriß und eine Handhabe der Arbeit, nicht ein Inbegriff und eine Regel der Sprachen und Wiſſenſchaften, und zu dem allen noch eine Ehre und Zierde des Vaterlands und der Kirche iſt, ſo taugt er nicht für unſern Zweck. Denn immer von neuem Bücher anfangen und zu Ende bringen, zur Arbeit treiben und ſpornen, Vorſchriften, Regeln, Dictate geben und einſchärfen, das kann ein jeder; aber die Hauptſache zeigen, den Anſtrengungen zu Hülfe kommen, Fleiß hervorrufen, den Gebrauch der Hülfsmittel lehren, durch Beiſpiel voran gehen, endlich Alles auf Chriſtum beziehen, das thut Noth, das iſt die chriſtliche Arbeit, die keine Schätze der Erde bezahlen können."

Wir ſehen aus dieſer Stelle, daß es auch in dieſer Zeit nicht an Männern gefehlt hat, welche den Lehrberuf von ſeiner einzig richtigen Seite aufzufaſſen und zu ſchätzen wußten, ſo daß es unbillig wäre, zu behaupten, erſt unſre Zeit habe die gute Methode erfunden, ob wir gleich Gott danken, daß ſolche Einſichten, die damals nur das Gut Einzelner waren, jetzt verbreiteter ſind und immer herrſchender werden. Um ſo wichtiger muß es uns aber ſein, die Männer kennen zu lernen, welche grade hierin einen prophetiſchen Geiſt zeigten, daß ſie von der alten, ſchwerfälligen

*) Ich kann mich nicht enthalten, die goldnen Worte auch im Original beizuſetzen: Nam Praeceptor bonus ducit, dum malus trahit; lucet ille, hic offuscat; docet ille, hic confundit; regit ille, hic impellit; excitat ille, hic deprimit; delectat ille, hic angit; format ille, hic destruit. Paucis dicam: nisi Praeceptor ipse liber, imo Bibliotheca et Museum inambulans sit, nisi laboris breviarium et manubrium, nisi linguarum artiumque repertorium et formula, nisi insuper Patriae et Ecclesiae decus et ornamentum audiat, non sapit ad ingenium nostrum. Nam libros repetere et exigere, ad laborem agere et stimulare, praecepta, regulas, dictataque obtrudere et inculcare, cujusvis est; summam rei monstrare, facilitatem aperire, applicationem adhibere, usum docere, exemplo praeire, denique ad Christum omnia referre, hoc opus, hic sudor christianus est, quem nullae orbis opes rependerint.

Weiſe, die Geiſter zu leiten, auf die neue Bahn hinwieſen, in der wir uns leichter und freier bewegen.

Daß Andreä beſonders aber an den Lehrſtand der Kirche ſtrengere Forderungen ſtellte, als eine in den alten Schlendrian zurückſinkende Zeit, hängt mit ſeinem reformatoriſchen Geiſt aufs Innigſte zuſammen. Scharf, aber gerecht rügt er das Treiben der Miethlinge im Weinberg des Herrn in folgender Stelle*): „Je nachdem ein Ort fruchtbar oder angenehm oder vortheilhaft für den Handel iſt, lockt er die Diener des Bauchs, nicht des Wortes, feſſelt ſie oder ruft ſie hinweg: iſt der Ort ungünſtig, ſo fehlt es nicht an Böſewichtern, welche dorthin gleichſam verdammt werden (ſogenannte Strafpfarreien, die leider! auch unſre Zeit in manchen Ländern noch kennt); die Bauern müſſen dann zufrieden ſein, daß ſie einen Studirten haben, und ſie mögen zuſehen, wie ſie mit ihm fertig werden. Solche Leute wenden dann weniger Sorge auf ihre Heerde, als auf ihre Schweine, und wenn ſie am Sonntag etwas in der Eil Zuſammengerafftes oder etwas von andern Erborgtes und Verſtümmeltes mit großem Widerwillen hergeplappert, oder die beim letzten Gaſtmahl empfangenen Beleidigungen von ſich abgelehnt, oder ihren Zehenten eingefordert haben, ſo verbringen ſie die übrigen Tage der Woche ſo, daß man lieber davon ſchweigt. Die Jugend aber Chriſto zu weihen, zu ihm zu führen, ſie mit ihm vertraut zu machen, ſie zu erziehen, das unerfahrene und rohe Volk milder zu machen, von dem gewohnten Wege abzuleiten, und überhaupt nach der Weiſe des Paulus die Einzelnen zu belehren, zu erinnern, zu bitten, zu beſſern: das ſind (für ſie) reine Poſſen, die man bei dem geringen Gehalt nicht erwarten darf. Auch iſt das rohe Volk (nach ihrer Anſicht) nicht werth, mit ſolchen Gaben belaſtet zu werden, ſondern die können für die Städte bewahrt werden, als wenn Gott wollte, daß die Bürger früher (als die Bauern) in den Himmel kommen ſollten.“

Wie genau Andreä mit dem geiſtlichen Stande es nahm, und wie ernſtlich er Miethlinge von der Uebernahme des Lehramtes abzuhalten ſuchte, zeigt jenes bekannte Gedicht, welches Herder in ſeinen Briefen über das Studium der Theologie mitgetheilt

*) Veri christianismi libertas S. 101. Hoffb. 148.

hat, unter dem Titel: „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes.“ Da das Gedicht zu lang und in einigen Wendungen zu unverständlich ist, um hier ganz mitgetheilt werden zu können, will ich Sie nur mit dem Inhalt und einigen Stellen desselben bekannt machen.

Ein junger Candidat, den Andreä in der ersten Person einführt, gleich als ob die Sache ihm selbst begegnet wäre, hatte, nachdem er die Studien absolvirt hatte, Lust nach einer reichen und bequemen Pfarrei.

„Als ich in meinen jungen Tagen
Oft hört' von guten Pfründen sagen,
Wie daß nit feistre Suppen wären,
Als die man geb' geistlichen Herren, ...
Da dacht' ich, hats die Gelegenheit,
So muß ich auch ins lange Kleid,
Und sehen, wie ichs dahin bring',
Daß ich um lange Bratwürst' sing' u. s. w.“

Als er so mit diesem Gedanken umging und „ihm sein Röcklein rauscht daher, als ob er schon Decanus wär“ — und er eben drüber nachdachte, welche Pfarrei ihm wohl am besten mundete, denn

„B'hüt mich Gott vorm Harzen-Wald,
Den Bergen und den Klüften kalt:
Denn mein Bauch ist an Wein gewöhnt“ —

stieß er mitten in diesen Träumen, die ihn auf der Wanderung durch ein schönes Wiesenthal begleiteten, auf einen alten Mann von schneeweißem Haar und schönem Angesicht, der auf der Wiese sein Heu zusammenrechte, und in dem er bald den Pfarrer des Orts erkannte. Der Student redete ihn lateinisch an und erfuhr von ihm, daß er auf seiner Pfarrei wenig gute Tage erlebt habe:

— „Je matter Leib, je mehr man schafft,
Je wen'ger Kunst, je mehr mans treibt,
Je unwerther, je mehr man bleibt.“

Der Junge gab ihm drauf den Rath:

„Mein lieber alter Herr,
Ihr habt euch nu gemästet sehr
Und habt der alten Batzen viel,
Drum wollt Ihr kehren um den Stil.

Das möchten doch wir Junge leiden,
Die jetzund zehren auf die Kreiden,
Erwarten Glück bei gesundem Leib,
Einen guten Dienst und reiches Weib."

Der Alte wies ihn etwas derb zurück, und der Junge fing nun an „eine andre Pfeife zu ziehen," indem er sich einschmeichelnd, aber immerhin etwas spöttisch bei ihm nach den alten Zeiten erkundigte. Der alte Herr lobte diese alten Zeiten, und die Männer, die damals gewirkt hätten.

„Die sein nun todt, und leben noch,
Nu leben viel und faulen doch.
Ich dank' ihn'n ihrer guten Lehr';
Doch, wie ich kommen bin hieher,
Hab' ich viel anders müssen lernen,
Die Hülsen brechen und die Kernen
Mit bitterm Schweiß herfürgewinnen —
Das werdt Ihr auch einmal noch innen!"...

Als drauf der junge Mann mit seiner Philosophie sich brüstete, gab ihm der Alte den trefflichen Rath, den man auch heute noch manchem geben könnte, er möge sich nur gedulden:

„Bis daß verschwindt der Luft Gebäu,
Bis daß verdaut der Pappenbrei,
Bis daß verraucht des Hirnes Dampf,
Bis daß vertobt der Witze Kampf,
Und nun die Praktik kommt zu Haus,
Die all' Theorie treibet aus."

Und nun läßt sich der Greis auf die Bitte des immer bescheidner werdenden Jünglings endlich darauf ein, ihm zu sagen, was ein Pfarrer alles glauben, wissen, thun, leiden, lassen, fürchten und hinnehmen müsse, wenn er ein rechter Diener Gottes sein wolle.

„Ich hab' gesagt, ein Pfarrer glaubt,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt.
Er glaubt ein'n Gott, den niemand acht;
Ein jeder nach sein'm Götzen tracht.
Er glaubt ein'n Himmel, der wird verschmächt;
Ein jeder hier gern ewig zecht.
Er glaubt eine Höll', die niemand fleucht;
Ein jeder die breite Straße zeucht.
Er glaubt ein Gericht, das niemand besorgt;
Ein jeder auf die Rache borgt.

Er glaubt ein'n Lohn, den Niemand will;
Ein jeder will hier Hüll' und Füll'.
Er glaubt ein göttlich Regiment;
Ein jeder meint, das Glück sei blind.
Er glaubt ein'n Tod, der Alles scheidt;
Und jeder pocht auf lange Zeit.
So glaubt er, was die Welt verneint,
Und ihren Augen ungereimt;
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Darnach so weiß ein Seelenhirt,
Das die Welt ungern innen wird.
Er weiß, daß großer Herren Pracht
Bei Gott aufs aeußerst' sei veracht.
Er weiß, daß großer Hirten Schlaf
Dem Wolf liefert manch armes Schaf.
Er weiß, daß große Leuteschinder
Verflucht seien auf Kindeskinder.
Er weiß, daß große Federhahnen
Noch kommen in dem Pfuhl zusammen;
Er weiß, daß die groß' Ueppigkeit
Der Welt gereicht zu Schmach und Leid.
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärkt zu ew'gem Schmerz.
Das weiß er, will's schon niemand wissen,
Und wird sehr oft darob geschmissen;
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Drittens, so muß ein Pastor thun,
Was jedermann will überstohn.
Er muß die Wahrheit jedem geigen,
Darüber zeigt man ihm die Feigen.
Er muß aufwischen jede Stund':
Darüber man ihm Uebels gunnt.
Er muß in die Pest und Lazareth,
Da mancher weit vorüber geht.
Er muß zum Feur, Galgen und Rad,
Zum Gefängniß und der Lüfte Bad*).
Er muß verzweifelt' Buben trösten,
Die Ruchlosen durchs Gesetze rösten.

*) Wörtlich „der H...n Bad."

Er muß jedermann helfen, bitten,
Rathen, warnen, kratzen und beſchütten.
Er muß in alle Pfützen treten,
All' Unluſt putzen und ausjäten.
Das muß er thun ohn' ſeinen Dank,
Bis er drob wird alt, krumm und krank.
Damit zeucht er den ſchweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Viertens ein Prediger muß leiden,
Da ſonſt der Thurm zu iſt beſcheiden.
Er leidt der Leut' Abgötterei,
Aberglaub', Fluchen, Zauberei.
Er leidt Verachtung Gottes Lehr,
Dafür Wolluſt wird trieben mehr.
Er leid't Ung'horſam und Geſpött,
Da mancher Pfaff vor Ohren geht.
Er leidt Zorn, Neid, Rachgier und Grimm,
Zank, Hader, Schelten, Ungeſtüm.
Er leidt Ehbruch, Unzucht und Schand,
So nur geachtet für Narrentand.
Er leidet groß' und kleine Dieb,
Finanz und was ihm ſonſt nicht lieb.
Damit zeucht er den ſchweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Zum fünften muß ein Prieſter laſſen,
Das die Welt liebt ohn' alle Maaßen.
Er läßt dem Hof ſein weiches Kleid,
Und bleibt ihm die Kameelhaut beſcheid.
Er läßt der Schul' ihre große Witz',
Und übt ſich in der Liebe Hitz.
Er läßt der Reichen Silbergeſchirr
Und trinkt die Bächlein in der Irr'.
Er läßt der Aufgeblaſnen Wind,
Und ſich bei Chriſti Demuth findt;.....
Er läßt ſein Recht, ſein'n Nutz, ſein'n Fried,
Und gnügt ſich, daß er Chriſti Glied.
Das alles muß er willig laſſen
Und noch dazu ſich ſelber haſſen.
Damit zeucht er den ſchweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Zum ſechsten fürcht ein geiſtlich Mann,
Das ſonſt bei andern leicht gethan.
Er fürcht mit Scheu das End' der Welt,
Dafür mancher ſein Hauptgut*) zählt.
Er fürcht der Kirchen böſe Feind',
Gewalt und Witz, die manches Freund.
Er fürcht der Aergerniß Gefahr,
Darinn ſich übt die gröſte Schaar.
Er fürcht des Glückes gute Wort',
Daß nicht die Seele werd' bethört.
Er fürcht ſein's eignen Gwiſſens Stimm',
Daß es nicht ſchreie wider ihn.
Er fürcht der böſen Geſellſchaft Schein,
Ohne welche mancher nit kann ſein.
Er fürcht der hohen Gaben Glanz,
Die ſonſt auch Guts verblenden ganz.
Das iſt ſein' Sorg', ſein' Furcht, ſein' Angſt,
Welchs alls die Welt verlacht vorlängſt.
Damit zeucht er den ſchweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Zum ſiebenten ein Clericus,
Was niemand will, wohl nehmen muß.
Er nimmt wenig, als niemand glaubt:
Denn der thut wohl, der Pfründen beraubt.
Er nimmt das Schlechtſt' vom Pfleger ſein,
Die ſchwächſte Frucht den ſaurſten Wein.
Er nimmt mit Müh', das ſaur verdient,
Noch hält man als für Geſchenk die Pfründ'.
Er nimmt mit Schmerz von ſeinen Bauren,
Die ihn bezahlen, wie die Lauren. .....
Er nimmt mit Dank, was ungern geht,
Und bitt einen Dieb um Seinigs ſtet.
Alſo muß er im Bettel reiſen
Und endlich laſſen arme Waiſen.
Damit zeucht er den ſchweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Wie dünkt Euch nun, mein junger Hach?
Iſt Euch zur Pfarr nochmal ſo gach?
Gelüſt' Euch noch der Pfarrer Braten?
Oder wollt Ihr der gern entrathen?"

*) Kapital.

„Ich ſprach (ſo fährt die Erzählung fort): o liebſter Vater mein,
Eur Red, die gehn ins Herz hinein.
Ich bin erſchlagen und erſtummt;
Und dank' doch Gott für dieſe Stund'.
Doch bitt' ich, wollt' mich weiter lehren,
Wo ich mich nun hinaus ſoll kehren? u. ſ. w."

worauf dann der Greis Folgendes antwortet:

„Ihr habt gewählt den höchſten Stand,
Der hat mehr Gfahr, denn Meeres Sand.
Und wird durch die Welt ſtets angerannt,
Darum bedürft Ihr Gottes Hand."

Nachdem ihm dann der Greis noch manches über die Pflichten und Leiden des Geiſtlichen auseinander geſetzt, giebt ſich der Jüngling beſcheiden gefangen, legt ſein Baret und ſeinen Magiſterring ab und ſtimmt dem Alten darin bei,

„Daß nit Alles, was ſchwarz, geiſtlich iſt,
Daß nit All Geiſtliche lauter Chriſt,
Daß nit All Lauters iſt geſund,
Daß nit All Gſundes iſt fürn Mund."

Hierauf bat mich der ehrlich Mann,
Ich wollt mit ihm zu Hauſe gahn,
Daſelbſt ein Süpplein helfen eſſen,
Das Schwätzen wird ſich nit vergeſſen.
Er muß heimtragen an der Stangen
Den hübſchen Vogel, den er gfangen,
Und ihn ſein'r alten Mutter bringen,
Die weiß doch auch von dieſen Dingen,
Und ſagt manchem umſonſt den Text — —
Das Haus, da ſei da allernächſt,
Da er mit ſeinem Holderſtock
Oft ſpalte manchen dicken Block,
Lieb und Leid willigklich gelait,
Manch tiefe Hauswunden geheilt,
Vor manchem Sturmwind ſich geduckt,
Vor manchem Unglück ſich entzuckt. — —

Alſo ging ich mit Scham und Freud',
Mein Herz war eng und ſich ausbreit,
Mein' Kunſt war klein und hört' doch viel,
Mein' Reu war groß, eilt' doch zum Ziel.

Ich wollt' nit, daß ich welsche Land
Dafür hätt' gsehen allesammt:
Denn ein Deutsch Herz, so man das findt,
Ist werther, als viel fremd.
Der sagt, was fehlt, und räth dazu,
Hiemit kommt man mit Gott zur Ruh'.
Was aber nur schwätzt: mum! mum! mum!
Und wirft den Brei im Maul herum,
Das braucht viel Zeit, Geld, Müh' und Sorg,
Daß man im Eitlen gar erworg'." —

Das mühenreiche Leben eines christlichen Predigers, wie es Andreä in diesem Gedichte zum Theil mit Laune schilderte, mußte er später an sich selbst in allem Ernst erfahren. Seine spätere Wirksamkeit fiel in die schauerlichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, mit denen wir uns bisher noch nicht genauer bekannt gemacht haben. Er wurde 1620 Superintendent zu Calw, später Hofprediger zu Stuttgart, und endlich ward ihm nach vielen Kämpfen und Mühsalen in diesen Aemtern die Abtei von Bebenhausen und später die von Adelberg zu Theil. Hören wir ihn in einem Gedichte, in welchem er einen Blick auf seine bisherige Laufbahn zurückwirft, und das einen schönen Gegensatz zu der launigen Darstellung bildet, die wir eben verlassen haben*).

„Mein Kampff ich nun gekämpffet hab',
Mein Lauf hab' ich vollendet,
Mit Freuden fahr' ich nun zu Grab,
Allda all' Müh' sich endet;
Mein Seel' der Ehren Kronen trägt,
Darnach ich sehr gerungen,
Die mir Herr Jesus beigelegt,
Mir ist Gott Lob gelungen.

Sein Wort hab' ich treulich gelehrt,
Von Gsatz und großen Gnaden,
Darbei all Gegenlehr' gewehrt,
Gewarnt vor Seelen Schaden:
Mein Leben hat der Mängel viel,
Darwider ich gestritten,
Die ich dann nicht entschuldgen will,
Thu' umb Verzeihung bitten.

*) Es findet sich b. Hoßbach S. 194.

Pracht, Unzucht, Geiz, Leichtfertigkeit
Hab' ich bſtändig gerüget,
Darumb erlitten manchen Streit,
Bis Gott den Sieg gefüget;
Oftmals war ich darob verhöhnt,
Mit Schwachheit auch beladen;
Dem ſei Dank, den ſein Gab' gekrönt,
Die Straf' geſchenkt aus Gnaden.

Geſegne Gott mein liebe Gmein
Von Frommen und auch Böſen,
Jenen wöll' Gott Belohner ſein,
Dieſe von Sünd erlöſen.
Der Reich' bedenke fürders wohl,
Wie treulich er geweiſet,
Der Arm' auch nicht vergeſſen ſoll,
Wie reichlich er geſpeiſet.

Geſegne euch Gott, Freund und Feind,
Für Bosheit und das Gute,
Weil beedes Gott ſo wohl gemeint
Durch Wohlthat und Zuchtruthe.
Im Grab laßt mich nun ruhen fein,
So lang wir ſein geſcheiden,
Mein Weib und Kind befohlen ſein
Hernach, hernach mit Freuden."

Andreä ſtarb in Stuttgart, wohin er im März 1654 als erwählter Landſchaftsausſchuß ſich begeben hatte. Sein Ende erfolgte am 27. Juni eben deſſelben Jahrs. „Als er ſeine letzte Stunde herannahen fühlte*), legte er noch einmal ſeine geiſtliche Amtskleidung an und empfing gemeinſchaftlich mit ſeiner trauernden Gattin das Mahl des Herrn, worauf, wie er gegen dieſe und ſeinen gegenwärtigen Sohn Gottlieb bezeugte, eine unbeſchreibliche Ruhe ſein Herz erfüllte und jede irdiſche Sorge verbannte. Als am Tage vor ſeinem Tode ſein treuer College Chriſtoph Zeller ihn beſuchte, trug er dieſem auf, von ſeinem Leichenbegängniß alles unnöthige Gepränge zu entfernen, ſprach mit größter Freudigkeit von ſeinem nahen Ende und brach unter anderm in die Worte aus: „Das iſt unſre Freude, daß unſre Namen angeſchrieben ſind im Buche

*) Hoßbach S. 257.

des Lebens.“ Nach der letzten ruhigen Nacht, als ſchon Todeskälte die Füße und den Leib durchdrang, dictirte er noch um die Mittagszeit einen Brief an Herzog Auguſt von Würtemberg (der ihm ſein ſchweres Leben mit der ächten Huld eines chriſtlichen Fürſten verſüßt hatte) *) und ergriff die Feder, um zum letzten Mal ſeinen Namen zu ſchreiben; aber nur zwei Buchſtaben konnte er vollenden. Noch beſuchten ihn Herzog Eberhards Schweſter, Anna Johanna, und ſieben Geiſtliche. Als dieſe, weil es den Anſchein hatte, als wolle er ruhen, ſich auf einige Zeit entfernten, bemerkte ſein Sohn, daß der entſcheidende Augenblick nahe ſei. Auf deſſen Gebet: „Herr Jeſu, nimm meinen Geiſt auf! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt, du haſt mich erlöſet, Herr, du getreuer Gott!“ hob der Sterbende noch einmal das Haupt aus dem Bette empor, ſchaute mit hellem Auge nach oben und ſchlug einigemal die Hände zuſammen; darauf ſprach er ſeiner lieben Hausfrau die zwölf Artikel des chriſtlichen Glaubens mit ſchwerer Zunge, jedoch laut und vernehmlich nach, und als unterdeſſen die ſieben Geiſtlichen, um den Ausgang eines ſo merkwürdigen Lebens zu ſehen, auch wieder eingetreten waren, ſo entſchlummerte er unter dem frommen, vereinigten Gebet aller Umſtehenden ſanft und ſelig zu ewiger Ruhe.“

„So war,“ ſagt ſein würdiger Biograph, Hoßbach, „das Leben und der Tod des Mannes, der während einer der traurigſten Perioden unſrer Geſchichte, in der Dürre des wiſſenſchaftlichen und kirchlichen, in dem Unglück des öffentlichen Lebens der Träger und Bewahrer des noch vorhandenen Geiſtes und der immer rüſtige Beweger aller erſchlafften Kräfte wurde, der ſeiner Zeit vorleuchtete als eine ſeltene und wohlthätige Erſcheinung, in der Alles vereinigt war, was ein menſchliches und chriſtliches Leben ziert, und der, von ſeinen Zeitgenoſſen verkannt oder gehaßt, von der Nachwelt kaum gekannt oder vergeſſen, vor vielen andern es werth iſt, aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder hervorgezogen und beſonders allen denen als Muſter aufgeſtellt zu werden, die in

*) „Mein Auguſt allein — ſo ſchrieb er früher ſchon — iſt mir noch übrig, von ihm kommt Linderung und Erleichterung meiner Leiden.“ Hoßbach S. 235. vgl. auch S. 236.

Glauben und Liebe ſich dem großen Berufe hingegeben haben, das Werk Chriſti und ſeiner Kirche zu fördern."

Es ſei mir geſtattet, ehe wir zu Anderm übergehen, Ihnen noch einiges Wenige aus dem Geiſtesvorrath dieſes Mannes mitzutheilen.

Wir haben vorhin das Bild eines Predigers und Seelſorgers, von ſeiner Hand gezeichnet, betrachtet mitten unter den Mühſeligkeiten eines ſchweren und vielgeſchäftigen Amtes. Wir wollen jetzt noch das Bild des Theologen daneben ſtellen, wie er, der Welt und ihrem Treiben ſchon halb entrückt, in der höhern Sphäre einer frommen Beſchaulichkeit weilt, und von da herab, der ſcheidenden Sonne gleich, den Segen ſpendet auf die wogenden Saatfluren des angebauten Feldes der Kirche. „Ich wurde," ſo erzählt Andreä in ſeiner allegoriſchen Schrift von der chriſtlichen Republik *), „zu dem Presbyter der Stadt geführt, nicht zu einem römiſchen Papſt, ſondern zu einem chriſtlichen. Er war ein Mann von ehrwürdigem Alter, aus deſſen Antlitz etwas Göttliches hervorleuchtete. Niemand iſt kundiger des heiligen Wortes, niemand hat es mehr innerlich erfahren. Als er zu mir redete mit einer anmuthigen Lebendigkeit, erkannte ich den Geſandten und Boten Gottes; ſo ganz und gar nichts Irdiſches hatte er an ſich. Ich wollte nach unſrer Weiſe den Mann durch Titel ehren; aber er litt es nicht, weil er die Thorheiten der Welt verabſcheut, und ſagte: er ſei geehrt genug, wenn ich ihn für einen Knecht Gottes und für meinen Vater hielte. Sie ſagen, er werde oft von Gott begeiſtert und ſpreche dann Ueberſchwengliches aus, aber mit größter Ehrerbietung vor dem göttlichen Geiſt. Nur einmal in der Woche und zwar am Sonntage redet er zu dem Volk, und unterweiſet es in göttlichen Dingen; nie wird er gehört ohne innere Bewegung des Gemüths. Für Schande würde er es achten, andere zu etwas zu ermahnen, was er ſelbſt nicht früher gethan hat, ſo daß er, wenn er in der Verſammlung ſteht, auch ſchweigend redet. Seine ganze Zeit verwendet er auf heilige Betrachtungen und Uebungen, vorzüglich aber auf die Förderung des chriſtlichen Lebens, und er ſucht kein anderes Vergnügen als die himm-

*) Bei Hoßbach S. 273.

liſche Speiſe. Als er mich ſegnete, empfand ich in mir eine heilige Glut, die mein ganzes Gemüth durchſtrömte. O! die wahre Gottesgelahrtheit iſt wirkſamer, als alle Predigten der Fleiſchlichgeſinnten. Ich erröthete, als ich an den Ehrgeiz, an die Habſucht, an den Neid, an die Trunkenheit ſo mancher dachte, die den geiſtlichen Stand ſchänden. Man ſollte glauben, ſie glaubten nicht, wovon ſie andere überreden wollen, ob ſie gleich das Ueberreden gelernt haben. Mir mögen ſie es nicht verdenken, daß dieſer Geiſtliche mich entzückt hat, ein Mann von feurigem Geiſt, von kalter Sinnlichkeit, ein Freund des Himmels, ein Verächter der Erde, raſch zum Werke, fern von Geſchwätzigkeit, trunken in Gott, den Lüſten abhold, wachend für ſeine Heerde, ſchlafend für ſich, der erſte an Verdienſt, der letzte an Ruhm."

Der Gedanke, die Chriſtenheit unter dem Bild einer Stadt darzuſtellen, ſcheint unſerm Andreä ein Lieblingsgedanke geweſen zu ſein. Nicht nur in der eben genannten Schrift von der chriſtlichen Republik, ſondern auch noch in einem epiſch-allegoriſchen Gedichte führt er dieſen Gedanken mit apokalyptiſchen Farben durch. Das Gedicht heißt die Chriſtenburg und iſt erſt neulich von dem ſinnigen Kunſtforſcher und Dichter Grüneiſen zum erſtenmal herausgegeben worden. Rückſichtlich des Geſchmackes läßt ſich zwar manches an dieſer Dichtung ausſetzen, namentlich die zu weit getriebene Allegorie und das häufige Einmengen künſtlich erſonnener, lateiniſcher Eigennamen. Der leitende Gedanke ſelbſt aber, der durch das Ganze hindurchgeht, hängt ſo genau mit der reformatoriſchen Tendenz des Mannes zuſammen, daß ein Ueberblick darüber dazu dienen dürfte, uns noch einmal die Kämpfe der Kirche zu vergegenwärtigen, die er zum Theil ſelbſt mit erlebt und durchgemacht hat, und mit deren Geſchichte wir uns beſchäftigt haben.

Der Schauplatz, auf den der Dichter uns verſetzt, iſt eine Inſel im Weltmeer, auf die ſich bei der überhandnehmenden Bosheit alle Guten und Frommen geflüchtet haben. Die Königin, die da herrſchend gedacht wird, heißt Eccleſia und iſt die erwählte Braut Gottes. Erſt hatte ſie nur in Hirtenhütten, dann unter dem Tabernakel, und endlich in einem prachtvollen Tempel ihren Sitz, bis endlich der Bräutigam nahte und ihr eine neue Stätte

bereitete, zu der er die beſten Baumeiſter, Petrum, Paulum u. a. m. verordnete.

„Daneben Wächter, früh und ſpät,
Daß der Bau ſeine Sichrung hätt'.
Alſo ward es ein feſtes Neſt,
Da Mauer und Wall thäten das Beſt',
Da Wacht und Wehr beſtellet wohl,
Da jeder thät, was er thun ſoll, ?
Da Proviant und Speis zur G'nüg',
Da alles bereit zu Fried und Krieg.
Die Stadt, nun Chriſtenburg genannt,
War nunmehr weit und breit bekannt,
Darum ſie auch von manchem Stand
Aufs Feindlichſt' wurde angerannt.
Ihr thät Gewalt groß Ueberdrang,
Noch viel mehr macht ihr Liſt ſehr bang,
Darüber mancher Thurm gefällt,
Manch' feſtes Bollwerk ward zerſchellt,
Manch tiefer Graben wurd erſchütt.
Solchs alles ward ergänzet nit;
Denn nach und nach die Wacht und Hut
Der Bürger weniger thät gut;
Suchten dafür gute Gemach',
Damit verfiel manch gutes Dach,
Und ſchlichen ein untreue Leut',
Dadurch die Stadt kam gar in d' Beut' u. ſ. w."

Als nun ſo durch die Sorgloſigkeit der Bürger die Chriſtenheit in Verfall gerathen war, beſchloß der Baumeiſter ein neues Caſtell Lauttereck (Luthereck?) zu errichten, was mancher zwar zu verhindern ſuchte.

„Doch was Gott will, läßt ſich nicht ändern,
Wiewohl es koſtet manchen Mann;
Denn Gott wollt' ſelbſt die Ehre han,
Daß er mit ſchwachem Zeug mehr thu',
Als aller Menſchen groß Unruh'."

Doch gar zu bald zeigte ſich in dem neuen Caſtell der alte Uebelſtand wieder. Mancher der Wächter ſuchte nur, wie er ſich mäſte; der Name Luthereck gab einen Vorwand zu manch ungezognem Leben, die Steine, zum Bethaus beſtimmt, wurden zum Tanzhaus verwendet, und ſo durch die eigene Beſatzung das Werk

geſchändet, auf das der Herr allen Fleiß verwandt hatte. Als der Antichriſt dieſes erfuhr, rüſtete er ſich zum Kriege wider Lauttereck. Er übertrug drei ſeiner Vaſallen die Belagerung des Caſtells; Tyrannus hieß der eine, Hypocrita der zweite, Sophista der dritte. Die Beſatzung in der Chriſtenburg verachtete aber den Feind, und meinte,

— „es hätt' nit große Noth,
Weil ſie zuvorderſt hätten Gott,
Ein gut Gewiſſen, gute Sach',
Ein' feſte Burg und ſichres Dach,
Auch baares Geld und täglich Brot,
Ein' friſche Mannſchaft, Kraut und Loth, u. ſ. w."

Im Gefühl dieſer falſchen Sicherheit machten ſie zwar Anſtalten zur Gegenwehr, aber ſehr ungeſchickte. Die Führer, denen ſie die Vertheidigung übertrugen, waren alleſammt nicht viel werth, wie ſchon die allegoriſchen Namen, Securus, Stupidus u. ſ. w., die ihnen der Dichter giebt, anzeigen. Gott aber, der vom Himmel herab ſah auf dieſes Treiben, hatte ein großes Mißfallen dran, und ließ die Chriſtenburger in der Schlacht mit dem Antichriſt eine große Niederlage erleiden. Jetzt trat eine große Verzagtheit und Niedergeſchlagenheit an die Stelle des frühern Trotzes. Unterdeſſen ſammelte der Antichriſt neue Hülfstruppen und beſchloß noch einmal die Stadt zu berennen, und ſchon entfiel einigen der Belagerten ſo ſehr der Muth, daß ſie ſich bereit zeigten, dem Feind die Thore zu öffnen. In dieſer allgemeinen Verlegenheit trat ein alter Mann, Reformator genannt, unter die entmuthigten Chriſtenburger,

„Und ſprach getroſt zum zagen Haufen,
Das ſei ferne von unſers Gleichen,
Daß wir von unſerm Gott abweichen;
Das ſei ferne von unſerm Gott,
Daß er uns laß in ſolcher Noth;
Das ſei ferne, daß wir thun fliehen,
Wo Gott und Menſch zuſammen ziehen.
So laßt uns nun zu Gott umkehren,
So wird er uns gewiß erhören u. ſ. w."

„Er hatt' die Wort' kaum ausgeredt,
Alsbald ſich Gottes Geiſte regt.

Der gab neu Herz, neu Muth und Blut,
Daß ſie die Wort' nahmen für gut,
Und ſchrieen all' mit lauter Stimm':
Ach, Herr, von uns das Böſe nimm,
Und gieb neu Sinn, neu' Art, neu Werk,
Neu Glauben, Lieb', Hoffnung und Stärk',
Neu' Zucht, Ordnung und Disciplin,
Den Geiſt vermehr', das Fleiſch bezähm',
Daß wir in deiner Stadt verbleiben,
Den Feind mit Ehren zurück treiben.
So wollen wir je mehr und mehr
Deinem Namen geben Lob' und Ehr,
Daß du allein uns habſt errett,
Da Menſchenkraft ſich nimmer regt."

Ueber dieſen Entſchluß ſeiner Mitbürger hat der Greis eine hohe Freude; er fällt mit ihnen auf die Kniee und ruft Gott um Kraft zum Kampfe an, worauf er dann noch eine etwas ausführliche Auseinanderſetzung des chriſtlichen Glaubens und der chriſtlichen Pflichten folgen läßt. Bloß einer, Namens Witzbold, unternahm es, das Volk gegen des Greiſen weiſe Rathſchläge aufzuhetzen und es in die alte Sicherheit einzuwiegen. Er ſprach:

„Liebe Leut', was will das werden?
Wollen wir gar umkehren die Erden?
Iſt denn der Greis allein geſcheut,
Waren nicht vor ihm auch weiſe Leut'?
Wie darf er denn all' ſein' Vorfahren
Halten für pur lautere Narren?
Ihm gfällt kein Kirch', kein Hof, kein Schul',
Und wirft ſie all' in einen Pfuhl .....
Wer ſollte aber von dem Gecken
Sich alſo bald laſſen erſchrecken,
Und nicht vielmehr die Weiſe halten,
So hergebracht von unſern Alten,
Wie uns auch die Vernunft bericht,
Und nicht bringt ſolche loſ' Gedicht'
Von Armuth und Gelaſſenheit,
Von Contempliern und innern Freud',
Von Chriſti Nachfolg' und den Dingen,
Die wir auf Erden nimmer vollbringen?
Wir haben ja mit gutem Fug
Der Regiments-Regeln genug;

So iſt der Lehr' Confeſſion
Gefaſſet in ein Corpus ſchon;
Auch ſein die Künſte hochgeführt,
Daß billig dieſe Zeit florirt."

Der Greis erwiedert jedoch auf dieſe Einwendungen Witzbolds und der ihm beiſtimmenden Maulchriſten mit aller Würde, und eine ſchöne, fromme Stimmung, eine wahrhaft chriſtliche Begeiſterung theilt ſich der ganzen Beſatzung mit. Nun eilt auch Gottes Hülfe ſelbſt zum Entſatz herbei. Die Chriſtenburg entzieht ſich durch einen dichten Nebel den Blicken der ſiegestrunkenen Feinde. Dieſe gerathen darüber in Verwirrung und richten unter ſich ſelbſt ein furchtbares Blutbad an.

„Was dem Meer zulief, mußt' ertrinken,
Was in die Schiff' eilt', mußt' verſinken,
Was auf der Erd', zerſtreut' der Wind,
Auch fraß das Feuer viel Haufen gſchwind,
Wild Thier, Raubvögel und Wallfiſch
Fraßen auch Gottes Feinde friſch,
Und war dergleichen nie geſchehn,
Kein's Menſchen Auge hat's geſehn. .....
Da ſah man manche ſtolze Rott'
Zittern und zagen vor dem Tod,
Da ſah man eilen, fliehen, laufen,
Herzſchlagen, Handaufheben, Raufen,
Und was mehr g'ſchieht in höchſter Noth,
Wann Hülf', Rath, Kraft und Seel' ausgoht.
O Gott, du ſtarker Kriegesheld,
Wie bald kannſt du behalten das Feld."

Aber auch in der Chriſtenburg war noch immer große Noth, denn die Bewohner wußten nicht, wie Gott väterlich für ſie geſorgt hatte. Ein Faſten ward angeſtellt, und ſelbſt das Angſtgebrüll der Thiere ſollte den Himmel zum Mitleiden bewegen. Endlich ſenkte ſich die Wolke wieder, und erſtaunt ſahen die Belagerten die Zerſtörung der Feinde, die nicht durch ihre, ſondern durch Gottes wunderbare Macht geſchehen war. Ein Danklied der Gemeinde, wozu der Dichter Luthers „veſte Burg" als Grundton benutzte, macht den Schluß.

„Ein großer Herr iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,

Er ſah uns an in unſrer Noth,
Die uns in Eil' getroffen.
Die alte, ſchnöde Welt,
Gar ſauer ſie ſich ſtellt,
Mit Gewalt, Schein und Geſchwätz
Uns ſtellet Strick und Netz,
Vermeint uns zu bezwingen.

Mit unſrer Wehr war's nicht gethan,
Wir haben viel verloren,
Weil wir nicht ſuchten unſern Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkoren;
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
Das Haupt ſeiner Gemein,
Der er giebt Kraft und Schein,
Wann ſie ſein' Regel haltet.

Da nun die Welt voll Teufel war
Und wollten uns verſchlingen,
Da ſtund Chriſtus bei ſeiner Schaar
Und ließ ihr wohl gelingen.
Der groß' Antichriſt
Mit Macht, Wahn und Liſt,
Empfing da ſein Gericht,
Wie Gottes Wort verſpricht,
Sein Schwert thät ihn bald fällen.

Das muß er ihm Gott laſſen thun,
Und groß Spott dazu haben;
Lob ſei Gott Vater und dem Sohn,
Darzu des Geiſtes Gaben,
Der unſer Seel' und Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib
Gefreit vor ſei'm Grimm,
Und uns beſcheert den G'winn,
Daß uns das Reich ſoll bleiben.

Alſo hat dieſer Krieg ein End',
Dabei man dann kürzlich erkennt,
Wie ſchrecklich groß des Teufels Macht,
Deß doch die Sicherheit nicht acht;
Wie g'fährlich krieg' die Chriſtenheit,
Wann ſie nicht Chriſtum an der Seit';

Wie nöthig ſei ein' rechte Reu',
Daß man das Chriſtenthum erneu'z
Wie mächtig ſei das göttlich Schwert,
Wann er's wider ſeine Feinde kehrt.
Gott geb', daß wir es recht empfinden,
Und uns zu ihm von Herzen wenden.
So wird er gwißlich bei uns ſtahn,
Wohlan, ich hab' das mein' gethan.
Deo gloria."

Achtzehnte Vorleſung.

Franz Baco von Verulam. Johann Kepler und der Kalenderſtreit nebſt andern proteſtantiſch dogmatiſchen Eruditäten. Hugo Grotius.

Wenn es zu den charakteriſtiſchen Merkmalen der proteſtantiſchen Kirche gehört, daß ihr Wohl und Wehe, ihre Fortſchritte und ihre Hemmungen nicht allein von dem geiſtlichen Stande, als einer bevorzugten Prieſterkaſte, abhangen, ſondern daß vielmehr die Aufgabe der zu bewahrenden und zu erringenden Geiſtesfreiheit eine gemeinſame iſt, an der jeder nach der Gabe theilnehmen ſoll, die er empfangen hat, ſo können wir bei unſrer nunmehrigen Betrachtung auch die Männer nicht überſehen, die, ohne Theologen von Fach zu ſein, vielmehr in andern Kreiſen des Wiſſens und des Wirkens ſich bewegend, dennoch auf den Gang der Entwicklung unſeres kirchlichen und religiöſen Lebens einen entſchiedenen Einfluß geübt haben. Wie der Zeit der Reformation eine Epoche voranging, die man gewöhnlich als die Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften bezeichnet, ſo regte ſich auch wieder gegen Ende des 16. und noch mehr zu Anfang des 17. Jahrhunderts, zum Theil mitten unter den Kriegsſtürmen, welche Europa durchzogen, ein ähnliches Streben, den Geiſt aus den Feſſeln eines todten Formalismus zu befreien und in die Nacht der Barbarei das Licht einer unparteiiſchen Forſchung zu bringen.

Drei Männer aus verſchiedenen Völkern, von verſchiedenen Berufskreiſen und von verſchiedenen proteſtantiſchen Bekenntniſſen ſind es, die wir als Reſtauratoren der Wiſſenſchaften herausheben und den Reformatoren unſrer Periode an die Seite ſtellen werden: der engliſche Kanzler Franz Baco, der deutſch-lutheriſche Aſtronom Joh. Kepler und der arminianiſche Niederländer Hugo Grotius. Mit dieſen drei vorzüglichen Männern wollen wir uns in dieſer Stunde beſchäftigen, ſo weit es die Kürze der Zeit erlaubt. Möge ihnen die Aufmerkſamkeit zu Theil werden, die ſie verdienen.

Franz Baco, der Sohn des Kanzlers Nicolaus Baco, wurde den 22. Januar 1561*) in der Nähe von London geboren. Er gehörte zu den Kindern, deren Geiſtesgaben ſich früh auf eine glänzende Weiſe entwickeln. Davon legte er als Knabe eine Probe ab in Gegenwart der Königin Eliſabeth. Als ihn dieſe Fürſtin einſt nach ſeinem Alter fragte, antwortete er ſogleich: „Ich bin zwei Jahre jünger, als die glückliche Regierung Ew. Maj.“ Die Königin nahm dieſe Antwort günſtig auf und nannte hinfort den jungen Baco ihren kleinen Siegelbewahrer. Im 13. Jahre bezog Baco die Univerſität Cambridge, und ſchon drei Jahre nachher trat er als Schriftſteller auf, indem er die blinde Anhänglichkeit an Ariſtoteles bekämpfte, die auch im Zeitalter nach der Reformation unter den proteſtantiſchen Gelehrten wieder überhand genommen hatte. Die eitle Disputirſucht, wie ſie unter den Philoſophen, wie unter den Theologen ſeines Zeitalters herrſchte, war ſeinem auf das Weſen der Dinge gerichteten Geiſte in hohem Grade zuwider, und nicht mit Unrecht verglich er dieſe unermüdeten Streiter den alten Athleten, die ſich den nützlichen Arbeiten entzogen, um den Körper deſto leichter den überflüſſigen Anſtrengungen hinzugeben.

Mit ſeltnen Kenntniſſen ausgerüſtet verließ Bacon die Schule von Cambridge und begab ſich im Geleite des engliſchen Geſandten Sir Amyas Pawlet nach Paris. Dieſer ſetzte ein ſolches Zutrauen in den jungen Mann, daß er ihn zu Beſtellung wichtiger Aufträge an die Königin nach England ſandte, welcher Aufträge

*) Ueber das Chronologiſche ſiehe die Anm. bei Vauzelles, histoire de la vie et des ouvrages de François Bacon. Paris 833. Tom. I. p. 5. Unſre Erzählung ſchließt ſich größtentheils an dieſes Werk an, ſo wie auch an Mallet the life of Francis Bacon. London 1740. 8.

er ſich aufs Geſchickteſte zu entledigen wußte. Nun machte er mehrere Reiſen in Frankreich, beobachtete die Sitten und Gebräuche des Landes bis ins Einzelnſte*) und kehrte mit vielen Erfahrungen bereichert nach dem Tode ſeines Vaters nach England zurück, nachdem er bereits in einem Werke über den damaligen Zuſtand Europa's die Frucht ſeiner eignen Beobachtungen und ſeiner vielfachen Studien niedergelegt hatte.

Mit ſeinem 28. Jahre ſehen wir Bacon die gefährliche Laufbahn eines engliſchen Staatsmanns betreten, in einer Zeit, die durch die Reibungen politiſcher und kirchlicher Parteien ſich vor andern auszeichnete. Leider bewahrte Bacon während dieſer Laufbahn nicht immer den Charakter des großen und weiſen Mannes, am wenigſten den Charakter eines durch das Chriſtenthum geläuterten und veredelten Gottesmenſchen. Große Schwächen ließ er ſich in ſeinem Benehmen zu Schulden kommen, unter denen die der Schmeichelei, des Undanks und der Beſtechlichkeit nicht die geringſten ſind, wenn man anders ſolche Hauptgebrechen des Charakters als bloße Schwächen darf gelten laſſen. Es muß uns um ſo mehr ſchmerzen, daß ein Mann, der ſich durch ſeine glänzenden Gaben von ſelbſt empfahl, zu den niedrigſten Schmeicheleien ſeine Zuflucht nahm, um die Gunſt der Königin Eliſabeth zu erwerben. Rühmte er doch an der bereits 63jährigen Regentin in einer Lobſchrift, die er auf ſie verfaßte, daß auf ihrem Angeſichte die rothen und weißen Roſen in freundlicher Miſchung ſich begegneten, womit er zugleich auf den Kampf der Häuſer York und Lankaſter anſpielte **). Ob beſtochen durch dieſe Schmeicheleien oder ob in Erwägung ſeiner wirklichen Verdienſte Eliſabeth ſich bewegen ließ, ihn zu ihrem außerordentlichen Rathe zu ernennen, wollen wir nicht entſcheiden. Genug, er erfreute ſich ihrer Gunſt, zog ſich aber bald durch ſein zweideutiges Benehmen in den damals herrſchenden Streitigkeiten der Großen den lauten Tadel, ja den offenen Haß der Nation zu. Zwiſchen dem Staatsminiſter Robert Cecil und dem Grafen Eſſex herrſchten große Zerwürfniſſe. Bacon nahm erſt die Partei

*) Sogar die Art, wie der Rahm (die Sahne) in der Gegend von Blois bereitet wird, entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Siehe Vauzelles S. 13. Anm.

**) Vauzelles I. S. 21.

des letztern und wurde von ihm mit Wohlthaten überhäuft. Plötzlich aber verließ er seinen Gönner, als dieser in Ungnade gefallen war, und zog sich nicht nur feige von ihm zurück, sondern hatte sogar die Stirn, unberufen als Ankläger gegen seinen Wohlthäter aufzutreten und dessen Sturz zu befördern, der mit der Hinrichtung des Grafen endete. Mit dieser schwarzen That verdunkelte Baco seinen Ruhm, den er sich mitten unter den Staatsgeschäften durch außerordentliche wissenschaftliche Leistungen erworben hatte, er war der allgemeinen Verachtung preis gegeben und mit nichts konnte er mehr den häßlichen Flecken auslöschen. Ein abermaliger Beweis, wie die Wissenschaft allein es nicht vermag, den Menschen zu adeln, wenn nicht die Gesinnung ihn adelt, die allein den Werth des Menschen bestimmt. Hier war die Stimme des Volkes eine richtige und das Urtheil, das sie fällte, ein gerechtes. Bacon hatte viele Mühe, das verloren gegangene Zutrauen einigermaßen wieder zu gewinnen. Zu dem sittlichen Bankerot, den er gemacht, kamen auch noch die eigenen finanziellen Zerrüttungen, so daß er zweimal wegen Schulden verhaftet wurde. Unter Jacob I. schien ihm jedoch wieder ein günstigerer Stern leuchten zu wollen. Dieser Fürst, der sich das Ansehn eines Beschützers der Wissenschaften gab, zog ihn bei mehrern Anlässen hervor, erhob ihn in den Adelstand, verbesserte ihm seine Einkünfte und machte ihn endlich im Jahr 1619 zum Großkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, wozu noch im folgenden Jahr der Titel eines Viscount von St. Alban kam. Aber auch in diesen hohen Stellen wußte sich Bacon nicht in der Gunst des Volkes zu halten. Er wurde von der Pairskammer angeklagt, von Bestechungen getrieben das Staatssiegel zu willkürlicher Vertheilung von Aemtern und Privilegien mißbraucht zu haben, und leider! konnte der Angeklagte sich nicht von den gemachten Beschuldigungen rein waschen, sondern sah sich zu dem schimpflichen Schritte genöthigt, die Gnade seiner Richter anzuflehn. Bacon wurde zu einer Geldstrafe von 40000 Pf. und zur Einsperrung in den Tower verurtheilt; die Gnade des Königs sprach ihn jedoch von der erstern frei, und bald durfte er auch wieder das Gefängniß verlassen. Er lebte von da an im Privatstande und starb bald darauf im Jahr 1626. Mit stolzem Selbst-

gefühl verordnete er unter anderm in seinem Testamente: „Meinen Namen und mein Gedächtniß hinterlasse ich den fremden Nationen und meinen eignen Landsleuten, nachdem einige Zeit verflossen, sein wird.“ Wenn wir das Leben dieses Mannes mit dem Leben derer vergleichen, die im Dienste der Wahrheit und der Gerechtigkeit sich die Ungunst der Menschen, ja nicht selten Gefängniß und Tod zugezogen haben, so macht er uns freilich nicht den Eindruck eines christlichen Märtyrers. Die Verfolgungen, die ihn trafen, waren mehr oder weniger selbstverschuldet, und so kann auch das, was er als Reformator gewirkt hat, nicht auf jene volle Anerkennung Anspruch machen, die wir den unerschütterlichen Glaubenshelden zollen. Bei allen Mängeln seines Charakters jedoch, die in den schwierigen Verwicklungen, in welche Baco's Leben fiel, immerhin einige Entschuldigung finden mögen, verdient derselbe dennoch an die Spitze derer gestellt zu werden, die, wenn auch nicht durch die Macht des Beispiels, doch durch die Macht des Gedankens und der Wissenschaft auf Kirche und Schule einen heilsamen Einfluß geübt haben. Das ganze große Gebiet des menschlichen Wissens unterwarf Baco einer neuen Durchsicht und Prüfung. Mit einer bewundernswürdigen Kraft und Selbstständigkeit, die wir ihm gar zu gerne auch im Sittlichen gewünscht hätten, erhob er sich über die Vorurtheile seiner Zeit, und mitten unter den politischen Stürmen, von denen er umhergeworfen wurde, erging er sich, ein zweiter Cicero, unablässig in den weiten Gebieten der Wissenschaft. Baco hatte einen viel umfassenden Geist. Das unermeßliche Gebiet der Natur stand eben so offen vor seinen Blicken, als das Gebiet der Geschichte, der Philosophie, der Staatsweisheit und der Theologie. So kannte er die technischen Ausdrücke jeder Wissenschaft bis ins Einzelnste, und mit dem Jäger konnte er von Falken und Hunden eben so gründlich sprechen, als mit den Aerzten über die Anatomie und mit den Staatsmännern über Politik *). Aber an dem bloßen Vielwissen ließ er sich nicht genügen; sondern gab auch dem wahren Gedanken stets den schönsten Ausdruck und die geeignetste Form. Beides, Erfahrung und Speculation suchte er auf eine lebendige Weise zu verbinden,

*) Vauzelles S. 200.

während die meiſten der übrigen entweder nur mit dem rohen Stoff der geſammelten Kenntniſſe ſich begnügten, oder mit bloßen Schattenbildern von ſelbſtgeſchaffnen Ideen ſich und andere abquälten. Die erſtern (die ſogenannten Empiriker) verglich er den Ameiſen, die nur aufhäufen, ohne das Geſammelte in eine höhere Ordnung zu bringen, die letztern (die Idealiſten) den Spinnen, dieweil ſie die Ideen bloß aus ihrem Hirn ſpinnen, wie die Spinne die Fäden aus ihrem Leibe. Dem wahren Philoſophen aber verglich er die Biene, welche zwar emſig den Stoff ſammelt, aber ihn auch ſinnig und künſtleriſch verarbeitet *).

Baco bildete, namentlich in Beziehung auf die Naturwiſſenſchaften, einen heilſamen Gegenſatz ſowohl zu den Scholaſtikern als zu den Myſtikern. Wenn die erſtern das Studium der Natur gänzlich vernachläſſigten und eine hohle Metaphyſik in die Luft hinein bauten, der es an jeder ſichern Grundlage fehlte, die letztern aber ihre Phantaſiegebilde an die Stelle der wahren Naturerſcheinungen ſetzten, ſo ſchlug Baco den richtigen Weg der Beobachtung ein, und ſuchte alle voreiligen Schlüſſe, alles bloße Spiel mit Begriffen, alle Hypotheſen wo möglich fern zu halten. Er war daher ein entſchiedner Gegner des alchymiſtiſchen und aſtrologiſchen Unweſens ſeiner Zeit, während er als ein beſonnener Denker hinwiederum nicht wagte über den Zuſammenhang des Seelenlebens mit der Natur ein von vorneherein abſprechendes und verneinendes Urtheil zu fällen. „Alles," ſagte er, „was man von der Macht der Einbildungskraft und dem geheimen Grundtrieb der Natur (von der Wirkung der Sympathie u. ſ. w.) erzählt, ſcheint mir ſo ungewiß, daß man ſich hüten muß, poſitive Folgerungen daraus zu ziehen, ehe man die ſtrengſten Prüfungen darüber angeſtellt hat."

Ein ſolches beſonnenes Innehalten (Suſpendiren) des Urtheils charakteriſirt hinlänglich die Denkweiſe eines Mannes, der dazu berufen ſchien, dem forſchenden Geiſte eine neue Richtung zu geben. So natürlich uns jetzt dieſes ruhig beobachtende Verfahren erſcheint, ſo neu war es den Zeitgenoſſen Baco's, und ſo nüchtern mußte es ſich den Anmaßungen eines Paracelſus und Fludd gegenüber

*) Apophthegm. 19. Vauzelles II. S. 198. 199.

ausnehmen, welche bereits den Stein der Weisen gefunden zu haben sich rühmten, und aufs Gerathewohl zufuhren.

Aber nicht allein die Naturwissenschaften unterwarf Baco einer neuen Prüfung; das Gesammtgebiet der menschlichen Erkenntniß wollte er in eine neue Ordnung bringen, den Zusammenhang der Wissenschaften untereinander fester begründen, und durchgehends Erfahrung und Beobachtung an die Spitze der wissenschaftlichen Untersuchung gestellt wissen. Seine eigenthümlichen Ansichten hierüber legte er in seinem neuen Organon an den Tag. Wie weit Baco hierin das Richtige getroffen, ist unseres Orts nicht zu entscheiden; so viel dürfte indessen immer zugegeben werden, daß sein Grundsatz doch zunächst auf die Naturwissenschaften berechnet war, weniger auf die Gebiete, die über die sinnliche Erfahrung hinausliegen; daher auch bei dieser reinen Verstandesmethode die Einwirkung seiner Philosophie auf die Theologie nur von untergeordnetem Belange sein konnte. Bekannt ist zwar sein schöner Ausspruch, den er über das Verhältniß der Philosophie zum Glauben gethan hat: daß nämlich eine leicht oben abgeschöpfte Philosophie von Gott ableite, eine tiefere aber zu ihm zurückführe. So wahr indessen dieser Grundsatz an sich ist, so ließe sich doch fragen, ob die Art des Philosophirens, wie Baco sie übte, dazu dienen konnte, die Natur der göttlichen Dinge in ihrer tiefern Wurzel zu erfassen. Baco's Philosophie ist allerdings reich an praktisch moralischen Wahrheiten, und in sofern auch christlich, als sie den Verhältnissen des christlichen Staates und der christlichen Sitte angemessen ist *). Ja weit entfernt, auch im Dogmatischen mit dem Christenthum in irgend einen Gegensatz zu treten, schloß sich Baco überall gewissenhaft an die heilige Schrift an, deren Aussprüche er so sehr als höchste Autorität erkannte, daß er sie auch auf weltliche Wissenschaften angewandt wissen wollte. Noch mehr, er war nicht nur bibelgläubig, im strengsten Sinne des Wortes, er war auch ein entschiedner Bekenner der neununddreißig Artikel seiner Kirche. Grade aber diese äußere Rechtgläubigkeit, die mit seiner ganzen positiven Richtung

*) Vgl. Herders Adraſtrea (sämmtliche Werke zur Phil. und Gesch. Bd. X.) u. Baco's Essays moral, economical and political. Lond. 1801.

zuſammenhing, hat etwas Trockenes, und läßt uns vermuthen, daß er ſich ſeine chriſtliche Ueberzeugung mehr durch Combination des Verſtandes, durch wirkliche oder vermeintliche Vernunftſchlüſſe angeeignet, als daß er dieſelbe innerlich in ſich verarbeitet hatte. Jene Durchdringung des Myſtiſchen und des Wiſſenſchaftlichen, wie wir ſie z. B. unlängſt bei dem deutſchen Valentin Andreä gefunden haben, und wie ſie überhaupt dem beſſern deutſchen Volkscharakter eigenthümlich iſt, finden wir bei dem kältern Engländer nicht, der uns auch in ſeiner Chriſtlichkeit eher an Cicero und Seneca, als an Paulus und Johannes erinnert. Wir wollen damit nicht ſagen, daß es Baco an religiöſem Sinn und Gefühl gefehlt habe; nur ſcheint das tiefer Gemüthliche bei ihm in keinem nothwendigen Zuſammenhang mit ſeiner theologiſchen Denkweiſe geſtanden zu haben; ſondern es ging, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mehr neben der Reflexion des Verſtandes her, als daß dieſe weſentlich darauf geruht hätte. Dem ſei übrigens wie ihm wolle, ſo verdient Baco doch mit Recht den Namen eines chriſtlichen Philoſophen, und auch bei allen ſittlichen Fehlern des Mannes muß uns ſeine Geſinnung darin ehrwürdig ſein, daß er die Religion allem obenanſtellte, und von ihr allein die höhere Weihe des wiſſenſchaftlichen Lebens und das Heil der Staaten erwartete. In dieſer Beziehung dürfte es nicht unintereſſant ſein, das Gebet kennen zu lernen, womit er ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu beginnen pflegte *).

„Vater aller Dinge, der du mit dem ſichtbaren Lichte deine Schöpfung begonnen und mit dem geiſtigen Lichte ſie beſchloſſen, deſſen Funken du dem Angeſicht des Menſchen eingehaucht haſt, ſchütze und leite dieſes Werk. In deiner Güte hat es ſeinen Anfang, deine Ehre iſt ſein Ende. Als du auf die Geſchöpfe blickteſt, die aus deinen Händen hervorgegangen waren, da erkannteſt du, daß ſie alle gut und vollkommen ſeien, und in der Befriedigung, die dein Werk dir verurſachte, ruheteſt du von demſelben aus.

*) Writers prayer; Bacons Works T. III. p. 128. Da die engliſche Ausg. der Werke Baco's mir nicht zur Hand iſt, und in der lateiniſchen (Amſterdamer) ſich das Gebet nicht vorfindet, ſo bin ich genöthigt, mich an die franzöſiſche Ueberſetzung von Vauzelles zu halten. Bd. I. S. 108.

Aber als der Menſch ſich wandte, ſeine eignen Werke zu ſchauen, da erblickte er nur Qual und Eitelkeit, und konnte die Ruhe nicht finden in ihnen. O ſo verleih uns denn, daß, weil die Betrachtung deiner Geſchöpfe den Gegenſtand unſrer Mühen und Arbeiten ausmacht, wir auch Theil haben mögen an deiner Befriedigung und deiner Ruhe. Nähre und erhalte in uns (wir flehen dich demüthig drum) den Sinn für ſolche Betrachtung, und habe dein Wohlgefallen dran, einen neuen Lichtſtrom der Erkenntniß über die große Familie des Menſchengeſchlechtes zu ergießen durch uns ſowohl, [redacted] durch die, denen du ähnliche Gefühle und Triebe einhauchen wirſt. Das bitten wir von deiner ewigen Liebe durch unſern Herrn Jeſum, deinen Geſalbten und unſern Gott."

Es iſt offenbar mehr die verſtändig reflectirende, als die unmittelbare Gefühlsfrömmigkeit der Myſtiker, die aus dieſem Gebete hervorleuchtet, da es ſich mehr um theoretiſche Erkenntniß, als um das praktiſche Chriſtenthum handelt. Aber die würdige Haltung des Tons ſpricht dennoch das religiöſe Gefühl wohlthätig an und iſt uns ein Beweis, daß es verſchiedene Formen der Frömmigkeit geben kann und ſoll je nach den verſchiednen Stimmungen und Bedürfniſſen des Herzens.

Ein anderes Gebet des Kanzlers, das er in der Zeit ſeiner Leiden verfaßte, verdient gleichfalls unſere Aufmerkſamkeit *).

„Gnädigſter Gott! barmherzigſter Vater! von Jugend auf mein Schöpfer! mein Erlöſer! mein Tröſter. Du Herr! erforſcheſt die geheimſten Tiefen und Gründe der Herzen, du kennſt die Lauterkeit der Einen, die Heuchelei der Andern, und wie auf einer Wage wiegſt du Gedanken und Handlungen der Menſchen; du miſſeſt ihre Rathſchläge nach der Schnur, und weder die Eitelkeit, noch die Verkehrtheit ihrer Wege kann vor dir ſich bergen. Gedenke, o Herr! wie dein Knecht vor dir gewandelt, erinnere dich an das, was ich vor allem geſucht habe und was das höchſte Ziel meines Strebens war. Ich habe lieb gehabt deine Verſammlungen; ich habe geweint über die Trennung deiner Kirche und an dem Glanz deines Heiligthums hab' ich mich ergötzet. Für deinen

*) Lateiniſch im 7. Bd. der Amſterdamer Ausg. ſeiner Werke S. 520. ff., franzöſiſch bei Vauzelles II. S. 175.

Weinſtock, den deine Rechte unter dieſem Volke gepflanzt hat, habe ich nie aufgehört zu beten, auf daß er Früh- und Spatregen empfange und ſeine Zweige ausbreite nach dem Meer und den Strömen. Köſtlich war in meinen Augen der Stand des Dürftigen und derer, die ihr Brot mit Thränen eſſen, ich habe gehaßt alle Grauſamkeit und Härte des Herzens, und mich befliſſen, allen Gutes zu thun, obwohl in verachteter Geſtalt. Waren einige feindlich gegen mich geſinnt, ſo habe ich ihrer nicht gedacht, und faſt nie iſt die Sonne untergegangen, während mein Zorn noch brannte; ich war der Taube gleich, ferne von aller Bosheit. Deine Creaturen waren mein Buch, noch mehr aber deine heilige Schrift. Dich hab' ich geſucht an den Höfen, auf dem Felde, in den Gärten, gefunden hab' ich dich in deinem Tempel."

Nach dieſem etwas ſelbſtgerechten, im Tone der altteſtamentlichen Frömmigkeit gehaltenen Eingange folgt dann, in ziemlichem Abſtande damit, ein Sündenbekenntniß und demüthige Unterwerfung unter den göttlichen Willen.

„Tauſendfältig ſind meine Sünden, zehntauſendfältig meine Uebertretungen: aber deine heiligende Kraft blieb bei mir, und durch deine Gnade brannte mein Herz als ein unauslöſchliches Feuer auf deinem Altar. O Herr, meine Stärke, von Jugend an trateſt du mir entgegen auf meinen Wegen durch deine väterlichen Erbarmungen, durch deine troſtvollen Züchtigungen, durch deine augenſcheinliche Fürſorge. Wie deine Huld groß war über mir, ſo auch deine Züchtigungen; du warſt mir immer nahe, o Herr, und als mein zeitlich Gut ſich mehrte, da fühlte ich nichts deſto weniger deine Pfeile, die du heimlich auf mich abſchickteſt. Als ich erhöht ward vor den Menſchen, beugt' ich mich vor dir in Demuth. Und auch jetzt, da meine Gedanken auf den Frieden und die Ehre (dieſer Welt) gerichtet ſind, fühle ich deine Hand ſchwer über mir, und nach deiner alten Barmherzigkeit erniedrigſt du mich, damit ich in deiner väterlichen Zucht bleibe als ein ächter Sohn. Gerecht ſind deine Gerichte über mir, meiner Sünden wegen; denn ſie ſind zahlreicher als der Sand am Meer. Aber deine Barmherzigkeit iſt unendlich größer! Denn was iſt der Sand am Meer, was Himmel und Erde? nichts gegen deine Barmherzigkeit. Außer meinen unzähligen Sünden bekenne ich auch

noch, daß ich dein Schuldner bin wegen der mir anvertrauten Geſchenke und Gaben deiner Gnade, die ich zwar keineswegs im Schweißtuch verborgen gehalten, die ich aber auch nicht, wie ich billig hätte ſollen, den Wechslern gegeben habe, um den beſten Gewinn daraus zu ziehen; nein! ich habe ſie oft zu Dingen verwandt, denen ich am wenigſten gewachſen war, ſo daß ich wohl ſagen kann, meine Seele war ein Fremdling auf dem Zug meiner Pilgerſchaft. O Herr, ſei mir gnädig um meines Erlöſers willen, nimm mich auf in deinen Schooß, ja führe mich auf deinen Wegen."

Indem ich Ihnen ſelbſt überlaſſe, aus dem Mitgetheilten ſich ein Bild von Baco's Religioſität zu machen, die auch hier mehr von ihrer geſetzlichen und verſtandesmäßigen Seite heraustritt, bemerke ich nur noch, daß er gelegentlich auch der Duldſamkeit in Glaubensſachen das Wort redete. Er lebte ſelbſt in jenen bewegten Zeiten, wo Katholiken, biſchöfliche Proteſtanten und Puritaner einander gegenſeitig verfolgten, und auf jene Zerriſſenheit der Kirche ſpielt auch das obige Gebet an. In Beziehung auf dieſen Zuſtand verfaßte er unter anderm eine Schrift über die Befriedigung und Erbauung der Kirche Englands, welche er dem König Jacob I. widmete und worin er die Mitte zu halten ſuchte zwiſchen dem ſtürmiſchen Eifer der Puritaner und der Starrheit der Biſchöflichen.

„Die Kirche," ſagte er einſt in einem treffenden Bild zum König, „iſt das Auge des Staates; hat man nun etwas im Auge, ſo muß man dieſes Etwas behutſam entfernen, nicht aber das Auge ſelbſt ausreißen *)."

Wir verlaſſen dieſen merkwürdigen Reformator des Wiſſens, um einen andern, nicht minder großen Proteſtanten kennen zu lernen, der gleichfalls wie Baco zunächſt auf dem Gebiet der höhern Naturkunde thätig war, der aber mit ſeinem ganzen deutſchen Herzen der Kirche angehörte und mit edler Freimüthigkeit ſeinen Proteſtantismus ſowohl gegen Katholiken als überorthodoxe Lutheraner vertheidigte. Wem wäre nicht der Name des großen Aſtronomen, Johann Kepler, bekannt? Daß aber derſelbe Mann, der in der Geſchichte der mathematiſchen Wiſſenſchaften

*) Vauzelles I. S. 87.

eine der ersten Stellen einnimmt, auch der Geschichte der protestantischen Kirche, der Geschichte der Religion und Theologie angehöre, das ist vielleicht weniger bekannt, und gerade von dieser minder bekannten Seite haben wir ihn zu betrachten. Da jedoch seine wissenschaftlichen Bestrebungen als Astronom und Mathematiker gleichsam den festen, krystallenen Körper bilden, aus welchem die protestantische Seele hervorleuchtete, so müssen wir auch einen kurzen Blick auf Keplern den Mathematiker werfen, soweit unsre Aufgabe es uns gestattet. —

So große Umwälzungen auch die Kirchenreformation auf dem Gebiete des Glaubens, Denkens und Wissens hervorgebracht hatte, so blieb doch die Forschung nach den Gesetzen der Natur eine Zeit lang noch an das alte Herkommen gefesselt, und so waren auch die Vorstellungen von dem Weltgebäude noch dieselben, wie die alte Welt sie hatte. Das sogenannte ptolemäische System, wonach die Erde als der ruhende Mittelpunkt gedacht wurde, um welchen die Sonne und Planeten in täglichem Kreislaufe sich drehen, galt für das richtige und wurde in allen Schulen vorgetragen, bis zuerst Copernicus die Welt eines Andern belehrte. Aber erst das folgende Jahrhundert, mit dem wir uns jetzt beschäftigen, wurde für die Kenntniß des sichtbaren Himmels eben so sehr ein Jahrhundert der Aufklärung, als das des 16. für den unsichtbaren Himmel es gewesen war. Ja, wenn an diesem leider! die Sterne sich bald wieder verdunkelten, so schlossen sich dagegen dem forschenden Blicke der Astronomen neue Gesetze auf, die selbst auch wieder auf eine fromme und sinnige Betrachtung der Schöpfung und somit auf die Theologie im weitern Sinne, wohlthätig zurückwirkten. Im Gefolge des Copernicus bilden die Namen Tycho de Brahe, Galilei und Kepler selbst ein glänzendes Sternbild am Himmel der Wissenschaft. Lassen Sie uns bei dem letzt Genannten etwas länger verweilen.

Johann Kepler*) ist geboren den 27. Dec. 1571 in dem würtembergischen Dorfe Magstatt**), unweit der alten Reichs-

*) Vgl. Breitschwert, Joh. Kepplers Leben und Wirken. Stuttgart 1831. und Herders Adraftea, Werke zur Phil. u. Geschichte Bd. XI. S. 481 ff.

**) Menzel Bd. V. S. 118. seiner deutschen Geschichte nennt das Dorf Eltingen.

ſtadt Weil. Die Familie ſtammte von dem adligen Geſchlechte derer von Kappel. Der Vater, Heinrich Kepler, hatte verſchiedene Schickſale, trieb ſich auch noch als Ehemann und Familienvater in mehreren fremden Kriegsdienſten umher*) und führte eine Zeit lang eine Wirthſchaft im Badenſchen. Auch die Mutter übte nicht jenen heilſamen Einfluß auf den Sohn, welcher bei ſo manchen großen Männern den erſten Grund zu ihrem Charakter legte. Sie war roh und abergläubiſch und galt ſogar für eine Hexe, was ihr, wie wir ſpäter ſehen werden, einen ärgerlichen Proceß zuzog. Bloß an eine Schweſter ſchloß der Knabe ſich inniger an; denn auch die übrigen Geſchwiſter ſagten ſeinem Geiſte nicht zu. So wurde alſo ſchon die erſte Erziehung des außerordentlichen Mannes durch vielfache erſchwerende Umſtände gehemmt. Aber ſein viel verſprechender Geiſt durchbrach bald die Schranken, welche ein ungünſtiges Geſchick ihm entgegenſtellte. Da der ſchwächliche Knabe zu den Feldarbeiten nicht zu gebrauchen war, wurde er — zum Theologen beſtimmt, und, nachdem er den Curs der Kloſterſchulen zu Hirſau und Maulbronn durchgemacht hatte, in das Stift zu Tübingen gebracht. Er hatte dieſelben Lehrer, deren ſich auch Valentin Andreä zu erfreuen hatte, von dem er ein Jugendfreund war. Wie ernſt er es mit ſeinem theologiſchen Studium genommen, und welche würdige proteſtantiſche Geſinnung er gleich beim Eintritt in daſſelbe an den Tag legte, geht aus folgender Aeußerung hervor**): „Mein Vorhaben iſt, keinem menſchlichen Vorgänger, ſondern nur der heiligen Schrift zu folgen, den Zuſammenhang jeder Stelle wohl zu erwägen, ihren Sinn aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden zu entwickeln, mehrere Stellen deſſelben Apoſtels unter ſich, dann mit Stellen eines andern Apoſtels und endlich mit den eigenen Worten Chriſti zu vergleichen.“ Schon aus dieſen geſunden Grundſätzen der Auslegung, wie ſie damals zu den Seltenheiten gehörten, läßt ſich erwarten, was Kepler der proteſtantiſchen Kirche geworden wäre, wenn er ſich ihrem

*) Er focht ſogar unter Herzog Alba gegen die Belgier, da Herzog Chriſtoph dem Könige von Spanien geſtattete, in Würtemberg Soldaten gegen die reformirten Ketzer zu werben. Siehe Breitſchw. S. 13.

**) Bei Breitſchwert S. 27., nach Fischlini Memoria Theologor. Wirtembergensium P. II. 336.

Dienſte unmittelbar hätte ergeben können. Aber Gott, der die Gaben verſchieden vertheilt, vertheilt auch die Aemter, und ſo wies er unſerm Kepler den Poſten auf der Sternwarte an, um von da herab ſeine Größe den Menſchen zu predigen und ſie in die Erkenntniß der Wahrheit zu führen. Kepler wählte dieſen Beruf nicht ſelbſt, er wurde ihm von höherer Hand angewieſen. Er ſelbſt ſpricht ſich darüber ſo aus*): „Ein verborgenes Schickſal treibt den einen Menſchen zu dieſem, den andern zu jenem Beruf, damit ſie überzeugt werden, daß ſie unter der Leitung der göttlichen Vorſehung ſtehen. Als ich alt genug war, die Süßigkeit der Philoſophie zu ſchmecken, umfaßte ich alle Theile derſelben mit großer Begier, ohne mich auf Aſtronomie beſonders zu legen. Auf Koſten des Herzogs von Würtemberg erzogen, hatte ich beſchloſſen zu gehn, wohin man mich ſenden würde, während andere aus Liebe zur Heimath zauderten u. ſ. w. — Die Stelle nun, die ihm angetragen, ja auf die er, nach ſeinem Ausdrucke, durch das Anſehen ſeiner Lehrer hingeſtoßen wurde und die für ſeinen künftigen Beruf ſo bedeutend entſchied, war die eines Lehrers der Mathematik und Moral am Gymnaſium zu Grätz im Herzogthum Steiermark. Er trat dieſelbe nach ſeinem vollendeten theologiſchen Curſe als ein 22jähriger Jüngling an. „Ich ging mehr mit Anlagen, als mit Kenntniſſen zu dieſer Wiſſenſchaft ausgerüſtet," ſagt der beſcheidene Mann von ſich ſelbſt.

Schon der Auftrag, welchen Kepler erhielt, den ſteiermärkiſchen Kalender aufs Jahr 1594 nach der gregorianiſchen Zeitrechnung zu verfertigen, gab ihm Veranlaſſung, ſeine wahre proteſtantiſche Geſinnung einem falſchen Lutherthum, das ſogar in einem verjährten Irrthum ſich gefiel, freimüthig entgegen zu ſetzen. Es iſt nämlich bekannt, wie der Papſt Gregor XIII. den alten julianiſchen Kalender dadurch verbeſſerte, daß er durch den Mathematiker Aloyſius Liglio die Schaltjahre genauer berechnen, und um das bisher Verſäumte in der Rechnung einzuholen, vom 4. Oct. 1582 an zehn Tage überſpringen ließ, von wo dann die Zählung des neuen Stils beginnen ſollte. So zweckmäßig dieſe Einrichtung war, ſo eigenſinnig widerſetzten ſich ihr damals die Proteſtanten,

*) Bei Breitſchwert S. 28.

aus dem einzigen Grunde, weil ſie vom Papſt kam, dem Antichriſten. Nicht allein das gemeine Volk nahm Aergerniß an der Neuerung, ſondern ganze theologiſche Facultäten erklärten das Unternehmen als ein antichriſtliches, „das von dem gräulichen, reißenden Bärwolf," dem Papſte herkomme *), und womit man die Chriſtenheit wieder unter das römiſche Joch bringen wolle. Die albernſten Gründe, wie man ſie höchſtens dem gemeinen Manne verzeiht, z. B. es werde dem neuen Kalender zu Gefallen nicht früher und nicht ſpäter Sommer werden, wurden von den gelehrten Herrn dem Pöbel vordemonſtrirt und fanden bei dieſem natürlich mehr Beifall als die Berechnungen der Aſtronomen. Ja, in einigen Städten, wie namentlich in Augsburg, kam es darüber zu den größten Tumulten, worin einige der lutheriſchen Prediger den Unverſtand ſo weit trieben, daß ſie das Volk wider die Obrigkeit verhetzten und endlich abgeſetzt werden mußten. — Kepler ſetzte ſich alſo, indem er ſich zum gregorianiſchen Kalender bekannte, ſchon dadurch der Verdächtigung ſeiner Glaubensgenoſſen aus; aber er, der nach ſeinem eignen Bekenntniß „in allen drei chriſtlichen Religionsbekenntniſſen das ehrte, was er mit dem Worte Gottes übereinſtimmend fand," er war nicht der Mann, ſich durch ſolche unverſtändige Urtheile einſchüchtern zu laſſen. Er handelte nach ſeiner Ueberzeugung im Kalender, wie in der Theologie. Das Eine prüfte er nach den Geſetzen der Natur, das Andere nach der Schrift, und was die Prüfung beſtand, das behielt er, ohne zu fragen, ob es vom Papſt oder vom Kaiſer, von Rom oder Wittenberg komme. So beſchämte er die weit, welche ihren Proteſtantismus nur in dem Eigenſinn an den Tag legten, womit ſie ſich dem Beſſern widerſetzten. — Aber noch in einem andern Puncte gerieth ſeine mathematiſche Ueberzeugung mit der Lehre der damaligen Theologen, ja mit der allgemeinen Meinung überhaupt in Conflict. Schon vor ihm hatte ja der große Copernicus (geb. 1472 zu Thorn in Weſtpreußen, geſt. 1543) das wichtige Geſetz von der Umdrehung der Erde um ihre eigene Achſe entdeckt, welches ſowohl der ſinnlichen Wahrnehmung, als auch andern Vorurtheilen der Zeit

*) Siehe das Gutachten der Tübinger Facultät bei Breitſchwert S. 27. und bei Menzel V. S. 108 ff.

widerſprach. Noch immer hatte indeſſen das alte, ptolemäiſche Syſtem ſeine Anhänger. Selbſt Baco ließ ſich, von ſeinem Grundſatz der ſinnlichen Erfahrung ausgehend, aus Mangel an gehörigen mathematiſchen Kenntniſſen, von der herkömmlichen Meinung nicht abbringen, und der gelehrte Aſtronom Tycho de Brahe gab ſich alle Mühe, das Alte zu retten und es mit einigen neuen Hypotheſen aufzuſtutzen, welche die Sache mehr verwirrten, als zurecht brachten. War es doch eben nicht nur die Täuſchung der Sinne, welche der Annahme des copernicaniſchen Syſtems zuwider war; ſondern tiefer wurzelte der Widerwille in einer falſchen theologiſchen Aengſtlichkeit. Die äußerliche Auffaſſung der Lehre, daß die heilige Schrift von Gott eingegeben ſei, führte am Ende dahin, daß man die Bibel auch im Wiſſenſchaftlichen für das Buch der Bücher hielt und ihre Autorität auf Gegenſtände anwandte, über welche uns eine übernatürliche Belehrung zu geben nicht in den Abſichten der Vorſehung liegen konnte. Ob die Sonne ſich um die Erde drehe, oder die Erde um die Sonne — war keine Glaubensfrage, und aus weiſen Abſichten theilte Gott darüber den Menſchen keine geſchriebene Offenbarung mit, ſo wenig als er ihnen die Entdeckung eines vierten und fünften Welttheils oder die Erfindung der Buchdruckerkunſt oder Aehnliches durch einen Propheten verkünden ließ. Grade darin ſollte ſich der Glaube vom Wiſſen unterſcheiden, daß jener, dem Himmliſchen zugewendet, des Leitſterns der Offenbarung bedurfte, wenn er nicht untergehen ſollte im Irdiſchen, dieſes aber der eignen Forſchung des Menſchen und der endlichen Entwickelung überlaſſen blieb. Gleichwohl nahmen die Theologen ſowohl als ein großer Theil der Laien darum an dem copernicaniſchen Syſtem Anſtoß, weil es einer Bibelſtelle zu widerſprechen ſchien. Der Umſtand nämlich, daß Joſua die Sonne ſtille ſtehen heißt, und daß ſomit dieſes Stilleſtehen als ein Wunder, nicht aber als die Regel des Weltlaufs erſcheint, gab den Gegnern des Copernicus eine ſtarke Waffe in die Hand. Mit dem Worte Gottes glaubten ſie nun alle Gründe der menſchlichen Vernunft niederſchlagen zu können, bedachten aber nicht, daß ſie über den Begriff des „Wortes Gottes“ ſelbſt im Unklaren waren und von ihm Dinge forderten, die nicht in ſeinen Bereich gehören. Wie klar und richtig ſah auch hierin Kepler! „Die Bibel,“ ſagt

er*), „ſpricht von Dingen des menſchlichen Lebens mit dem Menſchen, wie Menſchen davon zu ſprechen gewohnt ſind. Sie iſt kein Lehrbuch der Optik oder der Aſtronomie, ſie will einen höhern Zweck erreichen. Es iſt tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr ſucht. Joſua wünſchte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte ſeinen Wunſch. Wie? das war hier nicht zu unterſuchen.“ Gleichwohl verfuhr Kepler behutſam in der Mittheilung dieſer Wahrheit. Er ſchrieb deßhalb an ſeinen Freund Mäſtlin: „Was iſt zu thun? Ich denke, wir ahmen den Pythagoräern nach und theilen uns das, was wir entdecken, unter der Hand mit...; denn die Wächter der heiligen Schrift machen aus einer Mücke einen Elephanten!“

Zeigte ſich alſo Kepler ſchon darin als Proteſtant, daß er ſeine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung auch auf Gefahr der Verketzerung hin auszuſprechen wagte, ſo zeigte er ſich nicht minder als ſolchen, wo es galt, ſeinen evangeliſchen Glauben im Angeſicht der römiſchen Kirche auch unter Verfolgungen zu bekennen. Kepler hatte ſich um dieſelbe Zeit an eine einheimiſche Adelige augsburgiſcher Confeſſion vermählt, als unter Erzherzog Ferdinand (dem nachmaligen Kaiſer Ferdinand II.) in den öſtreichiſchen Erblanden eine Verfolgung gegen die Proteſtanten in Steiermark ausbrach. Schon die Rückſicht auf die neu geknüpften Familienbande, noch mehr aber das zuvorkommende Benehmen der Jeſuiten gegen ihn, welche den Ketzer über dem Mathematiker zu vergeſſen ſuchten, hätten einen ſchwächern Charakter, als den Keplers, leicht bewegen können, ſich in die Umſtände zu fügen und zur katholiſchen Religion überzutreten. Und wirklich ſchienen ſich auch die Jeſuiten der Hoffnung hinzugeben, Keplern zu gewinnen; denn als Ferdinand den Befehl erließ, daß alle Proteſtanten auswandern ſollten, wirkten ſie dem geſchätzten Gelehrten eine Vergünſtigung für ſeine Perſon aus. Aber Kepler, der zwar alles vermied, was die Klugheit unter dieſen Umſtänden zu vermeiden gebot, blieb dennoch ſeinem evangeliſchen Bekenntniß ſtandhaft getreu, und als endlich auch ihm nichts anderes übrig blieb, als die Güter ſeiner Gattin

*) Bei Breitſchwert S. 36. Eine goldne Stelle, die ſich manche blinde Eifrer hinters Ohr ſchreiben ſollten.

innerhalb 45 Tagen entweder zu verkaufen oder zu verpachten und aus dem Lande zu ziehen, so wählte er das letztere und wanderte aus. Denen, die ihn zum Uebertritt bereden wollten, antwortete er offen*): „Ich habe das augsburgische Bekenntniß aus dem älterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter, genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen der Versuchung geschöpft, ihm hange ich an, heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel, darum bekümmere ich mich auch ernstlich um die Uebung der Religion und den Gebrauch der Sacramente." — So wußte also Kepler wohl zu unterscheiden, was in der Religion — Religion sei, d. h. Gewissenssache, und was der bloßen Meinung und der wissenschaftlichen Forschung angehöre. So frei er im letztern Puncte war, einer engherzigen Buchstabenorthodoxie gegenüber, so strenge hielt er an dem, was ihm Glaubenssache, Heiligthum des Herzens geworden. So durchdrang sich in ihm, als in einem ächt protestantischen Charakter, Klarheit des Gedankens und Gediegenheit der Gesinnung, Freiheit der Ansicht und Gebundenheit des Willens im Gehorsam Christi. Wie selten aber sind solche harmonische Geister, und wie würdig daher die seltenen, daß wir ihrer gedenken!

Kepler wurde für den bewiesenen Glaubensmuth bald entschädigt. Durch den berühmten Tycho de Brahe, Director der kaiserlichen Sternwarte in Prag, erhielt er daselbst eine Anstellung, indem er die astronomischen Tabellen, welche Kaiser Rudolf verfertigen ließ und welche von ihm die rudolfinischen Tabellen heißen, auszuarbeiten bekam. Bald darauf starb auch Tycho, und Kepler wurde sein Nachfolger. In diese Zeit fallen seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, wie die, daß die Bahn, welche die Planeten beschreiben, keine kreisförmige ist, wie Tycho angenommen hatte, sondern eine elliptische, woran sich denn noch andere Beobachtungen anschlossen, deren Resultate unter dem Namen der drei Keplerschen Regeln die Grundlage der neuern Astronomie bilden. Daß er dabei zugleich auch, nach den Forderungen der Zeit, die Astrologie treiben und sich auf Deutungen der Constellation einlassen mußte, die über den Bereich der sichern Wissenschaft

*) Breitschwert S. 51. Menzel V. S. 328.

hinausliegen, war freilich eine traurige Nothwendigkeit, beſonders in einer Zeit, welche die Begebenheiten des 30jährigen Krieges und alle die Möglichkeiten, vor denen die Reiche Europa's zitterten, in ihrem dunkeln Schooße trug. Wie weit er ſelbſt das Unweſen der Aſtrologie vollkommen durchſchaute, oder wie weit er als ein beſchränkter Sterblicher noch ſelbſt mit dem einen Fuß in der Schlinge des Irrthums war, während er mit dem andern den mächtigen Schritt vorwärts that, wollen wir Kundigern zu entſcheiden überlaſſen. Wir haben es ja nicht mit Kepler dem Aſtronomen als ſolchem, ſondern nur mit Kepler dem Proteſtanten zu thun, und auch von dieſer Seite zeigt er ſich uns noch ferner in einem vortheilhaften Lichte.

Nach dem Tode Kaiſer Rudolfs, des mächtigen Gönners der mathematiſchen Wiſſenſchaften, trat Kepler in die Dienſte des folgenden Kaiſers Matthias, nahm aber bald drauf mit deſſen Bewilligung eine Lehrſtelle auf dem Gymnaſium zu Linz an. Kaum daſelbſt angelangt, wurde er von dem dortigen lutheriſchen Paſtor Hitzler als Ketzer bezeichnet und vom Abendmahl ausgeſchloſſen, weil er die berüchtigte Concordienformel nicht unterzeichnen und die Reformirten nicht ausdrücklich verfluchen wollte. Kepler hatte nämlich ſchon damals, als er ſich dem Studium der Theologie widmete, an der lutheriſchen Lehre vom Abendmahl gezweifelt, und auch jetzt verhehlte er dieſe Zweifel nicht. Aber eben dieß zog ihm nun auch die Verunglimpfungen ſeiner eignen Glaubensgenoſſen zu. Als er ſich in dieſer Angelegenheit an das Conſiſtorium von Stuttgart wandte, ſtellte ihm daſſelbe ein Bedenken aus, das ein Muſter von theologiſcher Arroganz und Beſchränktheit zugleich genannt werden darf. Derſelbe Mann, der ſich ſo edel für ſein proteſtantiſches Bekenntniß gewehrt und ſeine Exiſtenz deswegen aufs Spiel geſetzt hatte, wurde jetzt von ſeinen eigenen Glaubensbrüdern nicht undeutlich „ein Wolf im Schafspelze" genannt, ſeine Duldſamkeit gegen die Reformirten wurde ihm als Untreue, ſeine Zweifel gegen die lutheriſche Lehre vom Abendmahl als Dünkel und Fürwitz angerechnet, wozu ihn ſeine mathematiſche Wiſſenſchaft verleite, auf welche freilich jene guten Männer als auf eine armſelige brotloſe Kunſt herabſchauten, die ſich vor der theologiſchen Weisheit in den hinterſten Winkel verkriechen

müſſe. So wagten Leute, die an Geiſt und Muth hinter Kepler weiter zurückſtanden, als die kleinſten Schulknaben hinter ihrem Lehrer, in aufgeblähter Unwiſſenheit über einen der größten Männer des Jahrhunderts abzuſprechen! *) Wie edel nimmt ſich abermals dagegen der proteſtantiſche Kepler aus! So wenig er den Jeſuiten den Gefallen that, zu heucheln, ſo wenig ſeinen lutheriſchen Glaubensdrängern. „Ich könnte (ſo ſchrieb er an ſeinen Freund Mäſtlin) allem Streit ein Ende machen, wenn ich (die Concordienformel) unterſchriebe ohne alle Ausnahme; aber es iſt mir nicht gegeben in Glaubensſachen zu heucheln. Ich will ihren Haß nicht theilen..., ich verdamme meine Brüder (die Reformirten) nicht, ſie ſtehen oder ſie fallen, ſo ſind ſie des Herrn und meine Brüder!“

Noch in einer andern Sache erhielt endlich Kepler Gelegenheit, der Barbarei des Zeitalters, die leider auch noch unter dem Schutze der proteſtantiſchen Theologie fortwucherte, muthig entgegenzutreten. Seine eigene Mutter wurde, wie ich ſchon vorhin bemerkte, von vielen als eine Unholdin, d. h. als eine Zauberin oder Hexe verſchrieen und ihr endlich förmlich der Prozeß gemacht. Ihm, dem Sohne, ward nun das traurige Geſchäft, der Anwalt der verfolgten Mutter zu werden und ſie der Folter, die ſchon ihrer wartete, und dem Feuertode zu entziehn. Merkwürdig iſt, daß Kepler ſelbſt es nicht wagte, dem Hexenglauben überhaupt entgegenzutreten (ſei es, daß er ſelbſt darüber nicht im Klaren war, oder daß er nicht unnöthig den Streit vervielfältigen wollte); immerhin aber zeigte er auch hier in dem einzelnen Falle Beſonnenheit und Ruhe des Urtheils, und eröffnet ſo gewiſſermaßen die Reihe derer, welche ſpäter dem verderblichen Hexenglauben entgegentraten. So war Kepler in jeder Beziehung Proteſtant; er war es nicht nur in der Aufklärung, er war es auch in der Geſinnung und in der Glaubenstreue. Daß ein Mann, wie er, auch ſeinen wiſſenſchaftlichen Beruf, den er trieb, aus einem höhern, religiöſen Standpunkte betrachtete, läßt ſich erwarten. Wir haben vorhin ein Gebet des Baco angeführt, das er ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten vorausſchickte. Mit folgendem Gebete ſchloß Kepler ſein Werk über die

*) Das merkwürdige Bedenken findet ſich abgedruckt bei Breitſchwert Beilage 3.

Harmonie der Welt *). „Ich ſage dir Dank, Herr und Schöpfer! daß du mich erfreut haſt durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über das Werk deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menſchen offenbart, ſo viel mein beſchränkter Geiſt deine Unendlichkeit faſſen konnte. Iſt etwas von mir vorgebracht worden, das deiner unwürdig iſt, oder habe ich eigene Ehre geſucht, ſo verzeihe mir gnädiglich.“ — In ſeinen letzten Lebensjahren ſuchte endlich Kepler bei dem Herzog von Friedland, dem berühmten Albert von Wallenſtein eine Zuflucht, in deſſen verblendeten Augen er jedoch weit hinter dem Aſtrologen Seni zurückſtand, und deßhalb auch vergebens auf die verheißene Beſoldung warten mußte. Der Sturz des Friedländers zog aber auch Keplers Lebensende herbei. Als ſich nämlich 1630 der Reichstag in Regensburg verſammelte, um Wallenſtein das Commando abzunehmen, begab ſich Kepler ebenfalls dahin, um ſeine Schuldforderung anzubringen. Von der Reiſe entkräftet, verfiel er in eine Krankheit und ſtarb in Regensburg den 15. November im 59ſten Lebensjahr. Sein Grab ward drei Jahre nachher, bei dem Sturm von Regensburg durch Herzog Bernhard von Weimar, verſchüttet, und erſt im Jahr 1808 ließ der edle Carl von Dalberg, damaliger Biſchof von Regensburg, dem unſterblichen Mann ein Denkmahl errichten.

Der dritte Reformator des 17. Jahrhunderts, der uns zu betrachten übrig bleibt, iſt gleichfalls kein Theologe von Beruf, aber ein Mann, der durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit noch mehr als die beiden genannten unmittelbar auf die theologiſche Wiſſenſchaft gewirkt und auch durch den Muth, den er in Verfolgungen bewies, ſich das Recht erworben hat, in der Zahl der wahren Proteſtanten als einer der Ausgezeichnetſten genannt zu werden.

Im Jahr 1583 am heiligen Oſterfeſte wurde zu Delft in Holland Hugo Grotius (de Groot) geboren. Glücklicher als Kepler in dieſem Stücke, genoß er eine gute chriſtliche Erziehung Er ſelbſt gedenkt in einem ſeiner Briefe, die er in höherm Alter ſchrieb, der treuen Sorge ſeiner Eltern, denen er nie genug für ihren ſorgfältigen Unterricht danken könne. Dieſer guten Erziehung kam aber auch ſeine glückliche Naturanlage zu Hülfe. Wie Baco,

*) Breitſchwert S. 153.

ſo gehörte auch Grotius zu jenen ausgezeichneten Kindern, die durch frühe Entwicklung ihrer Geiſteskräfte und ein glückliches Gedächtniß den künftigen Gelehrten verrathen. Schon im neunten Jahre erfreute er ſeinen Vater mit lateiniſchen Verſen, und noch früher als einſt Melanchthon, ſchon vor ſeinem zwölften Jahre konnte er die Univerſität beziehen. Er ſtudirte zu Leiden unter der Aufſicht des Franz Junius und zog auch bald die Aufmerkſamkeit des gelehrten Joſeph Scaliger auf ſich, der nicht nur ſein Lehrer, ſondern bald auch, obwohl an Jahren verſchieden, ſein inniger Freund wurde. Auch viele andere Gelehrte rühmten an dem Knaben (wie einſt Erasmus an Melanchthon) ſeine männliche Reife und ſein Genie, das größer ſei, als das des großen Erasmus *)! Wie Franz Baco den engliſchen Geſandten Pawlet, ſo begleitete der junge Hugo Grotius den trefflichen Johann von Oldenbarneveld, den Helden ſeines Vaterlandes, auf einer Geſandtſchaftsreiſe nach Frankreich, und wie einſt der kleine hoffnungsvolle Kanzler Englands vor der großen Königin Eliſabeth, ſo ſtand auch der junge Grotius vor Frankreichs König, Heinrich IV., der ihn zum Zeichen ſeines Wohlgefallens mit einer goldnen Kette beſchenkte, an der das königliche Bildniß hing. Dieß machte auf das Gemüth des aufſtrebenden Jünglings einen großen Eindruck, und als er ſich, von ſeiner Reiſe zurückgekehrt malen, und in Kupfer ſtechen ließ, ſo fehlte auch die Kette mit dem Bildniß nicht. Zu dieſer Auszeichnung geſellte ſich die des juridiſchen Doctorgrades und eines frühen ſchriftſtelleriſchen Rufes. Durch die Ausgabe eines lateiniſchen Dichters aus dem ſpätern Zeitalter (des Marcianus Capella), die er ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre beſorgte, ſetzte er die gelehrte Welt in gerechtes Erſtaunen. — Wir übergehen die den fernern Studien und gelehrten Arbeiten gewidmete Jugendzeit des Grotius, um ſogleich ſeine männliche Laufbahn während der politiſchen und kirchlichen Verwicklungen ſeines Vaterlandes, die wir in einer frühern Stunde betrachtet haben, ins Auge zu faſſen. Das Leben des gefeierten Mannes fiel in die Zeit der ſchon berührten Streitigkeiten über die Gnadenwahl. Grotius hatte ſeinen chriſtlichen Religionsunterricht aus den treuen Händen ſeines Lehrers

*) Er hieß adolescens sine exemplo!

Uitenbogaard erhalten, der der gemäßigten arminianiſchen Geſinnung zugethan war, und ſeine Freundſchaft zu Oldenbarneveld beſtärkte ihn in dieſen Grundſätzen. Der erſte Schritt, durch den er ſich verdächtig machte, war ein Gedicht auf den verſtorbenen Arminius, worin er denſelben ſelig pries, ohne ſich jedoch ein Urtheil über ſein religiöſes Syſtem zu erlauben. Aber ſchon an die Seligkeit des Arminius zu glauben, galt ja vielen für ein Verbrechen! Wodurch aber Grotius ſich immer größere Verdächtigungen zuzog, war ſeine Theilnahme an mehrern officiellen Schritten der Remonſtranten und die Abfaſſung ſolcher Schriften, in denen er die harten Maßregeln der herrſchenden Partei als unchriſtlich und widerrechtlich tadelte. Genug, laut dem Beſchluß vom 29. Aug. 1618 wurde auch Grotius (wie ſchon erzählt worden) nebſt Barneveld und dem ihm befreundeten Hogerbeets in Verhaft genommen. Erſt wurde er in eine dunkle Kammer gebracht, in welcher er drei Tage und drei Nächte bei verſchloſſenen Fenſtern, ohne Licht, bleiben mußte, ehe man ihm ein anderes Zimmer zum Gefängniß anwies. Lange dauerte es, ehe er nur verhört wurde. Strenge ward er unter dieſer Zeit von aller Berührung mit der Außenwelt ferne gehalten. Seine Gemahlin Maria (eine Tochter des Bürgermeiſters von Reigersberg zu Veer in Seeland), mit welcher er ſeit 1608 vermählt war, ſuchte ſchriftlich um die Erlaubniß nach, zu ihrem Gatten ins Gefängniß ziehn und bis nach Austrag der Sache bei ihm verweilen zu dürfen. Es wurde ihr abgeſchlagen, und als Grotius von einer heftigen Krankheit ergriffen ward, wurde ihr ſogar das ſüße Geſchäft der Pflege nicht gegönnt. Selbſt in Gegenwart der Gefangenwärter ſollte Maria ihren Mann nicht ſprechen dürfen. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit wählte man grade die Zeiten zu ſeinem Verhör, in welchen er am meiſten litt. Durch allerlei Kunſtgriffe ſuchte man ihm vergebens ein Geſtändniß zu erpreſſen, das ihn zum Verräther des Vaterlandes und des Glaubens gemacht hätte. Auch die Geſandten von Frankreich verwandten ſich umſonſt für den Gefangenen und ſeine Leidensgenoſſen *).

*) Der gelehrte Scriverius erſann jedoch ein Mittel, den Gefangenen Nachrichten mitzutheilen. Bücher waren ihnen erlaubt. Scriver beſorgte die Ausgabe eines lateiniſchen Dichters des 16. Jahrhunderts, des Johan-

Oldenbarnevelds Haupt war unterdeſſen gefallen, und noch nicht alle Gefahr für Grotius vorüber. Seiner Gemahlin wurde von hoher Hand zugewinkt, ſie möge um Gnade flehen für ihren Mann, um ihn einem ſchrecklichen Urtheilsſpruch zu entziehen. Aber die heldenmüthige Frau antwortete mit edelm Stolze: „Das werd' ich nie thun, und hat er es verdient, ſo ſchlagt ihm den Kopf ab.“ Grotius ſelbſt billigte dieſe Antwort. Er wollte ſein Leben nicht erkaufen mit der Erniedrigung ſeiner Gattin. Aber ſeine Freiheit ſollte er ihrer aufopfernden Liebe verdanken.

Grotius wurde zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schloſſe Löwenſtein verurtheilt. Den 5. Juni 1619 wurde er und Hogerbeets unter einer Bedeckung von 25 Soldaten über Dordrecht und Gorcum dahin abgeführt. Sein Vermögen ſollte dem Staat anheimfallen. Bloß vierundzwanzig Stüber ſollten täglich den Gefangenen bewilligt werden. Die Frauen aber wieſen das Anerbieten mit Verachtung zurück. Anfänglich hatten beide Frauen, die des Grotius und des Hogerbeets, ſich in Gorcum niedergelaſſen, von wo aus ſie mit ihren Kindern ihre gefangenen Gatten in Löwenſtein beſuchten. Nun aber wurde beſchloſſen, daß die Frauen ſich entweder müßten auf immer mit einſperren laſſen, oder ihre Beſuche meiden. Die alles aufopfernde Liebe wählte das Erſtere. Konnten auch erſt die Frauen mit vieler Mühe auswirken, daß ihnen zweimal die Woche geſtattet wurde, das Schloß zu verlaſſen, um Lebensmittel einzukaufen und andere Geſchäfte zu beſorgen, ſo ward ihnen auch dieſe Vergünſtigung bald wieder entzogen. Kein Menſch durfte mit den Gemahlinnen oder Mägden ſprechen und ihnen nicht einmal ſagen, wie viel Uhr es ſei. Hogerbeets Frau erkrankte im Kerker. Die Frau des Grotius durfte die hülfsbedürftige Freundin nicht beſuchen. Sie mußte ſie, ohne weibliche Pflege, in den Armen ihres bekümmerten Gatten ſterben laſſen. Aber auch Grotius Frau wurde wieder von ihrem Gatten getrennt;

---

nes Secundus. In den Abdrücken, die er den Gefangenen zuſchickte, ließ er einige ächte Verſe weg und ſetzte an ihre Stelle andere, welche die Nachrichten enthielten, die er ihnen mittheilen wollte. Um die Aufmerkſamkeit auf dieſe eingeſchobenen Stellen hinzulenken, war der Bogen, der die Verſe enthielt, nicht wie die übrigen aufgeſchnitten. Grotius fand den Schlüſſel zu dieſem Geheimniß bald, das aber durch das größere Ungeſchick ſeines mitgefangenen, Freundes Hogerbeets, verrathen ward.

denn als sie einmal das Schloß verlassen hatte, ward ihr die Rückkehr dahin verweigert, und erst nach einer drei- bis viermonatlichen Trennung konnte sie endlich von den Gewalthabern die ihr entzogene Erlaubniß wieder erpressen.

Während dieser Leidenszeit suchte sich Grotius durch Studien zu erheitern, die großentheils mit religiösen und theologischen Forschungen zusammenhingen. In kurzen Versen suchte er seinen geliebten Kindern die Hauptlehren des Christenthums darzustellen; auch legte er hier schon den Grund zu seiner nachmaligen Schrift über die Wahrheit der christlichen Religion. Gleich wie Luther auf der Wartburg in der Uebersetzung der Bibel den herrlichsten Trost fand, so arbeitete Grotius in den trüben Stunden, in welchen, wie bei Luther, sein Leib und Geist angegriffen war, seine Anmerkungen zum N. T. aus, welche in der Folge so großen Segen stifteten und den Schriftforschern eine neue Bahn eröffneten.

Endlich schlug die Stunde der Rettung. Die einzigen Freunde, die ihm geblieben waren, seine Frau und seine Bücher — sollten ihm endlich wieder an die freie Luft helfen.

In Gorcum nämlich besorgte ein Freund, Namens Daatselaar die Bücherſendungen an Grotius, die er zu seinen gelehrten Arbeiten in reichem Maße bedurfte. Der Commandant von Löwenstein ließ die Kisten, in welchen die Bücher transportirt wurden, anfänglich mit der größten Genauigkeit eines Mauthbeamten untersuchen; als er aber immer nur Bücher und wieder Bücher fand, so ließ er endlich in seiner Strenge nach. Dieß entging dem scharfen Blicke einer bekümmerten Gattin nicht, und sie erlaubte sich eine List, die der alles Recht höhnenden Gewaltthätigkeit gegenüber auch vor dem strengsten Gerichte wohl kaum der Entschuldigung bedarf. Das Mittel war zwar gewagt, aber ohne Wagniß war für dießmal an kein Gelingen zu denken. Der Kasten, in dem die Bücher gesandt wurden, war nicht mehr als vier Fuß lang und ließ, außer durch das Schlüsselloch, keine Luft ein. Und doch sollte eben dieser Kerker dem Grotius zur Freiheit verhelfen. Aus großer Sorgfalt ließ ihn die Gattin zu verschiedenen Malen den Versuch machen, ob und wie lang er es in der engen dumpfen Lage aushalten könne, und erst als die angestellten Versuche ihrem Wunsch entsprachen, kam es zur Ausführung des Planes.

Am 22. März 1621, als eben der Commandant abwesend war, hielt Frau Grotius bei dessen Gattin an, eine Kiste mit Büchern fortschicken zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß begab sich Grotius in die Kiste, und die leeren Stellen füllte die sorgliche Gattin mit Büchern und Werg aus. Als die zwei dazu bestellten Soldaten den Kasten wegtragen wollten und ihn schwerer fanden, als sonst, sagten sie: „Sollte der Arminianer auch wohl drin stecken?“ Grotius Gattin antwortete leicht hin: „Wenigstens sind es arminianische Bücher.“ Die Kiste wurde von einer treuen und im Geheimniß unterrichteten Magd begleitet und in einem Fahrzeug nach Gorcum in das Haus des Gastfreundes gebracht. Grotius verließ, fast ohnmächtig, den engen Kerker, in dem er zwei bis drei Stunden fast ohne Luft gewesen war. Die Hausfrau seines Gastfreundes verschaffte ihm die Kleidung eines Maurergesellen, und so wanderte er, nicht ohne Herzklopfen, den Meßstab in der Hand und in Begleit eines Maurermeisters über den vollen Markt in Gorcum, von wo er sich dann weiter nach Antwerpen begab, das ihm bei seinen Freunden gastliche Aufnahme bereitete. Von hier aus schrieb er an die Generalstaaten und erklärte, weil er umsonst gehofft, durch ihren Befehl mit Weib und Kindern in Freiheit gesetzt zu werden, weil man sich vielmehr bemüht habe, sein Unglück durch neue Verleumdungen zu vergrößern, so habe er, mit Gottes Beistand, ohne Gewalt und ohne Bestechung, sich selbst die Freiheit gegeben. Dann bezeugte er abermals seine Unschuld und schloß mit dem Wunsche für des Vaterlandes Freiheit, Ruhe und Wohlfahrt. Auf den Rath seiner Freunde hin und mit Empfehlungen des französischen Gesandten Maurier versehen, wandte er sich auf Umwegen nach Paris, wo er am 13. April glücklich ankam.

Die beherzte Frau büßte ihre List mit engerem Verhafte. Aber bald siegte der Eindruck, den dieses aufopfernde Benehmen machte, selbst über die erbitterten Feinde. Sie wurde auf Befehl des Prinzen Moritz und der Mehrheit der Stände ihrer Haft entlassen, und traf im Herbst desselben Jahres mit ihrem Gatten in Paris zusammen.

Der Aufenthalt des Grotius in Frankreich war für ihn in mehrfacher Beziehung nützlich, so viele Unannehmlichkeiten er auf

der andern Seite auch hier zu überwinden hatte. Der Haß einer engherzigen theologiſchen Parteiſucht verfolgte ihn auch dahin, und die ſtreng Reformirten wollten ihn als einen Gegner der Dordrechtiſchen Lehre ebenſowenig als ihren Glaubensbruder anerkennen, als die ſtrengen Lutheraner den Kepler als den ihrigen. Was Wunder, wenn dann der Verfolgte durch den Umgang mit geiſtreichen und freiſinnigen Katholiken eine beſſere Meinung von dem Weſen der alten Kirche zu ſchöpfen anfing, als ſie unter ſeinen proteſtantiſchen Zeitgenoſſen herrſchte! Denn das muß man den Katholiken jener Zeit und beſonders den Jeſuiten zum Lobe nachreden, daß ſie gelehrte Männer andrer Confeſſionen weit mehr zu ſchätzen wußten, als die befangenen Proteſtanten, wie dieß uns ſchon Keplers Leben gezeigt hat. Uebrigens ließ ſich Grotius ſo wenig als Kepler zu einem Uebertritte verleiten. Seine äußere Lage war drückend, und wenn auch Ludwig XIII. durch den Prinzen von Condé vermocht wurde, ihm einen Jahrgehalt von 3000 Livres zu bewilligen, ſo wurde ihm doch derſelbe lange genug vorenthalten. Auch als Verbannter und äußerlich Gedrückter tröſtete ſich Grotius mit den großen Bildern der Vorzeit, mit einem Themiſtocles, Coriolan, Alcibiades, Ariſtides, Phocion, Rutilius, die ein ähnliches Loos getroffen! Aber ſein hauptſächlicher Troſt blieb ihm auch hier die Religion Jeſu Chriſti, die er nicht ſowohl in den engen Formen einer dogmatiſchen Partei, als vielmehr im hingebenden Geiſt der Liebe, der Demuth, der Geduld und der Hoffnung fand. Auch in ſeiner jetzigen Lage trat er als Schriftſteller auf. Sein berühmtes Werk „über das Recht des Kriegs und Friedens" fällt in dieſe Zeit. Vergebens ſuchte Richelieu den berühmten Mann an Frankreich zu feſſeln. Unter der Verwaltung dieſes Miniſters fühlte ſich Grotius unheimlich im fränkiſchen Lande und ſehnte ſich nach ſeiner Heimath zurück. Dazu ſchien auch die Gelegenheit günſtig. Sein Hauptfeind Moritz war geſtorben und der Prinz Heinrich von Oranien flößte ihm Zutrauen ein. Dennoch wußten es ſeine Feinde durchzuſetzen, daß er zu ewiger Verbannung verurtheilt ward. So von ſeinem eignen Vaterland ausgeſtoßen, trat er unter dem Kanzler Oxenſtierna in ſchwediſche Dienſte bei der Königin Chriſtina, und begab ſich im Jahr 1634 nach Stockholm, wo er zum Staatsrath und

Geſandten am franzöſiſchen Hof ernannt ward. In dieſer Eigenſchaft erſchien er, trotz der Einwendungen Richelieu's 1635 in Paris, wo er zehn Jahre lang auf ſeinem wichtigen Poſten blieb, den er mit Umſicht, mit Kraft und Würde behauptete. Endlich legte ſich auch die Wuth ſeiner Gegner. Auf ſeiner Rückkehr nach Schweden über Holland wurde er in Amſterdam auf ehrenvolle Weiſe empfangen. Auch der Empfang der Königin Chriſtina war ſeinen hohen Verdienſten angemeſſen; doch glaubte Grotius zu finden, daß viele am Hofe ihm nicht günſtig ſeien. Er forderte ſeine Entlaſſung, und warf ſich auf ein Schiff, noch ungewiß, wohin er gehn wollte, ob in ſein Vaterland? oder ſonſt wohin? Da ward er vom Sturme nach der pommerſchen Küſte verſchlagen, und kranken Leibes nach Lübeck und von da nach Roſtock gebracht. Der Arzt hielt ſeine Krankheit erſt nur für eine Folge der übermäßigen Anſtrengung während der Gefahr, in der ſich der ſchon bejahrte Mann befunden. Bald aber zeigte ſich, daß ärztliche Hülfe vergebens ſei. Als Grotius ſich mit dem Gedanken des Sterbens vertraut gemacht hatte, ließ er einen Geiſtlichen rufen. Daß derſelbe ein Lutheraner war, daran nahm er, erhaben über die Vorurtheile ſeiner Zeit, keinen Anſtoß. Ein würdiger Theologe von Roſtock, Johann Quiſtorp, wurde Zeuge der letzten Augenblicke des großen Mannes. Von ſeiner Hand haben wir noch einen Brief, in dem er die mit ihm gehabte Unterredung mittheilt. „Ich kam," ſo erzählt Quiſtorp *), „um neun Uhr Abends (den 18. Auguſt, alten Stils) zu dem Sterbenden, den ich ſchon im Todeskampfe fand. Ich redete ihn mit den Worten an, daß ich wohl gewünſcht hätte, in geſunden Tagen mich mit ihm zu unterhalten. Er erwiderte: „So will es nun Gott." Drauf ermahnte ich ihn, daß er ſich möge zu einem ſeligen Abſchied bereiten; ich forderte ihn auf, ſich als einen Sünder zu bekennen und ſeine Fehler zu bereuen, und als ich im Verlauf des Geſprächs mich auf den Zöllner berief und auf die Gnade Gottes, die dieſer erlangt habe, antwortete er: „Ich bin dieſer Zöllner!" Ich fuhr dann fort, ihn auf Chriſtum hinzuweiſen, außer dem kein Heil zu finden ſei. Er erwiderte: „Auf Chriſtum allein

*) In den Epistol. eccles. et theol. p. 828.

ſetz' ich alle meine Hoffnung." Dann ſprach ich mit lauter Stimme und auf deutſch die Gebetsformel, welche mit den Worten beginnt: „Herr Jeſu, wahrer Menſch und Gott" u. ſ. w. Er folgte meinen Worten mit gefalteten Händen und leiſer Stimme. Als ich geendet, fragte ich ihn, ob er mich verſtanden? Er bezeugte, daß er mich wohl verſtanden habe. Dann fuhr ich fort, ihm aus dem Worte Gottes die Stellen zuzurufen, die man den ins Ende Gefallenen ins Gedächtniß zu rufen pflegt. Ich fragte ihn wieder, ob er mich verſtehe? worauf er antwortete: „Deine Stimme höre ich, aber das Einzelne wird mir ſchwer aufzufaſſen." Nachdem er dieß geſagt hatte, ſchwieg er ganz ſtille und hauchte bald darauf ſeinen Geiſt aus, Punct Mitternacht. — Sanft ruhe ſeine Aſche!" — So weit der Bericht des würdigen Quiſtorp.

Grotius ſtarb in einem Alter von 62 Jahren, im Auguſt 1645. Seine Gemahlin beweinte den Tod ihres Geliebten um ſo ſchmerzlicher, je unerwarteter und entfernter von ihr er ſein Leben geendet hatte. Sie ertrug den Verluſt, wie es ihrer würdig war, mit gefaßter, großer Seele. Drei Söhne und drei Töchter hatte ſie ihm geboren. Von den letztern waren ihm zwei in die Ewigkeit vorangegangen; von den Söhnen widmeten ſich zwei den Gefahren des Kriegs und der eine nicht ohne Erfolg der Gelehrſamkeit.

Der Körper des Verſtorbenen wurde einbalſamirt und in der Marienkirche zu Roſtock beigeſetzt, in der Folge aber nach Delft gebracht in die Gruft ſeiner Väter. Einfach war die Grabſchrift, die er ſich ſelbſt geſetzt hatte: „Hier ruht Hugo Grotius, der Bataver, der Gefangene, der Verbannte, deines Reiches Geſandter, glorreiches Schweden."

Von den Gelehrten, die ſein Leben beſchrieben haben, verdient vor allen Profeſſor Luden*) den Dank der Mitwelt, deſſen Biographie ein des großen Mannes würdiges Denkmahl iſt. Auf dieſes treffliche Werk, dem ich das Meiſte des Mitgetheilten verdanke, muß ich die verweiſen, welche den großen Staatsmann auch von ſeiner politiſchen und gelehrten Seite näher kennen lernen wollen. Uns wird bloß noch übrig bleiben, ſeinen chriſtlich pro-

*) Hugo Grotius nach ſeinen Schickſalen und Schriften. Berl. 1806.

teſtantiſchen Charakter näher zu beleuchten und ſeine Verdienſte um die Kirche und das Reich Gottes in einer folgenden Stunde zu würdigen.

Neunzehnte Vorleſung.

Noch ein Wort über Grotius und die arminianiſche Theologie. Geſchichte der proteſtantiſchen Secten. Die Wiedertäufer und Mennoniten. David Joris und ſein Proceß. Unitarier. Reformation in Italien. Bernhardin Ochino. Lälius Socinus und ſein Neffe Fauſtus. Reformation in Polen. Lehrbegriff der Socinianer.

Die drei ausgezeichneten proteſtantiſchen Geiſter, die wir in der letzten Stunde mit einander betrachtet haben, haben unter ſich etwas Gemeinſames, ſind aber auch wieder ziemlich verſchieden von einander. Die genannten Männer, Baco, Kepler und Grotius haben das mit einander gemein, daß ſie, ohne dem geiſtlichen Stande und Beruf anzugehören *), der Eine als Mathematiker und Aſtronom, die beiden Andern als Staatsmänner, dennoch zur Reformation der Kirche beigetragen haben. Aber die Art, wie ſie reformatoriſch wirkten, iſt eine verſchiedene. Während Kepler in ſeiner theologiſchen Denkweiſe mehr den deutſchen Charakter darſtellt und einige Aehnlichkeit mit ſeinem Landsmann und Jugendfreunde Valentin Andreä wahrnehmen läßt, zeigen ſich Baco und Grotius mehr als reflectirende Geiſter; der Verſtand tritt bei ihnen noch ausſchließlicher hervor, als bei Kepler, dem bei aller Abſtraction des Geiſtes, die ſeine Wiſſenſchaft forderte, doch das Gemüthliche wieder ſehr nahe liegt. Aber auch Baco und Grotius zeigen bei manchen zufälligen Aehnlichkeiten ihres äußern Lebens eine große Verſchiedenheit. Während Baco's öffentlicher Charakter

*) Obwohl Kepler anfangs Theologie ſtudirt hatte, ſo nahm er doch ſeine Stelle unter den Laien ein.

nicht ohne gewaltige Flecken blieb, nöthigt uns grade die Standhaftigkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit des Grotius eine um so größere Achtung ab. In dieser Beziehung stehen dann wieder Grotius und Kepler auf einer Linie, dem Baco gegenüber. Was Kepler in der lutherischen, das hatte Grotius in der reformirten Kirche zu leiden; beide wurden auch von den Katholiken mehr geschätzt, als von ihren Glaubensgenossen. Auf jeden Fall gehört Grotius in einem noch engern Sinne der Geschichte des Protestantismus an, als Baco; denn wenn er auch nicht Reformator des Wissens in dem Umfange war, wie der Kanzler von England, so war er dagegen mehr als dieser ein Held des gereinigten Glaubens und ein Märtyrer der Gewissensfreiheit. Aber auch noch in einer andern Beziehung verdient Grotius unter die protestantischen Kirchenlichter gerechnet zu werden, nämlich in Beziehung auf seine schriftstellerische Thätigkeit. In dieser Beziehung hat Grotius den Vorrang vor Baco und Kepler anzusprechen, indem er sich specieller als beide mit der gelehrten Theologie beschäftigt und sich, obwohl als Laie, einen bedeutenden Namen in der theologischen Litteratur erworben hat. Seine Leistungen auf diesem Gebiete nach dem strengen Maßstab der Wissenschaft zu würdigen, gehört freilich nicht hieher; aber seine theologische Richtung im Allgemeinen verdient wohl noch einer genauern Beachtung, da sie uns wieder eine neue Seite des protestantischen Geistes darstellt, die wir bisher weniger beachtet haben.

Wir haben bisher das Wesen der protestantischen Lehre in jener Zeit kennen gelernt, entweder unter der Form einer starren Orthodoxie, oder unter der Form der Mystik, oder endlich in der Gestalt einer einfachen, schlichten Frömmigkeit, die sich in ihrem Ausdruck zwar an die kirchliche Orthodoxie anschloß und auch manches von den Mystikern entlehnte, dabei aber hauptsächlich auf ein frommes, praktisches Leben drang, wie wir dieß bei Arnd, und mit etwas mehr Weltweisheit und Satire vermischt bei Valentin Andreä gefunden haben. Bei Grotius finden wir, wenn ich mich so ausdrücken darf, schon eine modernere Form des Christenthums, wie sie von den spätern Zeiten, namentlich von der Zeit des 18. Jahrhunderts aufgenommen und weiter bearbeitet wurde. Wenn nämlich die

ältern Proteſtanten, ſowohl die Orthodoxen als die Myſtiker, die Sprache der Bibel in ihrer reichen Bildlichkeit, in der ganzen Fülle des orientaliſchen Ausdrucks ſtehen ließen, ohne dieſe Bilder in Begriffe aufzulöſen, ſondern ihre theologiſchen Begriffe vielmehr dieſen Bildern anpaßten, ſo finden wir bei Grotius, im ſtrengen Gegenſatz gegen die myſtiſche Richtung, das Beſtreben, den göttlichen Gehalt und Kern der Schrift aus ſeiner geheimnißvollen Verhüllung wo möglich herauszuſchälen, und das Göttliche dadurch den Menſchen näher zu bringen, daß er es mehr auf die zur damaligen Zeit geläufigen Begriffe und Sprachweiſen zurückzuführen und gleichſam in dieſelben frei zu überſetzen verſuchte. Man denke ſich auch in der That den Abſtand zwiſchen einem prophetiſch begeiſterten Orientalen der alten Welt und einem ruhig reflectirenden Niederländer des 17. Jahrhunderts, ſo wird man zugeben müſſen, daß zwiſchen der Art des erſtern und des letztern, über religiöſe Zuſtände ſich auszudrücken, wohl mehrere Mittelſtufen liegen können, und daß ſomit dem letztern das dunkel und wunderlich klingen mag, was dem erſtern ganz wie natürlich erſcheint. Wenn z. B. der Sohn der Wüſte das Heilſame und Erquickende der Lehre mit nichts Trefflicherem zu vergleichen wußte, als mit dem lebendigen Quellwaſſer, das den Pilger nach langem lechzenden Durſte erquickt, ſo konnte dieſes Bild für den zwiſchen lauter Kanälen eingedämmten Niederländer nicht dieſelbe Gewalt haben, und man hat ſich nicht zu verwundern, wenn ihm der proſaiſche Ausdruck für dieſelbe Sache eben ſo genügte, als der poetiſche. Unſer deutſches Volk hat nun darin freilich eine glückliche Anlage vor andern, daß es mit einer gewiſſen Beweglichkeit des Geiſtes ſich leicht in andere Zuſtände verſetzt und ſich die lebendige Ausdrucksweiſe jedes Volkes, beſonders das Poetiſche, das in einer Nation oder in einer Zeit liegt, leicht zu eigen macht, und ſo iſt namentlich durch Luthers Bibelüberſetzung der Orientalismus der Bibel auch in unſer deutſches Blut und Fleiſch verwandelt worden, wie ich dieß anderwärts ſchon gezeigt habe*). Weniger iſt dieß bei andern Nationen der Fall, welche mehr den Maßſtab des Verſtandes als den der Phantaſie und des unmittelbaren Gefühls an die Erſcheinungen des Lebens

*) Vorl. über Reform. Bd. I. Vorl. 11. und 12.

anzulegen gewohnt ſind, und überhaupt mehr das Allgemeine, als das Beſondere und Individuelle in den geſchichtlichen Thatſachen auffaſſen. Wir haben ſchon bei Baco etwas Aehnliches bemerkt. Auch Grotius betrachtete die chriſtliche Lehre vorzugsweiſe als Lehre und hob die moraliſche Seite derſelben, das, was ſie auch mit der allgemeinen Sittenlehre gemein hat, beſonders heraus; doch unterwarf er auch zugleich das Dogmatiſche noch einer freiern und unbefangenern Prüfung, als Baco. Grotius hat inſofern etwas Aehnliches mit ſeinem ältern Landsmann Erasmus, daß er wie dieſer die heilige Schrift beſonders durch Erläuterung ihres Sprachgebrauchs aus den alten Schriftſtellern und durch Zuſammenſtellung ihrer Lehren mit ähnlich lautenden Ausſprüchen der menſchlichen Weiſen des Alterthums in den Kreis der verſtändigen Reflexion hineinzog*) und ihre menſchliche Seite, die ſie mit andern Schriften gemein hat, mehr noch als ihre göttliche Eigenthümlichkeit heraushob. Eine gewiſſe Nüchternheit iſt überhaupt der Charakter der Grotiusſchen Theologie ſowie der arminianiſchen Religion überhaupt. Während z. B. die Rechtgläubigen und die Myſtiker der damaligen Zeit faſt in allen Geſchichten und Ausſprüchen des A. T. Weiſſagungen und Vorbilder auf Chriſtum fanden, wobei ſie oft in willkürliche Spielereien verfielen, ſuchte Grotius wieder den urſprünglichen hiſtoriſchen Sinn jener Stellen auf und gab nur in den wenigſten Fällen eine directe Weiſſagung zu. Wir würden aber ſehr unrecht thun, Grotius aus dieſer Beſonnenheit und Nüchternheit ein Verbrechen machen zu wollen, oder auch nur einen nachtheiligen Schluß auf die Beſchaffenheit ſeines Glaubens zu wagen. Wer es weiß, wie leicht die Gedankenloſigkeit ſich der Menſchen auch beim Leſen der heiligen Schrift bemächtigt, wie leicht man ſich auch oft mit unverſtandnen Bildern begnügt und das Bild für die Sache nimmt, wer ſich daran erinnert, wie der Mißverſtand vieler bildlicher Ausdrücke in der Schrift auch dem falſchen Myſticismus und dem unerbaulichen Wortgezänke der Orthodoxen Nahrung gab, und in welche unfruchtbare Grübeleien auch der Verſtand mancher hocherleuchteten Theologen ſich verlor, der muß gerade dieſen Männern ſolche Verſuche Dank wiſſen, die

*) Man ſehe z. B. ſeinen Commentar zur Bergpredigt.

Schrift vor möglichem Mißverſtande zu bewahren, und ſie vor der denkenden Vernunft zu retten. Man iſt oft und beſonders in unſrer Zeit gar zu leicht mit dem Vorwurf bei der Hand, daß durch ſolche Verſuche der Inhalt der Schrift verflacht werde, und allerdings kann in der Verdeutlichung der Schrift auch zu viel geſchehen; und ſo iſt es auch Grotius begegnet, daß er manches Eigenthümliche ihres Ausdrucks verwiſchte, indem er ihn von aller Bildlichkeit entkleiden wollte. Aber man muß hierin billig ſein, und wenn wir auf der einen Seite bei einem Jacob Böhm und einem Johann Arnd das Streben nach der Tiefe zu würdigen geſucht haben, ſo darf auch des Grotius Streben nach Klarheit und Verſtändlichkeit uns nicht anſtößig werden; denn beides gehört mit zur vollen Durchbildung der chriſtlichen Erkenntniß. Mag man alſo immerhin ſagen, das Chriſtenthum des Grotius und der ihm Gleichgeſinnten ſei mehr ein Verſtandeschriſtenthum als ein Gefühlschriſtenthum geweſen, ſo darf man daraus doch nicht folgern, daß es ihm ſelbſt an religiöſem Gefühl und an Begeiſterung gefehlt habe. Ein Mann, der wie Grotius lebte, kämpfte und ſtarb, (man erinnere ſich an ſein rührendes, erbauliches Ende,) der verdient wohl gerechter beurtheilt zu werden, eingedenk der Mahnung des Apoſtels, daß das Reich Gottes nicht ſtehe in Worten, ſondern in der Kraft. Und dieſe Kraft erfuhr Grotius wahrlich an ſeinem Herzen ſo gut, als Böhm und Arnd an dem ihrigen, und es zeigt ſich eben nur darin wieder die Vielſeitigkeit des Chriſtenthums, daß es nicht abhängig iſt von der einen oder andern Form, ſondern in verſchiednen Formen dieſelben Erweiſungen des Geiſtes zur Folge hat. Wenn jene bisweilen in Zungen redeten, ſo befliß ſich dagegen Grotius durch ruhigen Vortrag der Wahrheit die Gemeinde des Herrn zu erbauen, und ſuchte dabei nicht ſeine, ſondern Gottes Ehre. Weit entfernt übrigens, daß Grotius deßhalb die Geheimniſſe des Chriſtenthums verachtet hätte, weil er ſie mehr beſcheiden bei Seite ließ, zeigte er ſich vielmehr in ſeinen Schriften als einen frommen Verehrer der göttlichen Offenbarung, und erkannte gar wohl die Grenzen des menſchlichen Verſtandes. Er beugte ſich in Demuth vor der Tiefe des göttlichen Reichthums, wenn er auch dieſe Tiefe zu erſchöpfen ſich weniger berufen fand

als andere. Neben ſeinen Erklärungen des N. T. iſt es beſonders ſeine Vertheidigungsſchrift von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, mit der er ſich einen unſterblichen Namen in der Theologie gemacht hat. Die Veranlaſſung zu dieſem Werke verdient noch eine Bemerkung. Grotius verfaßte es gleichfalls während ſeiner Gefangenſchaft. Er wollte damit den Seeleuten ſeiner Nation, die auf ihren weiten Reiſen oft mit Heiden, Juden und Muhamedanern in Berührung kamen, ein Verwahrungsmittel in die Hände geben gegen den möglichen Abfall vom Chriſtenthum; deßhalb verfaßte er auch die Schrift zuerſt in niederländiſchen Verſen; ſpäter überarbeitete er ſie lateiniſch und dehnte ſie zu einer gelehrten Abhandlung aus. Die etwas gelehrte und philoſophiſche Beweisführung, deren ſich Grotius in dieſem Werke bedient, muß zwar in jedem Unbefangenen den Zweifel wecken, ob dieß grade der rechte Weg geweſen ſei, die ſchlichten Matroſen bei ihrem Chriſtenthum zu erhalten; da würden gewiß Luther, Arnd oder andere populäre Theologen den richtigern Ton getroffen haben; aber wenn in großen Dingen ſchon oft die Abſicht genügt, und man die anderweitigen Verdienſte des Werkes in Betracht zieht, ſo wird man auch von dieſer Seite den chriſtlichen Denker lieb gewinnen, der alles anwandte, um ſeine Gaben Chriſto dienſtbar zu machen.

Wir haben ſomit die verſchiedenen Geſtaltungen des religiöſen Geiſtes innerhalb der proteſtantiſchen Kirche kennen gelernt. Bei vielen Mängeln, die wir entdeckten und die einen Rückſchritt vom ächten Proteſtantismus in die Zeiten der Scholaſtik andeuteten, haben wir doch auch manche kräftige, würdige und wahrhaft erbauliche Stimmen der proteſtantiſchen Kirche vernommen. Die Zahl der Männer, welche ſich an die Wirkſamkeit der Reformatoren anſchloſſen oder dieſelbe erneuerten, ließe ſich noch leicht vermehren. An den bisher genannten möge es uns aber genügen. Und ſo könnten wir den zweiten Theil unſrer Aufgabe als beendet anſehen, welcher darin beſtand, die innere Geſchichte des Proteſtantismus zu betrachten, nachdem wir uns zuvor mit deſſen äußeren Schickſalen beſchäftigt hatten. Es bleibt uns jetzt aber noch ein dritter Abſchnitt zu betrachten übrig, nämlich die Geſchichte der chriſtlichen Religionsparteien, welche weder zum lutheriſchen, noch zum reformirten Kirchenverbande gehörten, ſondern welche ent-

weder einen besondern Verein für sich bildeten, oder welche in der alten Kirche zurückblieben, mit andern Worten, die Geschichte der protestantischen Secten auf der einen, die Geschichte des Katholicismus auf der andern Seite, woran sich denn endlich noch zum Schlusse unsrer ersten Periode, die auch den Schluß dieses Wintercurses bilden dürfte, ein allgemeiner Ueberblick über die christlichen und sittlichen Verhältnisse im Großen und Ganzen anreihen wird.

Was die protestantische Sectengeschichte betrifft, so hat diese freilich erst zu den Zeiten Cromwells in England und nach dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland ihre weitere Ausdehnung erlangt, und kann somit dieser Ausdehnung nach nicht mehr in den Kreis unsrer Darstellung fallen. Indessen fallen doch schon die ältesten protestantischen Secten in unsern Zeitraum und mit diesen müssen wir uns einstweilen beschäftigen. Wir wissen nämlich aus der Geschichte der Reformation, daß sich gleichzeitig mit derselben auch solche Parteien aufthaten, welche auf einem andern Wege, als Luther und seine Anhänger in Deutschland, auch auf einem andern, als Zwingli und Calvin in der Schweiz, die Kirche reformiren zu müssen glaubten. Unter diesen zeichneten sich die Wiedertäufer aus, die, vielfach von der katholischen Kirche wie von den protestantischen Obrigkeiten verfolgt, endlich unter dem Niederländer Menno Simonis sich in eine kleinere Kirchengemeinschaft vereinigten, welcher man sodann den Namen der Mennonitenpartei gab. Das wilde, schwärmerische Feuer der Secte hatte sich allmählig gedämpft, die rohesten Ausbrüche des revolutionären Geistes hatten sich gelegt, und die Anhänger Menno's gehörten bald zu den Stillen im Lande, die froh, irgendwo eine Zuflucht zu finden, die Welt in Ruhe ließen und ihren religiösen Gedanken in harmloser Beschaulichkeit nachhingen. Nicht alle Wiedertäufer zwar hatten sich der Reformation Menno's gefügt, und auch unter seinen Anhängern entstanden mancherlei Streitigkeiten, welche theils die Lehre, theils die größere oder geringere Strenge in Handhabung ihrer eigenthümlichen Sitten betrafen. Allein auch diese Streitigkeiten hielten sich bescheiden in dem Kreise der Secte selbst, ohne in die größern Begebenheiten der Kirche einzugreifen, und was die übrigen Wiedertäufer betrifft, so suchten diese, um vor den Verfolgungen sicher zu sein, ihr Bekenntniß

möglichſt geheim zu halten und durch einen ernſten, geſitteten Wandel jeden Verdacht wo möglich von ſich abzuweiſen. Zu dieſen letztern gehörte ein Mann, der in unſrer Baſelſchen Kirchengeſchichte von beſonderm Intereſſe iſt, und bei deſſen perſönlicher Erſcheinung wir etwas länger verweilen müſſen.

David Joris aus Delft *) hatte ſich im Jahr 1544 unter dem Namen Johann von Bruck an den Rath zu Baſel gewandt, ihm als einem um der Religion willen Verfolgten mit ſeiner Familie eine Zufluchtsſtätte zu geſtatten. Der Rath bewilligte dieß gern, da er in dem Flüchtling einen Glaubensgenoſſen zu erkennen meinte, und derſelbe auch durch ſein ganzes Aeußere, durch einen ehrbaren, ſittlichen Wandel ſich empfahl und überdieß durch den Beſitz eines nicht unbedeutenden Vermögens dem gemeinen Weſen eher zum Vortheil, als zur Laſt zu werden verſprach. In der That zeichnete ſich auch bald der Fremdling durch einen gewiſſen Aufwand in Wohnung, Kleidung und Dienerſchaft, ſowie durch ſeine Wohlthätigkeit aus. Er miethete und kaufte bald drauf ein Haus in der Stadt und dann das Schlößlein in Binningen, woher er ſich auch in der Folge Johann von Binningen nannte; überdieß hatte er noch andere Beſitzungen in der Umgegend. War auch manches räthſelhaft in den Schickſalen und dem Benehmen des Mannes, ſo zweifelte doch niemand an ſeiner Rechtlichkeit und an ſeinem guten Chriſtenthum; denn er beſuchte mit den übrigen Chriſten fleißig den Gottesdienſt, nahm an der Feier des Abendmahls Theil und befliß ſich auch in ſeinem Hausweſen einer muſterhaften Ordnung und eines ſtillen, beſcheidenen Wandels. Seine Freigebigkeit machte ihm überdieß viele Freunde, und die Armen ſegneten den frommen Geber als einen Vater und Verſorger. So lebte Johann von Bruck zwölf Jahre unter Baſels Bürgern, als er im Jahr 1556 bald nach dem Tode ſeiner Gattin ſtarb. Er wurde neben dieſer in der St. Leonhardskirche zur Ruhe beſtattet, und eine große Anzahl Volkes, ja auch viele der Vornehmſten und Angeſehenſten gaben ihm das feierliche Geleite. Kurz vor ſeinem Tode zwar hatten ſich dunkle Gerüchte verbreitet,

*) Eigentlich aus Gent gebürtig, aber in Delft erzogen, wo ſeine Mutter her war. Vgl. F. Trechſel, David Joris, ein Bild aus dem 16. Jahrhundert, in dem Taſchenbuche: „Alpenroſen" auf 1838. (Aarau).

daß es um den Glauben des Mannes nicht richtig ſtehe, daß er auch unter einem falſchen Namen in Baſel wohne, und was den Verdacht noch beſtärkte, war die Stadtſage, daß am Tage ſeines Abſterbens ein kalter Strahl ins Haus geſchlagen habe und das obere Getäfel eines Gemaches eingeſtürzt ſei. Das Gerücht wurde lauter zwei Jahre nach ſeinem Tode, und immer deutlicher wurde er von demſelben als der berüchtigte Wiedertäufer David Joris bezeichnet. Eine genaue Unterſuchung wurde nun angeſtellt, ſeine überlebenden Kinder, die Verwandten und die Dienerſchaft wurden ſtrenge verhört, ſeine hinterlaſſenen Papiere in Beſchlag genommen, und gegen die Ueberlebenden ſowohl, als gegen den Todten ein förmlicher Ketzerproceß eingeleitet. Aus der Unterſuchung ergab ſich, daß der genannte Johann von Bruck allerdings mit ſeinem eigentlichen Namen David Joris geheißen, daß er der Sohn eines herumziehenden Gauklers geweſen und eine Zeitlang die Glasmalerei (vielleicht auch Goldmacherei) getrieben habe. Daß er mit den Wiedertäufern in Verbindung geſtanden, war außer Zweifel. Er hatte ſogar heftige Verfolgungen und grauſame Strafen *) wegen ſeines Glaubens in Holland ausgeſtanden, und endlich nach verſchiednen Schickſalen in Holland und Friesland den Entſchluß gefaßt, ſein Vaterland zu verlaſſen und ſich in die Stille zurückzuziehn, von wo er jedoch einen lebhaften Briefwechſel mit ſeinen Glaubensgenoſſen unterhielt. David Joris war indeſſen nicht bloß Wiedertäufer; er hatte ſich vielmehr ſein eigenes Syſtem gebildet, das zwar manches in ſich enthielt, was ſchon frühere Wiedertäufer vor ihm und manche Schwärmer nach ihm behaupteten, das aber auch in genauer Verbindung mit der nicht geringen Meinung ſtand, die er von ſeiner eignen Perſon hatte. Er hielt ſich, inſofern die Ausſagen über ihn richtig ſind, für nichts weniger, als für den zweiten Meſſias ſelbſt. Da er nämlich die alte Lehre früherer Schwärmer wieder aufwärmte, daß die Weltgeſchichte in drei verſchiednen Zeitaltern ſich abwinde, wovon die Zeit des A. T. die Zeit der Kindheit, die Zeit des N. T. das Jünglingsalter dargeſtellt habe, worauf nun das Mannesalter der Menſchheit oder die Zeit des neuen Jeruſalems folge, ſo ſah er ſich als den Chriſtus

*) Im 27. Jahr ſeines Alters wurde er öffentlich mit Ruthen gen und ihm eine Aale durch die Zunge geſtochen.

David, als den wahren Gesalbten Gottes, den König des neuen Reiches an und versprach sich von dieser Herrschaft die höchste Vollkommenheit, mit der er die Welt zu beglücken hoffte. Wenn im alten Bunde der Glaube geherrscht, im neuen Bunde die Hoffnung, so sollte in der bald anbrechenden Zeit des Himmelreichs die Liebe herrschen, als die höchste dieser drei. Alle Aeußerlichkeit des weltlichen Regiments und des Kirchenthums sollte dann verschwinden um diese Zeit, Gott alles in allem sein. Diese Lehre hielt aber Joris geheim und theilte sie nur den Eingeweihten mit, die er für die Tiefe derselben empfänglich hielt, und eben darum, weil er der Hoffnung lebte, daß die Gestalt dieser Welt bald vergehen werde, so machte er sich's und seinen Anhängern zur Pflicht, einstweilen an die bestehenden Gebräuche als an ein Vergängliches sich anzuschließen, um keinen Verdacht zu erwecken; daher läßt sich auch sein kirchliches Benehmen während seines Aufenthaltes in Basel erklären. Noch viel anderes Wunderliche wurde über ihn ausgesagt. Man redete ihm nach, daß er sich unsichtbar machen könne, daß er, ein zweiter Salomo, die Sprache der Thiere und der Vögel verstehe und daß er die Seinen mit der Verheißung getröstet habe, er werde nach drei Jahren wieder aus dem Grabe auferstehn. Merkwürdiger Weise ging diese Weissagung, jedoch in einem ganz andern Sinne in Erfüllung, als sich wohl der falsche Prophet eingebildet hatte. Einem Gutachten der Universität zufolge, das ein wichtiges Aktenstück zu der Geschichte dieses Schwärmers wie zur Geschichte der Zeit bildet, sollte nämlich ein auffallendes Exempel an dem Leichnam, den Schriften und dem Bildniß des Erzketzers statuirt und die Feuerstrafe, der der Lebende entgangen war, an ihnen in Ausübung gebracht werden. Nach diesem Gutachten wurde zu Recht gesprochen und das Urtheil mit aller Feierlichkeit eines Auto-da-fe vollzogen. Den 13. Mai 1559 wurde die Leiche des David Joris (also ungefähr drei Jahre nach dessen Absterben) wieder ausgegraben, und dann nebst dem Bildniß und den Schriften des Mannes auf einen Karren geladen, der in Begleit des Scharfrichters und einer Menge Volks den Weg nach der Richtstätte vor dem Steinenthor antrat. Als der Zug daselbst angelangt war, wurde der Deckel des Sarges weggehoben und die Leiche, die noch ziemlich unentstellt war und be-

sonders an ihrem Barte erkannt wurde, an den Pfahl des Scheiterhaufens gebunden. Sie war nach Weise der adligen Leichen in einen langen Rock von feiner Leinwand gehüllt, und auf dem Haupte prangte noch das schwarze Baret mit rothem Unterfutter. Nun ward der Holzstoß angezündet und Joris mit sammt dem Bildniß und den Schriften ein Raub der Flammen *). Nicht aber an dem Todten allein begnügte man sich, die jämmerliche Ketzerstrafe zu vollziehn, sondern auch die noch lebenden Mitglieder seiner Familie, die unterdessen in Haft und Untersuchung gewesen, wurden in Mitleidenheit gezogen. Das Vermögen des Ketzers ward nach gutspanischem Inquisitionsrecht confiscirt, und einige Wochen nach der Leichenhinrichtung fand im Münster die öffentliche Abschwörung statt, welche die Verwandten des Verurtheilten, an 16 Personen, beiderlei Geschlechts in Gegenwart der Synode und einer großen Menge Volkes leisten mußten. Antistes Simon Sulzer hielt dabei die Predigt. Welchen Eindruck diese ganze Begebenheit auf die katholischen Mitstände der Schweiz machte, läßt sich denken. In Solothurn ward eine Satire ausgetheilt, worin Basel der Vorwurf gemacht wurde, daß es die todten Ketzer verbrenne und die lebenden gewähren lasse. — So weit die Geschichte des Wiedertäufers Joris und der Wiedertäuferei überhaupt.

Wenn in dieser Secte vorzüglich das mystische Element sich geltend machte, so that sich dagegen schon im Reformationszeitalter eine andere Partei auf, in welcher mehr die verneinende Seite des Protestantismus heraustrat und welche durch ihren Widerspruch

*) Was das Bild betrifft, so muß es entweder mehrere Bildnisse von ihm gegeben haben, oder es muß, sei es einem Freunde des Verurtheilten oder einem Freunde der Kunst geglückt sein, das Bildniß selbst zu retten und ein anderes Bret unterzuschieben — genug, wir besitzen das wohlgemalte Bildniß des David Joris noch, es gehört zu den schönsten Gemälden unsrer öffentlichen Bibliothek und wird nach dem Zeugniß der Kenner als ächt erfunden. Als Anspielung auf die wohlthätige Gesinnung des Mannes hat der Künstler im Hintergrunde des Gemäldes die Geschichte vom barmherzigen Samariter angebracht. Das Bild selbst trägt das Gepräge eines ausgezeichneten Charakters. Aus dem schönen Faltenwurf eines reichen Gewandes tritt uns eine edle Gestalt in stolzer Haltung entgegen; aus den kleinen Augen spricht ein tiefer, aber dunkler Geist, und über das länglichte Gesicht verbreitet sich eine gewisse Ruhe, welche an die Stille der tief gründenden Wasser erinnert, und selbst der röthliche, zwiegespaltene Bart, der den feinen Mund umspielt, giebt dem seltnen Kopfe einen eigenthümlichen Reiz männlicher Schönheit.

gegen die Grundlehren von der Perſon Chriſti und der Dreieinigkeit ſich eher den Vorwurf des Unglaubens und der Gottloſigkeit, als den der Schwärmerei zuzog.

Bekanntlich ſchloſſen ſich die Reformatoren in den genannten Lehrſtücken unbedingt an die katholiſche Glaubenslehre an, wie dieſelbe auf den Concilien der erſten Jahrhunderte war feſtgeſetzt worden. Es waren in dieſen Lehrbeſtimmungen Ausdrücke enthalten, wie ſie allerdings in der Bibel ſelbſt nicht vorkommen. Dieſe lehrt uns zwar einen Gott verehren, der der Vater Jeſu Chriſti iſt, einen Sohn Gottes, der als das Wort von Ewigkeit her bei Gott war und in Jeſu Chriſto in menſchlicher Perſönlichkeit (im Fleiſch) erſchien, einen heiligen Geiſt, der die Gemeinde leitet und in den Herzen der Gläubigen wirkt. Wie aber Vater, Sohn und Geiſt ſich ſelbſt wieder zu einander verhalten und wie man ſich ihre Dreiheit und ihre Einheit zu denken habe, darüber lehrt die heilige Schrift nichts. Selbſt die Ausdrücke Perſon, Dreieinigkeit, Natur u. ſ. w. ſind — wenn nicht ſchriftwidrig — doch wenigſtens nicht der Schrift entnommen, ſondern ſtammen aus dem theologiſchen und philoſophiſchen Sprachgebrauch der Schulen jener Zeit. Was kann es auch dem chriſtlichen Gemüthe frommen, zu wiſſen, wie der Vater zum Sohn ſich verhalte, ob der Sohn gezeugt oder geſchaffen ſei, ob der heilige Geiſt vom Vater allein ausgehe oder auch vom Sohn? Das alles gehört mehr dem Gebiete des theologiſchen und metaphyſiſchen Denkens, als dem Gebiete des religiöſen Glaubens an. Dieſer begnügt ſich mit der Thatſache, daß Chriſtus der Sohn Gottes und der Erlöſer der Menſchen, und daß der heilige Geiſt zur Beſſerung der Einzelnen und zur Belebung und Erhaltung der Kirche wirkſam ſei. Auf Gott Vater, Sohn und Geiſt wird der Chriſt getauft, nicht aber auf die Bekenntniſſe von Nicäa und Conſtantinopel, welche bloß von ihrem Standpunkt aus verſucht haben, den Inhalt ihres Glaubens in menſchliche Formen zu faſſen. An dem einfachen hiſtoriſchen Glauben von der Offenbarung Gottes durch den Sohn und den Geiſt, d. h. mit andern Worten an den Thatſachen der Schöpfung, der Erlöſung und Heiligung hätte man ſich wohl können genügen laſſen, wenn kein anderes, als ein ſittlich religiöſes Bedürfniß die Chriſten geleitet hätte. Aber von jeher lag in der

Schwierigkeit, die es für den menſchlichen Verſtand hat, das eine göttliche Weſen ſich ſowohl im Verhältniß zu ſich ſelbſt als wieder in ſeinem Verhältniß zur Schöpfung, Erlöſung und Heiligung zu denken, ein verborgener Reiz, der die ſpeculativen Köpfe zu weiter liegenden Beſtimmungen aufforderte, und in dieſer unzeitigen Wißbegierde, die wenigſtens nie zur Sache der Religion gemacht werden ſollte, lag eine Quelle unſäglicher Streitigkeiten. Dieſe Streitigkeiten, wie ſie beſonders vom 3. bis zum 5. Jahrhundert, ja noch weiter hinein die Kirche bewegten, waren zwar durch die genannten Concilien einigermaßen zur Ruhe gebracht worden; aber auch im Mittelalter griffen die Scholaſtiker einen Gegenſtand wieder auf, an dem ſie ihren metaphyſiſchen Scharfſinn üben konnten, bis endlich der wichtigere Streit, den die Reformation erregte, eine Zeit lang dieſe Spitzfindigkeiten zurückdrängte. Aber ſchon während der Reformation gab es Einzelne, die ſich damit unzufrieden zeigten, daß Luther, Zwingli und Calvin nicht auch hierin eine Neuerung des Glaubens vorgenommen hätten. Zum Theil verband ſich der Widerſpruch gegen die Kindertaufe mit dem Widerſpruch gegen die hergebrachte Dreieinigkeitslehre, weil man beide für unapoſtoliſch hielt, zum Theil aber auch machte ſich der letztere Widerſpruch für ſich geltend. Der unglückliche Michael Servet büßte ſeinen Eifer gegen die Trinitätslehre mit dem Feuertod, und auch noch andere ſogenannte Antitrinitarier oder Unitarier, welche bald nur die kirchliche Dreieinigkeit in ihrer damaligen Form, bald aber auch die Lehre von der göttlichen Natur Chriſti ſelbſt offener oder verſteckter läugneten, wurden als Staatsverbrecher behandelt und beſtraft. So unter andern auch Valentin Gentilis, aus Coſenza im Neapolitaniſchen, welcher ſchon zu Calvins Zeiten in Genf eingekerkert und auf ein ihm abgedrungenes Bekenntniß hin freigelaſſen, dann aber 1566 in Bern öffentlich enthauptet wurde *).

So wenig nun aber die Verfolgung der Wiedertäufer den Irrthum derſelben mit Gewalt auszurotten vermochte, ſo wenig wurden durch dieſe Verfolgungen ähnliche verneinende Geiſter abgeſchreckt, ihren Widerſpruch gegen die Trinitätslehre einzulegen, und

*) Eine ausführliche Geſchichte der Antitrinitarier ſollen wir nächſtens von Herrn Pfr. Trechſel erhalten.

wie die Wiedertäufer durch Menno Simonis, ſo erhielten die Unitarier durch Fauſtus Socinus ihre kirchliche Einrichtung und ihren beſtimmten hiſtoriſchen Sectennamen, den der Socinianer.

Ehe wir jedoch zur eigentlichen Geſchichte des Socinianismus übergehn, wird es hier am Platz ſein, einen kurzen Blick auf die proteſtantiſchen Bewegungen in Italien zu richten, die wir abſichtlich bis dahin verſchoben haben *). Daß ſich in Italien frühe ſchon ein gewaltiger reformatoriſcher Geiſt regte, geht aus der Geſchichte der Reformation ſelbſt, ja ſchon aus der Geſchichte des 15. Jahrhunderts hervor. In Italien hatte ja die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ihren Anfang genommen, und ſelbſt unter dem Schirme der päpſtlichen Hohheit hatte die Pflanze edlerer Geiſtesbildung ihre geſegneten Aeſte über den Süden Europa's und von da weiterhin in die übrigen Weltgegenden verbreitet. Aber auch außerdem war Italien ſchon im Mittelalter der Heerd jener ſtürmiſchen Bewegungen geworden, welche Arnold von Brescia im 12., Savonarola im 15. Jahrhundert begünſtigten, und fortwährend erhielten ſich in Piemont und den angrenzenden Gegenden, trotz allen Verfolgungen, die Gemeinden der Waldenſer. Als nun Luther von Deutſchland aus den päpſtlichen Stuhl angegriffen, da fand ſeine Lehre auch Anklang in der Nachbarſchaft dieſes Stuhles ſelbſt. In Pavia und Venedig wurden ſeine und Melanchthons Schriften gedruckt und verkauft, in Mailand und Turin, in Coms und Florenz hatte die Reformation ihre Anhänger, und bis in den Kirchenſtaat hinein verbreitete ſich das Wachsthum der gehaßten Secte. Am Hofe der Prinzeſſin Renata von Ferrara, der Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, fanden viele um des Glaubens willen Verfolgte Zuflucht, und eine Verbindung mit den Reformatoren der Schweiz ward lebhaft unterhalten. Aber auch im untern Italien, namentlich im Neapolitaniſchen verbreitete ſich die freiere Lehre, und hier war es beſonders ein Mann, der durch ſeine feurige Beredſamkeit, durch ſeinen ſtrengen heiligen Wandel und durch ſeine kühnen Behauptungen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Bernhardin Ochino, aus Siena gebür-

*) Vgl. Matter im Musée des Prot. célèbres. Bd. 3. S. 177. ff. Die Schrift von M'Crie war mir nicht zur Hand.

tig *), hatte ſich dem aus dem Franziskanerorden hervorgegangenen Orden der Capuziner angeſchloſſen und predigte als General derſelben nicht nur in Neapel, ſondern auch in vielen Städten Italiens, wohin man ihn während der Faſtenzeit berief. Schon ſein äußeres Auftreten war merkwürdig. „Seine rauhe Kleidung, ſein bis auf die Bruſt herabhängender Bart, ſeine grauen Haare, ſein bleiches, mageres Geſicht und die Schwäche, die von ſeinem hartnäckigen Faſten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen **).“ Er ging immer zu Fuß, ſchlief auf ſeinem Mantel und verſagte ſich den Genuß des Weins. Dazu kam, wie einſt bei Savonarola, eine hinreißende Beredſamkeit, die ſo mächtig war, daß man einſt in Neapel während einer einzigen von ihm gehaltnen Predigt 5000 Scudi für die Armen im Klingelbeutel aufhob. Wo immer er auftrat, reichte der Platz nicht hin für die Zuhörer, die an ſeinen Lehrſtuhl ſich hinandrängten. Gerüſte mußten aufgerichtet, Thüren und Fenſter ausgehoben, Ziegel weggebrochen werden, um den ſeltnen Mann Gottes zu hören. Aber nicht das niedere Volk allein, viele italieniſche Große, ſelbſt Cardinäle und Prälaten beſuchten ſeine Vorträge und bewunderten die Kraft ſeiner Rede. „Ich eröffnete ihm mein Herz,“ ſagt der Cardinal Bembo, „wie ich es vor Chriſto ſelber thun würde; mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligern Mann geſehn ***).“ Kaiſer Karl V., der ihn in Neapel gehört hatte, bezeugte von ihm, daß er die Steine vermöge in Thränen aufzulöſen. Beſonders aber war es ein Mann, der ihm ſeine ganze Gunſt zuwandte, der ſpaniſche Ritter Johann Valdez, von deſſen proteſtantiſchen Geſinnungen wir ſchon früher an einem andern Orte gehandelt haben (S. 140). Obwohl nun die Vorträge Occhins überwiegend praktiſcher Natur waren, ſo konnte es doch den Aufmerkſamen nicht entgehn, daß es eben die Kraft der evangeliſchen Wahrheit ſei, welche ſeinem großen natürlichen Talente zur Unterlage diente; auch hielt Occhin mit dem Bekenntniß ſeiner freiern Anſichten immer weniger zurück, ſo daß ihm endlich der päpſtliche Nuncius das Predigen unterſagte,

*) 1487. Vgl. über ihn Bayle, Dictionnaire und Schellhorn, Ergötzlichkeiten Bd. 3. von Anf.; auch Ranke, Geſchichte der Päpſte I. S. 141 — 143.

**) Ranke a. a. O.

***) Ebend.

und er aus Italien fliehen mußte, worauf er ſich nach Genf begab, im Jahr 1542. Hier ſammelte ſich um ihn bald eine Gemeinde von italieniſchen Flüchtlingen, er ſchloß Freundſchaft mit Calvin und trat in den Eheſtand. Später verſuchte er ſein Glück in Deutſchland, und predigte eine Zeitlang in Augsburg. Von da weggewieſen, wandte er ſich nach Baſel und Straßburg; dann fand auch er unter Eduards VI. Regierung eine Zuflucht in England. Von der katholiſchen Maria vertrieben, hielt er ſich in kurzen Zeiträumen in Straßburg, Genf und Baſel auf, bis er endlich im Jahr 1555 eine Anſtellung in Zürich erhielt als Prediger bei der aus Locarno geflüchteten Gemeinde. — Bis dahin erſcheint Ochin als ein Märtyrer des Proteſtantismus und ſeine einzigen Verfolger waren die der alten Kirche. Nun aber beginnt auch die Verfolgung gegen ihn von Seiten ſeiner proteſtantiſchen Glaubensbrüder und die Verdächtigung ſeiner Rechtgläubigkeit. Durch die Herausgabe ſeiner Dialogen, in denen er zwar nicht ſeine eigne Meinung, wohl aber allerlei Gegenſtände vortrug, welche Stoff zu weitern Unterſuchungen darbieten konnten, zog er zuerſt den Tadel der öffentlichen Stimmführer auf ſich. So ward er beſchuldigt, daß er gefährliche ſittliche Grundſätze zu verbreiten ſuche, indem er der Vielweiberei das Wort rede; aber auch rückſichtlich der Dreieinigkeitslehre warf man ihm verderbliche Irrthümer vor. Ochin läugnete zwar die kirchliche Lehre nicht beſtimmt, aber ſchon das, daß er die nicht verdammen wollte, welche anders lehrten, machte ihn in der damaligen Zeit einer Gemeinſchaft mit ihren Grundſätzen mehr als verdächtig. Ochin flüchtete ſich in ſeinem vorgerückten Greiſenalter nach Polen, und von da abermals vertrieben nach Mähren, wo er zu Ende des Jahres 1564 in einem Dorfe ſtarb*).

Aus dem Geburtsorte Ochins ſtammte ein andrer italieniſcher Reformator, Lälius Socinus**), geb. 1525 in Siena, aus einem patriciſchen Geſchlechte, ein feiner Kopf, weniger tiefſinnigen, als beweglichen Geiſtes, ein Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen und angenehmen Sitten. Auch er erkannte bald die Irrthümer

*) Im Dorfe Schlackau.

**) Vgl. über ihn Orelli, in der Basler wiſſenſchaftl. Zeitſchrift Bd. II. Heft 3. und die gelehrten Abhandlungen von Illgen.

der katholiſchen Kirche, ſchloß ſich an gleichgeſinnte Freunde an, verließ aber ſchon als ein 22jähriger Jüngling ſein Vaterland und knüpfte auf ſeinen weiten Reiſen durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutſchland und die Schweiz vielfache Verbindungen an, die in ſeinen gelehrten Beſtrebungen ihn förderten und ſeinem nach Wahrheit ſtrebenden Geiſte neue Nahrung und Anregung gaben. Mit Melanchthon, Calvin, Bullinger und andern großen Männern der Zeit ſtand Lälius Socinus in perſönlicher Verbindung und freundſchaftlichem Briefwechſel; aber bald zog er ſich durch ſeine gewagten Behauptungen den Tadel und die Warnung der Freunde zu. Beſonders zeigte er ſeit einem Aufenthalt in Polen eine gewiſſe Hinneigung zu der Lehre der Antitrinitarier, welche in jenem Lande beſonders um ſich gegriffen hatte. Calvin betrachtete ihn von dieſer Zeit an mit Argwohn, und auch Bullinger ward nachdenklich. Im Jahr 1558 begab ſich Lälius Socin nach einem Aufenthalt in Italien und der Schweiz abermals nach Polen, begrüßte dann noch einmal flüchtig ſein Vaterland, und ſtarb in Zürich 1562. Zur offenen Verketzerung ſeiner Lehre war es nicht gekommen, da er ſich mehr zweifelnd, als beſtimmt verneinend ausgedrückt hatte; aber ſchon die Kälte, mit welcher ſeine proteſtantiſchen Freunde über ſeinen Tod ſich äußerten, läßt deutlich erkennen, für weß Geiſtes Kind ſie ihn gehalten haben.

Beſtimmter noch als Lälius trug ſein Neffe Fauſtus Socin, geb. den 5. Dec. 1539 zu Siena, die Lehre vor, welche nach ihm die ſocinianiſche genannt wurde.

Wie wir nun vorhin einen Blick auf die Reformation Italiens werfen mußten, um die Wiege des Socinianismus zu entdecken, ſo müſſen wir jetzt uns nach Polen wenden, um das engere Vaterland dieſer Secte kennen zu lernen. Schon längere Zeit hatte dieſes öſtliche Flächenland den um des Glaubens willen verfolgten Huſſiten und böhmiſchen Brüdern eben ſo zum Aſyl gedient, wie die Gebirge und Thäler des ſüdlichen Frankreichs und Oberitaliens den Waldenſern. Mehrere unabhängig auf ihren Gütern herrſchende Woiwoden hatten den Geflüchteten Schutz verliehen wider die Verfolgungen des Clerus, und ſich an ihre Forderungen angeſchloſſen, indem auch ſie auf dem Genuß des Kelchs im Abendmahl nachdrücklich beſtanden. So fand denn auch Luthers und

Zwingli's Lehre trotz der Schwierigkeiten, die man ihr in den Weg legte, in Polen bald einen bedeutenden Anhang. Unter der duldsamen Regierung Sigismunds II., mit dem Beinamen Auguſt, konnte ſich der Proteſtantismus immer weiter ausbreiten und zwar unter verſchiednen Formen. Böhmiſche Brüder, Lutheraner und Calviniſten lebten und lehrten hier neben einander. Beſonders zeichnete ſich unter den Letztern Franz Lismanin, von der Inſel Corfu gebürtig, aus. Er hatte als Mitglied des Franziskanerordens bei der Königin Bona, der Gemahlin Sigismunds I., das Amt eines Beichtvaters bekleidet, und obwohl er immer rückſichtsloſer die Grundſätze des gereinigten Evangeliums vertheidigte, ſo wußte er ſich nichts deſto weniger in der Gunſt ſeiner freiſinnigen Herrin zu erhalten. Dieſe Gunſt ward ihm auch von Seiten des jetzigen Königs, Sigismunds II., zu Theil; doch verminderte ſich dieſelbe auffallend, ſeit Lismanin, von einer Reiſe nach Italien und der Schweiz zurückgekehrt, ſich offener als bisher für die reformirte Lehre erklärt und auf den Rath Calvins ſich verheirathet hatte. Aber bei dieſem Uebertritt ließ es der polniſche Reformator nicht bewenden. Auch er trat, beſonders durch Lälius Socinus bearbeitet, den Grundſätzen bei, welche von vielen italieniſchen Freunden der Reformation im Geheimen genährt wurden; auch er ward ein Antitrinitarier. In die Reichsacht erklärt, floh er nach Preußen, wo er im Jahr 1563 in einem Anfall von Wahnſinn das Leben endete *).

Immer mehr wurde indeſſen Polen eine Zufluchtsſtätte für die, welche mit ihren unitariſchen Grundſätzen ſonſt nirgends auftreten durften. Die Reformation hatte ſich mittlerweile in Polen durch den gelehrten a Lasco, einen polniſchen Edelmann, weiter verbreitet, und die verſchiednen Parteien der böhmiſchen Brüder, der Lutheraner und Reformirten hatten ſich im Jahr 1570 auf einer Synode zu Sandomir einander genähert, und wenn ſie ſich auch nicht zu einer Kirchengemeinde vereinigten, doch wenigſtens einander Duldung zugeſichert.

In dieſen ſogenannten Conſens waren nun freilich die Unitarier nicht aufgenommen; aber unter dem Schutze des ſiebenbürgiſchen Fürſten Stephan Bathori, der nach dem Tode Sigis-

*) Vgl. Schröckhs Kirchengeſchichte ſeit der Reformation Band II. S. 686. 687.

munds II. auf den polnischen Thron gelangte, hob die durch mehrere italienische Flüchtlinge*) verstärkte Partei ihr Haupt immer kühner hervor, so daß sie bereits in der Stadt Rakow ihre eigne Kirche, Schule und Druckerei hatte, und ihre Lehre in einem besondern Katechismus ans Licht zu stellen wagte (Catechismus Racoviensis). So standen die Sachen, als nun auch Faustus Socinus im Jahr 1579 nach Polen kam. Er brachte die Läugnung der Dreieinigkeit keineswegs als eine neue Lehre ins Land, er fand sie vor; ja, seine Ansichten waren sogar noch in einigen Stücken mehr der rechtgläubigen Lehre gemäß, als die der bisherigen Unitarier, so daß sich diese sogar Anfangs sträubten, ihn in ihre Gemeinde aufzunehmen. Durch den Einfluß einiger Großen des Landes gelang es ihm jedoch, sich allmählig einen Anhang zu erwerben. Mit vieler Standhaftigkeit ertrug er die Verfolgungen, die ihm besonders von Seiten der Katholiken bereitet wurden, und durch sein einnehmendes Wesen machte er sich bei Vielen beliebt. So gelang es ihm allmählig, seinen Einfluß auf die unitarische Partei so weit geltend zu machen, daß diese nicht nur manche Einrichtungen von ihm annahm, sondern auch ihren Lehrbegriff nach dem seinigen ummodelte und endlich von ihm sogar den Namen der socinianischen Partei erhielt. Faustus Socinus selbst starb im Jahr 1604. Aber seine Lehre breitete sich unter manchen Verfolgungen in Polen und Siebenbürgen weiter aus, ward von Katholiken und Protestanten vielfach bestritten, aber auch von manchen gewandten Schriftstellern, die aus dieser Schule hervorgingen, vertheidigt und wohl auch hie und da von solchen im Stillen gehegt, die mit ihrer Ueberzeugung nicht offen herauszutreten wagten.

Fragen wir nun, worin die Lehre der Socinianer bestand und noch bis auf diesen Tag besteht, so ist allerdings das Ursprüngliche ihres Lehrbegriffs die Läugnung der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit, ihre Grundlage ist Unitarianismus oder die Lehre von einem Gott. Eine alte Lehre freilich, die ja auch das Christenthum mit dem Mosaismus und der Lehre Mahomeds gemein hat; denn daß man nicht drei Götter verehren soll, hat die Kirche

*) Georg Blandrata, Johann Paul Alciatus, Valentin Gentilis, Matthäus Gribaldo u. a.

von jeher gelehrt. Aber indem die Socinianer gleichwohl die orthodoxe Kirche dieſes Irrthums beſchuldigten, ſo beſchränkten ſie, um jeden Mißverſtand auszuſchließen, die Lehre von einem Gott dahin, daß dieſer eine Gott ihnen auch nur in der einen Perſon, in der des himmliſchen Vaters erſcheint. Sie läugnen ſomit die Gottheit des Sohnes und des Geiſtes, welche die rechtgläubige Kirche ſowohl der Katholiken, als der Proteſtanten bekennt, ohne damit die Einheit des göttlichen Weſens aufheben zu wollen. Daraus geht hervor, daß ſie auch den Stifter des Chriſtenthums nur als Menſchen, nicht als den Gottmenſchen auffaſſen, und die kirchliche Lehre von zwei Naturen in Chriſto verwerfen. Man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man aus dieſen Aeußerungen auf eine moraliſche oder religiöſe Geringſchätzung der Perſon Chriſti ſchließen wollte, die auf einer unfrommen, oder gar einer ruchloſen Geſinnung beruhte. Vielmehr legen die Socinianer durchweg in ihren Bekenntniſſen eine große und entſchiedene Hochachtung gegen den Stifter des Chriſtenthums an den Tag, den ſie als einen außerordentlichen Propheten und Geſandten Gottes, als den von ihm verordneten Meſſias, als den Lehrer und Beglücker der Menſchheit, als den oberſten ſittlichen Geſetzgeber und das höchſte Vorbild in allem Guten verehren. Sie läugnen auch nicht, daß Gott ihn vor allen übrigen Menſchen auf wunderbare Weiſe ausgezeichnet habe, ſie glauben an ſeine übernatürliche Herkunft, an ſeine Wunder, an ſeine Auferſtehung, an ſeine Himmelfahrt. Ja, ſie halten dafür, daß er von Gott dem Vater auf außerordentlichen Wegen Belehrungen und Offenbarungen erhalten habe, und verehren in dem in den Himmel erhöhten Jeſus das unſichtbare Oberhaupt der Kirche, etwa in der Weiſe, wie die Katholiken ihre Heiligen verehren. Auch die Bibel, beſonders die Schriften des N. T., halten die Socinianer in großem Anſehn und betrachten ſie wie die übrigen Proteſtanten als die Regel der Wahrheit; freilich legen ſie dieſelbe auf ihre Weiſe aus, wobei man aber weniger an abſichtliche Verfälſchung zu denken braucht, als an unabſichtlichen Irrthum und an eine Befangenheit des Geiſtes an der auch viele Orthodoxe litten. Auch in andern Lehrſtücken weichen die Socinianer von den Beſtimmungen der proteſtantiſchen Kirche ab. Sie verwerfen die Erbſünde im auguſtiniſchen Sinne, und glauben, daß in der gewiſſenhaften Befolgung der Lehre Jeſu

und in einem tugendhaften Wandel das Heil der Christen vor allem zu suchen sei, der aber (wohlverstanden!) nicht in todter Werkheiligkeit bestehn dürfe, sondern auf einer frommen Gesinnung beruhen müsse. Eben deßhalb heben sie auch im Leiden und Tode Jesu das sittliche Beispiel vor allem heraus und verwerfen die kirchliche Lehre von einem fremden Verdienst ebenso wie die von einer fremden, ererbten Schuld. Die Taufe ist ihnen sonach ein bloßer Einweihungsact in die Gemeinschaft, ohne Beziehung auf die Erbsünde, das Abendmahl ein bloßes Gedächtnißmahl, ohne mystische Gnadenwirkung. Damit verbanden aber die Socinianer eine sehr strenge Moral und erklärten sogar manches für unchristlich und unerlaubt, was in den größern rechtgläubigen Kirchenparteien geduldet wurde. So verwarfen einige derselben, wie die Wiedertäufer, den Eid, den Krieg und die Todesstrafen. Ueber einzelne Puncte herrschten jedoch auch unter ihnen wieder verschiedene Meinungen, in die wir uns hier nicht einlassen können.

So viel geht aus dem Bisherigen hervor. Die sogenannte socinianische Lehre ist nicht erst von einem Einzelnen, am wenigsten erst von Faustus Socinus erfunden worden, von dem sie nur zufällig ihren Namen hat; sondern sie hatte schon einen bedeutenden Anhalt in den Meinungen der Zeit, ja sie stand in genauer Verbindung mit dem Entwickelungsgange der Reformation selbst, vorzüglich in Italien und in Polen. Socinus bildete sie nur weiter aus und bewahrte sie sogar vor manchen weitern Abwegen. Auch sah es diese Lehre nicht ab auf Vertilgung des Christenthums in den Gemüthern, sie hatte keine irreligiöse, keine unsittliche Tendenz. Diese Gerechtigkeit muß ihr jeder Billige widerfahren lassen, und wir dürfen ihr daher unsere Achtung nicht versagen, da jede auf ernstlichem Nachdenken beruhende Ueberzeugung unsre Achtung verdient. Eine andere Frage ist dann freilich die, ob *diese* Auffassung des Christenthums die richtige, und ob sie in der That ein Fortschritt in der wahren protestantischen Erkenntniß sei? Dieß werden wir nach einer unbefangenen Prüfung eben so bestimmt läugnen müssen, als wir das Erstere ihr zugestanden haben. Wir betrachten den Socinianismus mit Recht als eine Abirrung von der reinen Lehre des Evangeliums, als eine, wenn auch nicht absichtliche, doch immer willkürliche Entstellung des apostolischen Bekennt-

niſſes, als eine einſeitige, die tiefern Bedürfniſſe des Herzens verkennende Verſtandesrichtung, die doch auch wieder ſelbſt den Verſtand nicht vollkommen befriedigt, ſondern an die Stelle der verbannten Geheimniſſe nur andere größere Räthſel ſetzt*). Aber zur Entſchuldigung dieſer Einſeitigkeit läßt ſich daſſelbe anführen, was auch den Myſtikern von der andern Seite zur Entſchuldigung diente, die Zähheit und der Eigenſinn vieler ſogenannten rechtgläubigen Theologen, welche an den Ausdrücken der Schule und den Beſtimmungen der Concilien feſter hielten, als an der Grundlehre der Schrift, und am Buchſtaben der letztern feſter, als an ihrem Geiſte. Hätte man ſchon früher mit der freiſinnigen Milde eines Grotius**) die Lehrſtücke von der Dreieinigkeit und der Perſon Chriſti einer unbefangenen Prüfung unterworfen, hätte man, über Nebenbeſtimmungen hinwegſehend, die Hauptſache, auf die es ankommt, die durch Chriſtum gewordene Offenbarung Gottes in der Menſchheit auf eine lebendige, mehr das Gemüth ergreifende Weiſe dargeſtellt, ohne dabei zu ängſtlich auf die Begrenzung der Begriffe von Seiten des Verſtandes zu achten, ſo hätte man vielleicht den Bruch verhüten können. So aber wurden tüchtige Kräfte der Kirche entzogen und durch die Hartnäckigkeit der Einen die der Andern befeſtigt. So riß ſich der Socinianismus los als eine unreife Geburt vom Mutterkörper der proteſtantiſchen Kirche und verkümmerte endlich als eine im dürren Erdreich dahinſterbende Pflanze, der es am belebenden und erfriſchenden Thau, an der höhern Gemeinſchaft im Geiſte gebrach; denn mit dem bloßen Verneinen (das lehrt uns die Geſchichte des Socinianismus) erbaut man noch keine Kirche, es bedarf einer feſten, poſitiven Grundlage, wenn das Gebäude nicht in der Luft hängen ſoll.

Das fühlte die alte, katholiſche Kirche gar wohl, und nicht ohne Triumph blickte ſie jetzt von ihrem verwitterten Felſen herab auf die beginnende Zerſtückelung und Zerbröckelung des proteſtanti-

*) Es iſt eher die Geheimniß- als die Wunderſcheu, welche dem Socinianismus zur Laſt fällt. Rationalismus und äußerlicher Supranaturalismus ſind in ihm gemiſcht. Das myſtiſche Element fehlt ihm dagegen ganz, ſowie auch das tiefer ſpeculative; — eine Erneuerung des alten Ebionitismus!

**) Auch dieſer wurde eben deßhalb des Socinianismus verdächtigt, wogegen er ſich jedoch vertheidigte.

ſchen Lehrgebäudes, das, wenn ſie es auch mit ihrem Bannſtrahl nicht mehr erreichen könne, doch nächſtens in ſich ſelbſt zerfallen werde. Und wirklich war dazu aller Anſchein vorhanden. War doch ſchon im Anbeginn die Kraft der Gemeinſchaft gebrochen worden durch die Trennung der Proteſtanten in Lutheraner und Reformirte; wieder gebrochen wurde dann die Kraft dieſer geſonderten Kirchenkörper durch die Streitigkeiten und die verſchiedenen Richtungen in ihnen ſelbſt, und dazu kam nun endlich die von Jahrzehnd zu Jahrzehnd ſich mehrende Zahl der Secten.

Um ſo intereſſanter iſt es nun zu ſehen, welche Kraft dieſe alte Kirche aufgeboten, welche Wege ſie eingeſchlagen und welcher Werkzeuge ſie ſich bedient hat, um die geprieſene Einheit in ihr aufrecht zu erhalten, ihr Anſehn der proteſtantiſchen Kirche gegenüber zu ſichern und wo möglich die Abtrünniggewordenen in ihren Schooß zurückzulenken. Wir können dieſe Betrachtung nach drei Jahrhunderten mit einem unbefangenern Sinne anſtellen, als die damaligen Proteſtanten es konnten. Wir dürfen ſogar, wenn wir unparteiiſch ſein wollen, das Großartige ihrer Anſtrengungen, das neben vielem Kleinlichen ſich zeigt, den reinern Eifer, der neben dem unreinen einherging, und die höhern geiſtigen Gaben und Kräfte, die auch hier neben der Beſchränktheit und dem Aberglauben im Spiel waren, nicht überſehen. Auf folgende Puncte werden wir dabei unſer Augenmerk zu richten haben, auf die Feſtſtellung der Lehre durch das Concil von Trident, auf die Gründung neuer Orden zur Bewachung und Ausbreitung des Katholicismus, vor allem auf die Gründung und Fortpflanzung des Jeſuiten-Ordens, auf die Perſönlichkeit der ausgezeichnetſten Päpſte und Kirchenoberſten und endlich auf die geiſtreichern, frömmern und freiſinnigern Männer überhaupt, an denen es auch nach der Reformation in der katholiſchen Kirche (wir dürfen wohl ſagen: Gott ſei Dank!) nicht gefehlt hat.

Zwanzigste Vorlesung.

Der Katholicismus nach der Reformation. Das Concil von Trident. Neue Orden: Capuziner, Theatiner, Somasker, Priester des Oratoriums. Vincenz von Paula und die Priester der Mission (Lazaristen). Die barmherzigen Schwestern, Ursulinerinen und Visitantinen. Ignaz Loyola und der Jesuitenorden. Die Missionen der katholischen Kirche.

Die katholische Kirche müßte sich und ihre Geschichte verkennen, wenn sie läugnen wollte, eine Rückwirkung auf sich selbst von Seiten der Reformation erlitten zu haben*). So anhaltend sie sie doch mit in den neuen Gestaltung der he herauszuretten, was as hingegen am alten g bedürftig und fähig nern eine Reformation nnung auch eine neue us, der uns von da Tagen des Mittelalters. nd die Beschlüsse des swesen, und vor allem stthums ist aus einem n bloßen Abschnitt der

Süs wie Rosenduft
Aus dem Blumenbeet,
Steiget durch die Luft
Flammendes Gebet.

kann, eine vollständige geben, sondern da wir

hen dieß auch offen ein. , Hr. Ellendorf. „Die absoluten Herrschaft der t der evangelischen Kirche d manches hinweggetilgt, ins Leben gerufen, was

nur der Vergleichung wegen einiges daraus herbeiziehen müſſen, um von da wieder ein neues Licht auf die Geſchichte des Proteſtantismus fallen zu laſſen, ſo begnüge ich mich aus jedem der genannten Gebiete nur das herauszuheben, was unſern Zweck fördert. So kann ich über die Geſchichte des Concils von Trident, das freilich für den eigentlichen Kirchenhiſtoriker von hohem Intereſſe iſt, hier ganz kurz ſein, indem ich mich darauf beſchränke, die Reſultate der weitläufigen Verhandlungen deſſelben anzuführen*). Dieſe waren doppelter Art: conſervativ auf der einen, reformatoriſch auf der andern Seite. So ſehr man nämlich einzelne zweckmäßige Reformen eintreten ließ in Beziehung auf die Sittenzucht, das Aemterweſen der Kirche u. ſ. w., ſo eifrig war man bemüht, den Widerſpruch gegen die proteſtantiſche Lehre durch genauere Beſtimmungen feſtzumachen, und ſo wurde — wenn gleich in einzelnen Puncten ſich einzelne Stimmen dagegen erhoben**) — eben das aufs Neue als unumſtößliche Kirchenlehre beſtätigt, was am meiſten den Angriffen der Proteſtanten ausgeſetzt geweſen war. Während alſo die Proteſtanten die heilige Schrift als die einzige Richtſchnur des Glaubens aufſtellten, ſetzte die Synode von Trident das Anſehn der Ueberlieferung feſt und machte die Auslegung der Bibel abhängig von den Beſtimmungen der Kirche. Während die Proteſtanten das natürliche Verderben des Menſchen in ſcharfen Umriſſen darſtellten und alles von der Gnade abhängig machten, ſuchte die Synode von Trident auch dem Menſchen das Seinige zu retten und unter dem Scheine einer dogmatiſchen Mäßigung, die ſich den allerdings harten Beſtimmungen der Proteſtanten gegenüber ſogar vortheilhaft ausnimmt, öffnete ſie zugleich der Werkheiligkeit wieder eine Hinter-

*) Bekanntlich ward es im Dec. 1545 unter Paul III. eröffnet, und 1547 unter dem Vorwand der Peſt nach Bologna verlegt; dann von Julius III. im Mai 1551 wieder in Trient eröffnet, im April des folgenden Jahres aber wieder auf zwei Jahre vertagt. Erſt unter Pius IV., der 1562 die Fortſetzung beſchloß, ward es auch im Dec. 1563 beendigt. Es ſtand ſo ſehr unter römiſchem Einfluß, daß ſich die Sage bildete, der heilige Geiſt komme in Felleiſen von Rom nach Trient. Sarpi hat die Geſchichte deſſelben in einem freiſinnigen, Pallavicini im Geiſte der Curie beſchrieben.

**) Daß auch mehrere katholiſche Theologen wieder die ſtrengere Rechtfertigungslehre Auguſtins zu Ehren zu bringen ſuchten, hat beſonders Ranke gezeigt, Geſch. der Päpſte I. S. 199.

thüre. Mit der Freiheit des Willens fand auch das Verdienſt des Menſchen vor Gott wieder ſeine Stätte; aber eben darin lag der Irrthum und die Gefahr, nicht in der Behauptung des freien Willens und der Nothwendigkeit der guten Werke an ſich. Ferner wurden auch noch andere von den Proteſtanten beſtrittene Lehren, wie die Bedeutung des Meßopfers, die Verehrung der Heiligen, die Eheloſigkeit der Prieſter, das Fegfeuer u. a. m. beſtätigt. Das Schlimmſte aber von allem war das, daß die Päpſte es dahin zu bringen wußten, daß die Auslegung dieſer Concilienſchlüſſe jeweilen in die Befugniß des Papſtes geſtellt ſein ſollte, ſo daß dieſem frei ſtand, aus der Synode zu machen, was er wollte.

Mit allem Nachdruck ſollten nun die gefaßten Beſchlüſſe in Kraft geſetzt werden; aber noch koſtete die Einführung derſelben in den chriſtkatholiſchen Staaten manchen Kampf. Frankreich, eiferſüchtig auf die Rechte der gallikaniſchen Kirche, wollte die Autorität des Concils nur anerkennen in Beziehung auf den Glauben, nicht aber in Beziehung auf die kirchliche Verfaſſung, und — was merkwürdig iſt — ſelbſt in den Staaten Philipps II. war die Annahme nur eine bedingte, mit Vorbehalt nämlich der königlichen Rechte.

Mit den bloßen Beſtimmungen auf dem Papier hätte jedoch der Katholicismus ſchwerlich eine innere Reform hervorgebracht. Es bedurfte auch hier lebendiger wirkſamer Kräfte und einer eigenthümlichen Begeiſterung, um die erlöſchende Flamme des alten Kirchenthums wieder anzufachen. Und wirklich nehmen wir bald nach der Reformation eine ſolche Begeiſterung für den Katholicismus wahr (wie denn immer dem Menſchen die Güter wieder doppelt lieb zu werden anfangen, die er aus langem und ſchwerem Kampfe gerettet hat). Dieſe neue Sproſſen treibende Kraft des Katholicismus zeigt ſich uns vor allem in der Entſtehung neuer Mönchsorden, welche ſich zu eben ſo vielen entſchiedenen Advokaten der päpſtlichen Hoheit und der Untrüglichkeit der Kirche aufſtellen. Dahin laſſen Sie uns jetzt unſern Blick richten.

Es iſt bekannt, wie die ſogenannten Bettelorden, namentlich der Orden der Dominikaner und Franziskaner, ſchon vor dem Reformationszeitalter und in demſelben als mächtige Stützen des Papſtthums ſich erwieſen, wenn gleich auch bisweilen aus eben dieſen Orden einzelne Männer hervorgingen, die an die neuen

Ideen der Zeit ſich anſchloſſen und den päpſtlichen Stuhl vielfach beunruhigten. Dieß war beſonders der Fall mit dem Orden des heiligen Franziskus. Aus eben dieſem Orden ſehen wir nun gleich nach dem Auftreten Luthers einen neuen Zweig hervorſproſſen, der ſich bald weiter verbreitete und deſſen Name eine große Popularität erhielt. Es iſt dieß der Ihnen allen bekannte Orden der Väter Capuziner. In dem Kloſter Monte falco im Kirchenſtaat lebte ein Mönch, Franziscanerordens, Matteo de Baſſi. Dieſer glaubte in einer Viſion von dem heiligen Franziscus ſelbſt einen wichtigen Aufſchluß über die ihm wohlgefällige Ordenstracht erhalten zu haben. Eine ſpitz zulaufende Capuze und ein Bart von einem ganz beſondern Schnitte erſchienen ihm als die Abzeichen, welche der Heilige von ſeinen ächten Anhängern fordere. Ueber dieſe hochwichtige Entdeckung gerieth der fromme Bruder dermaßen in Entzücken, daß er ſein Kloſter heimlich verließ und in eben der Tracht, die ihm der Heilige vorgeſchrieben hatte, vor dem Papſt Clemens VII. erſchien, mit der Bitte, dieſe Ordenstracht als die wahre und ächte gut zu heißen. Der Papſt geſtattete dem Matteo de Baſſi, ſich dieſer Tracht zu bedienen und beſtätigte ſogar die Stiftung eines auf dieſe Aeußerlichkeit ſich ſtützenden Mönchsvereins durch eine Bulle vom Jahr 1528. Den Namen „Capuziner" ſollen ihnen zuerſt die Straßenjungen als Spottnamen gegeben haben, die wegen ihres ſonderbaren Aufzugs ſie mit dem Nachruf Cappucini verfolgten. So lächerlich indeſſen die Geſchichte der Stiftung iſt, ſo wichtig wurde der neue Orden für die Geſchichte des Katholicismus. Eine große Aufopferungsfähigkeit wurde gleich beim Entſtehen des Ordens an ihm mit Rührung wahrgenommen; denn als die Peſt um dieſe Zeit in Italien ſich verbreitete, waren es die Capuziner, die keine Gefahr der Anſteckung ſcheuend, den Kranken den letzten Troſt der Religion brachten und die irdiſchen Ueberreſte der Geſtorbenen der Erde übergaben. Dieſe Aufopferungsfähigkeit iſt dem Orden auch bis auf die neueſte Zeit geblieben. Kein ödes Thal iſt dem Capuziner zu entlegen, keine Reiſe iſt ihm zu beſchwerlich, keine Stunde der Nacht zu ſpät, keine des Morgens zu früh, wo die Pflicht des Ordens ihn ruft, Hülfe zu leiſten; er iſt mit Wenigem zufrieden, bettelt ſich durch, läßt den Spott der Welt mit ſtoiſchem

Gleichmuth über ſich ergehen, und verſüßt ſich ſogar noch die Beſchwerden ſeines Standes durch eine gewiſſe Jovialität des Sinnes. Der Capuzinerorden hat ſeine wichtige Stellung in der katholiſchen Kirche beſonders darin, daß er den Katholicismus popular zu machen weiß, was ſich beſonders auch in der ihm eigenen Beredſamkeit kundgiebt. Die Capuzinerpredigten ſind zum Sprichwort geworden. Eine derbe Trivialität, welche die Grenzen des guten Geſchmackes unbedenklich überſchreitet, wenn ſie nur der Wirkung gewiß iſt, macht das Charakteriſtiſche derſelben aus. Freilich ſind auch die Capuziner zugleich die Stützen des kraſſeſten Aberglaubens geworden. Sie waren es, welche das Teufels- und Hexenbannen und anderes der Art zu ihrem beſondern Beruf machten, und der Glaube an ihre Macht iſt groß unter dem Volk, und zwar nicht nur unter dem katholiſchen, ſondern unter einem großen Theil des proteſtantiſchen Volkes, wenigſtens noch hie und da in unſerm Vaterlande. Und doch war es derſelbe Capuzinerorden, der im Anfang ſeines Entſtehens ſogar der Ketzerei beſchuldigt wurde. Aus ihm war ja, wie die vorige Stunde uns gezeigt hat, der italieniſche Reformator Ochino hervorgegangen. Später legte ſich aber dieſer reformatoriſche Eifer des Ordens und die Kirche konnte ſich auf ihn mit Zuverſicht verlaſſen, je mehr ſeine Ausbreitung zunahm.

Ein andrer Orden, der weniger bekannt iſt als der Capuzinerorden, iſt der Orden der Theatiner. Gaëtano von Thiene (im venetianiſchen Gebiete), ein äußerſt ſanftmüthiger und friedfertiger Mann, faßte den Gedanken, den ſchon viele der beſſern Prälaten vor ihm gefaßt hatten, das Leben der Weltgeiſtlichen zu verbeſſern. Nicht eitles Streben nach eigner Ehre leitete ihn dabei, denn er wünſchte nach ſeinem eignen Ausdruck „die Welt zu reformiren, ohne daß man wiſſe, daß er ſelbſt auf der Welt ſei*).“ Häufig ſah man ihn Thränen vergießen über dem Gebet, das er für das Wohl der Kirche gen Himmel ſchickte. An ihn ſchloß ſich bald ein Verein von Gleichgeſinnten an, unter welchen der Biſchof von Chieti (oder Teti, Teate im Neapolitaniſchen), Namens Peter von Caraffa, ſowohl durch die hohe

*) Ranke I. S. 172.

Stellung, die er in der Kirche einnahm, als durch glänzende Geistesgaben ſich auszeichnete. Caraffa hatte zwar nicht jenes Sanfte und Beſcheidene ſeines Freundes Gaëtano, ſondern war heftig, aufbrauſend und ſtürmiſch*); aber beide vereinigten ſich in dem tiefgefühlten Bedürfniß einer Reform der Kirche. Beide gaben ihre einträglichen Stellen auf und zogen ſich mit zwei enge verbündeten Freunden in die Einſamkeit zurück ums Jahr 1524. Auf dem Monte Pincio unweit Rom lebten ſie zuſammen in Armuth und in der Ausübung einer ſtrengen Andacht. Sie verſchmähten den Bettel und erwarteten die Wohlthaten in ihrem Hauſe. Nicht ein eigentlicher Mönchsorden wollten ſie ſein, ſondern vielmehr ein Prieſterverein in mönchiſcher Form, wie dergleichen ſchon öfter ſeit den Zeiten des Chrodegang von Metz in der katholiſchen Kirche ſich gebildet hatten; doch bald nahm auch der Theatinerorden eine beſtimmtere Mönchsgeſtalt an, und ſeit der eine ſeiner Stifter, Peter von Caraffa, Papſt geworden war in der Perſon Pauls IV., folgten auch neue Vergünſtigungen. Der Orden der Theatiner machte ſich um das Predigt- und Miſſionsweſen der katholiſchen Kirche und um Krankenpflege verdient**).

Nicht nur aber auf die Hebung der prieſterlichen Würde und des geiſtlichen Standes, auch auf die ſittliche Bildung des Volkes, auf Jugenderziehung, Schul- und Armenweſen richteten mehrere neu gegründete Orden ihre Aufmerkſamkeit.

Seit dem Jahr 1521 war Oberitalien mit fortwährendem Kriege und in deſſen Gefolge mit Verwüſtung, Hungersnoth und Krankheiten heimgeſucht worden. Eine große Menge verwaiſter Kinder, welche die Flucht nach Venedig getrieben, lag ohne Pflege auf den Straßen und war nahe dran an Leib und Seele zu verſchmachten. Da erbarmte ſich dieſer Kleinen ein edler venetianiſcher Senator, Hieronymus Aemilianus, gemeiniglich Girolamo Miani genannt. Seiner frühern üppigen Lebensweiſe entſagend, vertauſchte er den Purpur mit einem Kittel, den er bereits einem Bettler beſtimmt

*) Ranke a. a. O.

**) In der Folge traten nur adelige Perſonen dem Orden bei. — Eine ähnliche Tendenz hatte auch der Orden der Barnabiten, geſtiftet 1530 in Mailand von drei Edelleuten, Zaccaria, Ferrari und Morigia, und beſtätigt von Clemens VII.

hatte*). In dieſem Aufzug zog er als Armer umher, die Armen zu ſuchen. Auf ſeiner Gondel fuhr er in den Lagunen umher, um die verlaſſenen Kinder auf den einzelnen Inſeln zuſammenzuleſen und ſie unter väterliches Obdach zu bringen. Nun verkaufte er ſein Silberzeug und die ſchönſten Teppiche ſeines Hauſes, um ſeinen Pfleglingen Wohnung, Kleidung, Lebensmittel und Unterricht zu verſchaffen. In Venedig ſelbſt ward ein Haus in der Nähe der St. Rochuskirche zum Waiſenhaus umgeſchaffen. Aber bei dieſer Stiftung ließ es der edle Senator nicht bewenden. Er ruhte nicht, bis in ganz Oberitalien eigene Zufluchtsſtätten für dieſe Unglücklichen errichtet wurden und ging überall mit Opfern voran. In Bergamo errichtete er ein Hoſpital. Bald erhoben ſich ähnliche Anſtalten zu Verona, Brescia, Ferrara, Como, Mailand, Pavia und Genua. Um aber dem Unternehmen noch einen weitern Erfolg zu ſichern, verband ſich Miani gleichfalls mit einigen Freunden zu einer Congregation, welche nach dem Muſter der Theatiner aus regularen Klerikern beſtand. Sie führten ihren Namen von der Stadt Somaska, unweit vom Lago di Lecco. So entſtand der Orden der Somasker, der im Jahr 1540 die päpſtliche Beſtätigung und ſpäter noch mehrere Privilegien erhielt.

Wir dürfen es der katholiſchen Kirche nicht verdenken, wenn ſie auf ſolche Stiftungen hinweiſt, um die Welt zu überzeugen, daß der Geiſt der Liebe und des Erbarmens, den Chriſtus der Menſchheit mitgetheilt hat, zu keiner Zeit in ihr erſtorben geweſen. Mag es auch ſein, daß ſie auf die äußern Werke einen größern Werth legt, als die proteſtantiſche Kirche, und daß ſie auch in ſolchen frommen Stiftungen gleichſam einen Ablaß ſieht für die Sünden, deren ſie ſich in andrer Hinſicht ſchuldig machte; die Gerechtigkeit erfordert es, ihr das Lob, das ſie in dieſer Hinſicht verdient, ungeſchmälert zu laſſen. Die nicht unbeträchtliche Anzahl menſchenfreundlicher Orden und wohlthätiger Anſtalten, welche der Geſchichte des neuern Katholicismus angehören, bilden in der That die Lichtſeite deſſelben, und verdienen alle Anerkennung. Jeder evangeliſche Chriſt, der dieſen Namen mit Recht trägt, wird ſich auch aufrichtig des Guten und Schönen freuen, das Gott auch

*) Siehe Helyot, histoire des ordres monast. etc. IV. p. 241.

im Schooße der ältern Schwesterkirche hat gedeihen lassen, und in seinem Herzen wird keine andere Eifersucht sich regen, als die, zu welcher das Wort des Heilands selbst auffordert: „Gehe hin und thue desgleichen."

Ich kann mich daher nicht enthalten, noch auf einige andere wohlthätige Orden hinzuweisen, die im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden. Dahin gehört der Orden der Priester des Oratoriums. — Philipp von Neri, geb. 1515 zu Florenz, gab freiwillig die reiche Erbschaft, die ihm von seinem Oheim zugefallen war, auf, und begab sich nach Rom, wo er arme Kinder unterrichtete. Er besuchte fleißig die Spitäler der Stadt, und einen Theil der Nacht durchwachte er betend in den Katakomben, bei den Gräbern der Märtyrer*). Auch er sammelte eine Brüderschaft zu frommen Uebungen um sich (1548), und stiftete in der Folge ein eigenes Bethaus unter dem Namen Oratorium, wonach denn auch die Mitglieder des Ordens sich nannten. Diese Congregation der Väter des heiligen Oratoriums stellte in sich einen Verein frommer und gelehrter Männer dar, und bald entstanden ähnliche Oratorien zu Neapel, Fermo, Lucca, Palermo und andern Städten Italiens. Die Mitglieder waren durch kein besonderes Gelübde gebunden, und konnten wieder austreten. Der Stifter selbst aber wurde im Jahr 1622 auf die Bitte Ludwigs XIII. und seiner Mutter (der Maria von Medicis) vom Papst Gregor XV. unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen**). Die Gesellschaft des Philipp von Neri fand nämlich bald auch eine Nachahmung in Frankreich, indem Peter von Berulle, Sohn eines Parlamentsraths zu Paris, im Jahr 1611 in einer Vorstadt von Paris das Oratorium Jesu gründete, das 1613 vom Papst Paul V. seine Bestätigung erhielt.

Ein Mann, der in der Geschichte der wohlthätigen Orden eine vorzügliche Stelle verdient, ist Vincenz von Paula***).

*) Schröckh a. a. O. III. S. 492.

**) Es ist anzumerken, daß die Art von dramatisirten geistlichen Gesängen, welche man Oratorien nennt, von da ihren Namen haben, weil dieselben zuerst in dem Betsaal dieser Väter aufgeführt wurden.

***) Vgl. über ihn die evangelische Kirchenzeit. Jahrg. 1832. No. 70. nebst 1830. No. 22.; dazu: Sailers Briefe aus allen Jahrhunderten Bd. 4. S. 195 ff.

Geboren an der Grenze der Pyrenäen in dem gasconiſchen Dorfe Pouy um Oſtern des Jahres 1576, war er der Sohn armer Eltern, von denen er bald als Hirte gebraucht, bald zu andern ländlichen Geſchäften verwendet wurde. Schon als Knabe zeigte Vincenz große Neigung zur Wohlthätigkeit. Als er einſt Mehl aus der benachbarten Mühle holen mußte und auf dem Wege von einem Dürftigen um eine Gabe angeſprochen wurde, theilte er ihm, weil er kein Geld hatte, ſchnell von dem Vorrath mit, den er bei ſich führte, und ein andermal ſchenkte er einem Armen ſeine ganze Baarſchaft, die in dreißig Sous beſtand. Da der Knabe außer dieſem Hang zur Wohlthätigkeit auch gute Gaben des Geiſtes verrieth, ſo kam er mit Bewilligung ſeiner Eltern, nachdem er das zwölfte Jahr erreicht hatte, unter die Leitung der Franziskaner in dem benachbarten Städtchen Acys, von denen er den lateiniſchen Unterricht erhielt. Vincenz widmete ſich dem geiſtlichen Stande. Er ſtudierte weiter in Toulouſe, und ward Prieſter im Jahr 1600. Durch mancherlei widrige Schickſale wurde der Ernſt des jungen Mannes geprüft, und ſein Streben auf Ungewöhnliches, Ueberirdiſches hingeleitet. Auf einer Reiſe übers Meer, die er im Sommer des Jahres 1605 unternahm, ward er von Seeräubern angegriffen und nach einer tapfern Gegenwehr, bei der er mit einem Pfeil am Fuß verwundet wurde, als Sclave nach Tunis gebracht. Nach mehrmaligem Wechſel ſeiner Herrn ward er endlich an einen Franzoſen aus Nizza verkauft, der unlängſt ſeinen Chriſtenglauben abgeſchworen hatte und ein Verehrer Mahomeds geworden war. Durch eine der Frauen des Renegaten brachte es jedoch Vincenz dahin, daß ſein Herr ſeinen Abfall vom Chriſtenthum herzlich bereute und nun mit ihm ſich aufs Neue zum Bekenntniß des chriſtkatholiſchen Glaubens verband. Beide Männer flüchteten im Jahr 1607 auf einem kleinen Nachen nach Frankreich. Der ehemalige Gebieter des Vincenz, der nun ſein Freund geworden, trat in Avignon wieder feierlich zum Glauben ſeiner Väter über und widmete den Reſt ſeines Lebens, als Mitglied des Ordens der barmherzigen Brüder in Rom, den Werken der chriſtlichen Liebe. Vincenz ſelbſt aber, den ſeine fernern Schickſale nach Paris führten, wurde daſelbſt mit dem vorhin genannten Peter von Berulle näher bekannt, und dieſer verſchaffte ihm eine

Pfarrei in der Nähe von Paris. Bald drauf empfahl er ihn dem Grafen von Joigni zum Lehrer ſeiner drei Söhne und zum Hausgeiſtlichen. So klein dieſer Wirkungskreis ſchien, ſo viele Gelegenheit bot er dem frommen Manne dar, auf das Gemüth des Grafen ſowohl, als das der Gräfin vortheilhaft einzuwirken, den erſtern von Uebereilungen der Leidenſchaft abzuhalten*) und die letztere in den Werken der Wohlthätigkeit mit Rath zu unterſtützen. Hier war es denn auch, wo ihm die Vorſehung gleichſam den Faden an die Hand gab, den er weiter ausſpinnen ſollte zu einem großartigen Liebeswerke.

Im Jahr 1617 ward nämlich Vincenz zu einem Kranken gerufen auf einem der weitläufigen Güter des Grafen. Der Mann, bereits ein Sechziger an Jahren, ſtand im Rufe eines frommen, unbeſcholtenen Wandels. Als ihn aber Vincenz zur Beichte aufforderte, bekannte dieſer eine Menge von Sünden, die er bisher in der Beichte verheimlicht und die ihm auch niemand zugetraut hatte. Ergriffen von dieſer unerwarteten Thatſache, ließ Vincenz ſich von der Gräfin bewegen, am nächſten Feſte von Pauli Bekehrung eine allgemeine Beichte unter ſeinen ſämmtlichen Pfarrkindern zu veranſtalten. Alles drängte ſich zu dieſer außerordentlichen Handlung hinzu. Viele, die in der Ohrenbeichte dieſelbe Zurückhaltung mochten bewieſen haben, wie jener Kranke, bekannten jetzt offen ihre Sünden, und die Wirkung der ganzen, erſchütternden Scene offenbarte ſich als eine große und heilſame. Jetzt erſt zeigte es ſich, wie unzulänglich der bisherige Unterricht und die Seelſorge der meiſten Pfarrgeiſtlichen geweſen war, und eine außerordentliche Veranſtaltung zur religiöſen Bildung des Volkes ſtellte ſich als Bedürfniß heraus. Die Gräfin war die erſte, welche zur Errichtung einer ſolchen Anſtalt die Hand bot. Sie ſetzte eine Summe von 16000 Livres für einen geiſtlichen Orden aus, der es übernehmen wollte, von Zeit zu Zeit eigene Heilsboten auf die gräflichen Güter zu ſenden, welche den Landleuten das Wort Gottes verkünden und Beichte hören ſollten. Unter den ſchon beſtehenden Orden fand ſich aber keiner, der die Sache übernehmen

*) So mahnte er ihn z. B. von einem Duell ab. Siehe ev. Kirchenz. a. a. O. S. 616.

wollte. Nur Vincenz fuhr für seine Person in dem gewohnten Eifer fort. Er sollte auch der Stifter eines neuen Ordens werden, der es sich recht eigentlich zur Pflicht machte, das Verlorene zu suchen, das Verwundete zu heilen und die Verirrten wieder zurecht zu bringen. Unter Mitwirkung des Grafen und seines Bruders, des Cardinals und Erzbischofs von Paris Johann Franz von Gondy, kam das Werk zu Stande. Statt 16000 wurden jetzt 40000 Livres ausgesetzt und Vincenz an die Spitze eines Vereins von Priestern gestellt, die, ohne besonderes Gelübde und ohne feste Anstellung, sich bereit finden ließen, überall, wohin Bischöfe sie beriefen oder Pfarrer sie zuließen, zu gehen und des verwahrloften Volkes mit Unterricht und Seelsorge sich anzunehmen. So entstanden die Priester der Mission, einer Mission, die nicht sowohl auf das Ausland, als auf das Inland, auf die Heidenwelt innerhalb der christlichen Kirche berechnet war. In kurzer Zeit verbreiteten sich die Anstalten dieser Missionspriester über ganz Frankreich. Im Jahr 1627 gab ihnen Ludwig XIII. seine königliche, und 1631 Urban VIII. seine päpstliche Bestätigung. Da ihnen in der Folge auch noch die weitläufige Priorei von St. Lazarus zu Paris eingeräumt wurde, so erhielten sie von da den Namen der Lazaristen oder der Väter des heiligen Lazarus, und im Jahr 1638 wurde auch in Rom ein Priesterhaus für den Orden errichtet. Wo nur immer zu helfen, zu heilen, zu bessern war, da zeigte sich Vincenz von Paula und sein Orden zu helfen bereit. Den Galeerensclaven, den Soldaten, dem Hofe, wie den Bettlerschaaren trat ihr Ernst und ihre Liebe entgegen, und als bereits im Inland Bedeutendes geschehen war, dehnte sich die Mission auch weiter nach andern Gegenden der Erde aus.

Doch noch eine andere Stiftung ist es, welche dem Vincenz von Paula ihr Dasein verdankt und welche von jeher auch den Beifall der Protestanten erworben, ja sogar eine edle Eifersucht und einen Wetteifer zwischen beiden Kirchen rege gemacht hat. Nach dem Tode der Gräfin von Joigni schloß sich nämlich der rastlos thätige Jünger Christi an eine andere fromme Frau an, an die Wittwe des Geheimschreibers der Maria von Medicis, Louise de Gras. Im Vereine mit dieser Frau stiftete Vincenz, nachdem er schon früher eine Schwesterschaft milder Frauen ins

Leben gerufen hatte, den bekannten Verein barmherziger Jungfrauen, filles de charité, die von ihrer grauen Kleidung, die ſie wählten, gewöhnlich soeurs grises genannt werden, und deren Wirkſamkeit auch in unſerm Vaterlande, ſelbſt in proteſtantiſchen Theilen deſſelben, allgemein anerkannt iſt. Die Stiftung der barmherzigen Schweſtern fällt ins Jahr 1634. Die Glieder dieſes Ordens ſollten nicht wie die eigentlichen Nonnen durch ewige Gelübde gebunden ſein, und der Austritt ſollte ihnen jeder Zeit wieder freiſtehen. Thätige Menſchenliebe, eine allen Ekel, alle Weichlichkeit, alle Vorurtheile des Standes und der falſchen Schaam überwindende Hingebung zum Dienſte der Kranken und andrer Hülfsbedürftigen war, verbunden mit den Uebungen katholiſcher Andacht, das Grundgeſetz des Ordens. Frauen von vornehmem Stande traten bald in denſelben ein, und noch vor ſeinem Tode ſah Vincenz 28 Häuſer dieſer Genoſſenſchaft in Paris*). Ueber die Einrichtung dieſer und ähnlicher Anſtalten iſt im Jahr 1831 in Coblenz eine ſehr intereſſante anonyme Schrift erſchienen**). Wenn ſie auch mit unverkennbarer Vorliebe für die katholiſche Kirche abgefaßt iſt und ihrer Wirkung allein zuſchreibt, was Wirkung des chriſtlichen Geiſtes überhaupt iſt, ſo läßt ſich doch vieles draus lernen; manches darin verdient beſonders in unſrer Zeit beachtet zu werden, wo bereits der Gedanke: ob nicht auch ähnliche Vereine in der proteſtantiſchen Kirche und unter proteſtantiſchen Formen errichtet werden könnten und ſollten, vielfachen Anklang auch in unſrer Nähe gefunden hat***).

Wir müſſen bei dieſem Anlaß noch anderer ähnlicher Frauenverbindungen in der katholiſchen Kirche gedenken. Dahin gehören beſonders die Urſulinerinen und die Viſitantinen.

Angela von Brescia†), in einem Dorfe (Dezenzano) am Gardaſee in Oberitalien geboren, hatte ſich ſchon in frühen

*) Zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution zählte man ihrer 300 in Frankreich; vor der Juliusrevolution im Jahr 1830 betrug die Zahl der barmherzigen Schweſtern in Paris allein etwa 400 und in ganz Frankreich etwa 4000.

**) Die barmherzigen Schweſtern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege (von Brentano?).

***) Siehe Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz. Nov. 1836. No. 48. 50. 52. und Juli 1837. No. 27. und 28.

†) Vgl. Helyot a. a. O. Bd. 4. S. 161 ff.

Jahren einem frommen, klöſterlich ſtrengen Leben geweiht*). Da ſie ihre Eltern frühzeitig verlor, lebte ſie mit einer ältern Schweſter unter der Aufſicht eines Onkels. Beide Schweſtern beſtärkten ſich gegenſeitig im Eifer religiöſer Uebungen. Sie ſchliefen auf bloßer Erde und weckten ſich des Nachts zum Gebet; ja eines Tags entflohen ſie ſogar in die Einſamkeit, um dort als Eremitinen zu leben, ließen ſich aber endlich bewegen, ins pflegälterliche Haus wieder zurückzukehren. Nach dem Tode der ältern Schweſter verdoppelte Angela ihre Anſtrengungen und trat in den weiblichen Franziskanerorden der Clariſſerinen. Sie wallfahrtete nach den heiligen Orten, ſelbſt nach Jeruſalem, und verband ſich bereits im Jahr 1537 in einem Alter von 26 Jahren mit einigen ihrer Freundinen zu einem religiöſen Frauenvereine, der ſich keineswegs klöſterlich von der Welt abſondern, ſondern vielmehr mit dem Geiſte chriſtlicher Liebe der Betrübten und Verlaſſenen ſich annehmen ſollte. Der heiligen Urſula und ihren 1100 Jungfrauen ſollte der Orden geweiht ſein, der denn auch wirklich vier Jahre nach der Stifterin Tode von Papſt Paul III. im Jahr 1544 beſtätigt wurde. Ein ausgezeichneter Prälat der katholiſchen Kirche, Karl Borromeo von Mailand, wirkte ihnen auch unter den folgenden Päpſten noch manche Vergünſtigungen aus. Beſonders war es die weibliche Erziehung, welche in der Folge den Urſulinerinen mit einem faſt unbegrenzten Zutrauen übertragen wurde, namentlich in Frankreich, wo ſie zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts ſich feſtſetzten; ſo daß die Penſionate dieſer frommen Schweſtern am Ende die häusliche Erziehung des weiblichen Geſchlechts faſt ganz verdrängten, was damals vielleicht ein Vortheil war, ſpäter auch manche Nachtheile mit ſich führte.

Wenn Carlo Borromeo den Orden der Urſulinerinen durch ſein Anſehn hob, ſo war es ein ihm gleichgeſinnter, nicht minder ausgezeichneter Mann der katholiſchen Kirche, der fromme Biſchof von Genf, Franz von Sales, welcher den Orden der Viſitantinen ſtiftete. Auf das Leben und die Anſichten dieſes

---

**) Sie hat viel Aehnliches mit der heiligen Thereſia aus Kaſtilien, der Reformatorin des weiblichen Karmelitenordens, über welche gleichfalls Helyot Bd. I. S. 350—374. und Schröckhs Kirchengeſchichte III. S. 474 ff. nachzuleſen ſind.

Mannes (ſo wie auch des Carlo Borromeo) werden wir in der folgenden Stunde zurückkommen. Hier bemerken wir nur, daß Franz von Sales in Verbindung mit einer frommen Katholikin, der Baroneſſe von Chantal auf den Trinitatisſonntag des Jahres 1610 einen Frauenorden ſtiftete zu Ehren der Heimſuchung unſrer lieben Frauen (Orden der Viſitation). Der Orden entſprach ſeinem Namen allerdings. Wie Maria mit dem heiligen Chriſtkind unter dem Herzen über das Gebirge wandelte, die befreundete Eliſabeth heimzuſuchen, ſo ſcheuten auch die frommen Frauen dieſes Ordens kein Hinderniß, um nächſt der leiblichen Erquickung den Troſt der Religion den Kranken zu bringen, und ſie, den Heiland im Herzen tragend, heimzuſuchen in den Thälern und Klüften des Elendes.

Wenn nun jeder unbefangene Proteſtant den meiſten der genannten Orden die Gerechtigkeit muß widerfahren laſſen, daß ſie bei allem mönchiſchen Zuſchnitt, der ihnen anklebte, doch eine löbliche, wahrhaft chriſtliche Tendenz verfolgten, ſo höre ich dagegen den Einwand, daß das Gute aller dieſer Orden zuſammen doch wieder verſchwinde gegen das Unheil, das ein andrer Orden angerichtet, der ſich zwar auch mit einem ſchönen Namen ſchmückte, der aber unter dieſem Namen das Verbrechen beſchönigte und die katholiſche Kirche der neuern Zeit faſt noch in ärgern Mißkredit brachte, als der, in welche die Bettelmönche die alte Kirche zur Zeit der Reformation gebracht hatten. Um ſo mehr wird es nöthig ſein, nunmehr dieſem Orden unſre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, deſſen Geſchichte ich abſichtlich bis dahin verſchoben habe, um ihn gleichſam als den Schlußſtein des Gebäudes in der Geſchichte der neuen Orden erſcheinen zu laſſen.

Der Jeſuitenorden, von deſſen Exiſtenz wir ſchon in den bisherigen Vorträgen die deutlichſten Spuren gefunden und den wir im Verlauf derſelben ſchon öfter genannt haben, führt ſeinen Urſprung bekanntlich zurück auf Ignaz Loyola.

Don Inigo Lopez de Recalde war der jüngſte Sohn aus dem Hauſe Loyola. Er wurde geboren 1491 auf dem Schloſſe Loyola in der Landſchaft Guipuscoa in Spanien. Das Haus Loyola gehörte zu den beſten Geſchlechtern des Landes. Ignaz ſelbſt war am Hofe Ferdinands des Katholiſchen in den Sitten

des Ritterthums erzogen worden, weltlicher Gesinnung hingegeben, wie andere seines Standes, dabei aber empfänglich für die religiösen Eindrücke der Zeit. Bei der Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahr 1521 wurde er schwer verwundet. Auf seinem Krankenlager las er neben den Ritterromanen, die seiner Phantasie zusagten, auch Heiligengeschichten, wie sie die Kirche den Gläubigen zu frommer Nachachtung in zahlreichen Beispielen darbietet. Die Thaten des heiligen Franziskus von Assisi und des heiligen Dominicus, der beiden Stifter der berühmtesten Bettelorden, machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und er beschloß mit ritterlichem Muthe in die Fußtapfen dieser Glaubenshelden zu treten. Der Uebergang vom Ritterthum zum Mönchsthum war in der Seele des Ignatius kein so großer Sprung, als er denen scheinen möchte, die mehr an die äußere Form dieser mittelalterlichen Institute, als an ihren tiefern Grund sich halten. Beide Erscheinungen des Mittelalters, das Mönchs- und das Ritterthum, hatten bei all dem Gegensätzlichen, das sie trennt, auch wieder viel gemeinsame Berührungspunkte; und das Phantastische, das in ihnen lag, fand in dem durch Krankheit und Leiden gedemüthigten Büßer einen eben so fruchtbaren Boden, als in dem lebenslustigen Weltmann. Genug, Ignatius that den entscheidenden Schritt, von dem nachher eine so große und erfolgreiche geschichtliche Thatsache abhing, er widmete sich dem religiösen Leben. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten, hing Wehr und Waffen auf vor dem Bilde der Himmelskönigin und vertauschte die kriegerische Rüstung mit dem rauhen Gewand eines Eremiten. In diesem Aufzug unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem, nachdem er sich zuvor den härtesten Kasteiungen in dem wild abgelegenen Kloster Manresa (Monserrat) ausgesetzt und einer Generalbeichte sich unterzogen hatte.

Es ist merkwürdig, wie in dem Leben solcher Männer, deren Bahnen weit auseinander gehn, ja die man als die entschiedensten Gegner aufzustellen gewohnt ist, sich dennoch manches wieder berührt, das auf gleichartige Anlagen und Stimmungen hindeutet. Unwillkürlich erinnern — wie ein neuerer Historiker so trefflich bemerkt*) —

*) Ranke in seiner Geschichte der Päpste I. S. 182.

die Bußkämpfe, denen Ignatius im Kloſter Montſerrat ausgeſetzt war, an ähnliche, welche Luther wenige Jahre zuvor in Erfurt beſtand. Aber das Ergebniß dieſer Kämpfe war ein verſchiedenes. Luther wurde hingeführt zum Quell der Wahrheit in der heiligen Schrift; Loyola hingegen ſuchte die Offenbarungen Gottes in außerordentlichen Viſionen und gerieth immer tiefer in die Labyrinthe menſchlicher Phantaſien und ſelbſtgerechter Mönchsheiligkeit. Luthers Kämpfe führten ihn endlich zur Trennung von der römiſchen Kirche; Loyola ward dadurch zu ihrem Werkzeug abgehärtet. Was bei jenem die Bande ſprengten, die ihn an den päpſtlichen Stuhl feſſelten, das ſchlang bei dieſem das Band nur um ſo viel enger und machte es unauflöslich. — Loyola mußte indeſſen noch manche Proben des Gehorſams und der Demuth beſtehen, ehe er zum Ordensſtifter reif war. In Jeruſalem fand er keineswegs die Aufnahme, die er gehofft hatte. Abgeſchreckt, wandte er ſich wieder dem ſpaniſchen Vaterlande zu und langte im Jahr 1524 in Barcellona an. Aber auch da traten ſeinem Streben Hinderniſſe in den Weg. Er gerieth ſogar in Verdacht, mit den dortigen Illuminaten (Allumbrados) in Verbindung zu ſtehen. Auch dieß darf uns nicht zu ſehr auffallen. In der That mußte die katholiſche Kirche von ihrem Standpunkt der Stabilität aus alles Außergewöhnliche, alles was auf einen höhern Grad von Heiligkeit oder Erleuchtung Anſpruch machte, mit mißtrauiſchen Augen betrachten. War ja doch ſchon der ältere Franziskanerorden eben ſo ſehr ein Heerd der Unruhen geworden*), als er auf der andern Seite eine Stütze der päpſtlichen Macht war; und aus dem Orden der Auguſtiner war ja derſelbe Mann, der erſt ein Heiliger der Kirche zu werden Miene machte, ihr größter Gegner geworden! Es kam bei ſolchen Erſcheinungen alles drauf an, die erregte geiſtige Kraft entweder als einen mächtigen Hebel zu benützen oder zeitig ſie zu unterdrücken. Als das letztere bei Ignatius vergeblich verſucht ward, trat das erſtere mit um ſo glänzenderm Erfolge ein. Gleich jenem Franz von Aſſiſi, den er ſich zum Vorbild gewählt hatte, unterwarf ſich Loyola allen Demüthigungen, welche die Obern der Kirche ihm auferlegten, und ward ſo ein lebendiges Beiſpiel

*) Eben ſo der Orden der Capuziner zur Zeit des Occhino; ſiehe die vorige Vorleſung.

des unbedingten Gehorsams, den er selber nachmals von den Seinen forderte. Man nöthigte ihn in Alcala und Salamanca noch vier Jahre Theologie zu studieren, ehe er, der unter Waffen und weltlichen Vergnügungen aufgewachsen war, das Lehramt zu üben sich unterwinde. Als es ihm aber auch hiezu an Vorkenntnissen fehlte, so ließ er sich gefallen, in Barcellona und später in Paris in dem Collegium Montaigu unter den Schulknaben zu sitzen und der Schulzucht sich zu unterwerfen. Für den in lauter himmlischen Entzückungen schwelgenden Schwärmer gab es keine härtere Zumuthung, aber auch keine heilsamere Ableitung, als mit den trocknen Elementen der Grammatik und Logik sich zu beschäftigen. Diese Kost mundete dem verwöhnten Gaumen nicht; aber nichts destoweniger unterzog sich Loyola der sauern Pflicht. Schon jetzt war das Mittel des Zweckes wegen willkommen. Mitten unter diesen trocknen Studien faßte Loyola bereits den Plan zur Stiftung einer frommen Gesellschaft. Im Jahr 1534 erhielt er die Magisterwürde, und um diese Zeit schloß er mit seinen beiden Stubengenossen im Collegium St. Barbara (zu Paris), Peter le Fèvre aus Savoyen und Franz Xaver, einem Edelmann aus Navarra, einen auf Gemeinschaft religiöser Uebungen abzielenden Freundschaftsbund. Bald schlossen sich diesem Bunde noch zwei andere junge Spanier an, Jacob Lainez und Alphons Salmeron, wozu dann noch zwei fernere Genossen sich gesellten. In der Kirche Montmartre legten die jungen Männer ein Gelübde ab, der Welt und ihren Gütern zu entsagen und eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Sie wollten dort ihr Leben der Pflege frommer Pilger oder der Bekehrung der Saracenen widmen, wo aber dieß nicht gelänge, dem heiligen Vater ihre Bemühungen anbieten und ohne Lohn und Bedingung an jeden Ort sich verfügen, wohin er sie zu senden für gut finden würde; worauf jeder das Sacrament empfing zur Bekräftigung des Gelobten. In Venedig fanden sich die Verbündeten im Jahr 1537 zusammen, um die Wallfahrt anzutreten, und nahmen hier die priesterlichen Weihen. Bald aber mußte der Plan mit Jerusalem aufgegeben werden, und um so entschiedener trat nun eben die Aufgabe hervor, die sie erst in die zweite Linie gestellt hatten, dem Papst als unbedingte Werkzeuge sich anzubieten, über die er in jeder Lage und

auf alle Weiſe verfügen könne. Wunderliche Verkettung der Begebenheiten! Grade zu der Zeit, als die Völker angefangen hatten, ſich loszuwinden aus den Banden des geiſtlichen Gehorſams, in welchen Rom Jahrhunderte ſie gefangen gehalten hatte, traf wider alle Erwartung dieſes Anerbieten ein. Wie hätte der Papſt nicht Gebrauch davon machen ſollen! Und doch geſchah es erſt nach reiflicher Ueberlegung; denn erſt im Jahr 1540 ertheilte Papſt-Paul III. dem Orden ſeine Beſtätigung.

Geſellſchaft Jeſu wurde der Orden ſcheinbar anſpruchslos genannt (denn Ignatius ſoll dieſen Namen gewählt haben, um den ſeinigen darin untergehen zu laſſen); und doch wieder verſteckte ſich dahinter die feine Anmaßung, in einem höhern Sinne Chriſto anzugehören, als die übrige Chriſtenheit und in der großen Geſellſchaft Jeſu eine eigene engere Gemeinde zu bilden*)!

Wenn es an ſich ſchon eine auffallende Erſcheinung iſt, daß das Mönchthum, welches urſprünglich die Beſtimmung hatte, fromm geſtimmte Gemüther aller Berührung mit der Welt zu entziehn, allmälig wieder in die Welt zurückkehrte und am Ende recht eigentlich für das Salz der Erde ſich ausgab, das alle Verhältniſſe läutern und durchdringen ſollte; wenn dieſe veränderte Geſtalt des Mönchthums ſchon an den ſogenannten Bettelorden ſichtbar geworden war, ſo zeigte ſich dieß noch in einem viel auffallendern Grade bei den Jeſuiten, welche ſich recht eigentlich die Verweltlichung des Geiſtlichen angelegen ſein ließen, um aber auf dieſem Wege um ſo ſichrer das Weltliche wieder in die geiſtliche Herrſchaft zurückzuführen. Weit entfernt alſo, durch eine düſtere Mönchsmoral die Menſchen abzuſtoßen, glätteten ſie die Falten derſelben zierlich aus, ſtreuten Blumen auf die Dornenbahn der Tugend, löſten die traurigen Bußpſalmen der alten Kirche auf in ſüße, ſchmelzende Melodien, ſchmückten Kirchen und Altäre nach weltlicher Mode aus und überzogen die harten Betſchemel mit weichem Sammt, damit die Kniee der Könige und der Vornehmen ſich ja nicht dran ſtoßen ſollten. Dabei mußte doch wieder ein gewiſſer Schein der Strenge

*) Die Proteſtanten ermangelten auch nicht durch einen freilich etwas ungeſalzenen Witz den Namen Jeſuiter in Jeſuwider zu verwandeln als Seitenſtück zu dem Antichriſt, dem Papſt.

und der Andacht bewahrt und unter dem süßlichen Beigeschmack dennoch die bittere Arznei der Buße gereicht werden. Dieses seltsame Gemisch von Weltlichem und Geistlichem, von Weichlichkeit und Strenge, von Mittelalterlichem und Modernem, von Geistesfreiheit und Geisteszwang, von Demuth und Anmaßung, von mönchischer Einfalt und diplomatischer Schlauheit bildet das Charakteristische des Jesuitismus, der auch seiner zeitlichen Erscheinung nach den Uebergang macht aus der mittelalterlichen in die neue Welt. Dieses Gemisch ist aber keineswegs ein zufälliges Zusammenfinden der verschiedenartigsten Elemente; alles ist bedingt durch einen höhern Zweck, und dieser Zweck ist kein andrer, als unbedingte Unterwerfung der Einzelnen unter die Macht der Kirche, oder vielmehr unter die Macht des Ordens. Dieses consequente Festhalten und Verfolgen des einmal gesetzten Zweckes, dieses umsichtige Anwenden aller Mittel, die zum Zwecke führen (oft mit Hintansetzung aller Gewissensscrupeln) ist ein ferneres Merkmal des Jesuitismus, das uns jene scheinbare Milde und Schmiegsamkeit begreiflich macht*). Man erweiterte die Schlinge, damit die Verirrten eher eingingen, und es blieb dann immer noch derselben Hand vorbehalten, sie wieder enger zusammenzuziehn, sobald die Noth es zu erfordern schien. Dieser Schein von Liberalität, womit sich der Jesuitismus umgab, zeigt sich auch unverkennbar in den Erziehungsgrundsätzen des Ordens. Während der unbedingteste militärische Gehorsam die Grundlage derselben bildet, so daß alles bis aufs Einzelnste in abgemessenen Vorschriften bestimmt wird, so sucht dagegen der Jesuitismus innerhalb dieses Kreises der Individualität des Einzelnen den möglichst freien Spielraum zu gestatten. Die Einförmigkeit und Eintönigkeit der frühern Klostererziehung wird hier mit den feinsten Elementen einer höfischen und weltmännischen Bildung verflochten; denn die Jesuiten wollen ja nicht Mönche fürs Kloster, sie wollen Staatsmänner, Gelehrte, Aerzte, Künstler, Schöngeister, jeden

*) So heißt es unter anderm in den Constitutionen der Jesuiten: „Mit Fasten, Wachen und Kasteien soll man weder seinen Körper schwächen, noch dem Dienst des Nächsten zu viel Zeit entziehen." — Auch in der Arbeit wird Maaß zu halten empfohlen. „Man soll das muthige Roß nicht allein spornen, sondern auch zähmen; man soll sich nicht mit so viel Waffen beschweren, daß man dieselben nicht anwenden könne." (Siehe Ranke a. a. O. I. S. 223.)

auf *seine* Weiſe erziehen, damit er ihnen auch auf *seine* Weiſe nützlich werde. Dieſes ſcheinbare Gewährenlaſſen der perſönlichen Freiheit, dieſes kluge Individualiſiren der verſchiednen Charaktere, das ohne eine ſcharfe Menſchenkenntniß gar nicht denkbar iſt, machte es den Jeſuiten möglich, die fähigſten Köpfe in ihr Intereſſe zu ziehen und für jeden Poſten, der auf ihren Bollwerken zu beſetzen war, einen tüchtigen Wächter und Streiter zu erhalten. Konnte man daher ſich bei einer Perſon nur verſichern, daß ſie alles nach den Zwecken des Ordens thun und unternehmen würde, ſo gab man es auf, ängſtlich ihre Schritte zu leiten, ſondern überließ ihr gerne einen Schein von Selbſtſtändigkeit, damit durch dieſen Schein der Eitelkeit des Handelnden geſchmeichelt und zugleich ſein Eifer verdoppelt würde. Aber man verlor einen ſolchen doch nie aus den Augen, und bei jedem möglichen Mißbrauch, den der Einzelne von dieſer Freiheit machen konnte, war auch ſchon dafür geſorgt, ihm die weitere Bahn ſeines Wirkens abzuſchneiden. Die Jeſuiten machten es ungefähr mit ihren Lehrlingen, wie die Knaben mit den Hirſchſchrötern. Sie ſperrten ſie nicht immer und ewig in die dumpfe Schachtel einer Kloſterzelle ein, ſie ließen ſie willig die Flügel entfalten am warmen Sonnenſtrahl und gaben dem Faden, an dem ſie das aufſtrebende Inſect hielten, die möglichſte Länge; aber immer hielten ſie doch den Faden in der Hand, und wenn nicht die Scheere einer fremden Gewalt den Faden durchſchnitt, ſo blieb der kühne Segler der Lüfte bei all dem Flattern ſeiner Schwingen — ein armſeliger Gefangener.

Man hat den Jeſuiten häufig nachgerühmt, daß ſie die Wiſſenſchaften befördert haben, und es iſt wahr bis auf einen gewiſſen Punkt; aber ſo gut, als die Religion zum Mittel herabgewürdigt wurde, zur Erreichung der hierarchiſchen Zwecke, ſo auch die Wiſſenſchaft. Jeder weiß aber von ſelbſt, wie es um den Geiſt und die innere Kraft und Würde der Wiſſenſchaft ſteht, wenn dieſe nicht Zweck, ſondern bloßes Mittel iſt. Schon das giebt uns einen Begriff von der jeſuitiſchen Wiſſenſchaftlichkeit, daß ein weltliches Mitglied des Ordens, im Fall es noch nicht leſen und ſchreiben konnte, es nicht lernen *durfte* ohne Bewilligung des Ordens. Natürlich — denn ſo gut die Wiſſenſchaft und Gewandtheit des Geiſtes an dem einen Orte den Zwecken des

Ordens förderlich war, eben ſo gute Dienſte konnte an einem andern Orte die Ignoranz leiſten. Für beides waren Pflanzſchulen nöthig; unter beiderlei Klaſſen von Menſchen mußte ein Vorrath von Kräften zu beliebiger Verfügung vorhanden ſein. Dieſes Erſticken aller individuellen Freiheit iſt eine der größten Gewaltthaten des Ordens. Der freie Wille des Einzelnen war gänzlich verkauft an den Willen einer Geſammtheit, deren künſtliches Gefüge der Einrichtung einer großen Maſchine glich, deren Räder alle ineinander greifen*), ohne daß eines den Zweck ſeiner eigenen Thätigkeit, geſchweige die des andern genau kennt, und deren Organismus bloß dem Lenker der Maſchine bekannt iſt. So war auch das Gewiſſen des Einzelnen nicht mehr ſein Gewiſſen. Was er im Auftrag des Ordens that, das war gerecht, wenn es hundertmal das größte Verbrechen ſchien; jedes Mittel war erlaubt, das zum Zweck führte, ja der Zweck heiligte die Mittel! Alle Familienbande, alle bürgerlichen Pflichten, alle Pflichten des gemeinen Chriſten ſind aufgehoben für den Jünger Jeſu, der keinen andern Gehorſam kennt, als den gegen ſeine Obern. Welche furchtbare Wirkungen dieſer weit verzweigte und künſtlich gegliederte Orden gebracht hat, iſt hinlänglich bekannt, und die Geſchichte der Verfolgungen hat uns ſchon früher in den Abgrund derſelben ſchauen laſſen. Ich wiederhole daher nicht die noch immer nicht ganz gehobenen Beſchuldigungen des Königsmordes**) und andere Verbrechen, die auf dem Orden laſten, und auch in die weitern Grundſätze ſeiner Theologie und Moral können wir uns hier nicht einlaſſen, da dieſelben erſt ſpäter, namentlich im Kampfe mit den Janſeniſten, ihre Entwicklung erhielten. Ich beſchränke mich dar-

*) Die Einrichtung des Ordens war folgende: Nach einem mit ſtrengen Prüfungen verbundenen Noviziat wurden die Einen Scholaſtiker, denen die Erziehung der Jugend und die Pflege der Gelehrſamkeit oblag, die Andern Coadjutoren, zu welchen verſchiedene Perſonen weltlichen und geiſtlichen Standes gehörten. Nur die Wenigſten gelangten zur Meiſterſchaft der ſogenannten Profeſſen. Aus dieſer höchſten Klaſſe wurden die Obern, die Superioren und Rectoren gewählt, deren höchſtes Oberhaupt der Ordensgeneral in Rom war, dem ein Rath der Aſſiſtenten beiſtand. Der ganze Orden theilte ſich übrigens wieder geographiſch ein in verſchiedene Provinzen, denen je ein Provincial vorgeſetzt war. Wo es der Zweck des Ordens erheiſchte, durfte auch die Ordenstracht abgelegt werden — zum Behuf einer geheimen Polizei!

**) Vgl. indeſſen Dallas (in der unten anzuführenden Schrift) S. 151 ff.

auf, nur noch kürzlich die Wirkſamkeit des Ordens zu ſchildern, die er bald nach ſeiner Stiftung nach außenhin entwickelt hat. Schwerlich hatte Loyola ſelbſt ſchon eine Ahnung von dem, was die Geſellſchaft, die er ſtiftete, leiſten würde. Er traf faſt blindlings den rechten Augenblick, der durch die Umſtände vorbereitet war. Der ganze Jeſuitismus iſt ſomit nicht als das Werk eines Einzelnen, er iſt als eine Erſcheinung der Zeit zu betrachten. In ihm ſammelte der durch die Reformation geſchwächte Katholicismus wieder ſeine Kräfte und ſchuf ſich in ihm eine neue Form.

Die Ausbreitung des Jeſuitenthums erfolgte ſehr ſchnell. In Spanien, Portugal, Italien, in den Niederlanden, Frankreich und Deutſchland, zuerſt in Baiern und in Cölln, richteten die Väter Jeſu ihre Schulen auf, wenn auch mit verſchiedenem Glück und Erfolg*). Aber auch auf ihre Niederlaſſung in den fremden Welttheilen müſſen wir noch einen Blick werfen, da dieß zugleich mit der Miſſionsgeſchichte der Zeit zuſammenhängt, von der wir einen kurzen Abriß zu geben verſprochen haben**). Schon im Jahr 1540***), in welchem der Jeſuitenorden die päpſtliche Beſtätigung erlangt hatte, reiſten zwei Schüler deſſelben, Rodriguez und Xaver nach Portugal, um von da aus ihre apoſtoliſche Thätigkeit über das Weltmeer hin auszudehnen; und wirklich ging Xaver das Jahr drauf mit dem Titel eines apoſtoliſchen Legaten und in Begleit zweier Ordensbrüder unter Segel und langte im Jahre 1542 in Goa, der Hauptſtadt des portugieſiſchen Oſtindiens, an. Schon früher hatten die Franziskaner in dieſen Gegenden das Chriſtenthum unter Heiden und Mahomedanern zu verbreiten geſucht; aber Xaver zeigte einen Eifer, der die Thätigkeit

*) Im Jahr 1556, dem Todesjahr ihres Stifters, zählte die Geſellſchaft bereits 12 Provinzen, wovon 9 in Europa, 3 außerhalb unſers Welttheils waren, 100 öffentliche Collegien, Profeß- und Novizhäuſer und an 1000 Ordensglieder.

**) Wir können dieſen Abſchnitt um ſo unbedenklicher hier mit einſchalten, als die Miſſionsthätigkeit dieſer Periode faſt einzig auf die Leiſtungen der Jeſuiten und anderer katholiſcher Orden ſich beſchränkt, während das, was von der proteſtantiſchen Kirche für die ferne Heidenwelt unternommen ward, großentheils einem ſpätern Zeitraum angehört und dort beſſer in ſeinem Zuſammenhang erzählt wird.

***) Ueber die Miſſionsthätigkeit der Jeſuiten vgl. S. Francisci Xaverii Epp. libri IV. Paris. 1631. 12. Schröckh III. S. 653 ff. und Dallas, über den Orden der Jeſuiten. Aus dem Engl. Düſſeldorf 1820. S. 47 ff. in den Anmerk.

der frühern Sendboten beschämte, und der ihm in der Folge den Namen eines Apostels der Indier und die Glorie des Heiligen verschafft hat. Zu Goa erhob sich ein Collegium, in welchem Missionszöglinge herangebildet wurden; er selbst aber bereiste das Festland und die Inseln. Mit einer Klingel in der Hand sammelte er die Schaaren um sich, und der nächste beste Baum ward ihm zur Kanzel. Den Katechismus ließ er ins Malabarische übersetzen, und bald lebten die geistlichen Lieder, die er die Knaben lehrte, als Volkslieder im Munde der Fischer*). Auch an wunderthätigen Handlungen ließ er es nicht fehlen; selbst Todte soll er auferweckt haben. So viele drängten sich zur Taufe hinzu, daß er ganze Tage bis zur Erschöpfung dem Geschäft des Täufers sich hingab. — Vom Jahr 1547 an richtete er nun auch sein Augenmerk auf Japan, das die Portugiesen erst seit kurzem entdeckt hatten. Viele Schwierigkeiten stellten sich ihm schon auf der Ueberfahrt und bei seiner ersten Landung entgegen. Aber sein Muth trotzte jeder Gefahr und sein Eifer hob ihn über jede Bedenklichkeit hinweg. Nicht nur die Sprache der Japanesen eignete er sich immer vollkommener an, sondern auch die Sitten des Landes. Schon er brachte hier den Grundsatz in Anwendung, den die Jesuiten bei allen ihren Missionen befolgten; er schloß sich an die vorhandenen Religionsformen, die äußerlich manches mit dem Katholicismus gemein hatten und sogar auf frühere Spuren des Christenthums deuteten**), sorgfältig an, unterzog sich den üblichen Fasten und suchte mit den Priestern des Buddha, den Bonzen, im besten Vernehmen zu stehn; obwohl ihm grade diese manche Schwierigkeiten in den Weg legten und seiner Lehre mit listigen Einwürfen und verfänglichen Fragen begegneten. Schon rüstete er sich zu einer weitern Reise nach China, als er auf dem Wege dahin im Jahr 1552 auf der Insel Sancian starb***).

*) Ranke II. S. 490.

**) Xaver betrachtete diese auffallenden Aehnlichkeiten als Nachäffungen des Teufels.

***) Wenn der Nachricht, welche der Uebersetzer und Commentator von Dallas giebt, zu trauen ist, so hätte Xaver „während eines zehnjährigen Aufenthaltes in Indien in einer Strecke von mehr als 3000 Stunden das Evangelium geprebigt, bei 52 größere und kleinere Staaten dem sanften Gesetz Jesu unterworfen (?), beinahe eine Million Menschen

Auch nach ſeinem Tode gaben die Jeſuiten ihren Plan auf dieſes merkwürdige Land nicht auf, und auch in Oſtindien dauerte die katholiſche Miſſion fort. So trat in Madaura zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Pater Nobili in die Fußtapfen Xavers. War bisher das Chriſtenthum nur als die Religion der verachteten Pariaskaſte betrachtet worden, ſo führte Nobili es bei den Vornehmen ein. Auch er bequemte ſich an Tracht und Sitten der Braminen, und Papſt Gregor XV. billigte dieſes kluge Verfahren. Auch Hieronymus Xaver, der Neffe des verſtorbenen Franz, ſuchte den Kaiſer Akbar günſtig für die Chriſten zu ſtimmen. Im Jahr 1599 ward zu Lahore das Weihnachtfeſt aufs Feierlichſte begangen; die Krippe mit dem Jeſuskinde war zwanzig Tage lang ausgeſtellt; zahlreiche Katechumenen zogen mit Palmen in den Händen in die Kirche und empfingen die Taufe. Der Kaiſer las mit vielem Wohlgefallen eine perſiſch verfaßte Lebensbeſchreibung Jeſu, auch ließ er ſich ein Muttergottesbild, nach dem Muſter der Madonna del Popolo in Rom entworfen, in den Palaſt bringen, und zeigte es ſeinen Frauen. Drei Prinzen aus königlichem Geblüt empfingen im Jahr 1610 die Taufe. Auf weißen Elephanten ritten ſie nach der Kirche, wo Pater Hieronymus ſie mit Pauken und Trompetenſchall empfing*).

In China war es der Jeſuit Ricci, der zuerſt die Bahn brach. Im Geleite der mathematiſchen Wiſſenſchaften, die bei den Chineſen in hohem Anſehn ſtanden und auch von den Jeſuiten mit Erfolg betrieben wurden, ſollte die chriſtliche Lehre — ſo hoffte er — den leichteſten Eingang finden; die Anbequemung an die Religion des Confutſius und die Tracht der Mandarinen ſollte dabei nachhelfen. Auch den Weg der Geſchenke verſchmähte er nicht. Eine künſtliche Schlaguhr verſchaffte ihm Zutritt an den Hof von Peking, und die Verfertigung von Landkarten für den Kaiſer gab ihm Anlaß, die Zwiſchenräume der Karte mit chriſtlichen Symbolen und Sprüchen auszufüllen. Auch hierin bewies

mit eigner Hand getauft und die Grenzen des Chriſtenthums bis an die äußerſten Endpunkte des ſüdlichen und öſtlichen Aſiens erweitert." Dallas a. a. O. S. 87. Manches Intereſſante über ihn findet ſich auch in Sailers Briefen aus allen Jahrhunderten 5. Sammlung S. 23 ff. (Briefauszüge).

*) Ranke II. S. 491 — 493.

er die Gewandtheit des Ordens, und zwar auf eine lobenswerthe Weise. „Er fing mit Mathematik an und hörte auf mit Religion*).“ Ricci starb im Jahr 1610. In demselben Jahr trat eine Mondfinsterniß ein. Die Jesuiten hatten dieselbe richtiger prophezeit, als die Mathematiker des himmlischen Reichs, und auch dieser Sieg in der Wissenschaft war ihnen ein günstiger Vorbote ihres Sieges in der Religion. Schon Ricci hatte mehrere Anhänger gewonnen; aber 1611 ward die erste christliche Kirche in Nanking eingeweiht, und im Jahr 1616 sah man dergleichen schon in fünf Provinzen des Reichs. In Ricci's Fußtapfen trat mit dem Jahr 1624 der Jesuit Adam Schall, der gleichfalls als Astronom und Mathematiker sich bewährte. Indem wir die weitern Schicksale der Mission in China der Betrachtung eines spätern Zeitraums überlassen müssen, wenden wir uns wieder nach Japan, dem Lande, in welchem Xaver das Meiste gewirkt hatte. Schon im Jahr 1562 fanden sich an 132 Jesuiten in den verschiedenen Staaten des japanischen Reichs, und im Jahr 1579 zählte man daselbst 300,000 Christen**). Aber seit dem Jahr 1587 brachen in Folge der innern Parteiungen und unter dem Einflusse europäischer Politik Verfolgungen über die Gemeinde aus und viele der Neubekehrten litten mit ihren geistlichen Vätern den Märtyrertod. Kein Alter, kein Geschlecht ward verschont. Mehr als 20,000 Christen sollen (nach Pufendorfs Angabe)***) in dem einzigen Jahr 1590 theils enthauptet, theils ans Kreuz geschlagen, theils verbrannt worden sein. Nach dem Jahr 1638 gab es keinen einzigen Christen mehr im ganzen japanischen Gebiet†).

Auch in Abyssinien (Habesch) drangen mit Anfang des 17. Jahrhunderts die Jesuiten mit Hülfe der Portugiesen ein, wurden aber auch hier in Folge der innern Zerrüttungen und eines blutigen Empörungskrieges im Jahr 1634 verdrängt††). Daß endlich in

*) Ranke II. 494.

**) Siehe die Anmerkung zu Dallas S. 92. und Ranke a. a. O. S. 496.

***) Bei Dallas a. a. O. S. 96., wo sich auch manche einzelne Züge der gräßlichen Verfolgung aufgezeichnet finden.

†) Dallas S. 119.

††) Vgl. des Missionars Gobat Nachrichten über Abyssinien im Basler Miss.-Mag. Jahrg. 1834. 1. Quartal.

dem neuentdeckten und eroberten Welttheile schon früher das Christenthum durch die roheste Gewalt verbreitet worden war, ist bekannt, und hier gereicht es den Jesuiten zum unbestreitbaren Verdienst, die Erlösung der Eingeborenen vom Joche ihrer spanischen Bedrücker bewirkt und die Gesittung der Amerikaner auf einem mildern Wege, auf dem der klugen Leitung und des väterlichen Wohlwollens herbeigeführt zu haben. Die im Jahr 1610 gegründete christliche Republik von Paraguay*) gab zwar bekanntlich in der Folge vielen Anlaß zu Beschwerden und trug zum nachherigen Sturz des Ordens nicht wenig bei; wenn aber auch manches sich eingeschlichen haben mochte, was Tadel und Strafe verdiente, so darf doch eine unparteiische Geschichte das viele Gute nicht verkennen, das unter ihrer Regierung geleistet worden**).

Und so hätten wir denn den Riesenschritten, womit dieser mächtige Orden sich verbreitete, mit flüchtigen Blicken über die Fluthen des Weltmeers nachgeschaut. Manche einzelne, wahrhaft rührende und erbauliche Züge ließen sich noch aus der jesuitischen Missionsgeschichte herausheben, wenn die Zeit nicht drängte. Nur noch ein Wort zum Schluß, in Beziehung auf den Orden selbst.

Der Name eines Jesuiten ist bei vielen unsrer Glaubensgenossen so verschrieen, wie der Name eines Pharisäers***); und doch hatten ja auch die Pharisäer ihren Gamaliel, und so die Jesuiten manchen tüchtigen Arbeiter im Weinberge des Herrn. — Der Geist des Ordens (das hat sich uns unzweideutig aus dem Bisherigen ergeben) läßt sich auf keinen Fall von einem rein sittlichen, geschweige denn von dem christlichen Standpunkte aus rechtfertigen, und schwerlich wird ein protestantisches Gewissen mit den Grundsätzen der jesuitischen Moral sich befreunden können. Aber wie oft sind die Menschen besser, als ihre Grundsätze! wie oft werden auch umgekehrt die Vergehungen Einzelner einer ganzen Gesellschaft aufgebürdet! Mehrere ältere und neuere Darstellungen

*) Die beiden Jesuiten Cataldino und Mazeta waren die Gründer. Vgl. Schröckh a. a. O. S. 685. Die weitere Organisirung des Staates fällt jedoch in eine spätere Zeit.

**) Siehe die Stelle aus Robertson bei Dallas S. 13 ff. und die Anmerkungen zu Dallas selbst S. 448 ff.

***) Viele sehen, wie der fromme Bischof Seiler sagte, in jedem Jesuiten „den Teufel mit oder ohne Ziegenbocksfüße.“

der Jeſuitengeſchichte ſind einſeitig und leidenſchaftlich; doch haben auch Proteſtanten die Vertheidigung der Geſchmähten übernommen. So ſagt Johann von Müller*): „Der erſte Plan des Jeſuiterordens war einfach, ſalbungsvoll, unſchuldig;“ „die Geſellſchaft verdient den großen Anſtalten der Geſetzgeber des Alterthums verglichen zu werden, und ſeit Pythagoras iſt in der Geſchichte kein ähnliches Inſtitut, welches zugleich wilden und halb und ſehr verfeinerten Völkern mit großem Erfolg Geſetze gegeben hätte.“ Auch Robertſon lobt die Verdienſte der Jeſuiten um die Völker von Amerika, und in neuern Zeiten hat ein andrer Engländer, Dallas, ſogar eine förmliche Schutzſchrift für ſie verfaßt. Ueber die größere oder geringere Richtigkeit dieſer Urtheile wage ich nicht zu entſcheiden. Oft ruft ein Extrem dem andern. Uebrigens ſteht uns auch über den Orden ſelbſt um ſo weniger jetzt ſchon ein volles Urtheil zu, als wir ihre Geſchichte nur bis auf einen Zeitpunkt verfolgen konnten, von dem an ſie noch viel Wichtiges thaten und litten. Nur Eins bleibt für dießmal zu wünſchen übrig, daß der ſo oft mißbrauchte Wahlſpruch der Geſellſchaft „Alles zur Ehre Gottes“ um ſo reiner von allen denen beherzigt werde, die in einem freiern und umfaſſendern Sinne, als ſie, nach dem Namen Jeſu ſich nennen.

Einundzwanzigſte Vorleſung.

Das Papſtthum und die Päpſte nach der Reformation. Paul IV. Pius IV. und V. Gregor XIII. Sixtus V. Carlo Borromeo und die katholiſche Schweiz. Franz von Sales und die katholiſche Myſtik. Fra Paolo Sarpi. Michael Bajus.

Es iſt gewiß keiner der geringſten Vorzüge des ächten Proteſtantismus, daß er mit hiſtoriſcher Unbefangenheit auch die Erſcheinungen auf dem Gebiete andrer Religionsparteien zu würdigen ſich

*) Allgemeine Geſchichte Band III. S. 24—26.

vorsetzt. Nicht als ob diese Unparteilichkeit ursprünglich zu seinen Vorzügen gehört hätte! Wie wäre dieß auch möglich gewesen zur Zeit des Kampfes und der Aufregung? — Aber darin zeigt sich das Princip des Protestantismus als ein großes und edles, daß es in seiner weitern Entwicklung auch diese Stufe zu erreichen vermochte, und daß, wo es sie noch nicht erreicht hat, es wenigstens darnach strebt. Diesem Princip gemäß haben wir bereits in der vorigen Stunde in Beziehung auf die neu gegründeten Orden der Barmherzigkeit und der Wohlthätigkeit dem Katholicismus alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und haben auch zugestanden, daß die Jesuiten häufig ungerecht beurtheilt worden sind. Was nun dieses Unrecht betrifft, so widerfuhr ihnen dasselbe ebensowohl von den eignen Glaubensgenossen, als von den Protestanten, und im Gegentheil sind es eine Menge Stimmen von den letztern, auf welche gerade die Jesuitenfreunde als auf unparteiische Richter sich berufen. — Auf diesen Umstand, daß protestantische Schriftsteller die Jesuiten als förmliche Anwalde derselben vertheidigt haben, möchte ich indessen keinen zu großen Werth legen; denn wer zu viel beweist, beweist in der Regel nichts. Zwischen einer leidenschaftlichen, alles verdammenden Beurtheilung und zwischen einer affectirten Lobrede ist noch eine weite Mitte. Aber das wäre wohl im Interesse der ächten Geschichtforschung zu wünschen, daß das immerhin merkwürdige Institut des Jesuitismus einen solchen Bearbeiter fände, der gleich weit entfernt von Haß, wie von Gunst, das Eigenthümliche des Ordens heraushöbe und sein Verhältniß zum großen Geschichtsganzen auf eine geistreiche Weise klar machte.

Daß dieß der jetzigen protestantischen Wissenschaft nichts Unmögliches sei, mag uns die Art beweisen, mit der in neuerer Zeit von Seite der Protestanten das Papstthum beurtheilt und dargestellt worden ist. Nicht nur sind bekanntlich mehrere der größten Päpste des Mittelalters, wie Gregor VII. und Innocenz III., mit einer fast nur zu großen Vorliebe von protestantischen Schriftstellern gezeichnet worden*), sondern auch die neuere Papstgeschichte seit der Reformation, mit der wir uns eben jetzt werden zu be-

*) Voigts Hildebrand und Hurters Innocenz III. Vgl. dagegen den (katholischen) Biographen des heiligen Bernhards, Ellendorf.

ſchäftigen haben, hat ſich in neuerer Zeit einer gediegenen und umſichtigen Bearbeitung von proteſtantiſcher Seite zu erfreuen gehabt. Das Werk von Leopold Ranke: „Fürſten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert," deſſen 2. Band den beſondern Titel führt: „Die römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (Berlin 1834. 3 Bde.) verdient in dieſer Hinſicht der Aufmerkſamkeit jedes gebildeten Freundes der Geſchichte empfohlen zu werden, und da wir es hier mehr nur mit einer Geſchichte des Papſtthums im Ganzen zu thun haben und nur wenige Perſönlichkeiten werden berückſichtigen können, ſo ergreife ich eben dieſen Anlaß, auf dieſes vorzügliche Werk alle die, welche mit dem Gegenſtand genauer ſich bekannt machen wollen, hinzuweiſen, auf ein Werk, das durch die Gründlichkeit ſeiner Forſchung, durch die würdevolle Haltung und den ruhigen Ernſt der Darſtellung, ſowie durch die große Feinheit des Urtheils ſich ein Recht erworben hat, den klaſſiſchen Schriften unſrer Litteratur beigezählt zu werden.

Ich habe ſchon in der vorigen Stunde angedeutet, daß das Papſtthum ſeit der Reformation ein ganz anderes Bild gewährt, als das frühere. Nachdem ein großer Theil des Abendlandes von der alten katholiſchen Kirche ſich losgeriſſen hatte, ging auch die welthiſtoriſche Bedeutung des Papſtes unter. Er iſt nicht mehr das Oberhaupt der geſammten abendländiſchen Chriſtenheit, ſondern nur eines allerdings noch bedeutenden, aber geographiſch zerſtückelten Theiles derſelben. Als ſouveräne Fürſten des Kirchenſtaates dagegen treten die Päpſte zugleich mit auf in dem bereits beginnenden Kampfe um das europäiſche Gleichgewicht, und da zieht denn noch immer ihre geiſtliche Würde bedeutend genug, um das zu ergänzen, was an Ausdehnung des Länderbeſitzes ihnen abgeht. Die Stellung, welche die Päpſte des 16. und 17. Jahrhunderts zu den europäiſchen Mächten beider Confeſſionen, und zu den italieniſchen Großen insbeſondere einnahmen, die Anſtrengungen, die ſie machten zur Hebung des Kirchenſtaates in polizeilicher und finanzieller Hinſicht, ſind lauter Gegenſtände, die mehr der politiſchen, als der Kirchengeſchichte angehören und die wir deßhalb bei Seite laſſen. Nur in wiefern auch in dieſer Zeit vom Papſtthum aus eine geiſtig-ſittliche Wirkung auf die Kirche geübt

worden iſt, gehört es mit in den Kreis unſerer Darſtellung. Statt alſo die ſämmtlichen Päpſte in ununterbrochener Reihe zu betrachten, werden wir uns erlauben, nur einzelne merkwürdige Charaktere derſelben herauszuheben, an denen wir irgend eine reformatoriſche oder eine entgegenwirkende Tendenz bemerken. Ein ſolcher Charakter begegnet uns nun gleich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Perſon Pauls IV., des ſchon früher genannten Caraffa, der den Orden der Theatiner geſtiftet hatte. Nachdem vor ihm Julius III. ein üppiges, weltliches Leben geführt, Marcell II. aber zu kurz regiert hatte, um die Wünſche der ſtrengern religiöſen Partei zu befriedigen, gelangte Caraffa als ein beinahe achtzigjähriger Greis auf den päpſtlichen Stuhl; aber noch hatten ſeine tief liegenden Augen das Feuer der Jugend nicht verloren; er war groß und hager, abgehärtet durch viele Entſagungen, ſtreng und gebieteriſch. Sein ganzes Streben ging darauf aus, die alte Glaubensſtrenge wieder aufzurichten, was er durch Herſtellung der Inquiſition am ſicherſten zu bewerkſtelligen hoffte. Um ſo merkwürdiger iſt es, daß eben dieſer Papſt, deſſen kirchliches Syſtem vollkommen zu dem Philipps II. in Spanien paßte, dennoch mit eben dieſem König durch die weltliche Politik in Krieg verwickelt wurde, und daß Alba, der Ketzerfeind, die Waffen gegen den heiligen Vater zu tragen genöthigt war, während umgekehrt in des Papſtes Heer eine Menge deutſcher Proteſtanten dienten. Aber auffallend iſt es auch, wie ſchonend Philipp und Alba den Papſt während des ganzen Feldzugs behandelten und wie wenig ſie von dem Rechte des Siegers Gebrauch machten, wo es ſich um die Friedensbedingungen handelte. Als Alba nach Rom gekommen, küßte er, der Sieger, dem überwundenen Papſte in aller Demuth den Pantoffel und bekannte, daß er nie eines Menſchen Angeſicht mehr gefürchtet habe, wie das des heiligen Vaters*). Nach Beendigung dieſes ſonderbaren Krieges legte nun Paul IV. Hand an die Reformation der Kirche. Er führte eine ſtrenge Disciplin ein, verbot den Prieſtern Geld für die Meſſe zu nehmen und hielt alle Geiſtlichen, ſelbſt die Cardinäle, zum fleißigen Predigen an. Er ſelbſt ging mit ſeinem Beiſpiel voran. Aber dem Volke

*) Ranke I. S. 296.

war mit all seiner Strenge nicht gedient, vielmehr machte er sich dadurch bei den Römern verhaßt. Wenn seine Gönner während seiner Lebzeiten eine Denkmünze auf ihn schlagen ließen, auf welcher Christus mit der Geißel des Eifers den Tempel reinigt, so riß dagegen der Pöbel nach seinem Tode die Bildsäule des Papstes von ihrem Postemente und schlug dieselbe in Stücken. Das verhaßte Gebäude der Inquisition ward überdieß geplündert, Feuer in dasselbe eingelegt und die Gerichtsdiener des Tribunals mißhandelt. So regte sich im römischen Volke zwar auch ein Geist des Protestantismus, aber freilich mehr jenes falschen Protestantismus, der aller Zucht und Beschränkung Feind ist und mit der Reformation selbst sich in Widerspruch setzt. Mehr Gunst erwarb sich Pius IV., des vierten Pauls Nachfolger, ein Mediceer, der vom Jahr 1559 bis 1565 regierte, und der mehr durch Mäßigung als durch Strenge das päpstliche Ansehn zu sichern suchte. Seine Nachgiebigkeit gegen die weltliche Macht war eine kluge; „er war," sagt Ranke*) „der erste Papst, der die Tendenz der Hierarchie, sich der fürstlichen Gewalt entgegen zu setzen, mit Bewußtsein aufgab." Den geistlichen Hirtenstab, den er mit Milde geführt, legte er mit den Worten Simeons aus den Händen: „Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren." Die beiden großen Männer Carl Borromeo und Philipp Neri waren Zeugen seines Todes**). Eine ausgezeichnete Persönlichkeit in ihrer Art war sein Nachfolger Pius V. (Michele Ghislieri), nicht sowohl ausgezeichnet durch glänzende Gaben des Witzes und Verstandes, als durch die Festigkeit seines Willens und durch den eisernen Mönchscharakter, den er während seines ganzen Pontificats an den Tag legte. Michele Ghislieri***) war von geringer Herkunft, zu Bosco, unfern Alessandria in Oberitalien, im Jahre 1504 geboren. Schon in seinem 14. Jahre ging er in ein Dominikanerkloster und ergab sich da mit Leib und Seele der Armuth und Frömmigkeit, die sein Orden von ihm forderte. Von seinem Almosen behielt er nicht einmal so viel, um sich einen Mantel zu machen, und noch als Beichtvater des Governators

*) a. a. O. S. 347.
**) Fleury hist. eccles. (Contin.) Tom. 34. p. 267.
***) Nach Ranke I. S. 352 ff.

von Mailand reiſte er nie anders als zu Fuß und ſeinen Sack auf dem Rücken. Auch als Verwalter von Klöſtern zeigte er ſich ſtreng und ſparſam. Mit dieſer äußerſten Strenge der Sitten verband er aber auch die Strenge des katholiſchen Glaubens und den unverſöhnlichſten Ketzerhaß, wie dieß bei allen der Fall ſein mußte, welche die Reformation der Kirche innerhalb derſelben zu bewirken trachteten. Als Mitglied der Inquiſition hatte er ſein Amt beſonders im Veltlin und der Umgegend mit großer Strenge, aber auch unter eigner Lebensgefahr, verwaltet. Noch als Cardinal und auch als Papſt bewahrte er die alte Strenge ſeines klöſterlichen Haushaltes. Er hielt die Faſten in ihrem vollen Umfange, erlaubte ſich kein Kleid von feinerem Zeuge, hörte alle Tage die Meſſe und las ſie bisweilen ſelbſt. „Das Volk war hingeriſſen, wenn es ihn in den Proceſſionen ſah, baarfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Geſicht, mit langem, ſchneeweißen Bart; ſie meinten, einen ſo frommen Papſt habe es noch niemals gegeben; ſie erzählten, ſein bloßer Anblick habe Proteſtanten bekehrt*).“ Auch war Pius gütig und leutſelig, doch konnte er leicht in Zorn entbrennen, wenn ihm widerſprochen wurde; denn das ertrug er nicht, und ſeine Strenge gegen Verbrecher und Ketzer kannte keine Milderung. Die Regierung dieſes Papſtes iſt auch beſonders wichtig für die Geſchichte der katholiſchen Schweiz, indem er und ſein Nachfolger Gregor XIII. durch Einführung einer ſtändigen Nuntiatur die kirchlichen Verhältniſſe in der Schweiz noch enger an den päpſtlichen Stuhl ketteten, ſowie auch unter ihm durch das Organ des Erzbiſchofs Carlo Borromeo von Mailand die feindſelige Stimmung der katholiſchen Stände gegen die reformirten in fortwährender Aufregung erhalten ward. Noch wichtiger aber iſt Pius durch ſeinen Sieg über die Türken, deren Seemacht bei Lepanto vernichtet wurde. Pius V. ſtarb den 1. Mai 1572. Als er ſeinen Tod kommen ſah, beſuchte er noch einmal die ſieben Hauptkirchen Roms, um von dieſen heiligen Orten Abſchied zu nehmen; dreimal küßte er die letzten Stufen der Scala Santa**). — „Welch eine Miſchung,“ ſagt Ranke, „von Einfachheit, Edelmuth, per-

*) Ranke a. a. O. S. 354.
**) Ranke S. 373.

sönlicher Strenge, hingegebener Religiosität und herber Ausschließung, bitterm Haß, blutiger Verfolgung." —

Seinen Nachfolger Gregor XIII. kennen wir bereits aus der bisherigen Geschichte, indem er sich uns auf der einen Seite durch den Jubel, womit er die Greuel der Bluthochzeit feierte, als einen argen Ketzerhasser, auf der andern Seite durch den verbesserten Kalender als einen Freund des Fortschrittes auf dem Gebiete der Wissenschaft gezeigt hat. Sein eigentlicher Name ist Hugo Buoncompagno, sein Geburtsort Bologna. Er regierte von 1572—85. Auch er suchte durch strenge Sittlichkeit die Würde des päpstlichen Stuhles aufrecht zu erhalten und in genauer Vollziehung der geistlichen Pflichten seinen Vorfahr wo möglich noch zu übertreffen. Es ist überhaupt als ob sich die Päpste dieser Zeit das Wort gegeben hätten, durch die höchste sittliche Strenge den Protestantismus zu beschämen, weil sie wohl fühlten, daß nur so sie sich halten könnten in den Augen der Welt. Ein Beweis, wie günstig von dieser Seite der Protestantismus auf das Papstthum zurückgewirkt hat, das ohne ihn zuletzt in sittlicher Fäulniß untergegangen wäre. Die ersten Jahre seines Pontificats las Gregor jede Woche dreimal selbst die Messe, und späterhin wenigstens alle Sonntage*). Vor allem suchte er einen streng kirchlichen Unterricht zu befördern, was er durch Unterstützung der Jesuiten am Sichersten zu erreichen glaubte. Durch ihn erhielt das Collegium derselben in Rom eine erweiterte Gestalt, und eben so sorgte er dafür, daß auch für Deutschland und die Schweiz fortwährend Männer gebildet würden, die im Stande wären, den reinkatholischen Glauben daselbst zu verkünden und den Protestantismus mit den geeigneten Waffen zu bekämpfen; denn auch bei ihm ging mit dem Reformationseifer die Ausrottung der Ketzer Hand in Hand. Wir haben seines Ortes die Befangenheit der Protestanten getadelt, mit der sie sich dem neuen Kalender entgegensetzten, bloß weil er vom Pabste kam. Wir dürfen aber auch nicht verhehlen, daß die furchtbar gehässige Gesinnung, welche dieser Papst gegen die protestantische Kirche an den Tag legte, eben nicht geeignet sein konnte, seinem Werke Zutrauen zu verschaffen. Drei Jahre

*) Ranke I. S. 423.

nach der Bulle, in welcher er die Kalenderverbeſſerung bekannt machte, erſchien eine andere, die wiederaufgewärmte Bulle in coena Domini, in welcher er nicht allein alle Ketzer, ſondern auch alle Beſchützer deſſelben jedes Ranges und Standes in den Bann that, ſowie er auch alle die feierlich verdammte, welche ſich den geiſtlichen und weltlichen Herrſchaftsrechten des römiſchen Stuhls in irgend einer Weiſe zu entziehen geſonnen wären.*) In dieſen Geſinnungen eines Hildebrand, dem zu Ehren er den Namen Gregor gewählt hatte, ſtarb der alte Papſt, lebensſatt und ſchwach; er ſah zum Himmel auf, und rief: „Du wirſt aufſtehen, Herr! und dich Zions erbarmen!“**)

Sein Nachfolger wurde ein Mann, deſſen Geſchichte unſtreitig eine der intereſſanteſten Parthien der neuern Papſtgeſchichte bildet. Die Jugendgeſchichte Sixtus V. wem wäre ſie nicht bekannt? wenn auch nicht alles, was von dieſem ſeltnen Mann erzählt wird, verbürgt iſt. Sein Vater Peretto Peretti, ſlaviſcher Abkunft, lebte als Pächter in der Mark Ancona, zu Grotte a Mare bei Fermo. Es hatte ihm einſt geträumt, er werde einen Sohn bekommen, der ſein Haus glücklich machen werde; deßhalb nannte er den Knaben, der ihm im Dec. des Jahres 1521 geboren wurde, Felix. Dieſer Felix Peretti war der nachmalige Sixtus V. Seine früheſte Entwicklungsgeſchichte hat viel gemein mit der des Vincenz von Paula, mit der wir uns in der letzten Stunde beſchäftigt haben***). Auch ihn ſehen wir den ziemlich armen Eltern nachhelfen in ihren ländlichen Geſchäften, wozu auch mitunter das Hüten der Hausthiere gehörte; daher die etwas übertriebene Sage, er ſei aus einem Schweinehirten (von Profeſſion) ein Papſt geworden. Auch ihn retteten, wie ſpäter den Vincenz, die Franziskaner für den Dienſt der Wiſſenſchaft und der Kirche, indem ein Verwandter des älterlichen Hauſes, der dieſem Orden angehörte, Fra Salvatore ſich ſeiner annahm. Der junge Felix half ſich kümmerlich durch. Sein Stück Brot, das er täglich mit auf den Weg nahm, wenn er die benachbarte Schule der geiſtlichen Väter beſuchte, verzehrte er an einem Brunnen, der ihm den Trank zu

*) Siehe Menzel V. S. 109. 110.
**) Ranke a. a. O. S. 437.
***) Vincenz lebte ein halbes Jahrhundert ſpäter.

ſeiner Mittagskoſt bot. Mit dem zwölften Jahr trat er förmlich in den Orden*). Sein Oheim hielt ihn ſtrenge, aber Felix ſelbſt bewährte während ſeiner Studienzeit einen muſterhaften Eifer. Oft ſaß er, ohne zu Abend gegeſſen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang des Kloſters, oder bei der Lampe, die vor dem Allerheiligſten in der Kirche brannte, mit ſeinem Buche. Nachdem er ſich auf den Univerſitäten von Ferrara und Bologna weiter gebildet hatte, erwarb er ſich mit vielem Lob die akademiſchen Grade.

Zum Beweiſe, wie die Inquiſition auf jedes in der Kirche aufkeimende Talent ihre ſcharfen Augen richtete, zum Beweis aber auch, wie klug der junge Mönch ſeinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen wußte, dient folgender Vorfall**).

Im Jahr 1552 hielt Felix die Faſtenpredigten in der Kirche St. Apoſtoli zu Rom mit großem Beifall. Da fand er eines Tags auf der Kanzel einen Zettel, auf welchem die Hauptſätze ſeiner bisherigen Predigten enthalten waren; neben jedem ſtand mit großen Buchſtaben: „Du lügſt.“ Peretti war beſonnen. Er ließ ſich nichts merken, hielt ſeine Predigt mit gewohnter Faſſung bis zu Ende, und ſchickte, als er nach Hauſe kam, den Zettel ſelbſt in die Inquiſition. Es ſtand nicht lange an, ſo erſchien auch der damalige Großinquiſitor Michael Ghislieri (den wir eben vorhin als Papſt Pius V. kennen gelernt haben) in ſeinem Gemach. Peretti ſelbſt erzählte in der Folge, wie ſehr ihn der Anblick dieſes Mannes mit ſeinen ſtrengen Braunen, ſeinen tiefliegenden Augen, den ſcharf markirten Geſichtszügen in Furcht geſetzt habe. Eine ſtrenge Prüfung begann jetzt; aber Peretti führte ſeine Sache ſo geſchickt, daß des Inquiſitors Angeſicht ſich allmählig aufheiterte und er ihm endlich mit heißen Thränen um den Hals fiel, ihn zu umarmen; denn er hatte einen Gleichgeſinnten in ihm gefunden. Jetzt war Peretti's Glück gemacht. Der mächtige Großinquiſitor ward ſein Beſchützer; bald gelangte er ſelbſt zum Amt eines Inquiſitors, und ſtieg zum Biſchof, zum Cardinal empor. Als ſolcher führte er den Namen Montalto von dem Caſtell in der Nähe ſeines Geburtsorts. Er lebte ſtill, ſparſam, fleißig für ſich hin. Gewöhnlich wird erzählt, er habe ſich krank geſtellt, ſei

*) Späterhin verbot das tridentiner Concil dieſe frühen Gelübde.
**) Bei Ranke S. 440.

huſtend und gebückt am Stabe einhergeſchlichen und habe damit die übrigen Cardinäle getäuſcht; dieſe hätten dann den Kränklichen gewählt, damit er bald wieder einem von ihnen Platz machen könnte. Kaum aber habe ſich Montalto durch dieſe Liſt auf den Stuhl Petri geholfen, ſo habe er die Krücken weggeworfen und ſich in ſeiner vollen Mannskraft gezeigt; denn nur ſo lange habe er nach ſeinem eigenen Geſtändniß ſich gebückt, als er die Schlüſſel Petri geſucht, jetzt aber, nachdem er ſie gefunden, habe er das Haupt wieder aufgerichtet. Dieſe Erzählung iſt faſt in alle Geſchichtsbücher übergegangen und lebt als Anecdote in aller Mund; allein der neueſte Bearbeiter der Papſtgeſchichte, der umſichtige Ranke, erklärt ſie für ein Mährchen. Man ſei vielmehr einſtimmig geweſen im Conclave, daß man unter den damaligen Umſtänden eines kräftigen Mannes bedürfe, und darum habe man Montalto gewählt, der zwar ſchon 64 Jahr alt, „aber von ſtarker und guter Complexion" geweſen ſei*). Genug im Jahr 1585 ſah ſich Montalto am Ziel ſeiner Wünſche. Er nannte ſich nun als Papſt Sixtus V. Ein großer Theil von dem, was den Namen dieſes Papſtes unſterblich gemacht hat, gehört der klugen und kräftigen Verwaltung des Kirchenſtaates und ſomit der politiſchen Geſchichte an. Bekannt iſt ſeine Strenge, womit er das Land von Banditen ſäuberte und die öffentliche Sicherheit herſtellte. Schon am Tage ſeines Regierungsantritts und ſpäter noch täglich ſah man Galgen errichten; aller Orten traf man auf Pfähle, auf denen Banditenköpfe aufgeſteckt waren, und innerhalb eines Jahres war die Säuberung vollendet. Ueber ſeine finanziellen Unternehmungen, über das, was er zur Hebung der Gewerbe und des Wohlſtandes that, müſſen wir wegſehen, und auch ſeinen gewaltigen Bauunternehmungen dürfen wir nur einen flüchtigen Blick ſchenken. Seine Waſſerleitungen erinnerten an ähnliche Werke zur Zeit der alten Cäſaren. Berge wurden geebnet, neue Straßen angelegt, Sümpfe getrocknet. Die Säulen des Trajan und Antonin wurden wieder hergeſtellt und den Apoſteln Petrus und Paulus geweiht. Alles aber übertraf die Aufſtellung des Obelisken vor der St. Peterskirche, worüber er ſelbſt in ſeinem Tagebuch anmerkte, daß ihm das größte

*) Ranke S. 443. 444.

und ſchwierigſte Werk gelungen ſei, welches der menſchliche Geiſt habe erdenken können. Die Vaticaniſche Bibliothek vergrößerte und bereicherte er auf eine ſolche Weiſe, daß ſie als eine neue Schöpfung betrachtet werden konnte, und auf ſein Geheiß wölbte ſich die majeſtätiſche Kuppel über der Peterskirche. Dieſes alles verdient gerechte Bewunderung. — Fragen wir nun aber nach der kirchlichen und religiöſen Stellung des Papſtes, ſo bemerken wir auf der einen Seite nicht den finſtern Mönchsernſt mehrerer ſeiner Vorfahren, auf der andern auch nicht ihren Ketzerhaß in dem hohen Grade, obwohl auch er nicht frei war von zeloſiſchen Anwandlungen. So ſehr er auch ſich einzuſchränken und zu entbehren wußte, wo es noth that, ſo ſehr liebte er auch wieder Pracht und fürſtlichen Aufwand. Er verweilte gerne bei heitern Geſprächen an der Tafel, ohne jedoch der Würde des Fürſten oder der Würde des Prieſters etwas zu vergeben*). Sixtus V. war der Zeitgenoſſe Heinrichs IV. und der Königin Eliſabeth. Beide that er in den Bann, aber, wie behauptet wird, mehr des Anſtands wegen, als aus Ueberzeugung. Selbſt ein großer Geiſt, mußte er auch Achtung haben vor fremder Größe, wenn er auch nicht ſo groß war, um über jedes Vorurtheil ſich zu erheben. Sein Geiſt hatte wenigſtens mehr Verwandtſchaft zu Eliſabeth und Heinrich, als zu Philipp II., dem er zwar ſcheinbar Hülfe leiſtete gegen Eliſabeth, deſſen Argwohn er aber gleichwohl bei der ſtets bewieſenen Mäßigung nicht entgehen konnte; denn Philipps Partei wollte, wie Ranke bemerkt, „katholiſcher ſein, als der Papſt.“ Auch die Jeſuiten liebte Sixtus nicht. Als ſie ihm einen Beichtvater aus ihrem Orden anboten, antwortete er, es ſchicke ſich beſſer, daß ſie ihm beichteten, als daß er ihnen beichten ſollte**). Sixtus ſtarb, als eben ein Ungewitter ſich über dem päpſtlichen Palaſt entlud. Die Menge, die ihm nicht wohl wollte, deutete dieß auf einen geheimen Pact mit dem Böſen, der ihn unter Donner und Blitzen mit ſich fortgeführt habe, und ließ an der Bildſäule ihre Rache aus, wie früher an der ſeines Vorfahren, Pauls IV. Der Grund des Haſſes war indeſſen ein verſchiedner. An Caraffa hatte man den ſtrengen Reformator, an Sixtus mehr den Gelderpreſſer gehaßt; denn nur

*) Siehe Iſelins hiſtor. Lexicon IV. S. 366.
**) Iſelin a. a. O. S. 364.

dieſe Erpreſſungen und gehäuften Auflagen hatten es ihm möglich gemacht, trotz der vielen koſtbaren Unternehmungen dennoch einen reichen Schatz von drei Millionen Scudi zu hinterlaſſen, der nach ſeiner Verfügung nur in äußerſten Nothfällen, unter denen er den Türkenkrieg und die Ketzerkriege bezeichnete, angegriffen werden ſollte.

Fragen wir uns, was in der Regierung dieſes Papſtes uns Bewunderung abnöthigt, ſo iſt es mehr die Eminenz ſeines Verſtandes, dem auch ſein feſter Wille diente, als die tiefere Richtung des Gemüths und der heilige Ernſt der Geſinnung, den wir bei beſchränktern Männern und bei entſchiednern Ketzerfeinden, wie bei einem Caraffa und Ghislieri, dennoch zu achten nicht umhin konnten. Der Kirche als ſolcher und der Reformation derſelben (auch vom katholiſchen Standpunkt aus) war mit ſolchen feurigen, entſchiedenen, aufopfernden Charakteren mehr gedient, als mit klugen Staatsmännern; und ich halte es daher für nothwendig, ſtatt die Geſchichte der Päpſte ſelbſt weiter ins Einzelne fortzuſetzen *), Ihre Aufmerkſamkeit noch kürzlich auf einige Männer hinzulenken, die entweder vorzugsweiſe durch die Größe ihres Charakters, durch den Ernſt ihrer Geſinnung, durch den Eifer ihrer Frömmigkeit und die Strenge ihrer Sitten den Katholicismus zu halten geſucht haben (der proteſtantiſchen Kirche gegenüber), oder die auch wieder durch ihre wiſſenſchaftliche und freiſinnige Richtung dem Proteſtantismus ſich genähert haben. In die erſte Klaſſe gehören beſonders zwei hochgeſtellte Prälaten der katholiſchen Kirche, die zugleich auch in die ſchweizeriſchen Verhältniſſe vielfach eingegriffen und ſich als entſchiedene, zugleich aber als würdige Gegner der Reformirten dargeſtellt haben; der eine iſt Carlo Borromeo, Erzbiſchof von Mailand, der andere Franz von Sales, Biſchof von Genf.

Wenn der Reiſende den beſchwerlichen Pfad über die Alpen hinter ſich hat, und ihn bereits die mildern Lüfte des italiſchen Himmels umwehen, ſo ſind es dicht an der Grenze unſers ſchweizeriſchen Vaterlandes die Zaubergärten der Borromeiſchen Inſeln,

*) Einige der folgenden Päpſte werden innerhalb dieſes neuen Abſchnittes mit vorkommen. Die merkwürdigſten ſind: Clemens VIII. (1592—1605), Paul V. (Borgheſe, 1605—1621. Streit mit Venedig), Gregor XV. (1621—1623), Urban VIII. (1623—1644), Innocenz X. (1644—1655. Unter ihm der weſtphäliſche Friede).

in welchen Kunſt und Natur ſich vereinigen, ſeinen entzückten Augen das Titelblatt zu einem der ſchönſten Werke der Schöpfung zu entrollen. Verfolgt er dann weiter das rechte Ufer des Langenſees, ſo erhebt ſich unfern Arona eine mächtige eherne Bildſäule, welche ſegnend über die Gegend hinſchaut; es iſt die Statue von Carlo Borromeo, der zwar nicht jenen Inſeln den Namen und das Daſein gab *), aber der faſt ein Jahrhundert früher die Wüſtenei der Kirche in einen Garten Gottes umzuſchaffen ſich bemühte und Gut und Leben dran ſetzte. Mit dem Gedanken an ihn betritt der Wandrer ſodann das Rieſengebäude des Domes von Mailand, und wenn er es nach ſeinen äußern und innern Verhältniſſen und Verzweigungen durchlaufen und durchmeſſen, ſo läßt er ſich noch hinableuchten in die reiche Gruft, in welcher ein ſilberner Sarg die Ueberreſte des großen Biſchofs bewahrt, der einſt in dieſer Kathedrale den Sitz des heiligen Ambroſius mit neuem Ruhm der Heiligkeit geſchmückt hatte. Bei dieſem gefeierten Namen laſſen Sie uns einen Augenblick verweilen.

Carlo Borromeo **) wurde geboren den 2. Oct. 1538 auf dem Stammſchloß ſeiner erlauchten Ahnen zu Arona am Langenſee (Lago maggiore). Schon ſein Vater, Gilbert, muß ein Mann von trefflichen Eigenſchaften des Herzens geweſen ſein. Die Mutter, Margaretha von Medicis, war eine Schweſter des nachmaligen Papſtes Pius IV. Schon im zarten Alter zeichnete ſich Karl durch männlichen Ernſt und kindliche Gottesfurcht aus. Er mied die Spiele der Genoſſen und übte ſich in der Einſamkeit im Meſſeleſen und in der Handhabung der prieſterlichen Gebräuche. Entſchieden ſprach ſich damit ſein Beruf zum geiſtlichen Stande aus. Schon als Kind trug er, der Sitte des Zeitalters gemäß, den Prieſterrock, und ſein mächtiger Ohm machte den in ſtrenger Frömmigkeit erzogenen, vielbegabten Nepoten bereits in

*) Bekanntlich war es erſt Vitaliano Borromeo, der im Jahr 1671 die nackte Felſeninſel Isola bella bekleiden ließ.

**) Vgl. die von J. M. Sailer herausgegebene Schrift: Der h. Karl Borromeus, ein Handbüchlein für unſern Klerus. Augsburg u. ſ. w. 1823. Ranke Bd. I. S. 321. ff. und 363 ff. Fleury, histoire eccles. contin.) tom. 34. p. 250 ss. Der ſonſt ſo breite Schröckh erwähnt ſeiner kaum im Vorbeigehn! (aus Proteſtantismus?)

ſeinem 22. Jahre zum Cardinal und Erzbiſchof von Mailand*). Die ſchwierigſten Aufträge legte er in ſeine Hand, und der apoſtoliſche Jüngling unterzog ſich denſelben mit der Tüchtigkeit eines in Geſchäften gereiften Geiſtes und mit einer alles aufopfernden Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit. „Man weiß nichts anders," ſagt ein Zeitgenoſſe von ihm**), „als daß er rein von jedem Flecken iſt; er lebt ſo religiös und giebt ein ſo gutes Beiſpiel, daß er den Beſten nichts zu wünſchen übrig läßt." Gleichwohl traute Borromeo nicht ſeiner Kraft und Weisheit allein. Er ſammelte die gelehrteſten Köpfe um ſich und vertiefte ſich mit ihnen bald in die Werke des Alterthums und das Studium der Philoſophie, bald wieder beſprach er mit ihnen das Wohl der Kirche. Allem biſchöflichen Prunke entſagte er freiwillig, trug keine andern als wollene Kleider, und beſchränkte wöchentlich einmal ſeine Mahlzeit freiwillig auf Waſſer und Brot oder ein Paar Feigen. Auch härtere Kaſteiungen und Geißelungen nahm er, der mittelalterlichen Sitte getreu, mit ſich vor. Durch dieſe Frömmigkeit erregte er Anſtoß bei den weltlich geſinnten Prälaten, die ihn ſogar der Heuchelei beſchuldigten. Aber Borromeo ließ ſich nicht irre machen. Indem er bei der Reformation ſeines eignen Hauſes anfing, dehnte er dieſelbe in immer weitern Kreiſen über ſeinen Sprengel aus. Nicht nur legte er Prieſterſeminarien an und gewöhnte Laien und Weltgeiſtliche an eine ſtrengere Zucht; nicht nur gab er drei Viertheile ſeiner Einkünfte her zu nützlichen Einrichtungen, zu Verſchönerungen des Gottesdienſtes und zur Pflege der Armen, ſondern überall war er durch perſönliche Gegenwart thätig. In allen Richtungen bereiſte er fortwährend ſeine Diöces, es gab in derſelben keinen Ort, den er nicht zwei-, dreimal beſucht hätte; in das höchſte Gebirge und die entlegenſten Thäler verfügte er ſich. Aber nicht beim Aufſehen allein ließ er es bewenden; er predigte ſelber, las Meſſe und ſpendete die heiligen Sacramente. Und das alles mit einer Würde, einer Salbung, einem ausdauernden Ernſte, wie man es bei dem Mechanismus der katholiſchen Liturgie nicht

*) Allerdings ein ſtarkes Beiſpiel des Nepotismus! denn noch hatte derſelbe nicht die geiſtliche Weihe erhalten, die er ſich erſt ſpäter in der Stille geben ließ, um dem Eheſtand zu entfliehen. Siehe Sailer S. 20.

**) Hieronymo Soranzo b. Ranke a. a. O.

gewohnt war. Einen Altar zu weihen, forderte eine Ceremonie von acht Stunden, und doch rechnet man 300 Altäre, die er nach und nach geweiht hat.

Freilich aber brannte neben dem Liebeseifer in dem Herzen des Bischofs auch die Gluth des römischen Glaubenseifers, die wir so oft auch bei den Edlern der katholischen Kirche in verzehrende Flammen ausschlagen sehen. Die Thäler der Schweiz waren es vorzüglich, auf welche Borromeo sein Augenmerk richtete, und von ihm ging besonders (wie schon bemerkt) eine mächtige Reaction gegen den Protestantismus unseres Vaterlandes aus.

Es dürfte daher hier am Orte sein, über die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz und über die weitern Schicksale des Protestantismus daselbst seit der Reformation etwas Weniges einzuschalten.

Wir wissen, daß seit dem unglücklichen Ausgang des Kappeler Krieges die Scheidewand zwischen den protestantischen und katholischen Orten der deutschen Schweiz gezogen war; während um eben diese Zeit in der französischen Schweiz der Kampf der Parteien immer lebhafter wurde, bis durch Calvins Ansehn gehoben der Protestantismus daselbst eine immer tiefere Wurzel faßte. Durch ihre Verhältnisse zu Savoyen blieb jedoch die junge protestantische Republik von Genf fortwährenden Anfeindungen bloßgestellt, und nur durch das engere Anschließen an Zürich, zu welchem sie im Jahre 1580 in ein Burgrecht trat, ward es ihr möglich, einigen Widerstand zu leisten. So weit Genf und Savoyen, auf das wir später zurückkommen werden. Aber auch östlich von da, in den enetbürgischen Landen, besonders in der Vogtei Locarno, hatte (wie in Oberitalien überhaupt) die evangelische Lehre Eingang gefunden, und von da vertrieben hatten die gewerbthätigen Flüchtlinge in dem gastlichen Zürich sich angesiedelt*). Auch nach der Vertreibung jener Familien erhielt sich indessen in jenen Gegenden, sowie auch im Veltlin ein Heerd der antikatholischen Stimmung, und es war somit die Aufgabe der Päpste und ihres Anhangs, diesen Heerd wo möglich zu zerstören. Eine kräftige Ver-

*) Von dieser evangelischen Gemeinde in Locarno und ihrer Auswanderung nach Zürich ist neulich eine ausführliche Geschichte erschienen von Ferdinand Meyer, Zürich 1836.

bindung mit den katholiſchen Ständen der Eidgenoſſenſchaft, in deren Gebiet ein Theil der ketzeriſchen Thäler lag, war dazu vor allem erforderlich. Eine ſolche dauernde Verbindung als bisher einzuleiten und zugleich den Samen der Ketzerei auszurotten, wo er um ſich gegriffen, dazu ward Carlo Borromeo von dem ihm gleichgeſinnten Papſt Pius V. auserſehen. Nachdem er bereits das Amt eines Inquiſitors im Mailändiſchen verſehen und ſtrenges Verfahren gegen die Ketzer geübt hatte, verfügte er ſich in die nördlichen Diſtrikte der mailändiſchen Diöces, in das Livinerthal, in das Thal von Bregno und in die Landvogtei Riviera, welche ſämmtlich damals unter der Botmäßigkeit der drei ſchweizeriſchen Urkantone ſtanden. Mit großer Freude und unter vielen Ehrenbezeugungen ward der Erzbiſchof von dieſen katholiſchen Ständen empfangen, und des Landes kundige Männer wurden ihm mitgegeben, als er die beſchwerliche Reiſe in die entlegenſten Winkel dieſer Thäler antrat. „Ueberall," ſo erzählt ein katholiſcher Schriftſteller *), „ging der heilige Prälat hin, ſeine verlorenen Schäflein in den Felſenklüften und in den unzugänglichſten Orten aufzuſuchen. Den größten Theil der Reiſe war er genöthigt zu Fuß zu machen und durch den Schnee ſich Bahn zu brechen; öfter mußte er ſich der Steigeiſen bedienen, um über die abſchüſſigen Felſen wegzukommen. Aber mit Vergnügen ertrug er Hunger und Froſt, Durſt und Anſtrengung, und bei einem Stück ſchwarzen Brot, einer Hand voll Schneewaſſer und einigen Kaſtanien, faſt der einzigen Frucht, welche die wilden Gebirge boten, dachte er auf das Heil der ihm anvertrauten Seelen." Ausrottung der Ketzerei und Reformation im katholiſchen hierarchiſchen Sinne gingen bei ihm ſtets Hand in Hand. Er fühlte es wohl, daß mit trägen und unwiſſenden Geiſtlichen der Kirche nicht gedient ſei. Dieſe ſetzte er ab, wo er ſie fand, denn auch für den ſchlechteſten Winkel der Chriſtenheit ſollten dieſe Miethlinge nicht gut genug ſein. Grade dieſe verlaſſenen Poſten ſollten nach ſeinem Sinne mit ſchlagfertigen Wächtern beſetzt ſein, damit der Feind durch ſie nicht eindringe in das Herz der katholiſchen Chriſtenheit. Wo es an ſolchen Männern fehlte, da trat Borromeo ſelbſt ein, und ſo wenig

*) Der Fortſetzer von Fleury a. a. O. S. 544. vgl. Sailer S. 49. und 70.

einſt der Kanzler Gerſon es verſchmäht hatte, ſelber Kinderlehre zu halten, ſo wenig hielt es Borromeo unter ſeiner Würde, die armen Hirtenkinder ſelber in der chriſtkatholiſchen Lehre zu unterrichten. Durch kleinere und größere Geſchenke an Kinder und Erwachſene, durch die Leutſeligkeit, womit er die Herrn des Landes an ſeine Tafel zog, machte er ſich die Herzen geneigt; mehr aber noch wirkte der gewaltige Eindruck ſeiner perſönlichen Leiſtungen und ſeiner alles überwindenden Hirtentreue. Nach Mailand zurückgekehrt ſorgte Borromeo weiteres dadurch für die katholiſche Schweiz, daß er ein eigenes Seminar für junge Prieſter ſtiftete, worein er ſogleich ſechs junge Leute verpflanzte, die er mit ſich genommen hatte, um für den geiſtlichen Stand ſie bilden zu laſſen. Auch veranlaßte er, wie ſchon bemerkt, den Papſt Pius V. zur Errichtung einer ſtändigen Nuntiatur. Auf ſeinen Namen ſchloſſen dann ſpäter die fünf alten Orte in Verbindung mit Solothurn und Freiburg den goldenen oder Borromeiſchen Bund, im Jahr 1586, wodurch die Kluft zwiſchen den Reformirten und Katholiſchen noch weiterhin befeſtigt wurde. — So ſehr es uns auf der einen Seite ſchmerzt, daß gerade dieſer Mann das Werkzeug zu dieſer Trennung werden mußte, ſo wenig dürfen wir ſeinen Eifer verkennen, der ihn weit über eine andere Partei der katholiſchen Kirche erhebt, die damals wie zu allen Zeiten — leider auch in der proteſtantiſchen Kirche — ihre Anhänger fand, eine Partei, der es am wohlſten war, wenn alles beim Alten blieb und die jeder Reformation, ſie mochte von gutkatholiſcher oder von der entgegengeſetzten Seite ausgehn, ſchon darum abhold war, weil ihre Bequemlichkeit dadurch geſtört und ihr Eigennutz gefährdet wurde. Dieſe mächtige Partei einer unbedingten Stabilität trat auch gegen den ihr immer läſtiger werdenden Erzbiſchof von Mailand auf. In ihren Augen war jeder Reformator ein Ketzer; ſo auch der entſchiedenſte Ketzerfeind Borromeo.

Wenn wir in der vorigen Stunde mehrere neue Orden haben entſtehen ſehen, vorzüglich auch zum Heil der leidenden Menſchheit, ſo lag der Grund dieſer Erſcheinung auch darin, daß mehrere der ſchon beſtehenden Orden von ihren frühern Zwecken abgewichen und zu einer Reformation nur ſchwer zu bewegen waren. Zu dieſen verunſtalteten Orden gehörte der Orden der Humilia-

ten. Dieſer im 12. Jahrhundert entſtandene und von Innocenz III. im 13. Jahrhundert beſtätigte Orden hatte in Mailand und der Lombardei ſeinen Sitz. Urſprünglich beſtand er aus einem Verein frommer Laien, die beſonders in Tuchmanufactur ihren Broterwerb ſuchten, daneben aber Werke der Barmherzigkeit übten und gemeinſchaftliche Andachten verrichteten. Aber in der Folge artete dieſe Brüderſchaft, die ein förmlicher Mönchsorden geworden war, in Schwelgerei und Müßiggang aus. Carlo Borromeo ſuchte aus reinem Eifer dieſes vaterländiſch kirchliche Inſtitut wieder zu heben und zu ſeiner einfachen, frommen Geſtalt zurückzuführen. Aber eben dieß hätte ihm bald das Leben gekoſtet. Die Humiliaten waren ſo erbittert über ihn, daß, als er einſt zur Nachtzeit in ſeiner Kapelle die Hausandacht verrichtete (es war den 26. Oct. des Jahres 1569), ein Flintenſchuß auf ihn losgefeuert wurde von einem der Mönche. Merkwürdig ging der Schuß in eben dem Augenblick los, als der Sängerchor in der Kapelle die Worte des Erlöſers intonirte: „Euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht.“ Augenblicklich verſtummte die Muſik, alles gerieth in Bewegung; Borromeo allein zeigte ſich unverwirrt, hieß die Aufgeſtörten ihre Plätze wieder einnehmen und ſetzte unverweilt die Andacht fort mit einer Ruhe der Seele und einer Heiterkeit des Angeſichts, als ob nichts vorgefallen wäre. Dieß wirkte gewaltig. Der Schuß hatte ihn im Rücken geſtreift und hinterließ nur eine leichte Verwundung. Jedermann ſah in dieſem Vorfall eine augenſcheinliche Rettung von höherer Hand. Das Anſehn des Biſchofs ſtand feſter als je. Eine allgemeine Prozeſſion ward angeordnet; Glückwünſche des Papſtes und vieler Fürſten liefen ein; die Feinde verkrochen ſich und der Orden der Humiliaten ward aufgehoben. — Karl Borromeo fuhr fort als Vater ſeiner Mailänder zu wirken. Als im Jahr 1570 die Hungersnoth, im Jahr 1576 die Peſt regierte, war er einer der erſten, die thätige Hülfe leiſteten. Leib und Leben widmete er dem Volke, deſſen Vater er war. Wo das Elend am größten, da ſah man ihn als rettenden Engel. Man glaubte an die Wunder, die ſeine Nähe wirkte. Nach einem thatenreichen, der Tugend und Frömmigkeit geweihten Leben ſtarb Carlo Borromeo in einem Alter von 46 Jahren, den 3. Nov. 1584. Sein Körper hatte

nicht nur viel gelitten durch die Anſtrengungen auf Reiſen und durch Nachtwachen, die ſeine unermüdliche Hirtenſorge erforderten; ſondern auch die vielen Kaſteiungen hatten tiefe Narben zurückgelaſſen. Was Wunder, wenn der Mann, der zum Märtyrer des neuern Katholicismus geworden, auch unter deſſen Heilige verſetzt ward*)? Ein ſonderbares Gemiſch war in dieſem Charakter von hingebender Frömmigkeit und hierarchiſchem Geiſte, von evangeliſchem Liebeseifer und inquiſitoriſcher Härte, von freiem Reformationsgeiſte und von demüthiger Unterwerfung unter die Satzungen der Kirche und deren ſichtbares Oberhaupt. Nie empfing er ein päpſtliches Breve anders, als mit entblößtem Haupte! — Sein Andenken blieb im Segen.

Wenige Jahrzehnde nach dieſem Manne wirkte in ſeinem Sinne, vielleicht mit noch mehr Innerlichkeit des religiöſen Sinnes, im Geiſte der katholiſchen Myſtik ein andrer Mann, der gleichfalls auch in unſerm Vaterlande das Geſchäft des Bekehrers übernahm, dabei aber auch in der That ein Leben darſtellte, das im Stande war, ein gutes Vorurtheil für die Religion zu erwecken, die ſolch ein Leben erzeugte.

Franz von Sales, den wir bereits als den Stifter des Ordens der Heimſuchung kennen, verdient in mehrfacher Hinſicht unſre Beachtung. Er wurde geboren den 21. Auguſt 1567**). auf dem Schloſſe Sales im Savoyiſchen. Den Namen Franz erhielt er von ſeinen ſtreng katholiſchen Eltern zu Ehren des heiligen Ordensſtifters von Aſſiſi. Nachdem er auf dem Collegium in Annecy ſeine erſte Bildung erlangt hatte, bildete er ſich zu Paris unter den Benedictinern und Jeſuiten zum Theologen aus. Schon hier ward ihm der Unterſchied klar zwiſchen der bloßen Wiſſenſchaft und dem, was er und die Frommen ſeiner Zeit Meditation

*) Paul V. erließ im Jahr 1610 auf Betrieb Philipps III. von Spanien die Kanoniſationsbulle, wonach das Andenken an den Heiligen jährlich den 4. November gefeiert werden ſollte. Die Bulle findet ſich in Sailers Schrift mitgetheilt S. 152 ff., wo auch die Wunder aufgeführt werden, die er verrichtet haben ſoll.

**) Die ausführliche Biographie von Marſollier war mir nicht zur Hand, auch nicht die neuere von Renſing. Ich bin meiſt Helyot gefolgt, Histoire des ordres monastiques T. IV. p. 327. und Schröckh III. S. 506 ff., womit zu vergleichen Sailers Briefe aus allen Jahrhunderten Bd. 3. S. 127 ff.

nannten. Während jene mehr nur den Geist schärft und
Fähigkeiten desselben ausbildet, giebt diese der Seele ei
ckende Nahrung und fördert sie in ihrem gesammten Hei
dieser contemplativen Geistesrichtung zeigt die Jugendgeschi
dieses Mystikers viel Aehnliches mit der Luthers, so v
ihre spätere Entwicklung war. Auch er mied wie
die Spiele der Kindheit und brachte die Stunden, welche
diengenossen zur Lustbarkeit verwandten, am liebsten im
in Betrachtung der heiligen Vorbilder zu, denen seine j
Seele nachstrebte. Wie Luther einst in einer entscheidende
seines Lebens ein unvorsichtiges Klostergelübde that, da
Folge ihn reute, so that auch Franz von Sales vor dem
der heiligen Jungfrau das Gelübde ewiger Keuschheit, je
nachherige Reue. Gleich Luthern hatte auch er viel
geistlicher Betrübniß, ohne jedoch auf demselben Wege, w
aus ihr errettet zu werden. Seine Retterin ward
Mutter Gottes (wie er glaubte), und die Frucht seiner
war, wie bei Loyola, eine nur um so größere Anhänglichk
Religion der Väter. Auch er sollte übrigens, wie Luther
u. a. große Männer, nach dem Wunsche seiner Eltern e
liche Laufbahn durchmessen, ward aber immer wieder z
logie hingetrieben und durch den gelehrten Jesuiten Possevin
Vorsatz bestärkt. So trat er, nachdem er sich in P
Rechtsgelehrsamkeit beflissen hatte, in den Priesterstand, zu
Leidwesen seiner Eltern, die ihm schon eine Senatorstelle i
bery und eine würdige Braut bestimmt hatten. Obwo
unter der Zeit zum Protestantismus übergegangen war
wahrte doch die katholische Kirche ihrem System gemäß
sprüche auf die Besetzung der kirchlichen Aemter daselb
wurde Franz von Sales durch eine päpstliche Bulle zun
von Genf bestimmt, dessen katholischer Bischof seinen
Annecy hatte. Er predigte mit großem Beifall. Schon s
öffentlicher Vortrag hatte auffallende Bekehrungen vornehr

*) La méditation est fort différente de l'étude; car
l'étude est la science, mais la fin de la méditation est
de Dieu et la pratique de la vertu. (Introduction à la vie
Paris 1825. p. 64.)

ſonen zur Folge. Aber auch des rohen Landvolks erbarmte er ſich, und predigte den Armen das Evangelium.

Ein ähnlicher Auftrag ward ihm rückſichtlich der Schweiz, wie dem Carlo Borromeo. Als nämlich der Herzog von Savoyen im Jahr 1594 den Genfern die Landſchaft Chablais entriſſen, in welcher bereits Calvins Lehre ſich ausgebreitet hatte, ſo war das Erſte, daß er den Biſchof beauftragte, durch ausgeſandte Geiſtliche die Abgefallenen wieder in die katholiſche Kirche zurückzuführen. Es bedurfte dazu unterrichteter, entſchloſſener und frommer Männer, die im Stande wären die katholiſche Religion von ihrer Lichtſeite darzuſtellen und ihr durch den eignen frommen Wandel den ſicherſten Nachdruck zu geben. Und wer war dazu geeigneter, als unſer Franz von Sales? Er bewies den Eifer eines Borromeo. In der härteſten Witterung unternahm er, in Begleitung eines Verwandten, ſeine Miſſionsreiſe. Die Thüren wurden ihnen von den Calviniſten verſchloſſen; ſelbſt ihr Leben ſtand auf dem Spiel. Dennoch ſiegte die Beharrlichkeit und der apoſtoliſche Eifer des Mannes über alle Schwierigkeiten, und wenn auch die päpſtliche Belobungsbulle, die von ihm rühmt, „daß er 72000 Ketzer bekehrt habe," den Mund etwas voll nimmt, ſo ſcheint doch wenigſtens ſeine Wirkung auf die Gemüther eine außerordentliche geweſen zu ſein. Ob Franz in ſeinem Bekehrungseifer auch verwerfliche Mittel angewandt habe? dürfte ſich wohl kaum mit Sicherheit ermitteln laſſen. Er ſoll zu gewaltthätigen Maßregeln, namentlich zur Deportation der reformirten Geiſtlichen, gerathen, ja er ſoll in einer Unterredung mit dem berühmten Theodor Beza die Beſtechung verſucht und ihm im Namen des Papſtes Clemens VIII. auf den Fall ſeines Uebertritts zur römiſchen Kirche einen Jahrgehalt von 4000 Goldſtücken verheißen haben. Das Erſtere kann wohl möglich ſein, da auch frömmere Gemüther von Härte gegen Andersdenkende nicht immer frei waren. Das Letztere that er, wenn ers that, aus Auftrag des Papſtes, und da hat freilich leider die Moral eines treuergebenen Katholiken ein Ende. Im Uebrigen ſcheint aber doch die Güte und Sanftmuth der Haupthebel ſeiner Bekehrungsthätigkeit geweſen zu ſein; denn alſo pflegte der Cardinal du Perron von ihm zu ſagen: durch Gründe getraue er ſich jeden Ketzer in der Welt zu widerlegen; aber da wo es auf wahre Bekehrung an-

komme, da müßte er die Sanftmuth eines Franz von Sales beſitzen*). Zur Belohnung für ſeine vielen Verdienſte um die Kirche ward Franz von Sales im Jahr 1599 von dem Biſchof von Genf zu ſeinem Coadjutor und im Jahr 1602 zu deſſen Nachfolger erwählt. Auch als Biſchof (in partibus infidelium) fuhr er fort, ſelbſt zu predigen und zu katechiſiren, während er auf der andern Seite zur Unterdrückung des Proteſtantismus nicht minder thätig war. Den Purpur des Cardinals, der ihm angeboten wurde, lehnte er ab und ſeine Einkünfte verwandte er dermaßen zu Wohlthaten, daß er ſelber Mangel litt.

Als ihn die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, Chriſtina von Frankreich, die Tochter Heinrichs IV., zu ihrem Almoſenier (aumônier) machen wollte, bedingte er ſich zwei edle Freiheiten aus: 1. in ſeinem Kirchſprengel bei ſeiner Heerde leben zu dürfen, und 2. keine Beſoldung von ihr anzunehmen, zur Zeit, wenn er keine Aufträge von ihr zu entrichten hätte. Die Prinzeſſin ließ ſich die beiden Bedingungen gefallen, und gab ihm einen Diamant von großem Werth zum Geſchenke, „mit der Bedingung," ſetzte ſie hinzu, „daß Ihr ihn aus Achtung für mich behaltet." „So lange," erwiderte der Biſchof, „bis ihn die Armen nöthig haben." „In dieſem Falle," ſagte die edle Frau, „mögt ihr ihn verſetzen, und ich werde ihn für Euch wieder löſen." „Ich fürchte," ſprach Sales, „der Fall möchte ſich oft ereignen und ich am Ende Eure Güte mißbrauchen**)." —

Franz von Sales ſtarb den 28. Chriſtmonats des Jahres 1622. Am Grabe des frommen Biſchofs ſollen ſich Wunder ereignet haben und auch ihn hat die Kirche gleich dem heiligen Borromeo kanoniſirt. Wir dürfen dieſen Mann, der gewiſſermaßen ein Vorläufer Fenelons genannt werden darf, nicht verlaſſen, ehe wir auch noch ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Erwähnung gethan haben, die uns zugleich auf das Gebiet der katholiſchen Myſtik führt. Mehrere unter Ihnen kennen wahrſcheinlich ſchon die Introduction à la vie dévote, ein Buch, das ſich mit allem Fug an Thomas Kempis anſchließen darf, rückſichtlich der Lauterkeit des Sinnes, und das vielleicht an Fülle religiöſer Ideen das letztere Buch noch

*) Siehe Iſelin hiſt. Lex. unter Sales.
**) Sailer a. a. O. S. 129. 130.

übertrifft. Eine gewiſſe katholiſche Geſetzlichkeit in Beziehung auf die Beobachtung äußrer Gebräuche und Ceremonien kann zwar hier wie dort dem proteſtantiſchen Lehrer anſtößig werden; allein man darf gleichſam nur dieſe dünne Haut wegſchälen, ſo findet man darunter einen unverſehrten Kern geſunder, praktiſcher Frömmigkeit. Ich muß ſogar geſtehen, daß ich der Myſtik des heiligen Franz in einer gewiſſen Hinſicht den Vorzug geben möchte vor der deutſchen Myſtik eines Weigel und Böhm. Wenn nämlich bei den letztern (wie wir geſehn haben) das ſpeculative und theoſophiſche Element vorwaltet und oft in paracelſiſche Träumereien ſich verſteigt, ſo tritt dieß bei dem einfachen, frommgläubigen Sales ganz zurück. Seine Myſtik iſt die reine Herzensmyſtik, und wenn ſie auch an Kraft und Tiefe der Gedanken der deutſchen Myſtik nachſteht, ſo übertrifft ſie ſie wieder an Zartheit und Innigkeit. Selbſt vor dem nüchternern Johann Arnd hat Sales einen Vorzug, der freilich mehr in der Form, als in der Sache beſteht. Wir dürfen uns nämlich nicht verhehlen, daß die Franzoſen der damaligen Zeit den Deutſchen allerdings voraus waren in der Kunſt des Stils. Wenn Arnd bisweilen durch ſeine Breite ungenießbar wird, und ſeine Bilder hie und da den guten Geſchmack verletzen, ſo hat St. François de Sales ſchon jene Klaſſicität des Ausdrucks, wie ſie nachher dem Zeitalter Ludwigs XIV. eigen war. Seine Bilder ſind meiſt aus dem Leben der Natur entlehnt, oft auf eine höchſt originelle Weiſe; und nur ſelten verirrt ſich der Verfaſſer in Spielereien, was ihm am meiſten da begegnet, wo er altteſtamentliche Bilder, z. B. aus dem Hohenliede, auf chriſtliche Verhältniſſe anwendet. Ueber ſolche einzelne Störungen wird jedoch der Lehrer gerne wegſehen, weil er vielfach durch den Inhalt entſchädigt wird. Auch darin noch hat der katholiſche Myſtiker einen Vorzug, jedoch nur einen bedingten, vor ſeinen proteſtantiſchen Geiſtesverwandten, daß er mehr als ſie auf die einzelnen ſittlichen Verhältniſſe des Lebens eingeht, mehr asketiſche Moral, als ſpeculative Dogmatik giebt. Ich nenne dieß indeſſen einen bedingten Vorzug, indem eben wieder der feſte, evangeliſche Glaubensgrund bei den deutſchen Myſtikern ein Vorzug noch größrer Art iſt, den wir nicht dagegen einbüßen möchten. Die Zeit geſtattet mir nicht aus den Schriften des frommen Biſchofs Ihnen

Auszüge zu geben. Um ſo mehr empfehle ich Ihnen „die Einleitung zum andächtigen Leben," welche den Kern ſeiner Theologie enthält, zum eignen Nachleſen. Seine übrigen Schriften ſind mir weniger bekannt; doch hat der würdige katholiſche Biſchof Sailer in ſeinen Briefen aus allen Jahrhunderten, dem vierten Bande, ſchöne Auszüge aus der Correſpondenz des Biſchofs gegeben, die gleichfalls zu einer zweckmäßigen Erbauung ſich eignen, und ich hoffe, daß auch Sie das Urtheil Sailers beſtätigt finden werden, wenn er über Franz von Sales ſagt*): „Rein und lichthell und milde war ſein Thun; rein, lichthell und milde war auch, was er ſprach, was er ſchrieb."

Wenn ſo Carlo Borromeo und Franz von Sales dadurch reformatoriſch wirkten, daß ſie im Zuſammenhang mit der katholiſchen Kirche und durch die Mittel, die in ihr liegen, den beſſern Geiſt derſelben zu wecken und zu beleben ſuchten, wobei ſie ſelbſt an die Hierarchie ſich anlehnten, ſo fehlte es von der andern Seite auch in der katholiſchen Kirche nicht an ſolchen reformatoriſchen Geiſtern, welche derſelben Hierarchie mit proteſtantiſcher Kraft entgegenwirkten und demnach eine dem Proteſtantismus verwandte Oppoſition bildeten. Unter dieſen zeichnete ſich der Servitenmönch Fra Paolo Sarpi aus, der als Vertheidiger der Republik Venedig gegen den Papſt Paul V. in die Schranken trat. Auch Sarpi**), der Sohn eines ruinirten Kaufmanns in Venedig, machte ſich durch große Strenge des Lebens und der Sitten ſeinen Zeitgenoſſen achtungswerth. Mathematiſcher und juriſtiſcher Scharfſinn und eine über die gewöhnlichen Kenntniſſe des Zeitalters hinausgehende Bekanntſchaft mit den Geſetzen der Natur waren bei einem zarten, ſchwächlichen Körper ſeine hervorſtechenden Geiſtesgaben, durch welche er bald die Aufmerkſamkeit der größten Geiſter, wie eines Carlo Borromeo, auf ſich zog. Mit den weltlichen Wiſſenſchaften verband aber Paul Sarpi ein eifriges Studium der Bibel. Er hatte angefangen, die Stellen der Schrift, die ihm beſonders merkwürdig waren, in ſeinem Exemplar zu unterſtreichen, und ſiehe da! bald fand ſich keine Stelle mehr, die nicht unterſtrichen war. Indeſſen ſchien es we-

*) a. a. O. S. 129.

**) Siehe Courayer, vie de Fra-Paolo vor deſſen Ausg. der Histoire du Concile de Trente, und vgl. Ranke II. S. 334 ff.

niger ein vollendetes dogmatiſches Syſtem, als vielmehr die entſchiedene Abneigung gegen die weltlichen Anmaßungen der Päpſte, was ihn zum Reformator ſtempelte und ihn eine entgegengeſetzte Richtung verfolgen ließ, als die, welche Borromeo und Franz von Sales verfolgten. Eine äußere Veranlaſſung warf ihn beſonders in dieſe Bahn der Oppoſition hinein. Der Papſt hatte im Jahr 1606 über Venedig das Interdict verhängt, weil die Republik ihre alten Rechte ſich nicht wollte von ihm entwinden laſſen*). Als Sarpi dieſe Rechte kühn vertheidigte, traf auch ihn der Bannſtrahl. Die Jeſuiten waren ſeine Feinde. Einſt ward er von fünf Banditen angefallen und mit funfzehn Dolchſtichen verwundet in den Straßen liegen gelaſſen; doch erholte er ſich wieder, und trotz mehrfach erneuerter Attentate auf ihn erreichte er ein Alter von 71 Jahren. Er ſtarb in fromm ergebener Stimmung und unter den Tröſtungen der katholiſchen Sacramente, den 14. Jan. 1623. Ein heiteres Lächeln ſchwebte auf den Lippen der entſeelten Hülle. Bei dem venetianiſchen Volke ſtand Fra Paolo ſowohl ſeiner muſterhaften Frömmigkeit, als ſeiner hohen Vaterlandsliebe wegen in ſo hohem Anſehn, daß ſich viel Gläubige auf ſeinem Grabe verſammelten, um auf demſelben zu beten. Aber Papſt Urban VIII. verbot dieſe Uebungen als ärgerlich**). Unter den Schriften Paul Sarpi's iſt die Beſchreibung des tridentiner Concils die berühmteſte.

Nicht nur aber die hierarchiſche Verfaſſung der katholiſchen Kirche fand in dieſer Zeit Widerſpruch im Innern dieſer Kirche ſelbſt. Auch in Beziehung auf die Lehre entwickelte ſich allmählig eine Oppoſition. Die evangeliſche Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben war ja bekanntlich die Lehre geweſen, durch welche Roms Macht geſtürzt wurde. Und dennoch fand eben dieſe Lehre, im Zuſammenhang mit dem ſtrengern auguſtiniſchen Syſtem, fortwährend ihre Anhänger auch in der katholiſchen Chriſtenheit. Wenn auch gleich das tridentiner Concil die entgegengeſetzten Behauptungen nicht ohne Widerſpruch mancher Beiſitzer***) feſtgeſtellt

*) Der Streit drehte ſich um die Stiftung neuer Orden und um die geiſtliche Gerichtsbarkeit.
**) Iſelins Lexicon unter Sarpi.
***) Siehe oben.

hatte, und wenn auch gleich die gelehrten Jesuiten, wie der Cardinal Bellarmin sich zu Vertheidigern derselben aufwarfen, so fehlte es doch nicht an Einzelnen, welche grade in der Lehre von der Rechtfertigung den Grundsätzen des Protestantismus beipflichteten, wenn sie auch im Uebrigen katholisch blieben. In den Niederlanden brach zuerst ein Streit aus, der in der Folge eine sehr bedenkliche Gestalt annahm. Als nämlich Michael Bajus, Professor der Theologie zu Löwen, die Lehre Augustins in dem Sinne vertheidigte, in welchem die Protestanten sie gefaßt hatten, reizte er dadurch den Widerspruch der Jesuiten. Die Päpste Pius V. und Gregor XIII. verdammten die Lehre des Bajus, und der Jesuit Molina setzte ihr ein anderes Werk entgegen. Clemens VIII. endlich setzte ein eigenes Collegium von Prälaten nieder, denen er die Untersuchung dieses wichtigen Lehrpunktes übertrug*). Aber mit diesem äußern diplomatischen Kunstgriff war der Sache nicht geholfen. Das Bedürfniß nach einer tiefern Glaubensansicht machte sich fortwährend geltend, und endlich trat in der Gestalt des Jansenismus eine förmlich protestantisch-dogmatische Partei in der katholischen Kirche auf, deren Geschichte jedoch schon einer spätern Periode angehört. Bei diesem Wendepunkt, dem Eintritt des Jansenismus in die katholische Kirche, glaube ich für diese Periode die Geschichte derselben schließen zu dürfen, indem ich mir für die nächste Stunde unsrer letzten Zusammenkunft nur noch einige allgemeine Bemerkungen über das Verhältniß des Katholicismus zum Protestantismus in dieser Zeit und über ihren beiderseitigen Einfluß auf Politik, auf Wissenschaft, Kunst, Sitte und Leben vorbehalte.

*) Congregationes de auxiliis gratiae.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Recapitulation. Ueber den Einfluß des Protestantismus und Katholicismus auf Politik, Wissenschaft, Kunst, öffentlichen Cultus und Sitte. Das Kirchenlied der Lutheraner und die reformirten Psalmen. Palestrina. Die Predigtweise. Beiträge zur Sittengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Hans von Schweinichen. Dorothea Sibylla. Schlußbetrachtungen.

Wir haben in den bisherigen Stunden unsre Aufgabe, wie ich sie in der ersten Vorlesung andeutete, bis zum Ende unsrer ersten Periode, d. h. bis zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges verfolgt. Die schon vorgerückte Jahreszeit erlaubt uns nicht mehr, die beiden spätern Perioden*) in unsre dermalige Darstellung hineinzuziehen. Ja, auch die Geschichte des dreißigjährigen Krieges selbst mußten wir unberührt liegen lassen. Um so zweckmäßiger wird es aber sein, die gegenwärtige, uns noch übrig bleibende Stunde theils zu einem kurzen Rückblick auf das bisher Behandelte zu benützen, theils aber auch vorzüglich dazu, uns die Resultate zusammenzustellen, die wir aus unsern Betrachtungen zu ziehen berechtigt sind. Wir wollten ja den Einfluß des Protestantismus auf die Bildung der Zeit, auf das Leben der Völker, auf Politik, Wissenschaft, Kunst und Sitte erwägen. Das war die ursprüngliche Tendenz dieser Vorlesungen. Es konnte dieß aber zunächst nur geschehn durch eine Darlegung der weitern geschichtlichen Entwicklung des Protestantismus selbst. Das Allgemeine kann ja erst dann mit Frucht und Nutzen zusammengestellt werden, wenn das Besondere der Anschauung vorangegangen ist. Und so wird denn *diese* Stunde den eigentlichen Gang der Untersuchung zum Abschluß bringen, indem sie das, was wir bisher *besonders* betrachtet haben, wieder unter allgemeine Gesichtspunkte bringt, dabei aber auch noch manches Einzelne und Besondere hinzuzieht, um die Anschaulichkeit des Gemäldes zu erhöhen.

*) Vom westphälischen Frieden bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts und von da wieder bis auf unsre Zeit.

Indem wir nun zuerſt einen Rückblick thun auf die zurückgelegte Periode der Geſchichte des Proteſtantismus, ſo finden wir uns in einem andern Fall, als wir uns beim Abſchluß der Reformationsgeſchichte (im engern Sinne des Wortes) befanden. Dort hatten wir ein Ganzes vor uns, das aus einem großen Impuls hervorgegangen war: eine mächtige Thatſache, die zwar in verſchiedenen Formen hervortrat, die aber ſich leicht wieder in ein Bild zuſammenfaſſen ließ. Hier aber ſind verſchiedene Bilder an unſerm Blick vorübergegangen, die nicht alle einen gleich günſtigen Eindruck hinterlaſſen haben. Wir hatten es mit einer blutigen Zeit auf der einen, mit einer trockenen und dürren Zeit auf der andern Seite zu thun, und doch fehlte es auch dieſer Zeit nicht an großen Charakteren, an gewaltigen Erſcheinungen und Bewegungen, an vielfachen Elementen der Bildung, an ſchönen Einrichtungen, an ruhmwürdigen Zügen der Aufopferung und des Edelmuthes. Stellen wir den Katholicismus und Proteſtantismus noch einmal einander gegenüber, wie ſie ſich uns in dieſer Zeit gezeigt haben, ſo können wir nach dem, was wir geſehn, nicht unbedingt ſagen, hier iſt das Licht und dort der Schatten. Wir finden beides in beidem gemiſcht. Bei der Geſchichte der Verfolgungen, welche die Proteſtanten in Frankreich, den Niederlanden, in England und Schottland zu beſtehen hatten, nahmen wir natürlich einen regen Antheil an dem Schickſal unſrer Glaubensgenoſſen. Wir bewunderten ihren Muth, ihre Standhaftigkeit, ihre hohe Glaubensfreudigkeit in dem Maaße, als wir die blutdürſtigen Anſtalten der Inquiſition, die Greuel der Bartholomäusnacht, das ränkevolle Verfahren einer Katharina von Medicis und die fanatiſche Wuth eines Philipp und Alba verabſcheuten. Welche gewaltige, heroiſche Erſcheinungen begegneten uns in einem Annas du Bourg, einem Coligny, einer Jeanne d'Albret und ihrem Sohne, einem du Pleſſis Mornay, in den Brüdern des Hauſes Oranien, einem Cranmer, Knox und Eliſabeth! Dennoch konnten wir ſchon damals die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch in der katholiſchen Kirche würdige, fromme und gemäßigte Männer gab, wie ein l'Hôpital in Frankreich, ein Polus in England. Ja, wir konnten nicht umhin, namentlich in dem letztern Lande die traurige Wendung zu bedauern, welche der Pro-

teſtantismus nahm, indem er ſelbſt wieder das Schwert gegen die kehrte, die von dem Rechte der Gewiſſensfreiheit Gebrauch machen wollten. Und auch in den Religionskriegen anderwärts begegneten uns manche Ausartungen der Leidenſchaft auf beiden Seiten. Als wir darauf die innere Geſchichte des Proteſtantismus näher beleuchteten, da begegneten wir einem rohen, wilden Gezänke, das ſelbſt wieder hie und da in Verfolgungen ausbrach. Aber mitten unter dieſem dem Princip der Reformation Hohn ſprechenden Gewirre und Getöſe ſahen wir Einzelne einen tiefern Blick wagen in die Geheimniſſe des religiöſen Lebens, und wenn auch die ſogenannten Myſtiker auf mancherlei Abwege geriethen, ſo zeugte doch ihr Streben von einem lebendigen, nach Wahrheit ringenden Geiſte. Und bei dieſem bloßen Ringen blieb es nicht allein. Es erhoben ſich Einzelne auch zur größten Klarheit des Gedankens. Den praktiſch frommen Geiſt Luthers ſahen wir auf Johann Arnd übergehen; die freiere wiſſenſchaftliche Richtung eines Reuchlin, Erasmus, Weſſel begegnete uns wieder auf verſchiedene Weiſe, hier in Valentin Andreä, dort in Baco, Grotius und Kepler, und ſo fehlte es denn nicht an einem Verein von Geiſtern, welche das Kleinod des Proteſtantismus aus der Brunſt der Verfolgungen, wie aus der Waſſerfluth der theologiſchen Zänkereien herausretteten und es der Nachwelt überlieferten. Das Andenken an dieſe wahrhaft reformatoriſchen Geiſter zu erneuen, die leider! ſelbſt dem Namen nach bei vielen unſrer Zeitgenoſſen unbekannt ſind, war eine Hauptaufgabe dieſer Vorträge. Wenn wir aber dann, wie die Billigkeit es erforderte, auch einen vergleichenden Blick erſt auf die von uns getrennten Sekten und dann zuletzt auf die katholiſche Kirche thaten, ſo begegneten uns auch in der letztern Männer, denen wir unſre Achtung nicht verſagen konnten. Die Träger der katholiſchen Gelehrſamkeit, die theologiſchen Schriftſteller Baronius, Bellarmin, Poſſevin u. a. konnten wir nicht einmal in den Kreis unſrer Darſtellung hereinziehn. Wir begnügten uns bloß mit denen, die praktiſch auf die Kirche einwirkten, und da hätten wir abſichtlich unſer Herz verengen müſſen, wenn wir der Aufopferungsfähigkeit eines Vincenz von Paula, eines Miani, eines Carlo Borromeo, wenn wir der Frömmigkeit eines Franz von Sales unſre Achtung hätten verſagen wollen. Selbſt

an dem Stifter des Jesuitenordens und an seinem Schüler Xaver, dem Apostel der Indier, mußten wir wenigstens die Kraft des Willens und ihre Ausdauer bewundern; und auch unter den Päpsten fehlte es nicht an einzelnen großen und achtungswerthen Charakteren. Dazu kommt endlich, daß auch in dieser Kirche protestantische Elemente sich regten, wie die Geschichte des Paolo Sarpi und des Michael Bajus am Schlusse der vorigen Stunde uns gezeigt hat.

Wenn wir nun aber nicht sagen können, in der sichtbaren protestantischen Kirche, wie sie der zurückgelegte Zeitraum uns darstellt, sei allein das Richtige zu finden, in der sichtbaren katholischen Kirche das Unrichtige, so werden wir doch, wenn wir auf die Principien zurückgehn, wie sie sich im Zeitalter der Reformation und noch später von einander geschieden haben, den Einfluß des protestantischen Princips als einen überwiegend heilsamen Einfluß erkennen, so daß wir sagen müssen, die Mängel der protestantischen Kirche, die wir entdecken, sind nicht sowohl aus diesem Princip gefolgt, als vielmehr demselben zuwider; und umgekehrt verdankte die katholische Kirche manches Gute der Anregung, die von dem protestantischen Princip ausgegangen war und auf sie zurückwirkte. — Lassen Sie uns nun den Einfluß dieses Princips auf die einzelnen Lebensgebiete etwas genauer betrachten.

Fassen wir zuerst den großen Umschwung der politischen Geschichte von der Zeit der Reformation bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ins Auge, so werden wir hier an ein früheres Urtheil Raumers erinnert, daß die gewaltigen Herrschercharaktere, die auf die Zeit gewirkt haben, doch wesentlich dem Protestantismus angehörten. Zu welcher Partei Heinrich IV. zu rechnen sei, darüber könnte zwar gestritten werden; allein, wie man auch immer über seinen Uebertritt urtheilen möge, seine Bildung verdankte er denn doch wesentlich dem Protestantismus, und steht so mit Elisabeth und Wilhelm von Oranien auf einer Linie. — Kaiser Maximilian II., der größte unter den Kaisern dieses Zeitraums, war Katholik, und die kluge Mäßigung, die er, im Gegensatz gegen mehrere der damaligen deutsch-protestantischen Fürsten, beobachtete, gereicht ihm allerdings zur Ehre. Aber dieß beweist nur, daß er, obwohl äußer-

lich mit der katholischen Kirche zusammenhangend, doch das Princip des Protestantismus in sich aufgenommen und es sogar reiner gefaßt hatte, als manche Protestanten selbst. Um so greller ist daher auch sein Abstand gegen Philipp II. und die katholische Maria von England. — Das aber muß uns auffallen, daß die großen protestantischen Fürsten dieser Zeit sämmtlich der reformirten Kirche angehörten, während die Fürsten des lutherischen Bekenntnisses weniger bedeutend einwirkten*). Es hängt dieß freilich mit der Zerstückelung des deutschen Reichs und mit dem Umstand zusammen, daß grade in jenen großen Staaten der reformirte Lehrbegriff der herrschende wurde; aber eben dieß selbst ist nicht ein reiner Zufall. Es ist auch schon von Andern bemerkt worden, daß in dem schweizerischen und auswärtigen Calvinismus eine stärkere Hinneigung zu freien politischen Institutionen lag, als im deutschen Lutheranismus**). Wir wissen, mit welcher Entschiedenheit Luther jeden politischen Aufruhr seiner Zeit unterdrückte. Er that es aus guter Absicht, und die Pietät, welche auch ferner die lutherischen Fürsten gegen das katholische Reichsoberhaupt beobachteten, verdient gewiß alle Achtung. Aber daß dieses passive Verhalten auch wieder hemmend wirkte auf das politische Leben, kann nicht verkannt werden. Die reformirte Kirche hatte ihre Wiege im Republicanismus, ihre Verfassung selbst nahm die Formen davon an, und so ging denn auch diese größere politische Freisinnigkeit auf die fernern Bekenner über; freilich auch mit die größere Gefahr, die Reformation in Revolution umschlagen zu lassen. In welchem engen Verband der Hugenottenkrieg in Frankreich und der Aufstand der Niederlande mit dem Streben nach größerer politischer Freiheit stand, haben wir gesehn. So trug auch in Deutschland das reformirte Kurhaus von der Pfalz kein Bedenken, an die großen reformirten Mächte von Holland und England sich anzuschließen, während Sachsen mit alter Treue am

*) Gustav Adolph war noch nicht aufgestanden!

**) Menzel VI. S. 56. 57. und neulich besonders auch Max Göbel, die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche. Bonn 1837., ein Buch, das ich erst nach Beendung meiner Vorlesungen zu Gesicht bekam, das ich aber grade bei dieser letzten Vorlesung gerne noch genauer berücksichtigt hätte.

Haus Oestreich hangen blieb. Ja, wir haben scho
wähnt, wie die deutschen Lutheraner den um ihren G
pfenden Reformirten ihre Hülfe versagten, theils weil si
gläubig, theils aber auch weil sie sie für Aufrühr
rechtmäßige Obrigkeit hielten, und somit ihr politis
in eben dem Grade als ein revolutionäres mißbilli
ihre Lehre als eine ketzerische verabscheuten.

Wir haben seiner Zeit zwar das Unheilbringe
mengung des Kirchlichen und Politischen anerkannt
wollen wir auch keineswegs als einen Vorzug des
rühmen vor dem Lutherthum. Aber abgesehen von
samen, das sich in die revolutionären Bewegungen ei
uns doch die freisinnigere oder wenigstens die groß
selbst, wie sie in den reformirten Staaten sich zu
fing, als ein Fortschritt des Protestantismus nach di
erscheinen, wozu denn noch später im dreißigjährigen K
disch = lutherische Macht Schwedens ins Gleichgew
Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Beweggrün
stantischen Politik immer nur die rein evangelischen
geblieben seien, so bleibt doch dies als Thatsache,
großen Umschwung der politischen Verhältnisse vor u
dreißigjährigen Kriege die protestantischen Ideen
gen Antheil gehabt, und neben ihrer kirchlich religiö
welthistorische Bedeutung erlangt haben!

Auch was die innere Verwaltung betrifft, so
gewiesen werden, wie auch hier, zumal in Republiken, v
der Protestantismus einen bedeutenden Antheil an d
was sich denn auch wieder in den größern Ländern
kirchliche Verhältnisse nach dem Vorbilde Genfs sich
ten. Die großen Minister der Zeit, Sülly, Cec
waren Protestanten, und zwar Calvinisten. Gleich
wir nicht rühmen, daß der ächte Geist des evange
stantismus alle Zweige der öffentlichen Verwaltun
durchdrungen habe. Namentlich zeigt sich uns in d
durchweg eine große Barbarei. Man schaudert, w
ausgesuchten Martern hört, welche die Japanesen an

übten, die in ihre Gewalt kamen*). Aber die Christen selbst standen ihnen in nichts nach, und hier möchte sich sogar schwerlich ein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten zeigen, der zum Vortheil der Letztern ausfiele. Man lese z. B. nur den berüchtigten Grumbachischen Proceß**) im protestantischen Kurfürstenthum Sachsen und die dem Verurtheilten beigefügten Qualen, und man wird mit demselben Abscheu den Blick von solchen kannibalischen Scenen abwenden, als man ihn von den Greueln abwendet, welche die katholischen Spanier in der neuen Welt übten. Es ist überhaupt ganz eigen, wie diese fieberähnliche Wuth, Menschen mit der ausgesuchtesten Grausamkeit zu peinigen, eine Krankheit der Zeit war und sogar noch an der theologischen Orthodoxie der Zeit eine mächtige Stütze fand, so daß der juristische Scharfsinn in Erfindung grausamer Foltern und Strafen mit der dogmatischen Verketzerung und Verdammungslust wetteiferte. In dieser Beziehung ist die Zeit, die wir betrachtet haben, eine wahrhaft traurige zu nennen, und nur wenige erleuchtetere Männer waren es, die von dieser Ansteckung sich frei hielten, einer Ansteckung, der sogar manche zarte Frauen nicht widerstanden. Der weise und mäßige Grotius gehörte zu diesen Seltenen. Als er in der Eigenschaft eines schwedischen Gesandten im Sommer 1638 von einer königlichen Audienz in St. Germain zurückkam, fand er in einem Dorfe, durch welches der Weg ging, eine Menge Volks versammelt, um seine grausame Neugierde an der Hinrichtung einiger Verbrecher zu befriedigen. Als einer seiner Leute, um Platz zu machen, das Volk auseinander trieb, entstand ein gewaltiger Aufruhr, weil dieses in der Meinung stand, die Herrn im Wagen wollten die Delinquenten befreien und so das Vergnügen eines Schauspiels ihm entziehn. Schüsse fielen auf den Wagen des Gesandten, der Kutscher ward so verwundet, daß er bald drauf starb; Grotius selbst, den die Kugel kaum vermieden, ward aus dem Wagen gerissen, und es dauerte lange, bis das Geschrei, es sei der Gesandte Schwedens, ihn und seine Begleiter den Mißhandlungen der Menge entzog. — Hätte hier Grotius nach strengem Recht oder im Geist seiner Zeit verfahren wollen, so hätte

*) Siehe den Commentator zu Dallas S. 102 ff.
**) Bei Menzel V.

er leicht ein noch viel gräulicheres Schauſpiel hervorrufen können, als das, welches durch ſeine Anweſenheit unterbrochen wurde. In der That wurden alle die, welche ſich an der Perſon des Geſandten vergriffen hatten, zum Tode verurtheilt und ihr Vermögen dem Grotius zuerkannt. Aber dieſer bat für alle um Gnade, das Vermögen gab er ihnen zurück, und zur Abſchreckung für andere begnügte er ſich einzig damit, daß die gegen die Schuldigen verhängte Todesſtrafe — an ihrem Bilde vollzogen wurde*).

Die ſchändlichſten aller Criminalproceſſe waren nächſt den Ketzerproceſſen, die wir ſchon kennen, die ſogenannten Hexenproceſſe. Wir haben ſchon im Leben Keplers eines einzelnen Falles erwähnt. Aber ſolche Fälle ereigneten ſich oft, und nahmen nicht immer die glückliche Wendung wie bei Keplers Mutter. Im Braunſchweigiſchen z. B. gingen die Executionen (in den Jahren 1590 bis 1600) ſo ſtark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf Weiber verbrannt wurden, und daß der Ort, wo ſie verbrannt wurden, wegen der vielen aufgeſteckten Pfähle einem kleinen Wald ähnlich ſah**). — Und fragen wir: was gab den Grund zur Beſchuldigung? ſo reichte oft Alter, Mißgeſtalt, ein rothes Auge oder irgend ein anderes auffallendes Zeichen hin, eine Frau auf die Folter und von da auf den Scheiterhaufen zu bringen. Hexen, hieß es unter anderm auch, könnten nicht weinen, und ſo ward eine durch phyſiſche Urſachen verhinderte Thränenabſonderung ein Grund mehr zur Hinrichtung. Im Ganzen war das weibliche Geſchlecht mehr dem Verdacht der Hexerei ausgeſetzt, als das männliche; doch fehlte es auch nicht an ſolchen, die das Gerücht als Zauberer, Hexenmeiſter oder Schwarzkünſtler bezeichnete, die mit dem Teufel im Bund ſtänden***). Es iſt merkwürdig, wie neben dem Hange der Zeit zur Magie, zur Aſtrologie und Alchymie, den wir ſchon an einem andern Orte erwähnt haben, doch auch wieder ein entſchiedener Abſcheu vor ſolchen Dingen ſich kundgab. Die Grenze aber zwiſchen dem Wunderbaren, an deſſen Aechtheit man glaubte, und dem Wunderbaren, das man für eine Wirkung der Hexerei hielt, war jedenfalls ſchwer zu ziehn, und ſo hatten Willkür, Vor-

*) Luden, Leben Grot. S. 266 ff.
**) Beckers Weltgeſchichte VI. S. 371.
***) Siehe unten die Geſchichte des Hofjuden Lippold.

urtheil, Leidenschaft ihren weitesten Spielraum. Das Aergste war, daß selbst protestantische Geistliche, statt das Volk vom Aberglauben zu heilen, es in demselben bestärkten*). Zur Verbannung dieses Aberglaubens hätten, so sollte man glauben, am meisten wirken sollen die Fortschritte in der Wissenschaft, und auf diese kommen wir nun, das politische Gebiet verlassend, zu reden.

Wenn wir auch hier wieder Katholicismus und Protestantismus neben einander stellen, so dürfen wir nicht verkennen, daß auch in der katholischen Kirche der wissenschaftliche Sinn vielfach angeregt und genährt wurde. Einzelne Orden, wie die Väter des Oratoriums, haben dafür vieles gethan, und auch die Jesuiten standen nicht zurück. Aber freilich, wenn man den Werth des Wissens nicht allein nach der Masse des Stoffes, den man weiß, sondern nach der Art der Auffassung und Behandlung, nach dem Geist beurtheilt, der den Stoff erst belebt, so fehlte es zumal der jesuitischen Wissenschaft an aller Lebendigkeit und Frische. Es war ihr ja nicht um die Wissenschaft an sich zu thun, sondern nur um äußere Zwecke, denen die Wissenschaft als Mittel dienen sollte. Ueberhaupt kann sich aber die Wissenschaft da nie frei entfalten, wo ihr irgend ein schon fertig gemachtes Dogmensystem im Wege steht, d. h. wo die Resultate schon vorgeschrieben sind, zu denen sie gelangen muß, wo man mit einem Wort der freien Forschung einen Kappzaum anlegt. Dieß mußte aber die katholische Kirche von ihrem Princip aus thun. Die protestantische Kirche that es nicht minder in dieser Zeit, aber sie that es gegen ihr Princip. Wir wissen, mit welchen Vorurtheilen Kepler zu kämpfen hatte, als er das Copernikanische System vertheidigte. Einem noch merkwürdigern Kampfe begegnen wir in dieser Hinsicht in der katholischen Kirche. — Der große Zeitgenosse Keplers Galileo Galilei mußte noch in seinem Greisenalter nach Rom wandern, und nachdem er einige Monate in dem Gefängnisse der Inquisition geschmachtet, kniefällig seine

*) Siehe den Brief der Herzogin Dorothea Sibylla an Matthias Baumgart in der schlesischen Monatsschrift Jahrgang 1829. S. 785. vgl. Menzel VI. S. 229. Doch kann bemerkt werden, daß der Teufels- und Hexenglaube im Ganzen in der lutherischen Kirche von Haus aus stärker war, als in der reformirten; siehe Göbel S. 231., der indessen zu weit geht, wenn er ihn für die reformirten Lande negirt. Man denke an Schottland und mehrere Gegenden der Schweiz noch in unsrer Zeit!

Irrthümer bezeugen. Aber der protestantische Geist, der sich in dem katholischen Philosophen regte, war zu gewaltig, als daß er die Schmach hätte ertragen können. Die greise Zunge stammelte zwar die Abschwörungsformel nach, aber kaum erhob sich der freie Mann wieder von den Knieen zu einer aufrechten Stellung, als er mit dem Fuße stampfte und in die Worte ausbrach: „und dennoch bewegt sie sich*).“

Was wir ihm nebst Kepler und Copernikus verdanken, wurde schon früher erwähnt; wie wir denn überhaupt in Beziehung auf Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften in dieser Zeit schon einen Fortschritt wahrnehmen können, im Vergleich mit dem Zeitalter der Reformation. Unstreitig trugen dazu auch bei die immer weiter gehenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Erdkunde und die immer lebendigere Verbindung der alten mit der neuen Welt, die Hebung der Schiffahrt, des Handels und der Industrie. Gleichwohl wirkten diese Fortschritte noch nicht so reformatorisch auf die Zeit ein, um alle alte Vorurtheile zu zerstreuen. Sie waren mehr vereinzelt und vorbereitend und hatten es überhaupt mehr mit den handgreiflichen Realitäten, als mit den Ideen zu thun! Das eigentlich bildende, auf die Geistescultur abzweckende Studium, wie es auf höhern und niedern Schulen betrieben wurde, blieb mehrentheils auf die Fächer beschränkt, wie sie zur Reformationszeit gelehrt wurden. Die alten Sprachen waren das vorherrschende Bildungselement, nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei den Franzosen und Engländern. Wir wissen ja, wie selbst Frauen an diesem Unterrichte theilnahmen und als Schriftstellerinen auf diesem Gebiete auftraten. (Die Königin Elisabeth übersetzte noch im Jahr 1593 den Boethius (de consolatione philosophiae), den Horaz (de arte poetica) und den Plutarch**). Aber dieses Studium der alten Sprachen wurde nicht mehr mit der Lebendigkeit und in dem klassischen Geiste betrieben, wie zur Zeit eines Erasmus und der Reformation; sondern während wir auf der einen Seite eine größere Hinneigung zur empirischen und realistischen Seite des Wissens (Mathematik und Naturwissenschaft) bemerken, sehen wir auf der andern Seite

*) e pur si muove!

**) Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte Bd. I. S. 623.

ein Zurückſinken in die Zeit der Scholaſtik*). — Nur einzelne große Männer, wie Baco, ſuchten beide Klippen zu vermeiden, wie wir früher geſehn haben. In der katholiſchen Kirche waren es aber namentlich die Jeſuiten, welche den klaſſiſchen Geiſt der Bildung, wie er zur Zeit Leo X. auftauchte, wieder zu verdrängen ſuchten. Sie waren es, welche auf der einen Seite zwar die mathematiſchen Fächer begünſtigten, freilich nicht darum, weil an ihnen der Geiſt geſchärft und geübt wird zu einem tüchtigen Denken, ſondern wegen des äußern Nutzens, den ſie bringen; ſie waren es aber auch, welche auf der andern Seite das dürreſte Formenweſen in der Behandlung der Grammatik und Logik zur Karrikatur ausbildeten, weßhalb die Jeſuitenſchulen rückſichtlich der Pedanterie ebenſo zum Sprichwort geworden ſind, als ihr barbariſches Latein. Aber auch bei den Proteſtanten war das, was wir Methode nennen, noch ſchlecht berathen. Nur Wenige wie Baco in England und wie Andreä in Deutſchland verſtanden es, der eine die Maſſen zu ſichten und zu ordnen, der andere die Geiſter zu führen und zu lenken. Als Pädagog ragte unter ſeinen Zeitgenoſſen Johann Amos Comenius hervor**), der auf das Schulweſen der meiſten proteſtantiſchen Länder großen Einfluß übte und deſſen Orbis pictus auf lange Zeit hinaus ein beliebtes Buch der Jugend blieb. — Bei allen Mängeln des Unterrichtsweſens darf uns jedoch das wieder nicht entgehn, was jene Zeit vor der unſern voraus hatte, daß nämlich die weitere Ausbildung der Gelehrten, der Geiſtlichen und der Staatsmänner weder auf die Schule, noch auf bloße Büchergelehrſamkeit beſchränkt blieb. Die Stelle der heutigen Journale, die uns nur in verblichenen Zeichen das wiſſenſchaftliche Streben der Gegenwart zum Bewußtſein bringen, vertraten damals weite Reiſen (die noch obendrein durch die größere Gefahr, die damit verbunden war, den Reiz des Abentheuerlichen erhielten), häufige Briefwechſel, öffentliche Verhandlungen, lebendige Berührung und Wechſelwirkung, und wenn gleich auch manche rohere Fürſten das Getümmel der Jagd und des Krieges dem ſtillen Leben gelehrter

*) Vgl. über die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen im Einzelnen: „Voigt, Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Weſen ſeiner Zeit, in Raumers hiſtor. Taſchenbuch 2. Jahrgang.

**) Geb. 1592 zu Prenow in Mähren, geſtorben 1671 in Amſterdam. Er ſteht ſomit an der Grenze unſrer Periode.

Betrachtung vorzogen und ihre tüchtigſten Männer darben ließen*), ſo bleibt hinwiederum das innige Verhältniß, in welchem die Ausgezeichnetern unter ihnen zu manchen großen Theologen, Gelehrten und Dichtern ſtanden, und die Aufmerkſamkeit, die ſie ihren Leiſtungen bewieſen, ein ſchönes und erfreuliches Zeichen einer oft zu ſehr verſchrieenen Zeit.

Mit der ſcholaſtiſchen Richtung in der Wiſſenſchaft hing eine gewiſſe Geſchmackloſigkeit und Unbehülflichkeit in der Darſtellung zuſammen; daher die ungünſtige Wendung, welche die Kunſt nahm, ſowohl in der katholiſchen**), als in der proteſtantiſchen Kirche. Das Zeitalter Leo X. war bekanntlich die Blüthezeit der italiſchen Kunſt geweſen; jetzt aber war dieſes goldne Zeitalter vorüber, und unter dem Schimmer des ſilbernen ſah man bereits das bleierne hereinbrechen. Das Gekünſtelte, Manierirte trat an die Stelle des Schöpferiſchen, des Natürlichen, des einfach Schönen. Beſonders zeichneten ſich auch die Jeſuiten als Geſchmacksverderber aus. Daſſelbe Gemiſch von verſchiedenartigen Elementen, das wir in ihrem Weſen erkannt haben, tritt auch in ihren Kunſtproducten heraus. Wir dürfen nur in eine der neuen katholiſchen Kirchen treten und ſie mit einem alten gothiſchen Bau vergleichen: dort das Ueberladene, Geſchnörkelte, das die Augen des Pöbels allerdings beſticht, oder auch wohl ſelbſt durch gefälligere Formen ſich der weltlichen Richtung der Gebildetern empfiehlt; hier hingegen das einfach Große, das Ueberwältigende, das durch ſich ſelbſt redet und jedes kleinliche Lob verſtummen macht. — Aber auch in der proteſtantiſchen Kirche darf um dieſe Zeit der gute Geſchmack nicht geſucht werden. Von der bildenden Kunſt wollen wir nicht reden, da ſie aus dem Cultus ſo gut als verbannt war und nur auf die proſaiſchen Darſtellungen der niederländiſchen Schule, auf ängſtliche Nachahmung der gegebenen Wirklichkeit ſich beſchränkte. Aber ſehen wir dagegen auf die Kunſt der Sprache und des Ausdrucks, wie weit hatten ſich die ſpätern Lutheraner von ihrem großen Vorbilde, Luther, entfernt! Hören wir darüber das Urtheil Adolf

*) Davon mehrere Beiſpiele in dem angeführten Aufſatz von Voigt.
**) Auf dieſe veränderte Richtung des Geſchmacks hat beſonders Ranke in geiſtreicher Weiſe aufmerkſam gemacht. Geſch. der Päpſte I. S. 482 ff.

Menzels in seiner neuern Geschichte der Deutschen*): „Wenn in den letzten Jahrzehnden des 15. und in den ersten des 16. Jahrhunderts Redner, Dichter und Geschichtschreiber in beträchtlicher Anzahl, theils in vaterländischer Sprache, theils in klassischem Latein zu den Deutschen gesprochen hatten, so wurde nun in Deutschland, zwei Jahrhunderte lang in barbarischem Latein oder in einem gleich barbarischen Deutsch über Glaubenslehren gestritten und alle Kraft des nationalen Genius verschwendet, um den höchsten Gegenständen der geistigen Betrachtung die unfruchtbarste Seite abzugewinnen und das Ergebniß der Anstrengungen in die widrigsten und geistlosesten Formen zu zwängen. So groß war die Gewalt dieser Richtung, daß, neben der unbegrenzten Verehrung für Luthers Worte, die bewundernswerthe Kraft und Kunst, mit welcher er die deutsche Sprache behandelt und gefördert hatte, ganz unbeachtet blieb, und daß die Theologen, mit dem in sprachlicher und dichterischer Beziehung unübertroffenen Meisterwerke seiner Bibelübersetzung in den Händen, in die dürre Wüste der Begriffsweisheit sich immer tiefer verloren." Als Grund dieses Verfalls der deutschen Sprache führt Menzel wohl mit Recht den Umstand an, daß der große Lehrer Deutschlands, Melanchthon, nur lateinisch schrieb, während Flacius, das Haupt der Gegenpartei, als ein Ausländer die deutsche Sprache sogar verachtete, weil er sie nicht kannte, und sogar in offenem Druck erklärte, „durch deutsche Bücher sei kein Ruhm zu erwerben, denn die könne jeder Dorfküster schreiben." Von diesem gelehrten und verkehrten Hochmuth, den auch Andere mit Flacius theilten, machten jedoch die Mystiker eine rühmliche Ausnahme, und wenn auch ihr Geschmack nicht immer der beste und feinste war, so haben wir doch bei Böhm und Arnd die Kraft und Gediegenheit, ja mitunter auch die Innigkeit und Zartheit des Ausdrucks bewundert und einen Nachklang von Luthers Sprache drin gefunden.

Es dürfte hier der Ort sein, noch ein kurzes Wort von der deutschen Poesie und dem deutschen Kirchenliede zu reden. Wir können jedoch dieſem Gegenstande hier nur eine flüchtigere Aufmerksamkeit widmen, da die neue Periode, welche für die Ge-

*) Bd. IV. S. 26.

ſchichte der deutſchen Poeſie mit Opitz und der ſchleſiſchen Dichterſchule beginnt, zum Theil ſchon über die Grenzen unſrer Periode hinausſchreitet; doch können wir bemerken, daß auch in der Zeit zwiſchen Luther und dem dreißigjährigen Kriege es nicht an kräftigen Stimmen zum Preiſe Gottes und Chriſti gefehlt hat, und mehrere der Geſänge, die wir jetzt noch, leider! oft zu ſehr verändert und verſtümmelt in unſern kirchlichen Geſangbüchern haben, ſtammen aus dieſer Zeit*). Wenn es uns für dießmal nicht vergönnt ſein kann, in eine genauere Charakteriſtik dieſer Männer und ihrer Dichtweiſe einzugehen, ſo dürfen wir dagegen doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unſre reformirte Kirche in dieſer Beziehung weit hinter der lutheriſchen Schweſterkirche zurückblieb, ſo ſehr ſie ihr auch in politiſcher Hinſicht, in Beziehung auf Kirchenverfaſſung und Kirchenordnung voraneilte. Schon urſprünglich war man in der zwingliſch reformirten Kirche mit Abſchaffung alles Poetiſchen und Symboliſchen zu weit gegangen; das Extrem dieſer Richtung erſchien aber in dem ſpätern Puritanismus, der alles abſichtlich entfernte, was den Schönheitsſinn anſpricht, und einſeitig nur den ſtarren Buchſtaben der Lehre feſthielt. — Eine eigene Erſcheinung iſt es übrigens, wie in den Einrichtungen der reformirten Kirche ſo manches Altteſtamentliche ſich feſtſetzte, das mehr, als man glauben ſollte, auf den Charakter und die Haltung dieſer Kirche gewirkt hat. Dieß zeigt ſich uns auch bei der Einführung der Pſalmen in den reformirten Gottesdienſt. Während der Quell der religiöſen Begeiſterung in der lutheriſchen Kirche in eignen Dichtungen ſprudelnd ſich ergoß, wurde die Erinnerung an den Glanz der davidiſchen Herrſchaft und die Zeiten der israelitiſchen Theokratie in den Gemüthern der Reformirten belebt durch die Uebertragung der hebräiſchen Nationalgeſänge in die Mutterſprache. Es geſchah dieß nicht ohne Bedeutung mitten unter den Kämpfen, welche die reformirte Kirche in Frankreich zu beſtehen hatte. Clement

*) Nicolaus Decius, Nicolaus Selnekker, Johann Schneeſing, Erasmus Alber, Nicolaus Hermann, Philipp Nicolai, Bartholomäus Ringwaldt haben uns ſchöne, kräftige Lieder hinterlaſſen, und an ſie haben ſich, zum Theil noch unſrer Periode angehörend, Johann Riſt, Simon Dach, Andreas Gryphius, Martin Rinckhardt, Paul Flemming und Paul Gerhard angeſchloſſen.

Marot*), ein Hofbeamter Franz I. von Frankreich, genoß den Ruf eines großen Dichters. Nachdem er erst einige ziemlich leichtfertige Lieder weltlichen Inhalts gedichtet hatte, ließ er sich durch den gelehrten Vatablus bewegen, die hebräischen Psalmen in französische Verse zu übertragen; diese französischen Psalmen gefielen so sehr, daß sie sogar zur Mode wurden. Da noch keine besondern geistlichen Melodien für sie vorhanden waren, so legte man ihnen weltliche Tonweisen unter, und König Heinrich II. sang daher den Psalm: „Wie der Hirsch nach einem Wasserquell" auf die Melodie eines Jägerliedes. Bald aber fanden sich auch die Noten zum Texte. Claude Goudimel**), geb. 1520 in Besançon, war, nachdem er unter verschiednen Päpsten als Capell- und Sangmeister angestellt war, zu den Reformirten übergetreten. Er galt für einen der größten Tonsetzer seiner Zeit, und seine Psalmenmelodien verbreiteten sich bald durch die ganze reformirte Kirche. Goudimel selbst ward ein Opfer der Bartholomäusnacht. — So lange die Psalmen der streitenden Kirche der Reformirten als ihre Kriegs- und Siegeslieder, als ihre Klag- und Loblieder dienten, lag etwas Großes, wahrhaft Poetisches in diesem Gebrauch. Aber später verlor sich dieß gänzlich, und namentlich war es für die deutschreformirte Kirche kein Gewinn, als Ambrosius Lobwasser, der im Jahr 1585 als Professor der Rechte in Königsberg verstarb, zuerst im Jahr 1573 seine deutsch gereimten Psalmen herausgab. Lobwasser selbst war Lutheraner; aber die lutherische Kirche, die einen bessern Liederschatz sich zu sammeln bereits angefangen hatte, verschmähte, wenn auch vielleicht aus andern Gründen***), dieses wässrige Lob†) und überließ es den Reformirten, die nur

*) (Geboren 1495, gestorben 1544). Vgl. über ihn Bayle, Dictionnaire hist. und Dictionnaire de biographie universelle.

**) Vgl. Dictionnaire de biogr. universelle und Rochlitz, für Freunde der Tonkunst, Bd. 4.

***) Sie nannten sein Werk pupilla et Siren Calvinismi!

†) Wer hätte nicht an der gereimten Empfehlung schon genug?

„Lobwasser recht bin ich genannt,
Den Christgläubigen wohl bekannt,
Denn wie ein frisches Wässerlein
Erquickt den Menschen Haut und Bein,
Also bin ich ein edler Saft
Dem, der da hat kein Stärk', kein Kraft.
Ich mach', daß wer nur aus mir singt,

zu lange mit dieſer ſchlechten Reimerei vorlieb nahmen, ehe ſie ſich theilweiſe dazu bequemten, die beſſern Lieder der lutheriſchen Kirche auch bei ſich aufzunehmen.

Thun wir von da einen vergleichenden Blick auf die katholiſche Kirche, ſo zeigt ſich uns die eigene Erſcheinung, daß die ſtrenger geſinnten Päpſte an der Verweltlichung der Kirchenmuſik ebenſo vielen Anſtoß nahmen, als nur immer die Proteſtanten dran nehmen konnten, und daß ſie ſogar mit zwingliſchem Eifer drauf dachten, die Muſik gänzlich aus der Kirche zu verbannen. Aber es ſollte ihr auf beſſerm Wege geholfen werden. Um eben dieſe Zeit — um die Mitte des 16. Jahrhunderts — trat ein gewaltiger Reformator auf, Pier Luigi Paleſtrina, der zunächſt durch ſeine Meſſe, die er zu Ehren des Papſtes Marcell dichtete, ſo wie durch andere ſeiner Compoſitionen die verirrte heilige Tonkunſt wieder in die keuſchen Schranken der Ordnung zurückführte und einen neuen Geiſt der Kraft und der ſchmuckloſen Einfalt ihr einhauchte, der der Kirche wieder erſetzte, was ihr auf anderm Wege entzogen worden war. — Dieſem herrlichen Gewinn gegenüber nahm ſich die Dürftigkeit des proteſtantiſchen Kirchengeſanges wenigſtens etwas kahl und einförmig aus. Aber dieſen Mangel hätte die proteſtantiſche Kirche immerhin verſchmerzen mögen, wenn ihr dagegen eine ſalbungsvolle, erbauliche Predigtweiſe als unverkümmertes Erbtheil der Reformation geblieben wäre. Aber leider! fanden auch auf dieſem Gebiete Rückſchritte ſtatt. Während grade in der katholiſchen Kirche die Predigt wieder mehr zu Ehren kam, als früher, ſank mit der deutſchen Sprache auch die heilige Beredſamkeit in der deutſch-lutheriſchen Kirche zu einer bloßen theologiſchen Diſputirübung herab (mit Ausnahme weniger beſſern Männer, wie eines Joh. Arnd), ſo daß die Prediger, ſtatt die Lehre des Heils mit der Salbung eines Luther zu verkünden, entweder ihre Zuhörer mit dogmatiſchen Spitzfindigkeiten langweilten oder durch Verketzerung der anders Denkenden die Leidenſchaft des Pöbels erregten; zu geſchweigen der höchſt

---

Daſſelb' für Gottes Ohren klingt;
Darum kommt all', die ihr traurig ſeid
Und nehmt von mir all' Freudigkeit,
Damit ihr werdet allzugleich
Verſetzet in das Himmelreich."

geſchmackloſen, oft anſtößigen Form, deren ſie ſich bedienten. Daß damit dem heilsbegierigen Volke nicht gedient war, läßt ſich denken. Als einſt Lucas Oſiander zu Tübingen die Gemeinde mit lauter theologiſchen Zänkereien aufhielt, rannte ein barſcher Kriegsknecht mit bloßem Degen die Kanzeltreppe hinan, und ſtieg dem Prediger mit der Mahnung zu Leib: „Warum lehrſt du nicht Gottes Wort*)?“

Die Früchte dieſer Predigtweiſe führen uns auf ein ferneres Gebiet unſrer Betrachtung, auf den Einfluß der damaligen Religionsweiſen auf das Leben und die Sitten überhaupt. Wie ſehr der gegenſeitige Glaubenshaß durch die Streitigkeiten genährt wurde, das konnten wir bei der Geſchichte derſelben bereits beobachten. Ich will nur noch einige Beiſpiele anführen, um zu zeigen, wie ein übertriebener Glaubenseifer bis zur Frivolität, ja bis zur Ruchloſigkeit gehen kann in der Verſpottung andrer Religionsformen. So ſpielten die Katholiken den Proteſtanten gegenüber häufig die Freigeiſter, um dieſe zu ärgern. Ein katholiſcher Schulmeiſter in Haddington unter Maria Stuart taufte eine Katze, um die Taufe der Proteſtanten lächerlich zu machen; und ein Sänger aus der Kapelle der Königin äußerte ſich, er glaube eben ſo gut an Robin Hood, als an irgend etwas in der Bibel**). Aehnliches zeigte ſich im Streit der Lutheraner und Reformirten unter einander. Suchten doch ſelbſt lutheriſche Prediger ihren Zuhörern weis zu machen, „der reformirte Gott ſei dem Teufel ähnlicher, als dem wahrhaftigen Gott,“ und in Kurſachſen wurden Hunde und Katzen mit dem Namen „Calvin“ belegt, um die Reformirten zu ärgern***).

Die gänzliche Verſchiebung des richtigen Verhältniſſes vom Glauben und den Werken trug nicht wenig dazu bei, eine falſche Sicherheit hervorzubringen, wie ſie uns Andreä in der Chriſtenburg trefflich geſchildert hat. Viele Geiſtliche ſelbſt begnügten ſich damit, eifrige Zionswächter zu ſein in Beziehung auf die Lehre, ohne ſich ſonſt weiter um den Schaden Joſephs zu bekümmern. Es wurde geklagt, daß Viele mehr „des Kruges und Ackerbau's warteten,“ als

*) Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie Theil II. Buch 17. Capitel 6. §. 8.
**) Raumers Beiträge I. S. 56.
***) Menzel VI. Seite 87.

der Gemeinde*). Und ſo nahmen denn auch bei den Laien wieder manche Laſter überhand unter dem Deckmantel der äußern Rechtgläubigkeit; beſonders in der lutheriſchen Kirche. Die reformirte bewahrte dagegen mehr den Ernſt einer ſtrengen Sittenzucht, um welche ſie ſelbſt von den beſſer geſinnten Lutheranern beneidet wurde; namentlich zeigte ſich dieß in den Zeiten der Verfolgung. Wer erinnert ſich nicht an die Demüthigung, die ſich Heinrich IV. im Angeſichte des Heeres vor der Schlacht von Coutras mußte gefallen laſſen**)! Bei den engliſchen Puritanern und auch anderwärts artete indeſſen dieſe Sittenzucht in einen ſchroffen Rigorismus aus, der auch an unſchuldigen Vergnügungen Anſtoß nahm, während die lutheriſche Kirche hierin eine größere Lebensfreudigkeit mit der katholiſchen gemein hatte. Aber auch in der reformirten Kirche war die größere Strenge oft nur eine todte Geſetzlichkeit, während die Geſinnung der Einzelnen ſelbſt nicht immer dem Ernſte entſprach, der in dem ſtarren Buchſtaben bewahrt wurde. Man leſe z. B. das von Graf herausgegebene Tagebuch unſers Baſelſchen Landsmanns, Doctor Wolfgang Meyer, als er die Synode von Dordrecht beſuchte, und man wird ſich wundern über die froſtigen Späße, an welchen damals die geiſtlichen Herrn Gefallen fanden, und über das Wohlbehagen, mit dem ſie von Eſſen und Trinken reden***).

Was uns überhaupt im Sittengemälde der damaligen Zeit zuerſt auffallen muß, iſt eine gewiſſe Rohheit, die ſich bei ernſten Anläſſen häufig durch Scheltworte und Dreinſchlagen, bei fröhlichen Anläſſen durch Uebermaß im Trinken kund gab. Wir finden dieß nicht nur beim gemeinen Volke, ſondern auch bei Vornehmen und Großen. Ein Buch, das merkwürdige Züge aus dem Leben der Deutſchen zur Zeit des 16. Jahrhunderts enthält, die „Begebenheiten des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm ſelbſt aufgeſetzt und herausgegeben von Büſching†),“ liefert mehr als einen Beleg dazu. So wird uns da erzählt††), wie J. F. G. der Herzog Heinrich von Liegnitz (bei welchem Schwei-

*) Barthol. Ringwaldt Vorr. zu den Evangelien.
**) Siehe Vorleſung 5. S. 105.
***) Graf, Beitr. zur Syn. von Dordrecht, beſonders S. 31. 36. 40.
†) Breslau 1820. 2 Bde.
††) Bd. I. S. 124.

nichen als Kammerjunker ſtand) in einem Wortwechſel der Herzogin in Gegenwart des Junkers „eine gute Maulſchelle" gegeben, „davon die Fürſtin auch taumelte," und als der Kammerjunker die Herzogin beim Arm faßte, um „ſie in ihre Kammer zu ſalviren," lief der Herzog nach „um ſie beſſer zu ſchlagen." Der Kammerjunker aber ſchlug die Thür zu, „daß J. F. G. nicht hernachkonnten." Dieſer aber befahl ihm, „er ſoll ihn ungehofmeiſtert laſſen, es ſei ſein Weib, er könne mit ihr machen, was er wolle." Derſelbe Fürſt trieb es auch endlich in der Liederlichkeit und im Schuldenmachen ſo weit, daß er abgeſetzt werden mußte. Der genannte Junker, Hans von Schweinichen, war bei ihm in einer guten Lehre, namentlich was das Trinken betraf. Faſt auf jeder Seite des gemüthlich geſchriebenen Buches kommt die Anmerkung „von einem guten Rauſch," den er ſich getrunken, und dieß ſchien ſich ſo vollkommen mit der ſonſtigen Frömmigkeit des Junkers zu vertragen, daß er in demſelben Athemzuge wieder ganz erbaulich von Gottes Gnade ſpricht, die ihn in ſeinem Leben ſo wunderbar behütet habe*). — Das Uebermaß im Trinken ſchien überhaupt bei der Mehrzahl der damaligen Deutſchen zur Nationalehre zu gehören, ohne daß an etwas Böſes dabei gedacht worden wäre, weßhalb denn auch der Dichter Bartholomäus Ringwaldt klagt:

„Ach, wenn die deutſchen Knecht' und Herrn
Nicht leider! ſo verſoffen wär'n,
So wär' kein ſchöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron**)."

Doch auch Jacob I. von England ſtand darin den Deutſchen nicht nach. Bei einem Feſte, das er einſt den Geſandten von Dänemark und Braunſchweig gab, betrank er ſich dergeſtalt, daß er unter den Tiſch fiel***). Aber zur Ehre des beſſern proteſtantiſchen Geiſtes muß bemerkt werden, daß der König durch eben dieſes Betragen allgemeinen Anſtoß bei den ſtrenger geſinnten Reformirten gab. Auch dürfen wir, wenn vom Verderben der Höfe geredet wird, nicht vergeſſen, daß die katholiſchen Höfe im

*) Vgl. z. B. S. 219. und mehre andere Stellen.
**) Siehe Hoffmann von Fallersleben, Barth. Ringwaldt S. 17. wo noch manches hieher Gehörige zu vergleichen.
***) Raumers Briefe aus Paris II. S. 253. und (noch viel ärger) S. 317. Ueberhaupt enthält dieſer Band vieles Wichtige zur Sittengeſchichte.

Ganzen die verdorbenern waren. Man denke nur an die Zeiten Karls IX. und Heinrichs III. von Frankreich.

Wenn man unsere Zeiten häufig eines übertriebenen Luxus beschuldigt, so war doch der Luxus jener Zeit weit größer und zugleich unverständiger. Es war oft mehr auf die Verschwendung selbst abgesehen, als auf den Genuß. Besonders spielten auch hier Essen und Trinken eine große Rolle. Dasselbe, das wir bei den Fürsten gesehen, wiederholte sich auch beim hohen und niedern Adel und im bürgerlichen Leben bei Hochzeiten, Taufen und Leichenschmäusen, so daß die Einfachheit der Sitten, welche der Protestantismus befördern wollte, nicht überall den Sieg erhielt, der ihr zugedacht war. Zwar ließ es die protestantische und vor allem die reformirte Kirche nicht an erneuerten Reformationsedicten fehlen, in welchen der Unmäßigkeit gesteuert werden sollte *); aber die allgemeine Unsitte war mächtiger, als die Mahnung und das Verbot. So erzählt uns, um nur Einiges anzuführen, der genannte Ritter Hans von Schweinichen von der Taufe eines seiner Kinder, die acht Tage lang gewährt habe, und worüber draufgegangen ein guter Ochse, zwei Schweine, fünf Kälber, fünf Spanferkel, dreißig Hühner, neun Hasen, drei Eimer Wein und noch viel andres. Die Taufe kostete 103 Thaler **). Das alles war aber noch nichts gegen die Verschwendung auf der Hochzeit eines böhmischen Edelmanns ***), auf welcher, um nur einiges aus dem weitläufigen Küchenzettel anzuführen, 113 ganze Hirsche, 98 wilde Schweine, 162 Rehe, 2292 Hasen und ebenso zu vielen Tausenden von Geflügel, 5 Tonnen Austern, eine Unzahl von Fischen und Pasteten verzehrt und dazu über 6000 Eimer verschiedner

*) So heißt es in einer Policeiordnung von Münden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische sein, auf jeden Tisch 10 Personen gerechnet; bei einer kleinern nicht über 14 Tische, und das Essen sollte nicht über 3 Stunden dauern. — Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, nicht länger als Mittags bis ½2, und Abends bis 11 Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagsessens ward nämlich damals auch an den größten Tafeln um 11, und der der Abendmahlzeit um 5 Uhr gemacht. Siehe Beckers Weltgeschichte (4. Aufl.) Bd. VI. S. 368.

**) Bd. II. S. 182.

***) Herrn Wilhelms von Rosenberg mit einer Pfalzgräfin von Platten, zu Krommenau in Böhmen, siehe Schweinichen a. a. O. I. S. 319 ff. und Becker VI. S. 366, wo die Angaben etwas verschieden sind.

Weine neben einer Menge von ſtarkem Bier getrunken wurden. Die Hochzeit koſtete 100,000 Rthlr. Unter den bürgerlichen Perſonen waren es beſonders die Fugger in Augsburg, welche es den Fürſten nachzuthun ſtrebten. Bei einer Mahlzeit, welche Marx Fugger dem gedachten Herzog von Liegnitz zu Ehren gab, wurde der Wein zum Nachtiſch in einem großen Schiff von venetianiſchem Glaſe ſervirt, das aber der Junker von Schweinichen, der aufwarten ſollte, leider fallen ließ, weil er mit den Schuhen auf dem glatten Marmorboden ausglitt*). — Auch die Kleiderpracht gab fortwährend vielen Anſtoß, die Seidenſtoffe nahmen mehr und mehr überhand. Königin Eliſabeth von England trug die erſten ſeidnen Strümpfe; dreißig Jahre nachher waren ſie keine Seltenheit mehr**).

Wir ſind unvermerkt aus den Betrachtungen über die Rohheit des Zeitalters in die Verfeinerung der Genüſſe gekommen. Allein die Grenzen von beidem liegen nicht ſo weit auseinander. Auch die Verfeinerung des Genuſſes, wenn ſie beim Sinnlichen ſtehen bleibt, iſt Rohheit und deutet auf ein unklares Streben nach einem beſſern Zuſtande ohne Kenntniß der wahren Güter, nach denen der Menſch auch in ſeinen irdiſchen Verhältniſſen zu ſtreben hat. Wenn indeſſen die Verfeinerung der Genüſſe auch abhängt von einer größern Thätigkeit in der Bewältigung der Natur, ſo läßt ſich dieſem Streben auch eine ſittliche Seite abgewinnen. Es iſt eine nicht unwichtige Bemerkung, daß die Reformirten hauptſächlich die Induſtrie emporgebracht haben, mehr als die Katholiken und die Lutheraner. Es hing dieß wohl auch mit der früher erwähnten größern politiſchen Regſamkeit der Calviniſten zuſammen. Der große Welthandel nahm durch die Freiwerdung der Niederlande und durch Englands wachſende Macht einen Gang, der auf Deutſchlands Unternehmungen nachtheilig zu-

*) Schweinichen I. S. 158.; vergleiche auch die Anekdote bei Becker VI. S. 367.

**) Man ſah dergleichen an deutſchen Amtmannsfrauen. „An einem Manne aber fand man im 16. Jahrhundert noch einen ſeidnen Strumpf ſo luxuriös, daß der Markgraf Johann von Brandenburg († 1571) ſeinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentag in ſeidnen Strümpfen zu ihm kam, verweiſend entgegenrief: Ei, ei, Berthold, ich habe auch ſeidene Strümpfe, aber ich trage ſie nur Sonntags und Feſttags.“ Becker a. a. O. VI. S. 369. 370.

rückwirkte, ſo daß man im letztern Lande fortwährende Klagen über Stockung der Geſchäfte vernahm *). Durch die größere Maſſe des Goldes und Silbers, welche ſeit der Entdeckung des neuen Welttheils immer mehr in Umlauf gebracht wurde, nahm der Werth des Geldes ab, und die Preiſe der Lebensmittel und des Arbeitslohns ſtiegen beträchtlich. Dazu kam in Deutſchland die Münzverwirrung und in Folge derſelben die Falſchmünzerei (Kipper und Wipper), aus der auch manche ſonſt gar rechtgläubige Fürſten ſich kein Gewiſſen zu machen ſchienen **).

In ſolchen allgemeinen Kriſen tritt auch immer für die ſittliche Haltung des Volkes und der Einzelnen eine Zeit der Prüfung ein. Der Eigennutz ſucht das Gewiſſen gar vielfach zu beſchwichtigen, wogegen dann die Strenge der Grundſätze um ſo ſchärfer abſticht. Ich erwähne nur eines einzigen Punktes, über den damals viel geklagt wurde, des Wuchers.

Längere Zeit hielt man in der chriſtlichen Kirche das Darleihen des Geldes auf Zinſen überhaupt für Sünde, und auch jetzt noch zeigte ſich ein Schwanken der öffentlichen Grundſätze in dieſer Hinſicht. So wurde in England unter Eduard VI. das Zinſennehmen gänzlich verboten (1552), unter Eliſabeth aber das Verbot wieder aufgehoben, und bloß der Zinsfuß feſtgeſetzt, erſt auf zehn, und dann (zu Jacobs I. Zeit) auf acht vom hundert ***). Und in der That waren ſolche ſchützende Maßregeln beſſer als ein gänzliches Verbot. Gleichwohl fehlte es nicht an Eifrern für die alte Anſicht, die alles Ausleihen des Geldes auf Zinſen für Wucher und Sünde erklärten †). So bezeichneten ums Jahr 1587 einige Prediger zu Regensburg alle die, welche Geld auf Zinſen legten, als vierfache Diebe, Räuber und Mörder und erklärten öffentlich, daß ſie ſolchen keine Abſolution ertheilen, ihnen kein Abendmahl

*) Becker VI. S. 364.

**) Eine rühmliche Ausnahme machte der Landgraf Philipp von Heſſen, der es ſeinen Söhnen noch in ſeinem Teſtament einprägte, daß ſie gute Münze ſchlagen ſollten, denn ein Fürſt werde erkannt an ſeiner Münze, Reinhaltung ſeiner Straßen und Haltung ſeiner Zuſage. Becker VI. S. 364.

***) Anderſon, Geſchichte des Handels Bd. IV. S. 12.

†) Zu dieſen Strengen gehörte freilich der orthodoxe Paſtor Gregorius Richter nicht, der dem armen Verwandten Böhms den Zins von einem Thaler abdrücken wollte. S. oben S. 348.

reichen, keinen Zuſpruch auf dem Sterbebette gewähren würden. Vergebens forderte ſie der Rath zur Mäßigung dieſes Eifers auf; es folgte endlich ihre Entſetzung *). Beſonders aber wurden die Juden als Wucherer verſchrieen, und bisweilen auch dieſe Anklage mit der Beſchuldigung der Zauberei in Verbindung gebracht. Ein gräßlicher Proceß war der gegen den churbrandenburgiſchen Hofjuden Lippold, der in Berlin auf die jämmerlichſte Weiſe gefoldert und hingerichtet wurde, weil man ihn ohne allen Beweis und auf bloße Vermuthung hin beſchuldigte, den Churfürſten Joachim II., bei dem er in großen Gunſten geſtanden und unter dem er ſich allerdings auch bereichert hatte, durch zauberiſche Künſte vergiftet zu haben **).

Wir wenden den Blick ab von den ſittlichen Verkehrtheiten des Zeitalters, um ihn auch der Lichtſeite deſſelben zuzuwenden. Wenn wir ausgegangen ſind von der Unduldſamkeit und dem Glaubenshaſſe als einer weit verbreiteten Stimmung der Zeit, ſo darf uns dagegen auch nicht verborgen bleiben der große Glaubenseifer und Glaubensmuth, der ſich in den Zeiten der Verfolgung kund gab. In der reformirten Kirche iſt er am Stärkſten hervorgetreten, weßhalb dieſe Kirche auch viel reicher an Blutzeugen iſt, als die lutheriſche ***); denn auch die, welche in der lutheriſchen Kirche verfolgt wurden (wie Peucer und Crell), litten es meiſt um ihres calviniſchen Bekenntniſſes willen. Wir dürfen aber den edlern Glaubenseifer auch der katholiſchen Kirche nicht abſprechen, wie die Beiſpiele eines Borromeo, eines Franz von Sales, ſelbſt eines Loyola und Xaver uns gezeigt haben. In dieſer Kraft, alles zu opfern, auch das Leben dranzugeben für die Ueberzeugung, ſtand jene Zeit der unſrigen voran, wenn dieſe ihr auch an der feinern Bildung überlegen iſt. Mit dem Glaubenseifer, wo er ein rechter iſt und nicht ein fanatiſcher, pflegt auch der Liebeseifer, der Eifer in guten Werken ver-

*) Siehe Menzel V. S. 115. 116. Auch die frühern Reformatoren hatten hierin ſehr ſtrenge Grundſätze. Zwingli verwarf noch 1523 alles Zinſennehmen als verboten, nach 5 Moſ. 23, 19 ff. Siehe Göbel S. 185.

**) Menzel IV. S. 441 ff.

***) Darauf hat mit Recht auch Göbel aufmerkſam gemacht in ſeiner geiſtreichen Schrift über die religiöſe Eigenthümlichkeit der lutheriſchen und reformirten Kirche.

bunden zu ſein, und da tritt uns denn eine ſchöne Seite der Zeit entgegen, die Aufopferungsfähigkeit zum Wohle Anderer und die Wohlthätigkeit. Aus der katholiſchen Kirche haben wir noch unlängſt Beiſpiele angeführt*). Unter den Sectirern zeichnete ſich der Wiedertäufer David Joris durch edle Mildthätigkeit aus, und auch von andern Wiedertäufern werden rührende Züge mitgetheilt. Aber auch die rechtgläubigen Proteſtanten blieben in der Ausübung einer Tugend nicht zurück, die auch in den finſterſten Zeiten des Chriſtenthums von dem milden, himmliſchen Charakter deſſelben Zeugniß ablegte. Hatte auch der Proteſtantismus noch nicht genug Kräfte geſammelt, um ins Große zu wirken, konnte er auch noch keine Heilsboten ausſenden in andere Welttheile, noch keine Anſtalten gründen, wie das Halleſche Waiſenhaus, das einer ſpätern Zeit angehört, ſo wurde doch auch manches Gute im Stillen gepflegt und die Wohlthätigkeit in manchen Formen geübt. Valentin Andreä z. B. gründete als Superintendent in Calw das ſogenannte Färbergeſtift, welches in den bald darauf folgenden Zeiten des dreißigjährigen Krieges viele tauſend Menſchen vom Untergang rettete und auch in ſpätern Zeiten eine Anſtalt für Hülfsbedürftige blieb. Unterſtützung von Dürftigen, von Wittwen und Waiſen, von armen Studierenden, von Krüppeln und Blödſinnigen u. ſ. w. war der Zweck, worauf die Zinſen des Capitals verwandt werden ſollten**). — Ueberhaupt machte die Unbill der Zeiten, Kriege, Theuerungen, Peſtilenz, häufig beſondere Anſtrengungen der Wohlthätigkeit nothwendig. So finden wir, daß in den theuern Jahren 1586 und 1587 in der elenden Herberge zu Baſel mehr als 40,000 Menſchen geſpeiſt werden mußten***). Das that der Staat, und man möchte ſagen von Rechtswegen. Aber auch Privaten gingen mit edler Wohlthätigkeit voran. Die Frau des Antiſtes Breitinger in Zürich, Regula Thommann, die allem eignen Schmuck freiwillig entſagte und eines frommen beſcheidnen Wandels ſich befliß, ließ die armen Kinder von der Gaſſe in die warme Stube kommen und richtete eigens dazu eingerichtete lange, niedere Tiſche auf, an wel-

*) Siehe die beiden vorangehenden Vorleſungen.
**) Siehe Hoßbach in der angeführten Schrift.
***) Ochs, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel. VI. S. 305.

chen ſie die Kinder ſpeiſte. Den Kranken brachte ſie Arzneien und Latwergen, verſah ſie ſowie die armen Wöchnerinen mit Bettzeug, und ließ ihnen Speiſe reichen. Flüchtlinge, welche die verſchiednen Kriege nach der Schweiz trieben, fanden in ihrem Hauſe monat- und jahrelange Aufnahme. Sie ſorgte für Bäder, für Aerzte, für jegliche Nothdurft. „Auch hat ſie (ſetzt der Chroniſt ſchön hinzu) in Erweiſung ſolcher Wohlthaten ſich nicht irren, noch abhalten laſſen durch die Ungleichheit der Religion, ſondern den Lutheranern, Katholiken und andern Secten ſowohl, als den Unſern, doch dieſen voraus, zu erkennen gegeben, daß ſie ein wahres Kind Gottes ſei *)."

Ein liebliches Frauenbild aus den höhern Ständen, das Bild der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg in Schleſien, das noch auf der Grenze des von uns betrachteten Zeitraums ſteht, mag uns endlich dazu dienen, die Zeiten vor und zum Theil noch während des dreißigjährigen Krieges von ihrer ſchönern Seite kennen zu lernen **). Dorothea Sibylla, geb. 1590, war die Tochter des Churfürſten Johann Georg von Brandenburg und dem Herzog Johann Chriſtian von Liegnitz und Brieg im Jahr 1610 vermählt. Ihr Vater war ſtreng lutheriſch ***); aber am Hof ihrer Mutter, einer anhaltiſchen Prinzeſſin, hatte ſie gemäßigtere Grundſätze kennen gelernt, die auch mit ihrem von Natur milden Charakter ſich beſſer einigten. Schon ſie verſuchte zwiſchen den getrennten Parteien, wiewohl vergeblich, eine Union. Nicht nur an klarer religiöſer Einſicht ſtand ſie in vielen Puncten über ihrer Zeit (wie ſie denn auch dem Hexen- und Geſpenſterglauben ſich kräftig widerſetzte) †), ſondern ſie bildete auch durch ihr ganzes ſittliches, dem Wohl der Menſchheit geweihtes Betragen zu dem verdorbnen Hofleben einen wohlthuenden Contraſt. Vorzüglich er-

*) Siehe Schuler, Gallerie ſchweizeriſcher Frauen in den Alpenroſen 1837.

**) Vgl. Monatſchrift von und für Schleſien, Jahrgang 1829., woraus Menzel VI. S. 226 ff. Vieles mitgetheilt hat; doch verdienen die Auszüge in der Monatſchrift ſelbſt ſowie die vom Syndicus Koch herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin (Brieg 1830) nachgeleſen zu werden.

***) Erſt Johann Sigismund trat zur reformirten Lehre über, 1613

†) Koch, Denkwürdigkeiten S. 40—42. und Monatſchrift a. a. O. S. 785.

ſchien auch ſie auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und edler weiblicher Gemeinnützigkeit als ein rettender und ſchützender Engel. Jeder, ohne Unterſchied des Standes, erhielt täglich von Morgens 10 Uhr bis zur Zeit der Tafel Gehör bei ihr, wobei ſie alte und gebrechliche Leute aus dem Bauern- und Bürgerſtande nicht vor ſich ſtehen, ſondern niederſitzen hieß. Nicht allein aber hatte die Armuth unverwehrten Zutritt zur edlen Wohlthäterin, ſondern durch eigene Kundſchafter, die ſie in der Stadt und in den Dörfern unterhielt, ließ ſie ſich hinterbringen, was da und dort der Hülfe bedürfe. Durch Anwendung einfacher Mittel beſchämte ſie manchen der damaligen Aerzte, ſie leiſtete ſelber — und oft nicht die angenehmſten Krankenwärterdienſte *), nahm ſich beſonders der Wöchnerinen an und ſorgte für geſchickte Hebammen. Sie legte Sparkaſſen an für die Armen, ſteuerte durch freundliches Entgegenkommen dem Bettel mehr als durch Strenge, und ließ ſich vor allem die Pflege der Schulen und das Wohl der heranwachſenden Jugend angelegen ſein. Auch hier wußte ſie durch liebreiche Beimiſchung des Heitern und Ergötzlichen manches zu verſüßen. Zur Aufmunterung des Fleißes veranſtaltete ſie Schulfeſte und verſchaffte den Kindern an ihren Namenstagen (dem Dorotheen- und Sibyllentag) und bei andern Anläſſen **) manche Freude bald mit Geſchenken, bald mit ſtattlichen Aufzügen, mit Scheibeſchießen, Tanzen und Comödien, wobei ſogar nach damaliger Sitte der Hanswurſt nicht fehlen durfte ***). Durch ſolche

*) Sie brachte zuerſt das vorher faſt unbekannte äußere Hülfsmittel gegen Leibesverhärtung in Anwendung, und wenn die Verſchämtheit mancher Frauen ſich ſträubte, „hat ſie drauf gedrungen und geboten,“ zuweilen auch ſelber verrichtet. Menzel S. 234.

**) So am Sonntag Lätare, am Michaelistag und am Silveſter.

***) „Und war der Pritſchemeiſter Hans der luſtige Diener Kilianus Bruſtfleck, ſo den Kindern viel zu lachen gab.“ Wir erlauben uns hiebei noch eine Bemerkung, die verſchiedene ſittliche Praxis in der lutheriſchen und reformirten Kirche betreffend. Daß die größere Strenge rückſichtlich der weltlichen Vergnügungen (des Tanzes, Schauſpiels u. ſ. w.) auf Seiten der Reformirten war, hat auch Göbel (die religiöſe Eigenthümlichkeit der lutheriſchen und der reformirten Kirche) richtig bemerkt. Allein ſo ſehr dieſe Strenge auf der einen Seite der reformirten Kirche zum Lob gereicht, ſo hing die Verdammung auch der harmloſeſten Volksfreuden und einer ehrbaren Luſtigkeit mit dem ſchon anderwärts von mir gerügten Mangel an poetiſch gemüthlichem Sinn zuſammen, der ſchon in Calvins Perſönlichkeit bemerkt werden kann und im Puritanismus vollendet ſeinen höchſten Grad erreichte. (Vgl. Vorleſungen über Re-

Dinge machte sich Dorothea Sibylla bei Alt und Jung beliebt. Sie hieß auch nur die liebe Dorel, und als einst bei Anlaß eines Schulfestes ein kleines Mädchen sie mit diesem Namen anredete und der Vater sich deßhalb entschuldigen zu müssen glaubte, sah sie zum Himmel auf und sprach mit gefalteten Händen: „Gott sei gelobt für solchen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln.“ Der Herzog aber, der dabei stand, fiel ihr um den Hals und sprach: „Fort mit dem Titel: Fürstliche Gemahl, ich will dich fortan nicht anders, als liebe Dorel nennen *).“ „Und war eine große Bewegung (setzt der Augenzeuge hinzu) bei den umstehen-

---

formation Bd. II. S. 278. 279.) Nach dem obigen Berichte des Valentin Gierth hielt es der lutherische Pastor Michael Scholz, der dem Kinderfeste beiwohnte, nicht unter seiner Würde, ein Ehrentänzchen zu wagen: „Er nahm sich die Mutter Grete (die alte Amme der Herzogin) zum Reigen, sprechend: Ein Tänzlein in Ehren thut Gott nicht wehren.“ Und es war dieß etwa kein frivoler Geistlicher. Nach seinem Tode noch gab ihm die fromme Herzogin das Zeugniß: „Das war ein rechter und gründlicher Apostel unsres Herrn und Meisters.“ (Siehe Koch, Denkwürdigkeiten S. 37.) Die Herzogin selbst, welche gleich jenem Pastor auch in ihrer religiösen und theologischen Gesinnung über den Parteien stand, hielt es hierin mit der lutherischen Praxis, und ihr gleichfalls lutherischer Biograph vereifert sich gewaltig über den Superintendent Neomenius, welcher in seiner Leichenrede von ihr gehandelt, „als ob sie sollte der Welt Lust und Freude schon in der Mutter Leibe ganz abgestorben und gleichsam eine Kopfhängerin und Tuckmäuserin gewesen sein.“ „Die gnädige Frau (fährt er fort) hat weltliche Freuden mit nichten verachtet und gemieden, sondern nur Maaß und Ziel gehalten, den Spruch gar recht wissend: Seid fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen. Mir, auch vielen aus der Bürgerschaft, so auch der fürstlichen Hofstatt ist genüglich bekannt, daß die gnädige Frau zur Fröhlichkeit alle Wege selber angespornet, auch sonderlich so sie auf eine Hochzeit oder Kindelschmaus bei Adlichen oder Unadlichen geladen gewest und es etwas still hat hergehen wollen, die Gäste zur Lust und zum Sange gereizet, auch dem jungen Volk allerlei Scherz und Pfänderspiel zu treiben angegeben, sich auch manchesmal bei solchen Wirthschaften in ein ausländisches Bauerweib oder sonst anders verputzet und der Jungfer Braut in Ueberantwortung von Kochelöffelein und anderm Zeuge eine lustige Predigt gehalten, bis in ihren letzten Jahren ihres Leibes Schwachheit, auch die gefährlichen Zeitläuften ein anderes mitgebracht, und die Frau Herzogin zur Ablegung der Weltlust und Betrachtung der letzten Dinge gezwungen und gedrängt wurde.“ Alles und jedes zu seiner Zeit und an seinem Ort. Das ist die wahre christliche Weisheit.

*) Ein schönes Gegenstück zu dem oben angeführten Herzog Heinrich von Liegnitz und der Maulschelle, womit er seine Gattin tractirte. — Auch den Titel Durchlaucht verschmähte sie, indem es bei manchen Herrschaften gar übel aussehen würde, wenn sie durchsichtig wären.

den Herrſchaften; ich aber habe abſeiten gehen müſſen, dieweil ich mich vor Thränen gar nicht laſſen mochte über eine ſolche fromme Frau.“ Dieſer Augenzeuge, ein ſchlichter Rothgerber jener Zeit, Valentin Gierth, hat uns ein Tagebuch hinterlaſſen, in dem noch viele ſchöne und erhebende Züge dieſer wahrhaft hochgebildeten, chriſtlich geſinnten Fürſtin ſich finden*), aus denen ich gerne noch einiges mittheilen möchte, wenn die Zeit nicht zum Schluſſe drängte. Nur noch ihres Endes möge gedacht ſein. Sie ſtarb den 19. März 1625, ehe ſie ihr 35ſtes Lebensjahr erreicht hatte. „Mein Jeſus öffnet ſeine güldnen Pforten“ — das war der Ausruf der Sterbenden. Die Thränen ihrer Unterthanen, die ihr Bahrtuch benetzten, waren, wie ihr Biograph ſagt, mit Recht „ihr fürtrefflichſter Lobſpruch**).“ Aber auch das gereicht ihr zum beſten Lobe, daß ein wackerer katholiſcher Geiſtlicher, der mit zu den Landſaſſen des Fürſtenthums Brieg gehörte, ſich an ihrem Sarge dahin ausſprach, „daß, wenn die Herrn Calviniſten einen Papſt hätten, dieſer nichts Eiligeres thun könnte, als die ſelige Frau Herzogin unter die Heiligen zu verſetzen,“ und drauf ſeinen Beichtkindern ein heiliges Vaterunſer für die abgeſchiedene Seele zu beten befahl. Es beweiſt uns aber auch dieſes und das vorige Beiſpiel, daß es auch der proteſtantiſchen Kirche nie an barmherzigen Schweſtern gefehlt hat, wenn ſie auch gleich keinen ſichtbaren Orden bildeten***).

So hätten wir denn die ſittlichen Wirkungen des Chriſtenthums in einer Zeit kennen gelernt, die freilich noch mannigfache Spuren von Rohheit an ſich trug. Wir können, wenn wir unparteiiſch ſein wollen, nicht ſagen, daß die beſſern Früchte allein und ausſchließlich auf dem Stamme des Proteſtantismus gewachſen ſeien; auch die Pflanzung der alten Kirche ſchlug hie und da in ſchöne Blüthen aus. Aber wenn wir die beiden Principien neben einander ſtellen, ſo werden wir doch finden, daß das ächte, evangeliſche Princip, wie es die Reformatoren aufſtellten, am Ende in beiden Kirchen das treibende und bewegende war. Nicht

*) Vgl. die Monatſchrift a. a. O., beſ. auch Seite 572. — 584.
**) Gierth bei Koch S. 65.
***) Uebrigens deutet der Biograph irgendwo die Abſicht der Fürſtin an, in der That einen wohlthätigen Frauenorden zu ſtiften.

der Katholicismus, ſondern auch das in ihm wieder erweckte Chriſtenthum war es, was auch dort gute Frucht brachte. Auch das Lutherthum war es nicht und der Calvinismus, wohl aber die reformatoriſch evangeliſche Geſinnung, welche dem Proteſtantismus in dieſer Zeit ſeine Bedeutung ſicherte. So viel Unklares, Unfreies und Unſchönes ſich auch (dem Princip der Reformation zuwider) innerhalb der proteſtantiſchen Kirche zeigte, ſo ging doch dieſes Princip ſelbſt nicht in ihr unter, ſondern wirkte ſogar auf die katholiſche Kirche belebend zurück. Die langen Drangſale des dreißigjährigen Krieges wurden dann in der Folge eine merkwürdige Läuterungsſchule, und neue Richtungen thaten ſich von da an auf, die wir leider! für dießmal nicht mehr in den Kreis unſrer Betrachtung ziehen können. Ob mir geſtattet ſein wird, in einem ſpätern Curſe meine Aufgabe dahin zu vollenden, daß ich die Entwicklung des Proteſtantismus bis auf unſere Zeiten durchführe, wird von Umſtänden und Verhältniſſen abhängen, die vorauszuſehn nicht in meiner Macht liegt. Ich hoffe und wünſche es.

Ehe ich jedoch für dieſen Winter von Ihnen ſcheide, erlaube ich mir noch eine Anwendung des Bisherigen auf die Gegenwart. Liegen auch gleich zwiſchen der behandelten Zeit und der unſrigen mehr als zwei Jahrhunderte, welche die Brücke bilden von dort zu uns hinüber, ſo dürfen wir doch, auch ohne dieſe Brücke ſelbſt mit unſern Schritten bereits durchmeſſen zu haben, einige vergleichende Blicke herüber und hinüber wagen aus dem 16. und 17. Jahrhundert ins 19. und aus dieſem in jenes.

Es hat ſich vielleicht manchem unter Ihnen während der verſchiedenen Vorträge die Frage aufgedrungen, welche Zeit die beſſere geweſen ſei, die damalige oder die jetzige? und ob wir ſagen können, wir hätten Fortſchritte gemacht oder Rückſchritte? — „Gottlob, daß dieſe Zeiten vorüber ſind," ſagten vielleicht die Einen — wenn ſie hörten, wie Menſchen um ihres Glaubens, ja oft um einer bloßen Glaubensanſicht willen vertrieben, eingekerkert, gefoltert und zu Tode gemartert wurden; während Andere vielleicht beklagten, daß wohl kaum mehr unter unſerm weichlichen Geſchlechte ſolche Märtyrer gefunden würden, die ſich für ihre Ueberzeugung verbrennen oder ins Elend ſchicken ließen. Wiederum mochte es uns ſehr nahe liegen, zu der fortgeſchrittenen Bildung

uns Glück zu wünſchen, wenn wir der Rohheiten gedachten, von denen ich noch heute einige Beiſpiele gegeben habe, oder wenn wir den Stand unſrer Schulen mit dem der damaligen, die Verwaltung des öffentlichen Weſens in ſo vielen Punkten mit der der frühern Zeiten verglichen. Aber Andere hat vielleicht wieder die Herzlichkeit und Innigkeit angeſprochen in ſo manchen Verhältniſſen der Menſchen zu einander im Vergleich mit der jetzigen weltbürgerlichen Großartigkeit, mit der man ſolche Verhältniſſe in unſrer Zeit gemeiniglich behandelt. Und ſo ließe ſich manches auf die eine und auf die andere Wagſchale legen, ohne daß das Gewicht der einen das der andern vollkommen niederdrückte. Ehe wir daher etwas entſcheiden können, müſſen wir über die Frage ſelbſt ins Klare kommen, was es heiße, eine Zeit ſei fortgeſchritten im Sittlichen. Denken wir uns unter einem Zeitalter eine mehr von außen, als von innen beſtimmte Maſſe, ſo wird uns auch die Sittlichkeit eines ganzen Zeitalters, wie ſie ſich dem Auge des Beobachters darſtellt, mehr als ein Naturproduct, d. h. als das Erzeugniß äußerer Einflüſſe und Verhältniſſe erſcheinen, an denen der Einzelne mehr unbewußt, als bewußt, theilnimmt; die Zeit iſt dann das Kleid, worin der Zeitgeiſt erſcheint, und ſo mag denn auch immerhin das Kleid ſeine Farbe und ſeinen Schnitt ändern mit den Jahreszeiten, d. h. hier mit den Jahrhunderten. Aber dieſer gemeinſame ſittliche Charakter einer Zeit gehört in der That noch nicht dem eigentlichen Gebiete der Sittlichkeit an, welches nur da beginnt, wo ein ſelbſtbewußtes Handeln ſtattfindet. Es wäre allerdings bequem, wenn der Einzelne in ſeiner Sittlichkeit „mit der Zeit fortſchreiten" könnte, etwa ſo wie der, der ſich auf ein Dampfſchiff ſetzt und von dieſem getragen ans Ziel gelangt. Aber ſo iſt es nicht. Jeder muß mit eignem Ruder ſteuern, mit eignen Segeln in den Hafen einlaufen. Er muß den Weg ſelber gehn, ihn an ſich erfahren, ihn in ſich ſelber durchmachen. Und da werden wir finden, daß zu allen Zeiten dieſelbe Regel gegolten hat: „Der Weg iſt ſchmal, und die Pforte iſt eng, die zum Leben führt, und Wenige ſind, die auf ihm wandeln." Dieſe Wenigen aber ſind es allein, die über die maſſenweiſe, unbewußte, mechaniſche Sittlichkeit ſich erheben, welche eine Zeit gleichſam von ſelbſt ſchon mit ſich bringt; ſie ſind es, die dem ſitt-

lichen Geiſte wieder einen neuen Schwung geben und die Zeit wahrhaft vorwärts bringen, der eine in dieſem, der andere in jenem Stücke. Sie ſind daher auch die reformatoriſchen Geiſter, gleichviel, ob ſie in der katholiſchen oder in der proteſtantiſchen Kirche oder auch wohl gar in einer Secte ihre Wurzel anſetzen. Nur daß die Wurzel ſelbſt geſund ſei. Die Wurzel des Lebens, das Princip der ächten Sittlichkeit und ſomit auch der ächten Reformation iſt zu allen Zeiten daſſelbe, und zwar läßt dieſes Princip ſelbſt keinen Fortſchritt, keine Mehrung und Verbeſſerung in ſich zu, ſondern nur eine immer beſſere, vollkommnere Anwendung von Seiten des Willens und eine immer klarere und reinere Auffaſſung von Seiten des Verſtandes. Die Gunſt der Verhältniſſe kann die Herrſchaft des Guten erleichtern, aber ſie nie erſetzen, wo ſie nicht von innen kommt. Das Heil der Welt iſt einmal erſchienen, Chriſtus einmal geoffenbaret im Fleiſch, und wir ſollen hinfort keines andern warten. Nur in der Art, wie die Seinen ihn aufnehmen, findet allerdings eine Verſchiedenheit ſtatt, ein Mehr und Minder; doch nicht ſo, daß wir ſagen könnten, die Geſchichte zeige uns ein ſtetiges Fortſchreiten. Es giebt auch Rückſchritte, und wenn ſchon oft bemerkt worden iſt, daß man ſich die Fortſchritte der Menſchheit nicht in grader Linie, ſondern in den vielfachen Windungen und Krümmungen einer Spirallinie zu denken habe, ſo dürfte vielleicht der zurückgelegte Zeitraum einen ſchlagenden Beweis dazu liefern. Nur der troſtloſen Anſicht dürfen wir uns nie hingeben, als ob es immer ſchlimmer würde mit der Welt. Das hieße die Kraft der Erlöſung ebenſowohl läugnen, als die entgegengeſetzte Anſicht den Schwindel des Hochmuths erzeugt. Der Strom der Geſchichte führt Gold mit ſich und Schlamm; ſuchen wir das Gold heraus, und laſſen wir den Schlamm; aber vergeſſen wir auch nicht, uns immer wieder der Quelle zuzuwenden, aus der jeder ſchöpfen kann, der ernſtlich will. Dieſe Quelle wieder eröffnet zu haben, iſt und bleibt das Hauptverdienſt der Reformation. Aus ihr quillt für alle Zeiten der Segen der Menſchheit, und nur wer durch ſie erfriſcht und geſtärkt die Hand erhebt zum Werke, tritt in die Fußtapfen der Reformatoren ein. Das hat uns auch dieſe Zeit gelehrt; das wird eine jede Zeit uns lehren. Mögen wir uns nur immer be-

lehren lassen, so wird jede Geschichte durch Gottes Segen ihre Frucht bringen. Daß auch diese geschichtlichen Vorträge, so unvollkommen auch ihre Aufgabe erreicht wurde, dennoch diese wesentliche Frucht mögen gebracht, oder daß sie wenigstens zu einem fruchtbaren Nachdenken mögen angeregt und angeleitet haben, das, verehrteste Freunde! ist mein innigster Wunsch, mit dem ich dieselben schließe, und wenn ich zugleich damit den Dank verbinde für Ihre Nachsicht und das mir bewiesene Zutrauen, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß die Macht der Ideen, die Macht des Wahren und Guten, die Gott selbst in die Geschichte, wie in jede Menschenbrust gelegt hat, weit größer sei, als der schwache Versuch des Sterblichen, der ihr zum Werkzeuge dient, und daß das, was vereinzelt ein kümmerliches Stückwerk bliebe, im Zusammenhange mit dieser geistigen Macht und getragen von ihr, auch mit einen bescheidnen Beitrag geben könne zu der höhern Vollendung, nach der wir Alle streben.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 124 444 071

BR
301
H3
v.3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.